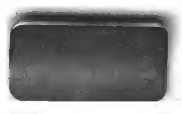
Ludwig Pietsch

Wie ich Schriftsteller geworden bin

F. Fontane & Co. Berlin





Wie ich Schriftsteller geworden bin.





Grav v Meisenbach, Riffarth & Co.

Nach einer Photographie aus dem Atelier von F. Bieber k. k. Hofphotograph

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Erinnerungen

aus den Fünfziger Jahren

von

Ludwig Pietsch.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Band.



Berlin W
F. Fontane & Co.
1898



I.

Einleitung.

Zwei Tage vor dem Antritt einer größeren Reise gehe ich zum Polizeibüreau meines Viertels und ersuche den mit derartigen Amtshandlungen betrauten Schutzmann, mir das Formular auszufüllen, das man zur Erlangung einer Paßkarte vorzulegen hat. Mein Signalement, — die Art des Wuchses, die „Haare grau, Augen blau, besondere Kennzeichen fehlen," — sieht er mir mit raschem Beobachterblick von der Gestalt und vom Gesicht ab, um es in das Formular hineinzuschreiben. Die Angaben über Alter und Stand entnimmt er einem alten vergilbten Registerbuch, das er aus seinem Repositorium hervor holt. Alle Häuser des Reviers, ihre Besitzer und die Mieter der Wohnungen darin mit sämtlichen Hausgenossen sind auf dessen Blättern verzeichnet; die Daten der Geburt und des Einzugs, das Amt, der Beruf, die Kunst, das Handwerk, womit jeder sich und die Seinigen erhält. Ich hause in derselben Mietswohnung bereits seit länger als 21 Jahren. Wie der Beamte mir den

ausgefüllten Zettel übergiebt, sehe ich hinter dem gedruckten Wort „Stand“ das Wort „Maler“ geschrieben. „Aber ich bin ja kein Maler, ich bin ja Schriftsteller.“ — „So? na hier steht aber ‚Maler‘ und dann wird's ja wohl richtig sein.“ — Gut, so mag es stehen bleiben. Ein Kern der Wahrheit ist ja auch darin. Und zu dem kann man auf Reisen, — ich habe es 1886 in Sofia gleich nach der Entführung des Fürsten Alexander erfahren! — in Lagen kommen, in denen die amtliche Bestätigung, daß man ein Maler sei, manche Ungelegenheiten erspart, denen uns der Berufstitel: „Schriftsteller“ oder „Korrespondent“ ausgesetzt haben würde.

Aus jener von 1871 datierenden Berufsangabe in dem alten Registerbuch, welcher als mein Geburtsjahr die Zahl 1824 zur Seite steht, geht es hervor, daß ich erst ziemlich spät in meinem Leben den einen Beruf mit dem andren endgültig vertauscht habe. Geschrieben neben dem Malen und Zeichnen hatte ich damals zwar schon seit manchen Jahren und hatte das Geschriebene auch längst schon in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, ja sogar in Büchern, Albums &c. gedruckt gesehen. Aber diese schriftstellerische journalistische Thätigkeit hatte mir bis dahin doch nicht als die hauptsächlichste, nicht als meine eigentliche Berufsarbeit gegolten. Ich kam mir selbst noch als ein „Wilder“, als ein Freischärler im großen Heere der deutschen Schriftsteller vor, scheute mich fast, mich offen dazu zu bekennen, ja mir selbst es einzuge-

stehen, daß ich bereits zur Klasse der „Berufsverfehler“ gehörte; wunderte mich aufrichtig darüber, wenn mein Geschreibe bei dem Publikum wie bei den Redaktionen, den Zeitungsverlegern und den kritischen Genossen vom Fach wohlwollende freundliche Aufnahme fand, und zeichnete noch immer kaum minder fleißig auf Papier, Holz und Stein nach der Natur und Illustrationen, als in den vergangenen Jahrzehnten.

Man kann bekanntlich auf sehr verschiedene Façons selig werden und auf sehr verschiedenen Wegen und Umwegen zur Ausübung des Berufs gelangen, für welchen man eigentlich „geboren“, durch besondere geistige Anlage und Organisation eben zumeist berufen und begabt war. Wohl der Mehrzahl der Dichter und Schriftsteller, deren Arbeiten ihren Namen mehr oder weniger bekannt und berühmt gemacht haben, hat, wie die Phrase lautet, „der Genius frühe schon die Stirn geküßt“. Freilich wissen wir auch, daß nicht wenige von denen, welchen in ihren Knaben- und Jünglingsjahren schon „ein Strom gedrängter Lieder sich unaufhaltsam neu gebar“, sich später zu recht mittelmäßigen stümperhaften Poeten und „Lohnschreibern“ entwickelt haben; wie ja auch aus so vielen vermeintlichen Malergenies, welche die lieben Ihrigen und die Befreundeten als Jungen schon durch ihre Kompositionen in Staunen setzten, ganz untüchtige dilettantische Künstler geworden sind. Fast immer aber ist von Jugend auf ein starker innerer Drang, eine tiefe leidenschaftliche Neigung

1*

dazu, das, was sie mit innerm Aug', mit äußerm sahen, was sie dachten und empfanden, in geschriebenen Worten wiederzugeben, der geheime Wunsch und die Hoffnung, damit der Menschen Seelen zu ergreifen und zu fesseln, vielleicht einst den „Lorbeer des Dichters oder Schriftstellers“ zu erringen, bei denen vorhanden und mächtig gewesen, welche sich in der Litteratur ihrer Zeit eine irgend hervorragende anerkannte Stellung oder auch nur die Beliebtheit bei einem bestimmten Leserkreise zu erringen vermocht haben. —

Daß auch mir, als ich bereits weit, weit über die Lebensmitte hinaus gelangt war, das letztere Glück, — nach meiner innigen Überzeugung über Verdienst und Würdigkeit, — zu teil geworden ist, dafür empfing ich seit Jahren und empfange ich jetzt im höheren Alter erst recht, so viele untrügliche Beweise, daß ich an die Thatsache wohl glauben muß. Aber ich bekenne offen, daß ich jene Träume und Wünsche in meiner Jugend nie gehegt, nie den Trieb empfunden habe, Verse zu machen, von mir Geschriebenes gedruckt zu sehen, litterarischen Ruhm zu erwerben. Auf schriftstellerische Neigungen oder Veranlagung konnte man bei mir höchstens aus den, gewöhnlich Gnade vor den Augen der Lehrer findenden, deutschen Aufsätzen, aus dem Eifer im Brief- und Tagebuchschreiben und aus dem jugendlichen Lese-Heißhunger schließen, der mich in meinen Knabenjahren bereits ganze Bibliotheken verschlingen ließ, wozu mir das elterliche

Haus die willkommne Gelegenheit und ungehemmte Freiheit gewährte.

Auch daß ich mich mit Vorliebe auf der Schule Kameraden, die mit ähnlichen Passionen behaftet waren, und mich später in meinen kunstakademischen Studienjahren weniger meinen Kollegen, als gleichaltrigen angehenden und ältern bereits „gedruckten“ und bekannten Poeten und Schriftstellern anzuschließen strebte, mag als eine Vorbedeutung für meine Zukunft oder doch als Symptom der verborgenen innersten Neigung zu solchem Beruf gelten können. Aber nie habe ich die Erfüllung der ersteren mit Bewußtsein und planmäßig angestrebt. Nur eine wunderliche Verkettung von zusammen wirkenden Umständen, — von „Schicksalsfügungen“ würden diejenigen sagen, welche sich den beneidenswerten kindlichen Glauben an die Wichtigkeit ihres Einzellebens und an das ganz persönliche Interesse eines großen Unbekannten an ihrem kleinen Wohl und Wehe bewahrt haben, — hat mich erst verhältnismäßig spät im Leben dahin geführt, daß ich schließlich „Schriftsteller geworden“ bin, meinen Polizeibeamten rektificieren mußte und so nahe dem Endziel meines Lebens, mir sage:

„Zu schreiben war auf Erden
Fast glaub' ichs mein Beruf.“

Im März 1892.

II.

Wie das so gekommen ist? Das ist eine lange, seltsame und abenteuerliche Geschichte. Ihr Beginn fällt eigentlich in den November des Jahres 1852. Aber ich greife noch etwas weiter in die Vergangenheit zurück, auf frühere Handlungen und Erlebnisse, durch welche die, von denen mein Schriftstellertum seinen Ausgang nahm, erst herbeigeführt und motiviert worden sind.

Durch das Revolutionsjahr, dessen Vorgänge mich nur zu sehr in Mitleidenschaft gezogen hatten, und durch des Vaters und gütigen Erhalters unerwarteten Tod waren meine künstlerischen Studien plötzlich unterbrochen worden. Ich hatte die mir zu diesen vergönnt gewesenen Jahre leider sehr ungenügend ausgenutzt. Dank einem zeittötenden, träumerischen zersplitternden Treiben und einem recht verkehrten Atelierunterricht durch den damals in Berlin hochgeschätzten, von Schülern überlaufenen Meister, Bildnismaler Professor Otto, war ich in meiner künstlerischen, besonders meiner kunsttechnischen, malerischen Ausbildung noch recht weit zurückgeblieben, als ich mich

gänzlich auf meine wenig geübte eigene Kraft gestellt sah, um den harten Kampf ums Dasein aufzunehmen. Natürlich erfuhr ich zunächst meist empfindliche Niederlagen darin. Außer jener Unfertigkeit trug der zum Teil vom Vater ererbte, zum Ueberfluß auch noch reichlich mit der Muttermilch eingesogene, Hang zum romantischen Idealismus, verstärkt durch einen schon seit dem ersten Jünglingsalter leidenschaftlich gepflegten Kultus Jean Pauls, viele Schuld an meiner praktischen Untüchtigkeit, die ich auf Schritt und Tritt im Leben schmerzlich zu erproben hatte. Aber andererseits entsproßte mir doch wieder zum Teil aus denselben Wurzeln die tröstliche Fähigkeit, Honig selbst aus den schlimmsten Bitternissen dieses Daseins herauszufinden und zu saugen; auch aus denen, welche ich denselben Eigenschaften und Sinnesrichtungen verdankte. So hatten sie den stärksten Anteil an einer, wie meine Verhältnisse lagen, ganz unverständigen, unverantwortlichen Handlung, an meiner, im noch lange nicht vollendeten fünf und zwanzigsten Jahr, gerade in einer Zeit der gänzlichen Mittellosigkeit geschlossenen, echt romantischen Heirat. Zu einer Zeit, da ich und mein schöner braunäugiger, schwarzlockiger, schlanker achtzehnjähriger Schatz buchstäblich nicht „ein Bettchen, ein Tischchen, einen Stuhl“ unser eigen nennen konnten. —

Wir haben nichts umsonst im Leben und werden für unsere Handlungen belohnt und bestraft durch deren Konsequenzen. Ich habe das damals gründlich an meiner

eigenen Haut erfahren! Aber trotz des kümmerlichen und beengten Daseins, der Entbehrungen härtester Art und des notgedrungenen Verzichtes auf manchen kühnen und schönen Jugendtraum, auf die höhere künstlerische Thätigkeit, auf fast allen den ehemals gewohnten Verkehr mit geistig verwandten Genossen und auf jeden gesellschaftlichen Genuß, empfand ich die Freuden, welche mir aus jenem „thörichten Schritt" erblühten, noch viel stärker, als die Leiden und Schmerzen, die er zur natürlichen Folge hatte. Mit einem aus Schauder, Lust und Rührung eigentümlich gemischten Gefühl denke ich heute noch an die Jahre 1849, 1850, 1851, 1852, jene Jahre des Elends, des Hungers, des vergeblichen Ringens, der Demütigungen, mit ihrer, durch das alles dennoch nicht zerstörten, Fülle reinen menschlichen Glückes zurück.

Wie ich mit den Meinigen diese Zeiten überstanden habe, schon allein rein physisch, körperlich überstehen konnte, erscheint mir heute kaum begreiflich. Ohne jenen romantischen Idealismus, welcher der heutigen Generation gründlich abhanden gekommen, unverständlich, ein Spott und Gelächter ist, und ohne des geliebten Weibes unverwüstliche markige frische Jugendkraft und Elasticität, seine Rassenatur seine Voraussetzungs- und Anspruchslosigkeit, Arbeitslust und -Tüchtigkeit hätten wir unrettbar zu Grunde gehen müssen.

Es ist wahr: selbst für einen Romantiker meines

Schlages bot dies Leben, das in allen Punkten von einer wohlgeordneten, gut bürgerlichen Existenz, wie sie sein soll, so gänzlich abwich, und in seiner ganzen Gestaltung es an Abenteuerlichkeit mit jeder kühnen Erfindung Tiecks oder Jean Pauls aufnahm, in dieser Hinsicht „des Guten“ das diesen Namen wenig verdient, fast zuviel. Mich hatte von jeher Ludwig Tiecks, heute wohl nur noch von Wenigen gekannte, Novelle „Des Lebens Überfluß“ ganz besonders entzückt. Nun schienen mir so manche der darin gemalten, mit so feinem raffinierten poetischen Reiz umwobenen, Situationen des weltverborgenen jungen Ehepaars, dessen gänzliche Besitz- und Mittelosigkeit von der unsrigen sogar noch übertroffen wurde, in meinem eigenen Dasein treulichst verwirklicht. Ich entsinne mich noch, daß ich einmal, wo uns jeder Spahn Holz und jeder Groschen, es zu kaufen, mangelte, um etwas Feuer zum Wasserkochen auf dem Herde machen zu können, mit dem kleinen Küchenbeil auf den Boden des Hauses ging und von den zu Tage liegenden dicken Dachbalken die erforderlichen Stücke abspaltete. Und plötzlich trat die Scene aus jener Novelle vor meine Phantasie, wo der junge Gatte in ganz ähnlicher, aus Holzmangel entstandener Notlage, dem hölzernen Treppengeländer mit der Axt zu Leibe geht, — und die ganze sorgenvolle Stimmung war mit einem Schlage in das heiterste Behagen verwandelt! —

L. Tieck macht in dieser Erzählung, — einer der erlesensten Perlen seiner Novellendichtung — von dem Recht des

Poeten Gebrauch: das Glück des romantischen zärtlichen Paares läßt er weder durch Krankheit getrübt, noch durch die normalen natürlichen Konsequenzen eines gesunden richtigen Eheglücks, die Geburt eines Kindes, unterbrochen, verschoben, zunächst beeinträchtigt und erschwert werden. Ja, er hält nach der uraltbewährten auch von unsern Neusten (siehe meines werten Freundes Philippi „die kleine Frau") noch immer nicht völlig abgeschworenen Poetensitte, sogar den reichen Onkel aus der Fremde in Reserve, der zur rechten Zeit, als die Not am höchsten ist, mit der großen wohlgespickten Börse erscheint, Alles verzeiht und allem Elend für immer ein frohes Ende bereitet. Wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn in der Komposition unserer realisierten romantischen Novelle die gleichen Kunstgriffe zur Anwendung gekommen wären. Aber der wohlsituierte liebe Freund, der einzige Mensch, in dessen Sinn, Art und Fähigkeit es gelegen hätte, bei uns die Rolle des „Onkels aus Amerika" zu spielen, saß eben damals nach der Niederwerfung des Badenschen Aufstandes, an dem er sich werkthätig beteiligt gehabt hatte, in Rastatt gefangen. Wenn der zum Tode durch Pulver und Blei Verurteilte auch begnadigt wurde, so öffneten sich für ihn die Gefängnisthore doch nur, um ihn — nach Amerika zu entlassen. Er konnte „nichts thun, als uns beklagen", da er zu schwach oder richtiger: zu arm zum Helfen geworden war.

Dafür aber war bei uns weder der schlimmste Gast

in solchen Lebenslagen wie die unsern, die Krankheit, noch der erste Sprößling ausgeblieben. Um das Maß voll zu machen, stellten sie sich ziemlich genau zur selben Zeit in unsrer Dachwohnung in der Universitätsstraße 2, ein. Und mit ihnen kam eine grimmige Januarkälte, wie wir sie selten in Berlin gehabt haben. Dabei kein dienstbares hilfeleistendes Wesen, kein Geld, kein Holz und wie damals in ganz Berlin, keine Wasserleitung in der Wohnung. Im Hof, drei oder vier Treppen tiefer, vom Brunnen mußte das, in den Krug oder Eimer gepumpte, Wasser geholt und herauf getragen werden. Dort unten am Hauklotz hatte man die, im nächsten Verkaufskeller für einige Groschen erstandenen, Holzscheite zum Gebrauch klein zu spalten, um sie dann ebenfalls zu unsrer Höhe zu schleppen. Im vollen Gebrauch meiner Glieder und durch den in der Situation liegenden Humor über das Peinliche und Unbequeme aller dieser groben häuslichen Dienste glücklich hinausgehoben, hatte ich dieselben ohne besonderen Kummer oft genug selbst verrichtet.

Aber eines Januarmorgens, — es war der fünfte nach der glücklichen Geburt unsers ersten Kindes, das vergnüglich mit vollen Zügen aus seiner natürlichen überreich spendenden Nahrungsquelle gesundes kraftvolles Leben trank, — sah ich beim Erwachen die Kerzenflamme wie durch einen roten Nebel, fühlte Kopf und Körper in Fieberhitze glühen, vermochte kein Bein zu heben, um nur aufzustehen.

Was thun?! Die junge Mutter erhob sich aus ihrem Wochenbett, stieg statt meiner, im Dunkel des eisigen Wintermorgens die Treppe hinab und besorgte alle jene Hausgeschäfte, die bis dahin ich auf mich genommen hatte, holte und trug das Wasser und das Holz ꝛc. Ich aber lag Wochen auf Wochen, beinahe zwei Monate lang, an einer Gefäßentzündung des Beins fest danieder und mein geliebtes, „jung Genoß“ that Tag für Tag das gleiche Werk und — wie viel andres noch! Und das Alles ohne je den geringsten Schaden an der Gesundheit ihres herrlich erblühten Leibes zu nehmen. Die kluge Dorothea sagt schon mit Recht von den Plagen, Schmerzen, und Sorgen der Mutter, „wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret“: „Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde.“ Aber wie viele junge Frauen wären zu finden, die jene verzwanzigfachte der meinen so zu ertragen vermöchten, wie letztere?! —

Man sieht, das Leben nahm uns recht bald schon in eine harte Schule und was es thun konnte, wir die Lust an allen Versuchen der Verwirklichung romantischer Thorheiten und Tollheiten für immer auszutreiben, das hat es damals redlich gethan. Ob aber mit vollständigem Erfolge? Ich habe Gründe wie Brombeeren, daran zu zweifeln. —

Nicht nur das eigene Privatschicksal, die stete Not und Sorge mit allen sonstigen Leiden, unter denen man

zuweilen erliegen zu müssen meinte, verdarb mir allmählich doch den Humor. Auch die öffentlichen Zustände in jenen düstern Jahren der triumphierenden Reaktion thaten das ihrige dazu. Wie hätten wir, die wir die Märztage und die nächstfolgenden Monate mit vollem Bewußtsein, mit einem, uns heut ziemlich kindlich und thöricht dünkenden, damals uns doch so wohlbegründet erscheinenden, ehrlichen, freudigen Enthusiasmus durchlebt hatten, anders als mit bitterm Schmerz und Grimm erfahren und sehen können, was wir in der trostlosen Zeit von Mitte 1849 (der Kapitulation von Világos) ab in Berlin und in ganz Deutschland sahen und erfuhren?! Hier in der Hauptstadt war Niemand vor den peinigenden Chicanen der Polizei gesichert. In der Erzeugung und Erhaltung der allgemeinen Erbitterung schien jeder ihrer Beamten zu wetteifern und die Erfüllung einer seiner ersten wichtigsten und jedenfalls den sichersten Lohn verheißenden Pflichten zu sehen. Das Tragen eines Schlapphutes als Kopfbedeckung genügte schon, um jeden Mann verdächtig zu machen. Ein harmloses rotes Band auf dem Strohhut, am Kleide oder um den Hals eines weiblichen Wesens, erhob die Trägerin zu einem des scharfen Beobachtens und Verfolgens werten Gegenstand für jeden Schutzmann. — Ich hatte einmal in den Nachmittagsstunden (im Jahre 1849) auf den Schloßplatz auf meine Frau gewartet, die eine Besorgung in dem Eckhause der Breiten Straße zu machen hatte. Ihr Aufenthalt drinnen zog

sich wohl eine Viertelstunde lang hin. Während deß ging ich längs des Schlosses auf und ab. Plötzlich sah ich mich von einem Schutzmann in dem bekannten Ton angesprochen (selbstverständlich krönte und deckte mein Lockenhaupt kein Cylinder!): Was ich hier zu suchen hätte? „Ich warte auf meine Frau.“ Das könne jeder sagen; augenblicklich mit zur Wache. Bald war eine rasch anwachsende Menschenschar um uns versammelt, und von diesem Gefolge begleitet, ging es zwischen zwei Schutzmännern über Schleusenbrücke und Werderschen Markt, die Kurstraße hinunter bis zum Spittelmarkt zum dortigen Polizei-Wachtlokal. Ich gab dem mich inquirierenden Wachtmeister meine Wohnung an und das Haus, in dem meine Frau sich befand. Aber man hielt mich wohl dreiviertel Stunden lang fest, bis die nach dort und dorthin abgeschickten Boten mit der Bestätigung der Richtigkeit meiner Aussagen zurückkehrten. Mit der herausgeschnarrten Vermahnung, nicht noch einmal so am hellen Tage auf offner Straße auf und ab zu bummeln, da man mich in solchem Fall wegen „arbeitlosen lüderlichen Umherstreichens“ unweigerlich einstecken würde, sah ich mich widerwillig entlassen. Eine angenehme Gegend, dies Berlin der Aëra Hinkeldey-Stieber-Patzke! — Wenn ich ihrer gedenke, überkommt es heute mich immer wie ein physischer Ekel. Und dann die Nachrichten von draußen in der Welt, von Idstedt, Fridericia, Bronzell, Warschau, Olmütz, der Pontonbrücke von Boitzenburg . . .!

Jetzt erst schien jenes Wort G. Herweghs wirklich Wahrheit geworden, das er etwas verfrüht schon im Frühsommer 1848 nach der Wahl des Reichsverwesers gesungen hatte: „Schließt euch, schließt euch Hoffnungsblüten, denn ihr war't zu früh erwacht, und Europa deckt noch einmal starr und kalt die alte Nacht.“ Ein finstrer Nebel schien über alle öffentlichen Zustände ausgebreitet und nirgends zeigte sich ein tröstliches Zeichen, das auf einen kommenden hellen Tag, auf ein Abschütteln des lastenden erstickenden Drucks, auf ein neues Erwachen der Volksseele hingedeutet hätte.

Doch wir hatten gerade in dieser schlimmen Zeit eine solche Last von eignen kleinen und großen Privatsorgen zu tragen, daß allmählich die Bekümmernis um den tiefen Fall des Vaterlandes und die politische Misère dagegen zurücktreten und darüber fast vergessen werden mußte. Jeder Tag brachte die große traurige Wahrheit von neuem zum Bewußtsein, welche Wilhelm Busch mit lapidarer Knappheit in den Vers zusammenfaßt: „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist manchesmal nicht unbegründet.“ Ach nein! Wie so manche Tage sind uns damals vergangen, wo alles Suchen danach vergeblich blieb, wo wir sie schlechterdings **nicht** zu finden vermochten. Der Traum, durch die Malerei etwas zu erwerben, erwies sich als gänzlich unerfüllbar. Wovon sollten allein schon die nächsten Auslagen bestritten, die Materialien beschafft werden? Wer sollte bei meiner völligen Vereinsamung,

Namenlosigkeit und Verlassenheit, darauf verfallen, bei mir ein Portrait oder ein Bild zu bestellen?! Einige Hilfe versprach und gewährte das Zeichnen. Papier, Bleistift und Kreide waren schon weniger unerschwinglich. Die Gelegenheit zu einem Erwerb dadurch bot mir zunächst weder ein Kunsthändler noch das Publikum, sondern ein Bildhauer.

In den Jahren meines Atelierstudiums hatte ich im Malen wenig mehr gelernt, als ein ziemlich ähnliches, aber recht glatt und hart behandeltes Portrait mit schweren Schatten technisch unvollkommen zustande zu bringen. Aber ich war dort wenigstens zu einem festen und sichern Zeichner nach dem lebenden Modell, und somit selbstverständlich erst recht nach unbeweglichen Gegenständen, nach Gebäuden und plastischen Werken, ausgebildet werden. Damals befand sich die Photographie noch im Kindheitsstadium ihrer Entwicklung. Es gelang ihr noch schwer, genügende Aufnahmen selbst von plastischen Werken zu machen. So war den Bildhauern zuweilen ein Künstler willkommen, der ihnen treue Zeichnungen von ihren Gipsmodellen und fertigen Marmor- und Bronzewerken zu liefern verstand. Ein Freund meines oben genannten Meisters Otto war der Bildhauer Theodor Kalide. Ich hatte ihn schon in den vierziger Jahren bei diesem und näher noch in dem merkwürdigen Kreise hochbegabter geist- und talentvoller Männer, Philosophen, Theologen, Schriftsteller, Poeten, Maler und Bildhauer,

deutscher, russischer, französischer, belgischer, schwedischer Nationalität kennen gelernt, der sich seit 1845 bis zum „tollen Jahre" während der Winter allabendlich in der Bierstube von Scheible, im Eckhause der Markgrafen- und Französischen Straße, zusammen zu finden pflegte. Unvergeßliche Abende, deren gleichen ich nie und nirgends wieder erlebt habe. Dort empfangene Eindrücke, dort gemachte Bekanntschaften haben nicht nur auf mein ganzes geistiges Leben, sondern auch auf mein Schicksal während der Folgezeit den stärksten, nachhaltigsten, bestimmendsten Einfluß geübt. Kalide war eine im wahrsten Sinne geniale Künstlernatur. Unter den Schülern Christian Rauchs eine der originellsten. Aber seine glühende Sinnlichkeit, sein Haß und Trotz gegen alle Schranken, welche die Ordnungen und Sitten der modernen bürgerlichen Gesellschaft dem freien vollen Sich-Ausleben der genialen Persönlichkeit gesetzt haben, brachten ihn um alle Möglichkeit, seine große Begabung mit gleich großem praktischen äußeren Erfolge zu bethätigen, wie z. B. sein viel talentärmerer Landsmann und Studiengenosse Kiß. Der, von Kalide, noch in Rauchs Werkstatt, aber ganz selbständig, modellierte sterbende Löwe für das Grab-Denkmal Scharnhorsts auf dem Berliner Invalidenhauskirchhof, seine prachtvollen Hirsche für die Thorpfeiler eines großherzoglich mecklenburgischen Parks, seine, an reiner, naiver, lebendiger Schönheit und Grazie der Com-

position, der Linienführung und Formengebung bei vollendeter Naturwahrheit in allen Einzelheiten unerreichte Brunnengruppe des „Knaben mit dem Schwan“, und eine dekorative Kolossalvase mit den Gestalten der huldigenden Provinzen für König Friedrich Wilhelm III., das waren damals noch ziemlich die einzigen bildhauerischen Schöpfungen dieses wunderlichen Künstlers, welche seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatten. Von einer Studienreise und längerem Aufenthalte in Italien nach Berlin zurückgekehrt, trat er im Winter 1845—46 in jenen Kreis bei Scheible ein. In seiner wilden, feurigen, überschwenglichen Begeisterung für Michelangelo, gegen dessen Kapellendecke, dessen Moses und dessen Mediceer-Grab-Denkmale alles andere in Italien Gesehene für Kalide zurücktrat, suchte er vergebens nach Worten, um dem, was er empfand, den ihm genügenden Ausdruck zu geben. Er prustete und sprudelte seine fragmentarischen Schilderungen und Interjektionen in so wunderlicher Weise heraus, daß der Effekt immer ein überwiegend komischer war, wie ehrlich auch sein Enthusiasmus und wie tief sein künstlerischer Sinn auch in das Wesen jenes Gewaltigen und seiner Gebilde eingedrungen sein mochte. Seine Erscheinung trug ihren Teil zu diesem unbeabsichtigten Eindruck bei. Auf dem Halse der unter mittelgroßen Gestalt saß ein schmaler Kopf mit glattem, braunem Haar, hoher Stirn und langer, gekrümmter, aber unten mehr rundlicher als spitzer Nase, die fast bis auf die etwas ein

gezogenen und immer wie von Mißmut, Hohn und Verachtung gekräuselten, mit einem kurzen Schnurrbart bedeckten, Lippen herabragte. Seine kleinen tiefliegenden dunklen Augen blitzten durchdringend unter den starken Brauen hervor. Wie Kiß stammte auch er aus den oberschlesischen Bergwerksdistricten. Sein Vater war Hütteninspektor in Gleiwitz. Der Sohn war für den gleichen Beruf bestimmt worden; aber sein bildnerisches Talent bethätigte sich bald so entschieden, daß er von der Berliner Gewerbe-Akademie in die Werkstatt des alten Schadow übertreten durfte, um die Bildhauerei zu studieren. Unter Rauch setzte er seine Studien fort. Der Gatte seiner Schwester, als tüchtiger Verwaltungsbeamter in Berg- und Hüttenwesen erprobt, Namens Winkler, wurde nach deren Tode, der Mann einer (ich glaube ebenfalls verwittweten) Grubenbesitzerin von enormem Reichtum in Myslowicz und dann der Vater jener vielumworbenen Erbin, welche sich im Jahre 1854 oder 55 dem Lieutenant v. Thiele aus Danzig vermählte, dem späteren Stammvater der töchter- und millionenreichen Familie v. Thiele-Winkler. Kalides ehemaliger Schwager Winkler ließ den Künstler nicht ohne Aufträge. Aber er fühlte ihm, dem unverbesserlichen Zigeuner, gegenüber immer den Stolz und die lächelnde Ueberlegenheit des praktischen Mannes von streng geregelter Lebens- und — Buchführung, von gesichertem schweren Besitz und Vermögen, der aus seinem Princip: „Euch Künstler muß man kurz halten, sonst schlagt ihr über die

2*

Stränge!" nie ein Hehl machte und sein Verhalten zu dem so ganz entgegengesetzt gearteten Schwager dadurch bestimmen ließ. Nie war er zu bewegen, der chronischen Finanznot Kalides einmal gründlich abzuhelfen. Er hätte befürchtet, ihn dadurch in seiner Kunst viel eher zu schädigen, als zu fördern. Der bittre grimmige Aerger darüber nagte und zehrte beständig an des Künstlers Seele und machte sich in jedem Gespräch mit seinen Freunden rückhaltlos in kaum minder heftigen als den gegen Rauch geschleuderten, Invectiven gegen die reichen, herzlosen Kunstbarbaren Luft. Es war viel Uebertriebenes darin. Winkler hatte ihm die Ausführung einer Modellskizze von der verwegensten Composition in Marmor und in Lebensgröße bestellt, der Gruppe der „Bacchantin auf dem Panther", welche nun seit manchen Jahren schon aus dem Besitz der Thiele-Winklerschen Familie in den der Nationalgalerie übergegangen ist. Ebenso dankte Kalide an erster Stelle ihm den großen Auftrag zur Modellierung und Herstellung des Kolossaldenkmals, welches in Gleiwitz oder Königshütte dem, um die Entwickelung der Berg- und Hütteninduſtrie Oberschlesiens so hoch verdienten, ehemaligen preußischen Ministers von Rheden errichtet werden sollte. —

Mein Verkehr, der aus jenen Scheibleschen Abenden in den Jahren 1846 und 47 und aus dem Ottoschen Atelier her datierte, mit dem, um dreiundzwanzig Jahre älteren, Künstler war seitdem wohl unterbrochen gewesen,

aber nie völlig eingeschlafen. Kalide war als echter Zigeuner gutmütig, hochherzig und half trotz eigener Bedürftigkeit, wo er helfen konnte. Aber dies Können war ein sehr beschränktes. Am Abend nach meiner Trauung hatten wir mit ihm ein Glas Bier in der, damals hinter dem nun verschwundenen Schinkelschen Thor zur neuen Wilhelmstraße gelegenen, Bierstube getrunken — unser ganzes Hochzeitmahl. Im Sommer 1850 bat er mich, für ihn eine Zeichnung nach dem, inzwischen der Vollendung schon ziemlich nahe gebrachten, Kolossalmodell der Rheden-Statue in seiner Werkstatt auszuführen. Letztere befand sich auf dem Hof des ersten Hauses an der Nordseite der Linden, Nr. 78, Ecke des Pariser Platzes. Neben dem großen Arbeitsraum lag ein kleines niedriges Zimmer, das Kalide als Wohn- und Schlafraum diente. Eine kaum glaubliche Wüstheit und Unordnung herrschte in dem halbdunkeln Raum, den ein weibliches Wesen mit Besen, Schrubber, Wedel, Wischtuch nie betreten zu haben schien. Der Bewohner aber fühlte sich dadurch nicht im Mindesten geniert. Gleichzeitig oder richtig gesagt: abwechselnd, mit der Arbeit an jenem Modell hatte er mit feurigem Eifer auch die am Hilfsmodell und dann an dem Marmorausführung der Bacchantingruppe fortgesetzt. Letztere war bestimmt, im folgenden Jahr zu der ersten großen Weltausstellung nach London gesendet zu werden, welche schon 1850 die Industriellen und Künstler aller Länder in lebhafte Erregung versetzt hatte und die

gesamte Kulturwelt mit gespannten Erwartungen erfüllte. Die von energischem, glühenden Leben durchpulste, nackte, üppigschwellende Gestalt der trunkenen Bacchantin, die sich in einer nur für den flüchtigsten Moment möglichen, Stellung, den Rücken auf dem des Panthers, wälzt, und ihn den Trank des Dionysos aus der von ihrer Hand herabhängenden Schale schlürfen läßt, war im Herbst dieses Vorjahres der Ausstellung bereits ziemlich fertig herausgearbeitet. Es war eine Lust, Kalide bei dieser Arbeit mit Hammer und Meißel zu sehen. Seine ganze Seele war dabei, die Welt um ihn herum vergessen. Kam es aber zum Gespräch, während er meißelte und ich zeichnete, so überraschte er mich immer von Neuem durch seinen naiven Tiefsinn, durch die Hoheit seiner Kunstanschauungen, durch die schöne Freiheit und Kühnheit seines Geistes, die Echtheit und Wärme seiner Begeisterung für seine künstlerischen Ideale und seine Lieblingsmeister der bildenden Künste und der Dichtung. Aber die traurige Gewohnheit, die ihm in seinen letzten Lebensjahren so üble Früchte getragen hat, sein Arbeitsfeuer auch aus der Flasche zu nähren und, wenn es am Wein mangelte, auch die mit Nordhäuser Korn gefüllte nicht zu verschmähen, hatte leider schon damals Gewalt über ihn. —

Ich zeichnete außer jener Kolossal-Statue v. Rhedens, die ich dann auch noch zu lithographieren beauftragt wurde, die Bacchantingruppe und das ältere berühmte Werk Kalide's, den „Knaben mit dem Schwan“. Die

Zeichnungen der beiden letzteren waren im Auftrag des illustrierten Londoner Ausstellungsblatts „The Expositor“ ausgeführt, welches Holzschnitte der bedeutendsten angemeldeten Kunstwerke zu veröffentlichen beabsichtigte. Während jener Zeit meines Arbeitens in Kalide's Werkstatt wurde ihr und ihm einmal die Ehre eines Besuchs des Königs mit kleinem Gefolge zu teil. Friedrich Wilhelm IV. war in ungemein gnädiger Stimmung und Laune. Trotzdem er bei seiner Kurzsichtigkeit und bei der hier vorliegenden Unmöglichkeit weiteren Abtretens von der über 10 Fuß hohen Rheden-Statue sie schlechterdings nicht als Ganzes zu überschauen vermochte, und sich ihr ganz dicht nähernd, durch das Lorgnon in seiner Hand nur die Füße und einen Theil der Unterschenkel betrachten konnte, spendete er dem Autor des Werks doch freigebig die schmeichelhafteste Anerkennung des hier von ihm Geschaffenen. Auch ich empfing davon für meine Zeichnung danach ein vollgemessen Teil. Vater Wrangel aber, welcher seinen königlichen Herrn begleitet hatte, schien sich gar nicht losreißen zu können von der Betrachtung der „Bacchantin“, über welche des Königs Urteil sich auf die Worte: „Nicht wahr, sie ist doch besoffen?“ beschränkt hatte. — „So idyllisch, so romantisch. Aeh . . . Aeh . . .“ lautete, von sehr ausdrucksvollen Handbewegungen begleitet, das des Oberbefehlshabers in den Marken. —

Die damals dem Meister dieses verwegenen Werkes erwiesene königliche Gunst ist für ihn ohne weitere Folgen

geblieben. Er war kein Mann und Künstler nach dem Herzen Friedrich Wilhelms IV. Aber auch im andern Falle wäre sein geradezu feindliches Verhältnis zu Christian Rauch, der, als höchster Ratgeber in künstlerischen Angelegenheiten, auf seinen König den mächtigsten Einfluß ausübte, immer ein unüberwindliches Hindernis der Beauftragung Kalides mit einer königlichen oder staatlichen bildhauerischen Arbeit gewesen.

Mit der Erinnerung an Th. Kalide ist unlöslich auch die an seinen Nachbarn, einen andern gemeinsamen, hilfreichen, älteren Freund aus jenen Tagen verbunden, den damaligen Universitäts-Bibliothekar, späteren Assistenten an der königlichen Bibliothek, Dr. Theodor Bruns, den Bruder des berühmten Chirurgen Professor Bruns. Jener war ursprünglich Theologe, hatte, ein geborener Schwabe, in Tübingen die Gottesgelahrtheit studiert; mit mindestens gleichem Eifer aber die Kunst der Musik und speziell die des Cellospiels. Seine Meisterschaft in dieser hat ihm später in Berlin einen wohlverdienten, weit verbreiteten künstlerischen Ruf erworben, seit er damit an die Öffentlichkeit trat und allwinterlich als Cellist in den Laub'schen Quartett-Soireen mitwirkte, welche zu ihrer Zeit denselben Rang unter den vornehmeren Konzerten Berlins einnahmen, wie später und gegenwärtig noch immer die Joachim'schen. Seiner Erscheinung blieb zeitlebens immer etwas vom schwäbischen und geistlichen Herrn anhaften. So führte er denn auch immer den

Spitznamen „der Kirchenrat". Er war breit, untersetzt, früh schon, mit Onkel Bräsig zu reden, „en beten völlig" von Gestalt. Auf kurzem Halse saß ein Kopf mit schlichtem, etwas lang getragenen, auf der linken Seite gescheitelten, hellbraunen Haar. Aus den Zügen seines bartlosen breiten Gesichtes mit dem beginnenden Doppelkinn und aus den grauen Augen, trotzdem die Brille ihr Leuchten dämpfte, sprach die ganze Güte, Feinheit und Zartheit, die stille Heiterkeit und feine Schalkhaftigkeit seiner glücklichen reinen harmonischen Natur. Schon im Klang seiner Stimme, besonders in dem eigentümlichen, gurrenden Laut, der wie ein inneres Lachen klang und sein Sprechen immer von Zeit zu Zeit unterbrach, lag etwas, das den Hörer mit einem gewissen Behagen erfüllte. Jedem wurde wohl in der Nähe des liebenswürdigen Menschen. In jenem oben erwähnten Kreise, der sich in der Scheible'schen Bierstube zusammen zu finden pflegte, war Bruns eine der wichtigsten Persönlichkeiten, der, nächst seinem Freunde Müller-Strübing, am meisten dazu beitrug, dieser Gesellschaft und diesen Abenden ihren unvergleichlichen Reiz und ihre mächtige Anziehungskraft zu geben.

„Bruns, dieser reine Dreiklang in C-dur," — so charakterisierte ihn treffend Turgenjew. Er verfügte neben seinem bescheidenen Gehalt über die Zinsen eines kleinen Vermögens, von denen er aber mehr als zu seinem eigenen Gebrauch zur Unterstützung und Aushilfe

für weniger glücklich situierte, wie für die zu einer verständigen Wirtschaftsführung unfähigeren Freunde verwendete. Seine Herzensgüte war unerschöpflich. Seine kleine Amtswohnung lag im ersten Stockwerk jenes von Schinkel erbauten Hauses, in dessen Erdgeschoß sich der Durchgang von den Linden nach der Neuen Wilhelmstraße öffnete. Der schöne große Saal mit dem breiten Balkon davor an der Lindenseite, oberhalb dieses Durchganges (dieser ganze Zwischenbau ist längst abgetragen) enthielt die Universitätsbibliothek. Westlich daran grenzten die von Bruns bewohnten Räume. In seinem Arbeitszimmer, durch dessen offene Thür man in den von den Linden und der Neuen Wilhelmstraße her durch mächtige Fenster erhellten hohen Büchersaal hineinblickte, herrschte immer eine gewisse vornehm trauliche Stimmung, die uns wohlthuend umfing, so wie man es betrat. In jenen Zeiten meiner schweren Not freilich betrat ich es nur noch selten; und dann meist mit jenem peinigenden Gefühl der Scham und Verlegenheit, das den innerlich anständigen Menschen übermannt, der durch die verzweifelte Lage dahin gebracht wird, alte Bekannte aus besseren Tagen um kleine Darlehne zu bitten, für deren Zurückzahlung in absehbarer Zeit er schlechterdings keine Garantie zu bieten vermag. Die Güte des Gewährenden nimmt solchen Minuten, in denen man die Bitte ausspricht, und den Stunden des inneren Kampfes, welche dem Entschluß zu einem solchen Schritt vorangehen, nichts von ihrer qualvollen Pein . . .

Bruns blieb zeitlebens unvermählt. Seine Schwester, die später sein Hauswesen leitete, vermählte sich dann mit dem ehemaligen Famulus Schellings, dem hagern, glutäugigen schwarzbärtigen Dr. Stock, der lange in der städtischen Verwaltung Berlins mit Auszeichnung thätig war. Eine Tochter aus dieser Ehe ist die glücklich begabte treffliche Landschaftsmalerin Fräulein Stock.

Wir hatten damals (April 1850) die Wohnung in der Universitätsstraße mit einer im Hofgebäude eines heute längst verschwundenen Hauses in der „Hirschelstraße," der heutigen Königgräßer, zwischen der Köthener und Dessauer vertauscht. Ein solcher Umzug war bald bewerkstelligt. Unser ganzer Besitz an Möbeln und sonstigem Hausrat ließ sich leichter fortschaffen als das abgebrochene Zelt eines Beduinen.

Diese Straße hatte, ebenso wie ihre, „Schulgartenstraße" genannte, Fortsetzung zwischen Potsdamer Platz und Tiergarten, nur die Hälfte der jetzigen Breite. Die Stadt- oder Accise-Mauer begrenzte sie an der Ostseite. Hinter dieser Mauer ragten die schäbigen Häuser der „Communication" auf. Der Straßendamm war roh und unregelmäßig gepflastert. Statt eines Trottoirs zog sich ein nicht einmal chaussierter tiefsandiger Fußweg zunächst der Mauer hin. Die einzige Häuserreihe auf der Westseite bestand. auf der Strecke zwischen dem armseligen kleinen alten Potsdamer Bahnhof und dem entsprechend kümmerlichen Anhaltischen, nur erst zu einem Teil aus

schlichten ziemlich niedrigen städtischen Wohngebäuden, im Stil der ältesten in der Köthener- und Dessauerstraße, zum andern aus noch ganz ländlichen, weit in die Straße vorspringenden, tief liegenden Dorfhäuschen mit hohen Dächern. Auf der Strecke südlich vom Askanischen Platz bis zum Halleschen Thor wechselten Villen, alte malerisch verfallene Gartenhäuser von willkürlich launenhafter Bauart, mit langen windschiefen Bretterzäunen und Mäuerchen, Dahinter dehnten sich hier prachtvolle große Privatgärten, dort Gemüseäcker bis zum ehemaligen weidenbeschatteten Landwehrgraben aus, der damals erst seit wenigen Jahren in den Schiffahrt-Kanal verwandelt worden war. Auf der nördlicheren Strecke, vom Askanischen Platz zur Köthener Straße hin, wurden die, auch heute noch meist erhaltenen, schönen Hintergärten im Westen durch die Hofgebäude der Bernburger Straße begrenzt. Das Fenster unseres einen Zimmers ging auf diese weite Gartenflucht hinaus. Ein Meer von grünen, im Frühling blütenbedeckten, Baumwipfeln breitete sich dort nach allen Seiten hin vor uns aus, das die sinkende Nachmittagsonne, das Laub durchdringend, in grüngoldigen Schimmer tauchte. Dieser Vorzug der kleinen Hofwohnung ließ uns ihre Enge und Dürftigkeit verschmerzen. Aber wir genossen diese nicht ungemischten Freuden nicht lange. Schon im Oktober desselben Jahres mußten wir das Quartier bereits wieder aufgeben, um es mit einem sehr viel unfreundlicheren, häßlicheren in einem Hofgebäude

der Schumannstraße zu vertauschen. Das hier verlebte Jahr vom Oktober 1850 bis Oktober 1851 und das ihm folgende Halbjahr, während dessen wir in einer noch traurigeren düsteren Hofwohnung in der Karlstraße hausten, gehören zu den schlimmsten, trostlosesten Zeiten jenes schlimmsten Abschnitts meiner Existenz. Ungesunde Wohnung, gleich ungenügende Ernährung, winterliche Erwärmung und Kleidung blieben nicht ohne verderbliche Wirkungen auf meinen, in meiner Jugend nie besonders festen Gesundheitszustand. Ähnliche Leiden, wie sie mich im Januar 1850 aufs Krankenlager geworfen hatten, wiederholten sich und vernichteten meine Arbeitsfähigkeit von Zeit zu Zeit auf viele Wochen. Die beiden einzigen Freunde, die uns noch nicht ganz verlassen hatten, (die andern wagte ich nicht mehr um ihren Beistand anzugehen oder sie hatten es längst satt, ihn mir zu leisten) Kalide und mein Landsmann und ehemaliger Ateliergenosse, der Maler Ferdinand Gregorovius — kein Verwandter seines berühmten Namensvetters, des Geschichtsschreibers der Stadt Rom —, konnten uns beim besten Willen nicht helfen. Aber Gregorovius hielt wenigstens bei uns aus und kam fast täglich zu vielstündigem Besuch. Ich hätte ihn um alles nicht entbehren mögen, und doch fühlte ich und mußte es mir selbst sagen: sein intimer Verkehr ist ein Unglück für dich. Er hegte keine Hoffnung mehr für sich, noch für uns. Ein vielbewegtes, an seltsamen Erfahrungen ungewöhnlich reiches Leben lag bereits

hinter ihm. Sein Vater war ein außerordentlich begabter phantasievoller, technisch geschickter Dekorationsmaler in Danzig, der auch auf dem Gebiet der Dioramen, der mechanischen Theater mit beweglichen Figuren, unterstützt durch drei Söhne, die Erben seines Talents, ganz originelle und merkwürdige Dinge geschaffen hatte. Ferdinand, der Älteste, geb. 1818, also fast sieben Jahre älter als ich, der Stolz und die Hoffnung der Familie, war, als seine künstlerische Ausbildung sich noch in ihren Anfängen befand, bald nach dem Beginne seine Studiums auf der Berliner Akademie, nach Polen hin zu reichen Adelsfamilien verschlagen, hatte auf Gütern und in Warschau einige Jahre als Zeichenlehrer, Architektur- und Portraitmaler gelebt und kam dann erst 1842 wieder hieher zurück, um seine so lange unterbrochen gewesenen Maler-Schulstudien wieder aufzunehmen. Aber trotz seiner schönen Begabung kam er nicht recht vorwärts. Er zersplitterte seine Kraft durch litterarische, theatralische und musikalische Passionen und steckte zugleich physisch sein Lebenslicht an beiden Enden an. Sechs Fuß hoch aufgeschossen, lang und schlank, mit feingeformtem, von seidigem, hellbraunen Haar umlockten, geistvollen Gesicht, von nervösem, leicht erregbarem Naturell, mit einem starken Hang zum Phantastischen, fehlte ihm körperlich und geistig das rechte gesunde Mark. Was er mit leidenschaftlichem Eifer ergriff, hatte ihn meist bald gelangweilt und ermüdet. Er ließ es liegen und verfiel wieder seinem

geistig angeregten Genuß- und Bummelleben, seiner Schlaffheit und Resignation. Wir hatten, seit er damals 1842 ein und ein halbes Jahr nach meiner Hieherkunft wieder nach Berlin kam, immer gute landsmännische Freundschaft gehalten; entweder auf demselben Flur oder in nahe benachbarten Häusern gewohnt und bis zu meiner Heirat stets an denselben Mittagstischen gespeist. Was ihn in der Dichtung, in der Musik, auf der Bühne zumeist begeisterte, war auch mir immer als das Höchste erschienen. Anfängliche Verschiedenheiten in unsern Anschauungen, Meinungen, Neigungen in Bezug auf die Meister und Werke der bildenden Kunst hatten sich im Lauf der Jahre ausgeglichen, indem ich mich allmählich zum Glauben an dieselben Götter, die er als die obersten verehrte, auch auf diesem Gebiet bekehrte, da mir ihre tiefere richtigere Erkenntnis aufging. Seinen Shakespeare- und Beethovenkultus, seinen Enthusiasmus für Karl Seydelmann, als den größten Meister der Menschendarstellung im Schauspiel und für Pauline Viardot-Garcia als das alles überstrahlende Genie des Gesanges — des lyrischen wie des dramatischen (und des Spiels) auf der Opernbühne, — teilte ich in vollem Maße. Welche unvergleichlichen gemeinsamen Genüsse hatten wir dieser herrlichen Künstlerin während ihres langen Berliner Aufenthalts vom September 1846 bis Juni 1847, ihrem Gastspiel an der italienischen Oper in der alten Königsstadt bis Dezember 46, sodann im Königlichen Opernhause

vom 1. Januar 1847 ab und nach ihrer Wiederkehr im Januar 1848 zu verdanken gehabt! Damals 1847 im Frühling war mir das lange ersehnte Glück geworden, zu ihr und ihrem Gatten Louis Viardot hier in persönliche Beziehung zu treten und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die in ihren, erst viele Jahre später eintretenden, Folgen für mich zu einer der wichtigsten meines ganzen Lebens werden sollte. Pauline Viardot aber gehörte zu den Künstlerinnen, welche durch das persönliche Bekanntwerden mit ihnen, durch das Beobachten ihres Seins und Lebens außerhalb der Bühne, durch den geistigen Verkehr und Austausch mit ihnen in unserer Schätzung und Verehrung nur immer wachsen, und wachsen . . . Ich habe in meinem langen Leben nicht wenige hervorragende Künstlerinnen, Frauen von mannigfacher, glänzender Begabung kennen gelernt. Aber eine, deren Geistesgestalt an die Pauline Viardorts herangereicht hätte, ist mir nicht begegnet. —

Die Wirkung dieser Frau, ihres Spiels und Gesanges und nicht zum Wenigsten auch ihrer Erscheinung, — die doch für viele, von uns deshalb leidenschaftlich gehaßte und verachtete, Männer und Frauen, als grundhäßlich galt, — war auf mich, gleich als ich sie zum ersten Mal als Amina in Bellinis Sonnambula in der Italienischen Oper sah und hörte, dieselbe übermächtige, völlig hinreißende gewesen, wie auf meinen Freund, der sie freilich schon zwei Jahre zuvor noch als Sennorita Garcia in

einem Concert, das sie hier auf der Durchreise nach Petersburg gab, gehört gehabt hatte. Dagegen war ich erst sehr allmählich dazu gelangt, den großen Künstler ganz so wie Gregorovius zu verstehen, so richtig zu würdigen und mich so wie er für ihn zu erwärmen, den er schon in den vierziger Jahren immer vor allen andern, — ähnlich wie Pauline Viardot-Garcia vor allen Frauen und Künstlerinnen, — bewunderte und verehrte, Adolf Menzel. Ich mußte zuvor von meiner Jugendbegeisterung für die Kunst des Cornelius, Schnorr von Karolsfeld, Wilhelm v. Kaulbach gründlich kuriert sein, ehe an deren Stelle auch auf meinem Hausaltar unser Menzel trat. Seitdem aber wich für mich, ebenso wie für Gregorovius, alles von deutschen Künstlern Geschaffene in den Hintergrund und Schatten zurück gegen die Holzschnitt-Illustrationen zu dem Leben Friedrichs des Großen, gegen die gelegentlich ausgestellten Zeichnungen, Öl- und Gouachebilder, gegen die Proben der damals von ihm ausgeführten, durch erstaunliche Leistungen der Holzschneidekunst facsimile vervielfältigten, Illustrationszeichnungen zur Prachtausgabe der Werke des großen Königs. Die Abdrücke der Schnitte beider Brüder Vogel, Müllers, Unzelmanns, Lütkes und der anderen Xylographen, nach diesen großen Meisterschöpfungen im winzigsten Raum und Maßstab, hingen auf den akademischen Kunstausstellungen von 1848 und 50 immer in dem schmalen Korridor neben dem langen Saal an der

Lindenseite, tief unten, dicht über dem Boden. Wenn wir Beide, um sie genau betrachten zu können, uns zuweilen fast niederknieen mußten, so war das für uns zugleich eine symbolische Handlung, welche nur unsern Empfindungen für den Zeichner entsprach. Leider nur fehlte uns Beiden, darüber mußten wir uns allmählich klar werden, um die Kunst in seinem Sinne zu betreiben, und ihm die Wege zum Olymp hinauf uns nachzuarbeiten, nicht viel weniger als alles, das genügende Talent sowie der Charakter. —

Während des Septembers 1850 erschien auf der akademischen Kunstausstellung Adolf Menzels erstes größeres Ölgemälde, das reiffste und in jeder Hinsicht vollendetste der von ihm bisher geschaffenen: „Die Tafelrunde Friedrich des Großen. Sanssouci 1750." Dies Meisterwerk seines originellen, reichen schöpferischen Geistes und seiner malerischen Kunst, mit dem er Alles neben ihm überstrahlte und siegreich aus dem Felde schlug, brachte in jene, für mich und den Freund so triste, düstre, leid- und notreiche Zeit etwas wie einen tröstlichen, belebenden, erquickenden, wärmenden, geistigen Lichtschein, dessen Wohlthat wir mit inniger Dankbarkeit gegen den uns persönlich noch gänzlich unbekannten Spender und Urheber empfanden. —

Und noch ein zweites großes künstlerisches Ereignis, das für uns noch eine ganz andere Bedeutung als nur diese seine künstlerische hatte, fiel in den Sommer, genauer in den Frühling, den Mai 1850. Pauline Viardot

kam nach Berlin, eingeladen, um in den ersten Vorstellungen des „Propheten“ von Meyerbeer, dem von der ganzen gebildeten Welt Berlins mit höchster Spannung erwarteten musikalischen Drama des, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden, Schöpfer des „Robert“ und der „Hugenotten“, die Fides zu singen, welche sie in der vorangegangenen Saison in der Großen Oper zu Paris „creiert“ und mit so ungeheuerem Erfolge gespielt hatte. Meyerbeer, der sehr wohl wußte, was er der großen Künstlerin dankte, hatte seine Bewilligung zur endlichen Aufführung, der so lange schon vergebens erharrt gewesenen, bereits von einem ganzen Geflecht von Legenden umrankten, vierten seiner großen Opern auf der Königl. Bühne seiner Vaterstadt an die Bedingung geknüpft, daß die Fides auch hier von Frau Viardot übernommen würde. Ich sehe uns noch, am Abend der ersten Aufführung in fieberhafter Erregung im Parterre des Opernhauses stehen, — dem schönen menschenwürdigen Parterre, das in einem sitzlosen, ungefähr den Platz der jetzigen Bänke 10 bis 13 einnehmenden, Raum quer durch die ganze Breite des Parkets, bestand, und noch nicht, wie später jene (neuerdings abgeschaffte) schmähliche Marterkammer unter dem bedrückenden, den Klang erstickenden, darüber aufliegenden ersten Logenraume war. Der an Mitteln armen intelligenten, kunstbegeisterten Jugend zumal, wie den reiferen Männern und Frauen in gleicher Lage, war hier, falls sie das Stehen nicht schreckte und an-

8*

focht, für ein ganz billiges Eintrittsgeld der in Bezug auf das Hören und Sehen fast meistbegünstigte Platz im Hause zugewiesen; eine wahrhaft vornehme, einem Königlichen Theater angemessene und ehrenvolle Einrichtung. — Der Eindruck der Oper (Tichatschek gab den Johann von Leyden) blieb für uns hinter den Erwartungen zurück, trotz der unleugbaren dramatischen Macht so vieler Partieen ihrer Musik; trotz des, alles damals Gewohnte weit überbietenden, Pomps der künstlerischen Ausstattung und Inscenierung, zu deren Wundern unter anderen auch die vielbestaunte und vielverspottete erste elektrische Bühnensonne gehörte, die über den Eisfeldern um das belagerte Münster aufgeht. Die Wirkung der Fides der Viardot war desto ungeteilter und gewaltiger. Aber — es „ging uns wider den Strich", sie, die damals Neunundzwanzigjährige, als alte Frau und Prophetenmutter zu sehen und zu hören. Wir dürsteten nach ihrer Norma, Adina, Amina, Rosina, Norina, Donna Anna. Und für alle diese, in unserer Phantasie unauslöschlich nachleuchtenden, durch sie früher verwirklichten Gestalten, die tragischen und die sonnig heiteren Geschöpfe der warmblütigen Italiener und des herrlichsten deutschen Meisters, bot uns Meyerbeers Fides, die einzige damals hier von ihr gegebene Rolle, keinen genügenden Ersatz. Die Erinnerungen an unsere schönen, goldnen Tage in jener ersten Berliner Viardot-Garcia-Zeit und das Gefühl des gegenwärtigen so ganz entgegengesetzten Zustandes kam hinzu, um dem Genuß

des nun von der Meisterin Gebotenen für uns ein starkes Quantum bitteren Wermuts beizumischen. Die frühere persönliche Bekanntschaft aus dem Jahre 47 mit ihr wieder anzuknüpfen, davor mußte uns schon die sehr natürliche Scheu zurückhalten, uns unserer Göttin unter so verwandelten Umständen, wie unsere damaligen, vorzustellen. So ging das kurze Fides-Gastspiel vorüber, ohne daß wir sie gesprochen, ja außerhalb der Bühne auch nur — anders als ein paar Mal gelegentlich von weitem auf der Straße, ungesehen von ihr, — von Angesicht zu Angesicht geschaut hätten. Aber der Kultus für sie verlor nichts an Glut und Innigkeit auch während der folgenden Jahre; und zu unseren heißesten Wünschen und Lieblingsträumen gehörte nach wie vor immer und immer der, noch einmal im Leben zu ihr in nähere Beziehungen zu treten, für eine längere Zeit in ihrer Nähe zu leben, ihre Stimme hören, ihr Antlitz sehen zu können. . . . . Wer mir damals gesagt hätte, in welchem alles kühnste Hoffen weit überbietenden Maße mir im späteren Leben, aber zum Glück, als es noch keineswegs zu spät war, gerade diese Wünsche erfüllt werden sollten, ich würde ihm damals bitter ins Gesicht gelacht haben.

Doch zurück zu meinem langen Freunde Gregorovius und seiner Geschichte.

Abenteuerliche, echt romantische Glücksfälle hatten ihn in den Jahren 1845, 46 und 47 anscheinend aus aller Lebensnot herausgerissen und hoch emporgetragen. Alle

äußerlichen Hindernisse seiner weiteren künstlerischen Fortbildung sah er plötzlich durch die Hände hochherziger Gönner hinweggeräumt. Die Bahn war ihm freigegeben. Er trat als Schüler, — darin eben so falsch beraten wie ich selbst und mancher andere, — in das Atelier des Professor Otto ein, in dem auch ich arbeitete, ohne mir bewußt zu sein, in welcher grundverkehrten Richtung wir geleitet wurden, in wie thörichter Weise wir da unsere Zeit vergeudeten, in welcher Selbstverblendung wir dahin lebten, immer überzeugt, die einzig wahre Kunstlehre aus der reinsten Quelle zu schöpfen. Es hat lange gedauert, bis wir unsere Täuschung und Bethörung erkannten; und da war es bereits zu spät. Aber auch unter einer richtigeren Leitung, auch unter dem besten Pariser Meister wäre mein Freund nicht mehr sehr viel weiter gekommen. Gehörte er doch zu denen, von welchen Goethe gesagt hat: „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein." Nur zu bald nach den ersten enthusiastischen Anläufen erlahmte ihm die Kraft des Willens, vielleicht auch durch die unabweisliche Erkenntnis der Unzulänglichkeit des eigenen Talents. Er sank ökonomisch auf ein tieferes Niveau, als das zurück, über welches ihn jene Schicksalsgunst vermeintlich für immer herausgehoben hatte. Kümmerlich erwarb er wieder seinen Lebensunterhalt durch Lithographieren, durch Malen von Architekturbildchen in Aquarellfarben, Arbeiten von einer oft bewundernswerten Delikatesse der

Durchführung im winzigsten Maßstabe. Nicht wenige wurden ihm vom Könige abgekauft. Andre gelang es von Zeit zu Zeit durch Vermittelung seiner alten Gönner, auch nach deren völliger Lossagung von ihm, zu verwerten. Aber diese gelegentlichen bescheidenen Einnahmen waren doch nur immer „Tropfen auf heißem Stein." Die äußerste Not und Entbehrung blieb bei ihm wie bei uns der dauernde, selten unterbrochene Normalzustand. Gleichzeitig zehrte an seinem Leben ein Lungenleiden, dem er denn auch nach langer Qual am 22. Februar 1853 erlegen ist.

Seine lange Gestalt trat ziemlich regelmäßig gegen Abend bei uns ein. War einer von uns in den Besitz von einigem Gelde gelangt, so wurde ein von meiner Frau bereitetes sehr einfaches Gericht wie ein großes Festmahl gemeinsam genossen, zu dem wir die nötigen Materialien, deren Preis freilich 50—75 Pfennige nicht übersteigen durfte, gemeinsam eingekauft hatten. Aber das waren immer nur Ausnahmsereignisse. Leidenschaftlich geführte Kunst- und Litteraturgespräche und Debatten oder gemeinsames Lesen, bei einem Glase Wasser, einer Tasse Kaffee oder Thee, einem Stück Brod und Speck, ließen uns indes auch solchen Mangel verschmerzen und vergessen. Leider nur lag auf allem, was der arme lange Freund that und sprach, immer der Druck tiefer todestrüber Schwermut, selbst in verhältnismäßig heiteren Stunden. Er verließ ihn auch draußen nicht bei unsern

gemeinsamen Ruderfahrten mit Weib und Kind auf den Wassern der Oberspree, des Teglersees und der breiten Pichelsberger Havelbuchten, nicht auf unseren Wanderungen im grünen Waldesschatten der Jungfernhaide und des Grunewaldes, noch in den traulichen, weiten, alten baumreichen Moabiter Gärten, wo wir drei uns den mitgebrachten Kaffee, wie Werther seine grünen Erbsen, selbst auf dem Küchenherde kochten. Doch ehe man dazu gelangte, hatten wir uns erst mühsam durch die tiefen Sandwege in beschwerlicher Wanderung hindurch zu arbeiten, die damals jenseits der elenden Holzbrücke am Unterbaum begannen und, statt einer festern gepflasterten oder chaussierten Straße, sich längs der kleinen Tabagieen, Hütten, Birken- und Akaziengehölze, der Pulverschuppen und unter den alten hohen Linden und Eichen des „Gutshofs" bis zu den Gärten und Wirtschaften jenes Vororts, des Sonntagsparadieses der Hökerinnen und Dienstmägde, hinzogen. —

Gewiß, unser armer Freund hatte allen Grund und alles Recht zur Schwermut. Er konnte sich kaum noch darüber täuschen, daß ihm ein früher Tod nach leidensvollen freudlosen Zeiten bevorstand. Beim Rückblick auf die hinter ihm liegenden Jahre aber mochte ihn das Bedauern, der geheime Schmerz über alle die unsinnig von ihm vergeudete Zeit und Kraft, über das verscherzte Glück und die selbst erfahrenen, wie die anderen durch ihn bereiteten, Täuschungen ergreifen und an ihm nagen. Ohne

Einwirkung auf mich, der ich nicht weniger Ursache zum Trübsinn und zur Reue, wenn auch weniger natürliches Talent zu beiden, hatte als er, konnten diese Stimmungen des nächsten Freundes und täglichen Genossen meines Daseins nicht bleiben. Meine Sorgen waren noch ernster, meine Notlage war noch schlimmer, als die seinen, und meine Kränklichkeit erschien mir kaum geringer als die, unter welcher er litt. Nichts war natürlicher, als daß er mich mehr und mehr mit seiner mutlähmenden, deprimierenden Trost- und Hoffnungslosigkeit wie mit einer verderblichen Seuche ansteckte. Zum Glück sorgte mein dagegen gänzlich gefeites, „immunes" junges schönes Weib und mein blühendes Kind dafür, daß ich mich nicht so gänzlich dieser seelischen Krankheit, dem thatlosen Verzagen hingeben konnte, wie er, der allein in der Welt dastand und nur sich selbst und seinem Willen leben konnte. —

Von Zeit zu Zeit fand sich doch hier und da ein kleiner Auftrag für mich. Zwar, wenn ich darum bitten ging, war es meist vergebens. So wagte ich mich einmal mit einer eben von mir ausgeführten großen Kreidezeichnung — sie stellte meine Frau in ganzer Figur mit dem nackten Kinde an der Brust dar, das sie glückselig lachend betrachtet, während sie es säugt, — zu Cornelius. Unter seiner Leitung wurden in jener Zeit die Wand- und Kuppelbilder in der neu erbauten Schloßkapelle gemalt. Ich wollte den, zehn Jahre früher von mir maßlos bewunderten, wie einen

Halbgott verehrten, Meister bitten, mich irgendwo und wie bei diesen Malereien oder den Cartonzeichnungen zu beschäftigen. Er wohnte in dem für ihn auf königlichem Terrain erbauten, nun längst schon durch unsern Reichstagspalast verdrängten, südlichsten der drei unter einander durch Bogengänge verbundenen Gebäude an der Ostgrenze des Königsplatzes, deren mittelstes die Galerie Raczinsky beherbergte. Ich wurde vorgelassen und fand Cornelius auf einem Gerüst stehend und mit der Kohle an dem Carton einer der symbolischen Riesengestalten zeichnend, die zu den für die Wände des Camposanto bestimmten religiösen Kompositionen gehörten und die Werke der Barmherzigkeit verkörperten. Der kleine Mann mit der scharf gekrümmten Adlernase, dem knochigen Antlitz, den tiefliegenden dunklen, durchbohrenden, strengen Augen unter der mächtigen gebuckelten Stirn, den zusammengepreßten Lippen, dem ehernen Kinn, mußte jedem, gleichviel wie man sich innerlich zu seiner Kunstweise verhalten mochte, gewaltigen Respekt einflößen. Der gleichzeitige Anblick der von ihm gezeichneten schwärzlich grauen gespenstisch übermächtigen Kolossalgestalten auf den, in dem unwirtlichen farb- und schmucklosen weiten kahlen Raum umherstehenden, riesigen Cartons vermehrte noch diese Wirkung der Persönlichkeit des Meisters. Wenn ihn auch das Unterbrochenwerden in der Arbeit momentan etwas verstimmt zu haben schien, so zeigte er sich doch, nachdem er die ihm vorgelegte Zeichnung gesehen hatte,

ziemlich freundlich und gütig. Er eröffnete mir die Aussicht auf Beschäftigung bei jenen Arbeiten in der Schloßkapelle und versprach mir lächelnd, er wolle vor allem dafür sorgen, mir „den Braten in die Küche zu liefern." Ach, wir haben von diesem Braten niemals etwas zu sehen und zu riechen bekommen. Auch jene Malereien sind vollendet worden, ohne daß ich an ihren Cartons oder an ihrer Ausführung auf den Wand- und Kuppelflächen mit zu thun berufen worden wäre. — Ein Gruppenportrait, fünf fast lebensgroße Kniefiguren der Familie meines Hauswirts für die Miete von 60 Thalern gemalt, Lithographien, was es auch immer sein mochte, — einmal waren es mehrere Tafeln voll Abbildungen uralter gänzlich ungeschmückter in Aegypten ausgegrabener Thonvasen für das große Werk von Lepsius, — Bildnisse von „Budikern" und ihren werten weiblichen Angehörigen für 20 Silbergroschen das Bildnis in zwei Kreiden, oder gegen Lieferung eines geringen Quantums Brot, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Speck, Schmalz oder Brennholz, und dann und wann eine Zeichnung für einen Bildhauer, für Kiß, für v. Prinz, nach von ihnen ausgeführten Modellen — darauf waren und blieben noch für lange Zeit meine künstlerischen Arbeiten beschränkt, mittelst deren ich doch nur eine sehr partielle Erfüllung der vierten Bitte für mich und die Meinigen zu bewerkstelligen vermochte. „Täglich" wollte sich das Brot leider durchaus nicht einstellen, und dann wieder während mancher Wochen

erschien es uns in der gar zu buchstäblich genommenen Form des — trockenen Brotes. —

Nicht selten, zumal in den Monaten vor Weihnachten gelang es meiner Frau besser, als mir selbst, dafür zu sorgen. Sie besaß, was die Franzosen die „mains de fée" nennen, welche spielend reizende kleine Wunderwerke zierlicher, duftiger, geschmackvoller Nadelarbeit schaffen konnten. Eine ganz besondere Kunst und Uebung bewies sie im Anfertigen der gesammten Ober- und Unterkleidung von Püppchen und Puppen jeder Art und Größe, denen sie dann diese bunten schmucken Trachten, Hütchen u. s. w. aufs sauberste und netteste anzupassen wußte. Meist beschränkte sie sich auf die zerbrechlichste und gefälligste Gattung, die Wachspüppchen. Die Köpfchen mit Hals und Schultern, Brust- und Rückenstück, die Aermchen und Händchen, die Beinchen vom Knie ab und Füßchen aus „fleischfarbig", zart rosig gefärbtem Wachs kaufte man damals vorzugsweise von einem Fabrikanten, einem sonderbaren Kauz, Herrn Zachäus, der sie in einmal hergestellten, nie veränderten Formen dutzendweise, von Nr. 0, der allerkleinsten Gattung, bis zu Nr. 6, ausgoß und die Gesichter mit blauen Aeuglein, blonden Haaren, roten Mündchen und Wänglein schmückte. Dieser Wachskünstler — ich glaube es war ein früherer Lehrer, — wohnte weit über den Alexanderplatz hinaus, in der Lietzmannsgasse, deren Namen eben damals durch einen unter scheußlichen Nebenumständen ausgeführten grauenhaften Dienstmädchenmord einen un-

heimlichen Klang gewonnen hatte. Waren wir im November so glücklich, zwei oder drei Thaler zur Verfügung zu haben, so wanderten wir zu Zachäus, — eine wahre Reise! — kauften ein oder zwei Dutzend Wachsköpfchen und Glieder und in verschiedenen Zeug-, Band- und Posamentierläden das zur Anfertigung der Kleidchen und Hütchen erforderliche Rohmaterial. Dazu gehörte der weiße Glanzkattun und das Seegras für die „Bälge", d. h. die kleinen Leiber, an welche jene Wachstheile anzuheften waren, der weiße Linon für Unterröckchen und -Höschen, der bunte Jakonet und die leichteste farbige Florenceseide für Kleider, Jäckchen, Schürzchen, der weiße Tüll, die schmalen farbigen Seidenbänder zu Besätzen und Garnierungen. Mancher jener Wanderungen nach der fernen Lietzmannsgasse kann ich immer nur mit einem gewissen Schauer oder körperlichen Frösteln gedenken. Oft traf es sich so, daß, wie meistens in Berlin um diese Jahreszeit, abscheuliches Schlackwetter die Straßen mit aufgelöstem Schnee bedeckt hatte. Und die selten lückenlosen Stiefelsohlen gewährten diesem eiskalten Schneematsch des Bodens nur zu ungehinderten Zutritt zu den Füßen! . . . .
Die leeren „Bälge" aus Glanzkattun waren von den Händen meiner Künstlerin in fliegender Schnelligkeit genäht. Die hohlen Leiber galt es zunächst mit Seegras fest auszustopfen. Diese Hilfsarbeit behielt ich mir gewöhnlich vor. Zuweilen übernahm auch Gregorovius einen Teil davon. Sie konnte ganz mechanisch mit den Fingern

ausgeführt werden und zog weder die Gedanken, noch die Augen von andern Gegenständen ab. Ungehindert konnte ich während dieses Bälgestopfens bei dem spärlichen Licht einer Stearinkerze oder einer trüben „Studentenlampe" meiner, während deß an den Puppenkleidchen arbeitenden Frau aus den wenigen noch geretteten eigenen oder leihweise herbeigeschafften Büchern die großen Litteraturwerke vorlesen, von denen meine Seele zumeist erfüllt und begeistert war, die ganze Ilias und Odyssee, die meisten Dramen Shakespeares aus einem zerlesenen Leihexemplar der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, deren Besitz noch aus meinen Knabenjahren stammte, Hermann und Dorothea, Washington Irving, Carlyle, Tiecks Phantasus und Novellen, Dickens' Romane, — von dem einst so heiß geliebten Jean Paul hatte ich mich bereits gänzlich und mit einer gewissen Erbitterung abgewendet. — War ein Dutzend Püppchen von jenen geschickten schlanken, mit wunderbarer Schnelligkeit arbeitenden Frauenhänden mit den selbstgefertigten lustig erfundenen Costümen bekleidet und lag bunt und sauber im flachen Spahnkorbe, so ging es an das wichtigste Geschäft. Wir wanderten mit dem zugedeckten, möglichst gegen Wind, Schnee und Regen geschützten, gefüllten Korbe zu den Kunden, den Puppen- und Spielwarenhändlern in der Friedrichs- und Königsstraße, um ihnen die zierliche kleine Ware zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich griffen sie mit beiden Händen zu. Sahen diese Kinderpüppchen doch gar zu hübsch, zu

unwiderstehlich aus. Aber die Preise, die dafür geboten wurden und angenommen werden mußten, waren darum nicht weniger erbärmlich. Der Überschuß, der Reingewinnst oder Arbeitsverdienst, der nach dem Abzug der Kosten für die notwendigen Materialien für das nächste Dutzend für meine Frau blieb, hatte wirklich kaum die auf die Herstellung verwendete Mühe und Zeit verlohnt. Am Weihnachtstage selbst, am Heiligabend, stand sogar die Abnahme durch jene Kunden überhaupt in Frage. Konnten sie doch in so später Stunde kaum noch auf Wiederkäufer rechnen. Was gab das dann für ein trauriges Wandern von Laden zu Laden, unser Kleinstes auf dem Arm, durch die vom Winterwind gefegten oder vom Regen gepeitschten, vom herabrieselnden Schnee überschütteten Straßen, in die schon der festliche Kerzenschein der Weihnachtsbäume aus so manchen Fenstern hinausstrahlte! . . . . Und aus jedem Laden wieder mit dem vollen Korbe heraus. „Nichts?" — „Nichts. Sie sagen, sie können jetzt keine mehr brauchen!" . . . . .

III.

Unser Elend erreichte so ziemlich seinen Gipfel im März 1852. Eine hartnäckige Erkrankung am rechten Bein, die mich zwar nicht völlig bettlägerig machte, hatte mich doch seit den letzten Tagen des vorigen Jahres in jeder Arbeit gestört und behindert. Endlich konnte ich meine untern Extremitäten wieder zum Gehen gebrauchen. Eines Tages, als wir völlig an der Grenze unsers Witzes angelangt waren, wo und wie wir auch nur das Allernotwendigste herbeischaffen könnten, war ich ausgegangen, um noch einen letzten Versuch zu machen. Das bestimmte Vorgefühl, daß auch er vergeblich bleiben würde, hatte mich nicht getäuscht. Nach mehreren Stunden kehrte ich mit so leeren Händen, wie ich ausgegangen war, zu unsrer Wohnung zurück. In deren Nähe, in der Karlstraße höre ich mich von einem Herrn angeredet, der mir nicht ganz unbekannt war, Dr. Max Schasler, der damals sehr ge-

fürchtete Kunstkritiker der Vossischen Zeitung und Herausgeber der Kunstzeitschrift „die Dioskuren“. Ehedem im Revolutionsjahr hatte er in Berlin eine gewisse politische Rolle als Redner in Volksversammlungen und Clubs gespielt; seit 1850 aber diese nicht ganz ungefährlich gewordene Beschäftigung wohlweislich mit der harm- und sorgenloseren des strengen Richters über die malerischen, bildhauerischen, architektonischen, zeichnerischen Thaten der Künstler vertauscht. — Er käme eben von meiner Wohnung, so sagte er; hätte mich aufgesucht, um mir eine Mitteilung und einen Antrag zu machen. Der Buchhändler Franz Duncker in der Johannisstraße beabsichtige eine große Kunstzeitung mit Holzschnittillustrationen heraus zu geben und er, Schasler, würde die Leitung übernehmen. Schon in der ersten Nummer wolle er mehrere Holzschnittbilder von interessanten hervorragenden Werken der Kunst und auch der Kunstindustrie geben, die bei uns im Allgemeinen noch so wenig gepflegt und entwickelt sei, noch so tief im Argen liege. Ihre Hebung sei einer der Hauptzwecke des neuen Unternehmens. Mich käme er zu fragen, ob ich geneigt sei, Holzzeichnungen gegen gutes Honorar nach den dafür bestimmten Werken auszuführen? Zunächst handle es sich um einige Arbeiten des Bildhauers Hermann Heidel, eines nahen Freundes Franz Dunckers: reich mit sinnigen Reliefs geschmückte Modelle zu Pokalen und Humpen. Adolf Menzel sei bereit, bei

dem Holzzeichnen mit seinem guten Rat zur Seite zu stehen. Wenn ich einverstanden sei, so möchte ich Heidel in seinem Atelier besuchen und das Nötige mit ihm verabreden. Ich könne auf ununterbrochene Beschäftigung sicher zählen. —

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, mit welchem innern, schlecht verhehlten Jubel ich meine Bereitwilligkeit, auf den Vorschlag einzugehen, erklärte. Fatal war es nur, daß mir auch nicht der kleinste Vorschuß von seiten des Bringers der beglückenden Botschaft gezahlt werden konnte. Aber wenn auch mit nicht weniger leeren Händen, so konnte ich nun doch freudestrahlend mit einer Nachricht nach Hause eilen, die alle augenblickliche, bittre Not nur noch halb so schlimm erscheinen und auch noch länger ertragen ließ.

Hermann Heidel (geb. 1810 zu Bonn, gest. 1865 zu Stuttgart) war mir nicht unbekannt. Zählte doch auch er, so gut wie Kalide, wie Bruns und wie Franz Duncker selbst, zu den Genossen jener unvergeßlichen Abendsitzungen während der Jahre 1845—1848, in der Scheible'schen Bierstube, deren ich oben gedachte. Seitdem aber hatte ich ihn fast gänzlich aus den Augen verloren; wußte jedoch daß er einer der Intimsten unter den Freunden des Duncker'schen Hauses sei, die sich um dessen Herrin, Frau Lina D. gruppierten. Diese, damals etwa siebenundzwanzigjährige Dame, sollte durch ihre originelle Natur und Geistesart bedeutende Männer von der verschiedensten

Gattung, Richtung, Berufsart gleichmäßig anzuziehen und zu fesseln, ja sich völlig sklavisch zu unterwerfen verstehen.

Heidel war unter den Bildhauern keins von den großen, mächtigen, bahnbrechenden Talenten; aber, ein feiner poetischer erfinderischer Geist von natürlich edlem und durchbildetem Geschmack, gebot er über eine reiche Gestaltungskraft, großes Wissen und solides technisches Können. Anfänglich Mediciner, hatte er im fünfundzwanzigsten Jahr das Studium der Heilkunde mit dem der Bildhauerkunst in Schwanthalers Werkstatt vertauscht. Letztere, die mehr den Namen einer Statuen- und Denkmalsfabrik als eines Künstlerateliers verdiente, war wenig geeignet zur strengeren künstlerischen Erziehung. Heidel setzte seine Studien während mehrerer Jahre in Italien fort und wandte sich, nach Deutschland zurückgekehrt, nach Berlin, wo er seit 1843 dauernd seinen Wohnsitz nahm. Er fand hier zunächst ausreichende Beschäftigung bei der Ausführung der Sandsteinstatuen für das, nach dem Brande neu erbaute, königliche Opernhaus, und die neue Schloßkuppel. Auch ein großes Sandstein-Hochrelief für das Martinstift in Erfurt, Luther die Thesen an die Thüren der Wittenberger Schloßkirche anschlagend, führte er hier aus, entwarf schöne Umrißzeichnungen zu Ovidischen Verwandlungen, zu Goethes Iphigenia und der ganzen Tantalusmythe, modellierte kleinere kunstgewerbliche Arbeiten wie jene Becher und

4*

Humpen, die für die Ausführung in Silber beziehungsweise in Thon berechnet waren und arbeitete damals eben an einem seiner schönsten Werke, der Marmorstatue der Iphigenia auf Tauris, die an den Felsen gelehnt steht, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Er war ein Künstler von, bei solchen nicht eben häufiger, klassischer Bildung; ziemlich wortkarg, ohne darum doch ungemütlich und eigentlich zugeknöpft zu sein. Mit Kunstgenossen hatte er wenig Verkehr. Seinen Umgang und seine Freunde suchte er ausschließlich unter den Gelehrten und den litterarischen jungen und reiferen Männern jenes Scheible'schen Kreises. Bei scheinbarer Trockenheit des Wesens fehlte es ihm nicht an starker Anziehungskraft. Dichtes wirres, selten gestutztes dunkelblondes Haar bedeckte sein Haupt, dessen Gesicht eine gelbbräunliche, immer wie verrostet und zerfurcht aussehende, Haut zeigte und von einem dünnen, kurzen, spärlichen, blonden Schnurr- und Vollbärtchen umschattet war. Frau Lina D. verglich — seinen Kopf ziemlich treffend mit dem einer Bronzebüste, die lange im Freien gestanden hat und die Spuren alles Regens trägt, dessen Tropfen über das Gesicht herunter geflossen sind. Das Fesselndste in diesem Kopf waren die wahrhaft vergißmeinnichtblauen Augen. Dem, mit welchem er eben sprach, wendete er fast niemals das Vollgesicht, sondern meist nur wenig mehr als das Profil, wohl aber die Augen zu, welche dabei notwendig ganz in die Ecken

geschoben werden mußten. Diese Art, den andern anzusehen, gab dem Gesicht einen ganz seltsamen Ausdruck. —

Damals arbeitete er gemeinsam mit dem Bildhauer Wilhelm Wolff, dem sogenannten „Tier-Wolff", in einem großen zweigeteilten Werkstattraum, in dem weiten schönen Garten, hinter dem Fritze'schen Zimmerplatz in der alten Jakobstraße, gegenüber der Mündung der, zu jener Zeit noch nicht bis zur Lindenstraße durchgeführten, Ritterstraße. Auch Wilhelm Wolff (geb. 1814, gest. 1887) war ein Künstler von entschiedenen starken litterarischen Neigungen, wenn auch ohne Heidels gelehrte, akademische Bildung. Er war ursprünglich auf der Berliner Gewerbeakademie zum Bronzegießer ausgebildet worden, hatte tüchtige technische Studien in Paris gemacht, und, heimgekehrt, in Berlin eine Gießerei errichtet. Zur Bildhauerei hatte ihn besonders seine Freude an den Tieren und ihrer Nachbildung geführt. Seine Modelle von einzelnen Hunden und Hundegruppen, von Löwen, Tigern, Bären, Widdern, Hirschen, Rehen, Pferden, Kamelen, Giraffen, Rindern rc., die zum Teil, in Bronze gegossen, in den Handel kamen, hatten ihm vielen Beifall eingetragen und ihn rasch bekannt und geschätzt bei allen Kunstfreunden werden lassen. Er hatte sich übrigens durch eifriges Studium mit der menschlichen Gestalt vertraut genug gemacht, um auch ihrer Darstellung in jedem Maßstab gewachsen zu sein. Das Denkmal der

Kurfürstin Dorothea mit deren Bildnisstatue vor dem Eingangsthor des Schloßparks zu Oranienburg ist z. B. Wolffs Werk. Für unsere Gold- und Silberschmiede modellierte er viele Tier- und Menschengruppen, realistischer und symbolischer Gattung, sehr gefällig, geschickt und geschmackvoll in Wachs. Mit seiner Künstlerschaft und seinen poetisch-litterarischen Neigungen, die ihn zu einem eifrigen Mitgliede der bekannten Berliner Dichtergesellschaft, dem „Tunnel über der Spree", machten, vereinigte er einen sehr klaren, nüchternen, praktischen Verstand und strengbürgerliche Art und Tüchtigkeit, wurde Hausbesitzer und Stadtverordneter, wozu es sein Kollege Heidel nie gebracht haben würde. Die ganze Erscheinung, die große, starkknochige, aber fast hagere Gestalt, das scharf geschnittene Antlitz mit kurzem, rötlich blondem Haar und längerem Vollbart von gleicher Farbe, ließ den Künstler, der er war, kaum erkennen, viel eher einen tüchtigen Ingenieur oder Industriellen in ihm vermuten.

Von seiten beider Männer wurde mir, als ich mich bei Heidel im Auftrage Dr. Schaslers meldete, ein sehr freundlicher ermunternder Empfang zu teil. Ich durfte mich nach Belieben bei ihnen installieren und nach den Kleinkunstwerken Heidels zeichnen. In der anregenden Gesellschaft des Künstlerpaares, im lebhaften Geplauder ging die Arbeit leicht von der Hand. In den Pausen bot, während der wundervollen Frühlingstage jenes Jahres, der duftdurchströmte Garten den erquicklichsten

Aufenthalt. Jedesmal kam ich an Leib und Seele erfrischt von diesen dort bei den Beiden verbrachten Arbeitsstunden nach Hause.

Die Duncker-Schaslersche Kunstzeitung schien aus dem Stadium des ersten Planes nicht heraus gelangen zu wollen. Nicht die geringsten Anstalten sah ich dazu treffen. Aber das kümmerte mich zunächst um so weniger, als Franz Duncker die ersten Zeichnungen meiner bescheidenen Forderung gemäß honorierte und gleich noch eine größere Arbeit bestellte: eine ausgeführte Zeichnung nach H. Heidels Lutherrelief, der dann später noch der Auftrag folgte, sie auf Stein für den Druck zu reproducieren.

Um dem Atelier, in dem ich somit während des ganzen Sommers beschäftigt zu sein hoffen durfte, näher zu wohnen, hatten wir das erste beste leere Zimmer in der alten Jakobstraße gemietet, es aber als es sich doch zu unerträglich erwies für eine Familie, die inzwischen um einen zweiten Sprößling vermehrt worden war, schon nach einem Vierteljahr aufgegeben. Die Hofwohnung aus Stube, Kammer und Küche bestehend, mit welcher wir sie vertauschten, nahe dem südlichen Ende der Markgrafenstraße, in einem Neubau, erwies sich freilich sehr bald als noch verwerflicher. Ihre Feuchtigkeit verhalf mir zu einem richtigen Malariafieber, das ich in Monaten nicht los wurde.

Eingedenk der Mitteilungen Dr. Schaslers in Bezug

auf Menzels Bereitwilligkeit, mir bei den Holzzeichnungen mit Rat und That zur Seite zu stehen, faßte ich mir einmal im Mai den Mut, zu ihm zu gehen, um mir, der ich vom Holzzeichnen für den Schnitt damals noch keine Ahnung hatte, von dem größten Meister dieser Kunsttechnik ein kräftig Wörtlein über sie sagen zu lassen. Es gingen damals bei den Künstlern ganz allgemein geglaubte Gerüchte und Sagen von der gänzlichen Unzugänglichkeit und Herbigkeit des verehrten Mannes um. Die Scheu, mit der ich, als wildfremder, namenloser gleichgültiger Mensch, mich ihm näherte, war sehr natürlich und begreiflich. Seine Wohnung, in der er mit seiner damals noch unverheirateten, Schwester Emilie, seinem treuen „Kriegskameraden" in den Zeiten seines harten, schweren Lebenskampfes, hauste, und in unmittelbarer Verbindung mit dieser Wohnung sein Atelier, lag in der Ritterstraße. Mit welchem Herzklopfen schellte ich bei ihm an! Mein Besuch erschien mir so zudringlich. Menzel selbst öffnete und ich sah mich zum ersten Mal dem Mann gegenüber, für den ich unter allen Lebenden die tiefste Ehrfurcht empfand. Daß ich so viel höher von Wuchs war, als seine kleine Gestalt, genierte mich sehr und machte mich noch verlegener. Es ist immer peinlich für einen feinfühlenden Menschen, physisch auf einen andern hinabblicken zu müssen, von dem man sich geistig weit überragt weiß, zu dem man wie zu einem Wesen höherer Art hinaufschaut. Sein oben bereits da-

mals kahler und blank wie poliertes Elfenbein glänzender mächtiger Schädel war nach unten hin von der Höhe der Ohren abwärts noch von einer ziemlichen Fülle lockigen, rötlich braunen Haares eingefaßt; von der gleichen Farbe der Bart, der sich, genau wie heute der silberweiße, rings um die Wangen zog und unterhalb des felsigen Kinnes das durcharbeitete Gesicht umschloß. Ein abgegrenzter Raum in dem Atelier war künstlich verdunkelt. Die Kerzen eines Lustres und einiger Wandarme erleuchteten ihn. Menzel arbeitete gerade damals an dem Bilde des „Concerts bei Hofe. Sanssouci 1750" mit der Gestalt des ein Flötensolo blasenden Königs (heute in der Nationalgalerie) und hatte sich diesen künstlich beleuchteten Raum hergestellt, um darin seine costümierten Modelle unter der Wirkung des Lichtes zu studieren, welches dem, dem Concertsaal auf seinem Bilde zu gebenden, ungefähr entsprach. Die Wände bedeckten Naturstudien, Farbenskizzen, zahlreiche Gypsabdrücke über nackte Körperteile und Totenmasken. Im ganzen Raum keine Spur von modernem malerischem Atelierluxus. Alles, was sich darin von Möbeln (wenige einfache Rokokomöbel) und sonstigen Gegenständen befand, war das Notwendigste zum Gebrauch dienende.

Ich brachte, meine sonstige gerade Haltung möglichst herabmindernd, meine Frage vor. Er verhielt sich nicht ganz so kurz und schroff ablehnend, wie ich gefürchtet hatte, ließ auch seinen Aerger über die Störung nicht allzu-

deutlich merken. Der Herr Dr. Schasler, sagte er, müßte ihn wohl nicht ganz richtig interpretiert haben. Eine Aufsicht oder Controlle über die Holzzeichnungen für die geplante Kunstzeitung übernehmen zu wollen, läge ihm ganz fern. Wohl aber würde ich ihn gerne bereit finden vorkommenden Falls anzusehen, was ich ihm bringen würde. Damit war ich entlassen. Ich bin in dieser Angelegenheit nicht wieder veranlaßt gewesen, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Die „Kunstzeitung“ starb noch vor ihrer Geburt. Duncker ließ den Gedanken fallen und ich habe keine Zeichnung dafür auf Holz auszuführen gehabt. Erst neun Jahre nach diesem ersten Besuch bin ich wieder in persönliche Beziehungen zu Menzel getreten, die auf ganz andrer Grundlage beruhten, durch ganz andere Ursachen herbeigeführt wurden und sich in der Folgezeit mehr und zu wahrhaft freundschaftlichen, dauernden, mich hoch beglückenden ausgebildet haben. —

Jene Arbeiten für Franz Duncker wurden in demselben Sommer 1852 auch der Anlaß zu meinem ersten Besuch in dessen Hause. Das damals (bis 1856) von ihm bewohnte lag in der Johannisstraße. Es ist seit einigen Jahren bis auf die letzten Spuren verschwunden. Seit Dunckers das nach ihnen von Robert Tornow, dem bekannten Sammler bewohnte, verlassen hatten, um das neue, nun auch niedergerissene, schöne Haus Potsdamer Straße 20 zu beziehen, habe ich in der Johannisstraße jenes Thor der Außenmauer nie mehr geöffnet gesehen.

Sie glich einer direkten Aufforderung und Anregung der Phantasie eines Novellisten, wie Paul Heyse oder Heinrich Seidel, sich dahinter eine geheimnisvolle, seltsam poetische Lokalität zu dichten und sie zum Schauplatz absonderlicher, wunderbarer Vorgänge im Leben und Treiben einsamer, rätselhafter Menschen zu machen.

Ein solcher Schauplatz war dies seit 1849 oder 50 von Franz Duncker bewohnte Haus vordem auch in Wahrheit gewesen. Während der vierziger Jahre beherbergte es seinen Besitzer, den Grafen Roß, eine halb legendarische Persönlichkeit im damaligen Berlin. Er hatte das, nur aus Erd- und Dachgeschoß bestehende Haus, das sich gegen jeden indiskreten Blick von der Straße her durch die trennende Mauer schützte, ganz nach seinem Geschmack, seinem Bedürfnis bauen und einrichten lassen. Die beiden kahlen Seitengiebelwände der nächstangrenzenden hohen Mietshäuser waren auf seinen Wunsch und seine Kosten mit kolossalen Dekorationsbildern, südlichen Ideallandschaften, mit Parks, Marmorhallen und schneegekrönten Alpenketten bemalt worden. Von ausgedehnten Reisen in allen Erdteilen nach Berlin zurückgekehrt, hatte er seine großen mitgebrachten Sammlungen von Kunstgegenständen und Naturmerkwürdigkeiten der mannigfachsten Art, sorglich geordnet in den verschiedenen Räumen dieses Hauses untergebracht. Die innere Gestaltung, Dekoration und Möblierung eines jeden war dem Ursprung und Charakter der Abteilung seiner Sammlungen entsprechend,

welche da in ihm aufgestellt werden sollte. So enthielt das Haus einen pompejanischen oder römischen, einen türkisch-maurischen, ein chinesisch-japanischen, einen ostindischen Saal, dazwischen phantastisch gestaltete und geschmückte Cabinets und Corridore von frei erfundener, in keinem bestimmten Stil gehaltener Ausstattung.

Schöner und wertvoller als das ganze Haus aber war der riesige Garten dahinter, der sich bis zur Oranienburger Straße erstreckte, wo ihn eine Mauer in deren Häuserflucht abschloß. Der Graf, von dem das Gerücht behauptete, daß er „keine Lust am Weibe" habe, führte hier in diesem Hause zwischen seinen Sammlungen, mit deren Ordnung, Vermehrung und Katalogisierung beschäftigt, und unter der Leitung gut honorierter, ihm besonders wohlgefälliger junger Künstler malend und zeichnend, ein einsames, aber anscheinend sehr behagliches Leben, über welches in Berlin viele, meist wohl ziemlich unbegründete oder übertriebene Gerüchte zirkulierten.

Nach seinem in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erfolgten Tode fielen Haus und Garten an seinen Bruder oder Vetter, den bekannten evangelischen Bischof Roß. Dessen Enkelin oder Großnichte von mütterlicher Seite war Fräulein Lina Tendering aus Wesel, die sich dann mit Franz Duncker vermählte, dem achtundvierziger Volksmann und Verlagsbuchhändler, später während vieler Jahre Eigentümer und Herausgeber der „Volkszeitung", in die sich die von ihm erworbene „Urwählerzeitung" verwandelte.

Als ich zum ersten Mal behufs einer Rücksprache wegen der bestellten Zeichnungen im Frühling 1852 durch das mir geöffnete Thor in den seltsamen stillen Vorhof eintrat, sah ich eine Dame von zierlich gebauter jugendlicher Gestalt und mittlerer Größe in einem einfachen grauen Kleide vor dem Hause stehen. Die mattbraunen Haare trug sie glatt gescheitelt. Die grünlich grauen Augen unter der breiten weißen Stirn schielten fast unmerklich und hatten einen eigentümlichen an Katzenaugen erinnernden fascinierenden Glanz. Die Gesichtsformen waren nichts weniger als schön, der Haut fehlten die frischeren und wärmeren Farben. Aber ich weiß nicht, welcher eigentümliche feine Reiz trotzdem von der ganzen Erscheinung ausging. Ich empfand seine Wirkung unmittelbar beim ersten Anblick. Er erweckte den lebhaften Wunsch: Die Frau möchtest du kennen lernen! Daß sie Frau Lina D. sei, darüber brauchte mich niemand erst zu belehren. Ich fragte nach ihrem Mann. Sie wies dem Fremden gleichgültig den Eingang. „Sie finden ihn drin im Bibliotheksaal." —

Franz Duncker war bis an sein Ende, und damals in seiner frischen männlichen Jugendkraft, von höchst stattlichem Aussehen, hoch und schlank von Wuchs; nur in den Schultern nicht breit und im Halse nicht lang genug für den etwas unverhältnismäßig großen Kopf, den der üppige, wenn auch damals ziemlich kurz geschnittene, Haarwuchs und der große braune Vollbart noch massiger wirken

ließen. Das Gesicht mit der mächtigen kühn geformten Nase, mit den dichten buschigen horizontalen Brauen und der nicht eben hohen Stirn hatte Charakter und zog unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Dies Aussehen hat Duncker später in seinem erwählten freisinnigen Agitator-, Volksredner- und liberalen Arbeiterführer-Beruf manche gute Dienste geleistet, während es der Wirkung seines Auftretens im Parlament eher hinderlich wurde. Er war als Verleger keiner von den Schlimmen, im Gegenteil gütig und von einer gewissen bärenhaft freundlichen Art, frei von Kleinlichkeit und Knausrigkeit. Seine Kunstliebe und Schönheitsfreude war warm, echt und aufrichtig. Hochfahrendes zurückweisendes Wesen auch gegen einen so namenlosen und notleidenden für ihn Beschäftigten, wie ich, war ihm ganz fremd. Er suchte eher etwas darin, einen solchen seine Lage möglichst vergessen zu machen, mit liebenswürdigem Takt selbst den Gedanken in ihm nicht aufkommen zu lassen, als würde er um derenwillen von Duncker geringer geschätzt. Es gelang ihm, wie nur sehr wenigen seiner Parteigenossen, ganz vorzüglich, aufrichtig gehegte und offen zur Schau getragene, demokratische Gesinnungen mit einer gewissen Grandseigneur-Manier im Auftreten und im Verkehr mit andern zu vereinigen. Auf dieser nicht eben vielverbreiteten natürlichen Fähigkeit oder Kunst beruhte jene eben erwähnte Art, durch die er so viele treu ergebene Anhänger erworben hat und auch mir damals so wohlthat, dem Bedürftigen, der seines Bei-

standes benötigte, alles Demütigende zu ersparen, ihn zu heben und auch von dem Gefühl innerer Verlegenheit zu befreien.

Dank vor allem dieser geschäftlichen Verbindung mit Franz Duncker und dem nahen Verkehr mit jenen beiden Bildhauern wäre ich über den Sommer 1852 erträglicher als über die vorangegangene Zeit hinweggekommen, wenn nicht mein durch das Fieber arg heruntergebrachter körperlicher Zustand mich immer wieder gehemmt und gelähmt hätte.

Heidel und W. Wolff waren überwiegend ernste Naturen, die wohl auch Verständnis für den Humor besaßen, aber zur praktischen Verwirklichung humoristischer Launen, zur Ausführung humoristischer Streiche sich wenig gestimmt oder schon zu alt fühlten. Und doch wurden sie, während ich bei ihnen zeichnete, einmal durch eine zufällige Veranlassung verleitet, mit mir gemeinsam einen der bestgelungenen zu verüben, der von unsern verhärteten Herzen niemals bereut worden ist, eine echte „fumisterie“ auf Kosten eines leichtgläubigen guten Freundes. Letzterer war der zu jenem Scheible'schen Kreise zählende schwäbische Gelehrte und Schriftsteller Dr. Melchior Meyr, der erst, nachdem er mit seinen Freunden den, für einen Schwaben angeblich doppelt wichtigen und bedeutsamen, vierzigsten Geburtstag am 28. Juni 1850 gefeiert hatte, plötzlich den Dichter in sich entdeckte und jene, wie alle Welt, seitdem bis zu seinem 1871 erfolgten Tode durch

die Herausgabe von Dramen, Novellen, Dorfgeschichten, lyrischen Gedichten, zwischen religions-philosophischen Untersuchungen und Essays, angenehm überraschte. Seine hagere Gestalt, sein frühe schon ziemlich „grauhaarig“ gewordenes Haupt mit dem knochigen Antlitz, das dem des Melanchthon auffallend ähnlich erschien, auf langem sehnigen Halse; gewisse Angewöhnungen und individuelle Manieren des alternden Junggesellen hatten ihn bis dahin nicht selten schon zur Zielscheibe mancher Späße und humoristischen Neckereien seiner, den braven, guten, hochgebildeten Mann dabei herzlich lieb und wert schätzenden, Genossen gemacht. Daß in ihm eine ungewöhnliche dichterische Begabung stecke, wie er es später besonders durch seine bekannten „Erzählungen aus dem Ries“ (1855) bewiesen hat, ahnte nicht einer von uns. Berthold Auerbach, der ihm sehr befreundet wurde, hat ziemlich portraitgetreu nach Melchior Meyrs Persönlichkeit die sympathische Figur des „Collaborators“ in seiner klassischen Novelle „Die Frau Professorin“ gezeichnet. Seine erste Dichtung, mit der er an die Öffentlichkeit trat, war ein großes romantisch-geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten: „Herzog Albrecht“. Die tragische Geschichte der unseligen Agnes Bernauerin hatte das Motiv und den Gegenstand gegeben. Das Drama wurde von der General-Intendanz zur Aufführung im Königlichen Schauspielhause angenommen. Im Frühling 1852 ging es in Szene. Für Hendrichs bot es in der Gestalt des

Titelhelden, des Gatten der Bernauerin, eine glänzende Paraderolle in blanker Ritterrüstung. Seine Heldenkraft hielt das thränenselige, im Grunde recht marklose, philiströse, Werk nicht nur glücklich über Wasser, sondern verschaffte ihm auch, im Verein mit dem innig rührenden Spiel der schönen Lina Fuhr als Agnes, einen ganz annehmbaren äußeren Erfolg. Mehr schwamm in Seligkeit und ließ sich auch durch allen Spott der Freunde darin nicht irre machen, nicht im Glauben an seinen vollständigen glorreichen Triumph erschüttern.

Gerade in denselben Tagen hatte Heidel seine Marmorstatue der Iphigenia auf Tauris vollendet, die, vom Könige angekauft, später im Schloß ihre Aufstellung fand. Einmal in unsrer aller Abwesenheit von der Werkstatt, als diese einzig in der Obhut des schönen vierzehnjährigen Gehülfen und Schülers W. Wolffs, des kleinen Silbernagel, geblieben war, erschien Frau Lina Duncker mit einer andern Dame und krönten das schwärmerisch bewunderte Werk des befreundeten Meisters mit einem von ihnen mitgebrachten frischen Lorbeerkranz.

So fand Heidel am nächsten Morgen seine Statue. In seinem Haß gegen alle Phrase, alles Überschwengliche, zur Schau Getragene, riß er, halb zornig, halb gemütlich spöttisch, den Kranz von dem schönen Marmorhaupt herunter und warf „das Gemüse", wie er es nannte, in die Ecke. Und doch wieder jammerte ihn des Dinges . . .

Schad' um den schönen grünen Kranz! Plötzlich zuckte es in seinen Mienen wie von einem lustigen Gedankenblitz: „Machen wir einen Menschen damit glücklich;" sagte er zu Wolff und mir. „Wir schicken ihn anonym an unsern Dichter, machen einen hübschen Vers dazu; natürlich kommt er von einer Dame, einer entzückten Zuschauerin des ‚Herzog Albrecht' . . . ich lasse mich hängen, wenn Melchior nicht drauf hereinfällt."

Mit schändlicher grausamer Lust stimmten wir zu. Mit möglichst zierlich verstellter Handschrift, die allenfalls für eine weibliche gelten konnte, schrieb ich auf einen rosa Briefbogen den schönen Bonbonvers:

„Dem Dichter des Herzog Albrecht."
„Nimm ihn hin zum schönsten Lohne
Immergrünen Lorbeerkranz,
Der der Frauen Dulderkrone
Du verklärt mit höchstem Glanz."

„M . . . v. A . . .
eine Verehrerin."

In Begleitung dieses Billets wurde das „Ruhmesgemüse" durch einen Boten an Meyrs Adresse befördert und unter Verweigerung jeder erklärenden Aussage in seiner Wohnung abgegeben. Der ganze Heidel-Meyr'sche Freundeskreis war rasch von der schwarzen That unterrichtet und fast vollzählig Abends in der gewohnten Stammkneipe beisammen, des so gekrönten Dichters Kommen erwartend. Wird er es merken? Wird ihn

die Mannes- und Dichtereitelkeit verblenden? Die Meinungen waren verschieden. Endlich trat er ein. Es genügte, sein vor Freude verklärtes Gesicht anzusehn, um zu wissen, daß der Streich völlig nach Wunsch gelungen sei. Lange konnte der Glückliche denn auch nicht mit der großen Neuigkeit zurückhalten. Bald war sie heraus, das Billet aus der Tasche geholt, die Widmung vorgelesen. Keiner der Hörer verriet mit einer Miene, was er dabei empfand. „Der Kranz aber soll auch bis an mein Lebensende über meinem Schreibtisch hängen," versicherte der Dichter gerührten Herzens. So berichtete Heidel am nächsten Tage. Ich glaube, er hat ihn wirklich so lange pietätvoll bewahrt, wie die Bühnenkünstler ihre Lorbeerkronen und vertrockneten Blumenarrangements, und seine Freude daran ist nie durch den Schatten eines Argwohns getrübt worden. Wahrheitsapostel, die es für ihre heiligste Aufgabe gehalten hätten, Andern die sie beglückende „Lebenslüge" zu zerstören, fehlten eben noch in jenem Kreise.

Auch nach der Vollendung der Arbeiten für Franz Duncker blieb ich mit dem Heidel-Wolff'schen Atelier immer in freundschaftlichem Zusammenhange. Nach wieder einem Vierteljahr hatte ich die wahrhaft gesundheitsvernichtende Wohnung in der Markgrafenstraße aufgegeben und sie mit einer noch kleineren drei Treppen hoch im Hofflügel eines Hauses im nördlichsten Teil der großen Friedrichstraße der Mündung der Oranien-

5*

burger Straße nahe gegenüber vertauscht. Sie hatte nicht einmal eine Küche und bestand aus einer kleinen niedrigen zweifenstrigen Stube und einer unheizbaren Kammer daneben. In jener zeichnete und malte ich Portraits von kleinen Laden- und Viktualienkeller-Inhabern, ihren Weibern und Kindern; einmal auch ein lebensgroßes Brustbild meiner Frau, über deren bloße Schultern und Rücken das prächtige blauschwarze Haar aufgelöst herabwallte. Hinter einem Zeugschirm schlief die ganze Familie. Im Ofen kochte das Wasser zum Kaffee und das bißchen Mittagessen, wenn es einmal — etwas zu kochen gab. — Die Einnahmen waren äußerst spärlich, ja versiegten oft ganz und gar. Alle die schönen Aussichten wollten sich nicht verwirklichen. Dazu ergriff eine lange dauernde lebensgefährliche Krankheit unsern armen kleinen Buben. Die Sorge um ihn und die Pflege des schwer leidenden Kindes ließ die Mutter kaum dazu gelangen, ihre Püppchen anzukleiden. Es waren harte düstre Tage, nicht besser wie die schlimmsten der beiden vorhergegangenen Jahre. Da, Anfang November besuchte ich einmal wieder das Heidel-Wolff'sche Atelier. Der erstere arbeitete am kleinen Modell einer sehr schönen Gruppe: Antigone den geblendeten Ödipus stützend und geleitend. Wolff aber hatte für einen prunkvollen Tafelaufsatz, der in Hossauers Werkstatt in Silber ausgeführt werden sollte, — ich glaube, er war für den Vizekönig von Ägypten bestimmt, — einen

außergewöhnlich reichen und ansprechenden figürlichen Schmuck entworfen und in Wachs aufs zierlichste modelliert. Am Fußgestell sollten silberne Gruppen, jede aus einer menschlichen und einer oder einigen Tiergestalten gebildet, angebracht werden. Wolff wählte dafür antike Gottheiten und Halbgötter und die ihnen von der Mythe beigegebenen Tiere: einen Ganymed mit dem Adler des Zeus; eine Bacchantin mit einer Pantherin vom Gespann des Dionysos, welcher sie im Scherz ein Junges entrissen hat, das sie nun lachend über dem weinlaubbekränzten Haupte hält; eine Hera mit dem Pfau; eine Aphrodite mit ihren Tauben. Mir erscheinen diese höchst lebendig gestalteten, liebevoll durchgebildeten Wachsmodelle, außerordentlich reizvoll.

Während ich sie betrachtete und mich an ihnen erfreute, kam mir die Lust, sie zu zeichnen, und der Gedanke, die fertigen Zeichnungen einmal versuchsweise an die „Illustrierte Zeitung" nach Leipzig zu schicken, begleitet mit einem erläuternden Text. Der hübsche Stoff, die poetische Erfindung, die graziöse Gestaltung dieser Kleinkunstwerke forderten dazu heraus. Ich schrieb in einer Novembernacht am Bettchen meines totkranken Jungen, auf dessen Rettung wir kaum noch hoffen zu können glaubten, diesen begleitenden Text nieder, packte ihn mit den vier auf Papier in Bleistift ausgeführten Zeichnungen und einem Brief an die mir völlig unbekannte Redaktion der (Weber'schen) „Illustrierten Zeitung" in welchem ich beides,

Zeichnungen und Manuscript, ihr zum gefälligen Abdruck gegen beliebig von ihr zu bestimmendes Honorar anbot, zusammen und sandte das Packet, unter einem Stoßgebet um glückliches Gelingen, ab. Gewiß, wir hatten überreichlichen Grund, dies Gelingen, d. h. das Eintreffen einiger Thaler oder wo möglich Goldstücke sehnsüchtig zu erwünschen! ... Freund Gregorovius, der damals schon immer seltner kam, da seine bereits mehr als halb verzehrte Lunge ihm das Ersteigen der steilen drei Hoftreppen zur stets schwieriger und qualvoller werdenden Aufgabe machte, hegte selbstverständlich nicht die geringste Hoffnung auf einen Erfolg. „Glaub' doch nicht, daß sie's nehmen! Du wirst sehen, sie schicken Dir alles zurück!“ — Aber diesmal ließ ich mich noch nicht so schnell entmutigen; selbst da nicht, als bereits zwei Wochen vergeblicher banger Erwartungen vergangen waren, ohne daß ich einen Bescheid empfangen hätte.

Dann endlich an einem der letzten Novembertage traf ein Brief ein, und zwar — o der Freude! — ein mit fünf Siegeln geschlossener. Zitternd vor Erregung erbrach ich ihn und las die beglückende Botschaft: wir haben Ihre Zeichnungen und den begleitenden Text gerne entgegengenommen, werden jene auf Holz übertragen, schneiden und mit letzterem zusammendrucken lassen, senden Ihnen beifolgend zwei Friedrichsd'ors Honorar und würden Ihnen verbunden sein, wenn Sie uns gelegentlich andre plastische Werke von Bedeutung und allgemeinem Interesse zeichnen

und deren Zeichnungen mit Texten begleiten wollten . . .

Wer solche Zeiten wie es diese Herbstwochen für uns gewesen waren, nie durchgemacht hat, kann den Eindruck unmöglich ganz nachempfinden, welchen dieser Brief auf uns hervorbrachte. Die beiden Goldstücke erschienen uns in jenem Augenblick wie ein unerschöpflicher Schatz, der allem Elend ein Ende machen müßte. Aber fast noch größere Freude erregte die mir hier eröffnete feste Aussicht, meine zeichnerische Fertigkeit in jedem Fall, wenn sich mir keine anderen „höheren“ künstlerischen Aufgaben stellten, fortan immer mit ziemlicher Sicherheit verwerten zu können. Ruhte doch die schöpferische Thätigkeit in den zahlreichen Bildhauerwerkstätten Berlins damals keinen Augenblick. Große öffentliche Aufträge, meist königliche und staatliche, beschäftigten die irgend hervorragenden Meister, den greisen Berliner Künstlerfürsten Rauch wie alle aus seiner Schule hervorgegangenen Genossen: Albert Wolff, F. Drake, Kiß, Gustav Bläser, Schievelbein, H. Hagen, Möller; nicht minder die von Rauch unabhängig zur Meisterschaft gelangten Bildhauer wie Wredow, Fischer, Wichmann, Wittig, Stürmer und bereits auch manche Schüler jener ehemaligen Jünger der Rauchschule. Sie alle, so sagte ich mir in gutem Grund, würden sicher nichts dagegen einzuwenden haben, ihre Werke, ohne daß es sie einen Pfennig kostet, in treuen holzgeschnittenen Zeichnungen in der weitverbreiteten Illustrierten Zeitung veröffentlicht, zugleich sie und die Urheber selbst in wohl-

wollendem Sinn und, wie ich mich rühmen zu können glaubte, nicht ohne Verständnis, in denselben Spalten besprochen zu sehen. Auch für eigene, selbst erfundene oder nach bemerkenswerten Vorgängen entworfene Zeichnungen und Schilderungen würde mir später die Illustrierte vielleicht nicht minder Platz und Honorar gewähren. Kurz der Himmel hing mir voller Geigen.

Ich eilte zu Gregorovius, zu Wolff und Heidel, um ihnen mein Glück zu erzählen. Des Letztgenannten Iphigeniastatue, sein Lutherrelief, seine Oedipus- und Antigonegruppe boten zweifellos sehr passende und willkommene Gegenstände der Nachzeichnung und der Schilderung für die Illustrierte Zeitung. Heidel gab bereitwillig seine Zustimmung und ich ging sehr bald an die Arbeit. Mein erster Schritt zum Schriftsteller war gethan!

Es ist mit Grund und Recht von den Leiden gesagt worden, daß sie, wenn sie einmal kämen, nicht „wie einzelne Späher kommen, nein in Geschwadern." Zuweilen ergeht es mit den glücklichen Erlebnissen und den Freuden ähnlich. Damals, und im späteren Leben recht oft noch, habe ich diese angenehme Erfahrung an meinem eigenen Schicksal gemacht. Mein kleiner Bube genas wider alles Hoffen vollständig und es knüpften sich noch vor dem Schluß dieses Jahres, das für uns so trostlos begonnen hatte, ein paar für mich sehr wertvoll und folgenreich gewordene persönliche, freundschaftlich-gesellschaftliche Verbindungen an.

An einem Abend, wenige Tage vor dem Weihnachtsfest trat eine Dame, in einen schwarzen Radmantel gehüllt, in unsere Wohnung ein. Zu meiner höchsten Ueberraschung erkannte ich beim Lampenschein in ihr Frau Lina Duncker. In ganz eigentümlich frischer, einfach herzlicher, munterer und natürlicher Weise lud sie mich und meine Frau samt beiden kleinen Kindern (sie hätte ein eben solches Pärchen im gleichen Alter) ein, den Weihnachtsabend in ihrem Hause zu verleben. Das kam ebenso wenig sentimental und „mitleidig", als herablassend protektormäßig heraus. Es war und klang genau wie eine Einladung an Leute, mit denen man bekannt geworden ist, die uns gefallen und die man zu bitten kommt, uns mit ihrem Besuch zu erfreuen, und in näheren Verkehr mit uns zu treten. Eine in solcher Form und solchem Ton gemachte Einladung konnten wir nicht ablehnen. Wir sagten unser Kommen zu. Nur zu wohlbegründete Bedenken stellten sich freilich sehr bald bei uns darüber ein, wie wir es anfangen sollten, unsern äußern Menschen auch nur einigermaßen gesellschaftsfähig zu machen. Aber wir erfreuten uns in diesem Punkt einer so naiven Unbefangenheit, daß wir leicht darüber hinwegkamen. Zum Glück waren außer uns und Hermann Heidel nur sehr wenige andere Freunde des Hauses zur Weihnachtsfeier dort anwesend; und das ganze Wesen und Bezeigen dieser entsprach so dem natürlichen, echt menschlichen, freien und freundlichen Sichgeben des Herrn und

der Herrin, denen jede Steifheit der Formen, alles prätentiöse Gethue wie jedes Protzentum völlig fern lag, daß sich auch unsre anfängliche leise Beklommenheit und Gêne rasch verloren. Mit innigem Behagen atmete ich die klare, erfrischende geistige Lebensluft ein, die mich hier umwehte und genoß ich den ganzen Reiz der so lange entbehrten heitern Geselligkeit eines glücklichen, wohlgeordneten gebildeten Hauses, während die Kinder verklärt und staunend den großen strahlenden Weihnachtsbaum und den Gabentisch umstanden und mit den Dunckerschen Kindern spielten. — Mit diesem Abend war der intime Verkehr mit dem Franz Dunckerschen Hause eingeleitet, dem ich, nach jeder Richtung hin, so unendlich viel zu verdanken habe, — und nicht zum wenigsten auch indirekt für meine spätere litterarische Laufbahn.

Die andre Verbindung, die ebenfalls von dem Ende jenes Jahres datiert, war die mit einem nicht minder wohlangesehenen und wohlsituierten Berliner Hause, dessen Herren ich bereits seit fünf Jahren oberflächlich kannte, mit dem ich auch wiederholt zusammengetroffen war, aber ohne daß wir bis dahin uns besonders näher getreten wären, mit dem Hause, oder anfangs vielmehr nur der Person, John Prince-Smiths.

IV.

Unter den Linden Nr. 26 an der Stelle des heutigen Café und Hotel Bauer stand, bis es diesem Neubau wich, ein echt berlinisches Wohnhaus, das in der Friedrichstraße bis nahe zur Ecke der Rosmarienstraße reichte. Nur das kleine Haus mit der Schützschen Weinhandlung trennte es von dieser. Im Äußeren gänzlich schmucklos, mit graugelbem Anstrich, wurde die Façade an den Linden wie nahe an der Friedrichstraße schon über dem zweiten Stockwerk nach oben hin durch das Hauptgesims und das darüber aufsteigende Dach abgeschlossen, aus welchem einige Mansardenfenster der bekannten altberlinischen Art hervor traten. Durch einen großen Thorweg nahe der östlichen Grenze der Lindenfront betrat man den Flur, durch den man auf einen weiten, wunderlichen Hof gelangte. An dessen Seitengebäude führte eine hölzerne, wacklige, steile Außentreppe zu dem, von einem Dächelchen beschatteten, Perron in der Höhe des ersten Stockwerks hinauf. Die Haupttreppe, welche rechts in dem tieferen

Teil des Hausflurs zu den oberen Geschossen des Vordergebäudes aufstieg, war durch ein wunderschönes altes, schmiedeeisernes Geländer aus dem 18. Jahrhundert in demselben freien, kühnen und graziösen Stil, wie die prächtigen Balkon- und Stiegengitter im alten Eckhause des Mühlendammes und der Poststraße, merkwürdig. Im Erdgeschoß an der Lindenfront befand sich in den vierziger Jahren das Hutgeschäft von Faucher, später eine Handlung mit türkischem Tabak. Dies Haus, aus dessen Fenstern man sicher noch den alten Fritz in seinen Mannesjahren vorbei reiten gesehen hatte, gehörte den Nachkommen eines wohlhabenden Berliner Buchhändlers Namens Sommerbrodt. Ein noch ausgedehnteres, einen riesigen Hof umspannendes, eine ganze Kolonie von meist „kleinen Leuten" beherbergendes, Anwesen, ein seltsames Konglomerat von Baulichkeiten der verschiedensten Art und Größe, besaß die Familie außerdem noch an der Ostecke der Louisenstraße und am Schiffbauerdamm, wo heute das Haus mit den Geschäftslokalitäten der Elektricitätswerke sich erhebt.

Anfangs der vierziger Jahre lebte von diesem Berliner Zweige der Familie hier nur noch die unvermählte Dame, Frl. Auguste Sommerbrodt und deren junge auffallend schöne Nichte Karoline, die verwaiste Tochter des verstorbenen Bruders jener reiferen Jungfrau. Eine Schwester Karoline's war mit einem in Danzig lebenden Offizier, Bronsart von Schellendorf vermählt und ist

die Mutter des Generals Bronsart von Schellendorf, des späteren Reichskriegsministers geworden. Einem nach Breslau verpflanzten anderen Zweige der Familie ist der Professor der Medicin an der dortigen Universität, H. Sommerbrodt, entsprossen.

Die hoch und schlank gewachsene Nichte lebte als Kind im Hause der Tante und galt als künftige Haupterbin ihres großen Besitzes. Fräulein Auguste war eine passionierte Musik-, Kunst- und Litteraturfreundin. Sie spielte vortrefflich Klavier, trieb einen so frommen Goethekultus, wie nur ein Geheimer Rat im vormärzlichen Berlin, schwur auf die unerreichbare Herrlichkeit und Kunstvollendung der Vorstellungen im Kgl. Opern- und Schauspielhause und führte, jedem Luxus abhold, umgeben von einer Schar verehrender Clienten, entfernter armer Verwandten, mit der liebenswürdigen Nichte ein behagliches, aufregungsloses, wohlangewendetes Dasein nach dem schlichten altberlinischen Zuschnitt, den damals auch das der wohlhabenden Familien unserer Stadt zeigte.

Der Hutmacher Faucher hatte zwei Söhne. Der ältere, Julius, war ein kleiner, zartgebauter, unruhiger feuriger Junge mit hübschem Gesicht, lebhaften blauen Augen und glänzendem, glatten, etwas lang getragenen, schwarzen Haar. Das südfranzösische Blut der zur „Kolonie" gehörigen Familie, verleugnete sich weder in seiner Erscheinung noch in seinem ganzen Naturell. Sein

Bruder, der wie durch eine wunderliche Ironie des Schicksals, den schönen Vornamen Alcibiades führte, war in jeder Hinsicht, in seiner plumpen Erscheinung, seiner früh schon zum Dickwerden neigenden Gestalt, seinem phlegmatischen, schwerfälligen Wesen das äußerste Gegenbild des Älteren. Dieser war ein außerordentlich begabter Kopf, in dem sich sonst sehr widerstrebende Neigungen und Richtungen des Denkens und der Thätigkeit merkwürdig gut vertrugen. Mit seinen philosophischen Studien gingen, besonders seitdem er die Universität, 1843 verlassen hatte, nationalökonomische, socialpolitische und finanzwirthschaftliche Hand in Hand, und klarer, scharfer Blick für die Wirklichkeit, Verständnis für die realen Mächte, welche das Leben der Gegenwart regieren, vereinigten sich bei ihm mit kühnen Anschauungen und reicher schwungvoller Phantasie. Er hatte sich der Bauerschen Philosophengruppe, den „Freien“ angeschlossen und fand sein ganz besonderes Vergnügen darin, sie in ihren verwegensten Theorien, und im frechen Cynismus selbst Ludwig Buhl, noch zu überbieten. Aber alle französisch-berlinische Frivolität, die, wie von Allen in diesem Kreise auch von ihm zur Schau getragene, Geringschätzung des Weibes, philosophisch kritische Zersetzung und Auflösung des Begriffs der Liebe und Verspottung des Instituts der Ehe, konnten Faucher nicht daran hindern, sich in die, ihn um fast anderthalb Köpfe überragende, junge Nichte seiner Hausherrin, Karoline ganz unphilosophisch wie ein natürlicher,

junger Mann auf längst überwundenem Standpunkt, gründlich zu verlieben, und sich, als der anfängliche Widerstand der Tante besiegt war, mit der ihm nicht abholden, anmutigen Erbin zu verheiraten. Der Hausstand, welchen das junge ungleiche Paar hier anfangs führte, der „Salon", den es in seiner Parterrewohnung in der Köthenerstraße machte, sah einer praktischen Verhöhnung alles auf diesem Gebiet Gebräuchlichen und Gewohnten verzweifelt ähnlich . . . Doch diese „ollen Kamellen" gehören nicht eigentlich in den Strauß hinein, den ich hier aus meinen Erinnerungen aus den fünfziger Jahren flechte und meinen Lesern darbiete. Ich unterlasse eingehendere Schilderungen aus jenen, um ein Jahrzehnt weiter zurück liegenden, vormärzlichen Zeiten, wie sehr eben diese und unser ganzes damaliges Treiben auch zur Darstellung reizen mögen. Ich habe Julius Faucher's und seiner Gattin Karoline hier nur erwähnt, weil die Bekanntschaft mit beiden die Veranlassung zu der mit jenem geistig viel bedeutenderen Manne wurde, der gerade während der fünfziger Jahre in dem wunderlichen Roman meines Lebens und in dem Wandlungsproceß meines Berufs und Schicksals eine so wichtige und eingreifende Rolle gespielt hat, mit dem oben genannten Prince-Smith.

Im Jahre 1847 führte mir Faucher eines Tages einen im Alter von etwa 37—38 Jahren stehenden Herrn zu, als ich im Otto'schen Atelier einen Studienkopf malte.

Er stellte ihn als Herrn John Prince-Smith vor. Eine kaum mittelgroße aber kräftig entwickelte gelenkige Gestalt von einer gewissen vornehmen Ruhe der Haltung und der Bewegungen; ein Kopf mit ziemlich kurz gehaltenem braunen Haar, breiter, lichter, faltenloser Stirn; kraftvoll gebogener, ziemlich großer, aber fein geschnittener Nase, überlegen klug und schlau blickenden, grauen Augen unter breit aufliegenden Lidern und wohlgezeichneten, dunklen Brauen; einem von spöttischem Lächeln umzuckten, nichts weniger als schönen Munde mit glatt rasierter Oberlippe, das Kinn mit einem kurzen, echten Yankeebärtchen bedeckt. Die ganze Erscheinung hatte ein entschieden nordamerikanisches Gepräge. —

John Prince Smith? . . . Der Name war mir damals schon sehr wohlbekannt. Als der des Verfassers von mehreren, volkswirtschaftliche Themata behandelnden Broschüren, war er in der Zeitungspresse während der vorangegangenen Jahre häufig citiert worden. Ja in eine und die andere hatte ich, durch Faucher dazu angeregt, wohl selbst tiefer hineingeblickt. Was ich darin las, so fern mir auch damals diese Gegenstände und Fragen liegen mochten, hatte mich durch die durchsichtige Klarheit der Darstellung, durch die Freiheit von dem damals allgemein gebräuchlichen, philosophischen Schuljargon ebenso wie von trockener Nüchternheit, die bei der Behandlung national-ökonomischer Themata unvermeidlich erscheint, frappiert und durch einen ganz originellen Reiz

der Sprache, die Wärme des Ueberzeugungsausdrucks, die unerbittliche Logik der Beweisführung gefesselt.

Alle diese Broschüren waren in Elbing geschrieben, wo der Verfasser zugleich das Amt eines Turnlehrers und Lehrers der englischen Sprache am Gymnasium bekleidete. Er war des Lebens in den dortigen engen Verhältnissen satt geworden, hatte seine Stellung aufgegeben und wollte sein Heil in Berlin versuchen. Hatte er sich hier doch bereits in Kreisen der Politiker, der Volkswirte und der Publizisten durch seine Broschüren, in welchen er lauter, eindringlicher, überzeugender als noch irgend ein Deutscher vor ihm das Evangelium vom angeblich weltbeglückenden, alle Uebel heilenden, alles Elend der Menschen endenden, den Frieden auf Erden verbürgenden Freihandel predigte, eine große Zahl von Verehrern erworben und sich hier den Boden bereitet, auf dem er zu wirken, sein Talent und sein umfassendes Wissen praktisch zu verwerten hoffen durfte. Julius Faucher stand längst mit ihm in brieflicher Verbindung. Jedes liberale revolutionäre oder vaterländische Pathos war beiden gleich fremd. Für die Bestrebungen der demokratischen Jugend zur Herbeiführung der „neuen freien Zeit" hatten sie nur ein ironisches mitleidiges Lächeln.

Ein in seiner Art ganz einziger Bildungs- und Entwicklungsgang hatte Prince Smith zu dem gemacht, was er damals war. Der einzige Sohn des Gouverneurs

einer britischen Insel im westindischen Archipel, war er in unbedingter Freiheit und in fürstlichem Luxus aufgewachsen, mit einem Schwarm von Negersklaven zu seiner Bedienung, die blindlings nach seinem Willen thaten. Der Vater schien nach seinen Erzählungen auf seiner Insel die Macht eines kleinen Sultans besessen und ausgeübt zu haben. Als der Sohn kaum das dreizehnte Jahr erreicht hatte, starb jener und all sein vermeintlicher Reichtum war in nichts zerronnen. Den Knaben nahmen seine Vormünder nach England. Aus einem Leben in Wildheit und Freiheit voll toller Wagstücke und Abenteuer auf dem Meere und auf dem Lande sah er sich plötzlich herausgerissen und in ein Bankkontor zu London versetzt. Im siebzehnten Jahre nahm er die Redakteurstelle bei einem in Hamburg in englischer Sprache erscheinenden Handelsblatt an, das indes nach kurzer Dauer unterdrückt wurde oder einging. Jahrelang war er in Deutschland und England hin- und hergeworfen. In verschiedenen Berufszweigen und Unternehmungen versuchte er vergebens sein Glück. Aus reichen Lebenserfahrungen, Beobachtungen und Bücherstudien sammelte er einen enormen Schatz praktischen und theoretischen Wissens an. Aber nirgends vermochte er festen Fuß zu fassen. Schließlich begrüßte er es fast als einen Rettungshafen, als ihm in Elbing jener von dem bekannten Jakob van Riesen gestiftete Posten als Turn- und englischer Sprachlehrer angeboten oder ihm auf

seine Bewerbungen übertragen wurde. Zu der berühmt gewordenen Petition oder Eingabe der Elbinger an das Preußische Staatsministerium zu Gunsten der „Sieben von Göttingen", wodurch der noch viel berühmtere Bescheid des Ministers von Rochow mit dem zum „geflügelten" gewordenen Wort vom beschränkten Unterthanenverstand provoziert wurde, hatte Prince-Smith im Verein mit van Riesen die Anregung gegeben. Der Text war sein Werk. Dann begann er seine publizistische Thätigkeit auf dem Gebiet und in der Richtung, welche von der Regierung für politisch unschädlich gehalten wurde, und wo er sicher sein durfte, durch keine Censur gestört und gehemmt zu werden. Die Verbreitung der auf Adam Smiths Fundamentalsätzen basierenden, reinen Freihandelslehre in Deutschland hatte er sich zur Lebensaufgabe gesetzt. Mit hoher Befriedigung sah er die Zahl der Jünger und bekehrten Bekenner und zwar auch in den Kreisen der Besitzenden, der Konservativen, rapide wachsen und durfte sich sagen, daß seine Feder das Beste dazu gethan hatte.

Mit diesem Gefühl, eine anerkannte geistige Macht geworden zu sein, und mit dem gesteigerten Vertrauen in sich und in die unwiderstehliche Gewalt der Lehre, welches ihm der glänzende Sieg der, von seinem Gesinnungsgenossen Cobden gestifteten, englischen Anti-Corn-Law-League und ihrer Freihandelsprinzipien über den Protektionismus im Englischen Parlament in den großen

6*

Januartagen des Jahres 1846 gegeben hatte, kam Prince-Smith nach Berlin. Fauchers Haus bot ihm den ersten Stützpunkt. Von hier streckte er seine Fühlfäden in der Berliner Gesellschaft aus. Die nächste Bekanntschaft, die er hier machte, war die der Tante seines Freundes, die ihn im Lebensalter vielleicht um ein paar Jahre voraus war. Er konnte unwiderstehlich sein, wenn er wollte. In seinen Manieren vollendeter Gentleman, reserviert und kühl, wußte er gelegentlich wieder durch glänzende Beredsamkeit, den Reichtum neuer eigenartiger Gedanken über Welt und Leben, Kunst und Dichtung, den Schwung und das Feuer seiner Worte wahrhaft hinzureißen. Diese Kunst übte er in jenem Fall mit solcher Meisterschaft aus, daß er eines schönen Tages sich seinem überraschten Freunde als -- Bräutigam des Fräuleins Auguste Sommerbrodt vorstellen konnte. Die Vermählung ließ nicht lange auf sich warten. Sein alter Traum, sich die Freiheit zu erringen, welche der Besitz eines großen Vermögens giebt, schien erfüllt zu sein. Aber nur zu bald sollte er die Erfahrung machen, daß er im Gegenteil gerade die Freiheit dahin gegeben und sich in einen, wenn auch behaglichen und vergoldeten, Käfig eingeschlossen hatte. Seine Gattin hatte bei aller Rechtschaffenheit, echten Herzensgüte und aller Liebe für ihn, doch einen sehr festen, klarbewußten und konsequenten Willen und fuhr auch als Frau fort, ihre Angelegenheiten mit eigener Hand und nach eigenem Ermessen zu führen . . .

Damals blieb meine Bekanntschaft mit Prince-Smith, welche durch jenen Atelierbesuch bei mir eingeleitet wurde, nur ein ganz oberflächliche. Ich hörte von seiner Verheiratung mit dem älteren „Goldfisch". Aber ich fühlte und erhielt während der nächsten Jahre noch keine Veranlassung, ihn aufzusuchen und einen Verkehr mit ihm anzubahnen. — Die Stürme des „tollen Jahres" ließen ihn ziemlich unberührt. Er machte sich keine Illusionen über den, von anderen in allen Tonarten gefeierten, angeblichen „Sieg des Volkes" in der Märznacht. So blieben ihm auch die schmerzlichen Enttäuschungen erspart, welche so vielen Tausenden der Rückschlag im November der reale Sieg des königlichen Regiments, über die Revolution und der parlamentarische Mißerfolg der konstituierenden National-Versammlung bereitete. Dann aber, als allmählich der große, allgemeine Katzenjammer und die Ernüchterung von den aufgeregten Seelen Besitz nahm, das pessimistische Verzagen am Vaterlande, das Verzichten auf jede Hoffnung und jeden Glauben an eine dereinstige Wiedergeburt und Erhebung desselben an die Stelle der früheren, überschwänglichen Vertrauensseligkeit getreten war, — da meinte Prince Smith, die Zeit sei gekommen, um das Interesse der Menschen endlich einmal wieder auf die wahrhaft und einzig wesentlichen Dinge hinzulenken, die vor allem not thäten. Darunter verstand er natürlich die Freihandelslehre. Mit J. Faucher gemeinsam gründete er das Journal „Die Abendpost".

Der Eindruck der, von beiden und einigen gemeinsamen Freunden und Schülern Prince-Smiths geschriebenen Leitartikel, politischen Resumés, Kritiken der Tagesgeschichte und Feuilletons war auf das Publikum aller politischen Parteien ein zunächst völlig befremdender und verwirrender. Die unbefangene und unbarmherzige Kritik der revolutionären Thorheiten, Schwächen, Selbsttäuschungen, falschen Größen, machte bei den echten Demokraten und Märzmännern viel böses Blut. Die glänzenden Bilder von der Zukunft der Menschheit, wie sie durch die konsequente Durchführung des reinen Freihandels auf allen Gebieten des Lebens unter Beihilfe der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis und darauf basierenden Technik sich gestalten werde und müsse, hatten etwas unleugbar berückendes und wirkten oft mit überzeugender Macht. Dem merkwürdigen Blatte war freilich leider nicht einmal eine einjährige Daseinsdauer vergönnt. Es fand kein genügendes Publikum und die Staatsbehörden erkannten allmählich, wie es in Wahrheit um die Harmlosigkeit des Journals bestellt sei. J. Faucher suchte sich ein anderes weiteres Thatenfeld: er ging mit seiner Frau nach London, um bald in der englischen Zeitungs- und Revuenpresse festen Fuß zu fassen und seine volkswirtschaftlichen und sozialen Studien in großem Maßstab an dem grandiosen Wirtschaftsleben Londons und Großbritanniens fortzusetzen. Prince-Smith blieb als Berliner Hauswirt hier zurück.

Als ich damals 1850—51 jene große Kreidezeichnung von meiner Frau in ganzer Figur mit dem nackten Säugling an der entblößten Brust, vollendet hatte, — jene Zeichnung, mit der ich auch zu Cornelius gegangen war, — kam mir, ich weiß nicht wie, plötzlich Prince-Smith in den Sinn. Er war mir seit Jahren beinahe völlig aus dem Gesicht gekommen. Aber ich hatte seine Artikel in der „Abendpost" immer mit großem, mit auch oft zwiespältigem, Interesse gelesen. Er ist ein reicher Mann, voll Kunstliebe und Verständnis. Vielleicht entsinnt er sich Deiner noch . . . Möglich ist's ja, daß ihm das Ding gefällt, oder daß seine Teilnahme für Dich erweckt wird. Er kann ja höchstens „nein" sagen. — Ich überwand das Peinliche, das in allem solchen Hausierengehen mit einem Werk der eigenen Hand liegt und suchte ihn mit meiner unter Glas gesetzten Zeichnung, in seiner Wohnung auf.

Bis dahin hatte ich sie noch nie betreten. Sie lag im zweiten Geschoß jenes Eckhauses unter den Linden 26. Das erste war von der Speisewirtschaft meines mir nicht verwandten Namensvetters, einer in jenen Jahren sehr populären Berliner Figur, eingenommen. Ich fand Prince-Smith in seinem, durch das einzige Eckfenster vom Hof her ziemlich ungenügend erhellten, Hinterstübchen, umgeben von Chemikalien, elektrischen Batterien, physikalischen Apparaten. Der Volkswirtschaftslehrer arbeitete an der Ausführung einer von ihm erfundenen vermeintlichen

Verbesserung der elektrischen Telegraphen, von der er sich die einschneidendsten Wirkungen auf das ganze moderne Verkehrsleben und für sich selbst die Reichtümer versprach, welche seine kinderlos gebliebene Ehe ihm in dem gehofften Maß noch keineswegs verschafft zu haben schien. Es ließ sich aus allem leicht erkennen, daß der Schlüssel zur Kasse sich nicht in seinen Händen befand.

Er empfing mich mit echt britischer Kühle, wenn er sich auch unserer, früher gemachten, flüchtigen Bekanntschaft, sehr wohl entsann. Aber seine Zurückhaltung wich bald genug einem freundlichen, wärmeren, entgegenkommenden Wesen, als er die ihm vorgelegte Zeichnung sah. Er ging damit zu seiner Frau, die — selbst eine talentvolle Dilettantin, — mit ihm die Liebe für die bildende Kunst und eine starke Begeisterungsfähigkeit für deren große Meisterwerke, wie eine ziemlich genaue Vertrautheit mit denselben, teilte. Bald kam er mit der beglückenden Botschaft in sein Zimmer, in welchem ich hangend und bangend auf seinen Bescheid harrte, zurück, daß er die Zeichnung für den von mir geforderten, freilich unglaublich niedrigen Preis behielte.

Seitdem waren wieder mehr als anderthalb Jahre vergangen, ohne daß ich Prince-Smith wieder besucht gehabt hätte. Zufällig war ich dann einmal im Spätherbst 1852 mit ihm auf der Straße zusammengetroffen. Er machte mir

freundschaftliche Vorwürfe, daß ich mich gar nicht mehr sehen gelassen habe. Ich mußte ihm von meinem Ergehen, von meiner Familie, von meinen Arbeiten erzählen. Der Schritt, den ich bei der Illustrirten Zeitung gethan hatte, fand seinen ganzen Beifall. An dem Erfolg äußerte er seine aufrichtige Freude. So kam ich wieder in sein Haus und bald immer häufiger und häufiger. Unser Verkehr wurde überraschend schnell ein wahrhaft freundschaftlicher. Ich zeichnete sein Porträt in schwarzer Kreide, malte ihm das Bildnis eines zwölfjährigen Mädchens, das er mit väterlicher Zuneigung protegierte. Das Bild führte ich bei mir in jenen „Zimmer für Alles" aus, die Zeichnung bei ihm, in seinem Laboratorium. Es war eine hohe Lust, stundenlang mit ihm allein zu sein, ihm zuzuhören, während ich ihn zeichnete. Er verfügte über einen überströmenden Reichtum an Ideen, an glücklichen Eingebungen und Erkenntnissen in Bezug auf die Mittel und Wege für den Einzelnen, wie für ganze Völker und Bevölkerungsgruppen, um sicher zu großen materiellen Gütern und dauernd glücklichen Zuständen zu gelangen. Mannigfache mechanische Erfindungen, die er träumte und voraus sah, wie jene „calorische Maschine", die er im Geist bereits völlig fertiggestellt zu haben behauptete, bildeten nur eine Gruppe dieser unfehlbaren Mittel. Seine Phantasie nahm auch nach dieser Richtung hin die kühnsten Flüge. Sie hatte, wie die Folgezeit lehrte, eine wahrhaft prophetische Kraft.

Zeigte sie ihm doch eine Menge von Erfindungen, öffentlichen Einrichtungen und Anstalten als notwendig bevorstehend, als schon in nächster Zeit realisierbar, von denen damals niemand eine Ahnung hatte, die man als Hirngespinnste eines Träumers verspottet haben würde, und die uns doch heute längst durch Edison, Siemens, Anschütz, Maybridge und andere verwirklicht, als etwas Selbstverständliches, schlechthin Unentbehrliches für das Leben der modernen Menschheit erscheinen. Er selbst aber scheiterte regelmäßig an der technisch-praktischen Ausführung der glücklichsten Gedanken und Projekte. Seinen späteren großen Reichtum, zu dem er in den ersten siebziger Jahren während der letzten Lebenszeit seiner Frau und nach deren Tod gelangte, dankte er nicht seiner umfassenden Begabung und Geisteskraft, sondern der völlig geistlosen, ganz ordinären Thatsache der kolossalen Wertsteigerung des Grundes und Bodens seiner beiden Eckhäuser.

So wenig Glück, wie mit der Verwertung seiner vermeintlichen physikalisch-technischen Erfindungen, hatte er übrigens auch da, wo er sich verlocken ließ mit seinen gefundenen Lösungen von naturwissenschaftlichen Fragen und Rätseln, welche die Geister lebhaft beschäftigten, an die Oeffentlichkeit zu treten. In jener ersten Hälfte der fünfziger Jahre kam von Nordamerika und London zu uns die Nachricht von dem neuen Wunder der „drehenden Tische“ herüber. Bald hatte der Schwindel auch die

Berliner Gesellschaft ergriffen. Ueberall wurden diese Experimente veranstaltet, und nach der Versicherung der Teilnehmer gelangen sie meist glänzend. In allen Häusern drehten sich, tanzten und klopften die schwersten Tische unter den zu der wunderwirkenden Kette vereinigten Händen begnadeter Medien. Die Gemeinde derer, welche an die „Vergeistigung des Holzes“ glaubten, wuchs rapide an. Die Zeitungen waren voll „Eingesandts“ und populär-wissenschaftlichen Artikeln, in welchen die verschiedensten bald natürlichen, bald spiritistischen Erklärungen der kaum noch angezweifelten oder nüchtern-kritisch untersuchten Vorgänge gegeben wurden. Auch Prince-Smith mochte es nicht unterlassen, seine Anschauungen und Meinungen darüber in der Vossischen Zeitung zu veröffentlichen. Er versuchte das anscheinende Wunder aus den Gesetzen und der Natur der Elektrizität zu erklären. Aber seine wissenschaftliche Vertrautheit mit dieser muß doch nicht so intim gewesen sein, wie mit der Wirtschaftslehre. Er „verhaute sich“ ziemlich arg und entging denn auch dem beißenden Spott der besser Eingeweihten nicht.

Mir schenkte er allmählich unbedingtes Vertrauen. Die reichen Quellen seines Wissens und seines originellen Geistes wirkten befruchtend auf den meinen. Mindestens eben so hoch aber muß ich seinen stärkenden, erhebenden, erquickenden Einfluß auf meinen ganzen Gemütszustand taxieren. In Ermangelung des bewußten „Schlüssels“,

aber auch wohl aus wirtschaftlichen Prinzipien, von denen er selbst um der Freundschaft willen nicht abwich, konnte und wollte er mir mit direkten materiellen Unterstützungen nicht aus der dringenden Not helfen. Aber er honorierte mir jene Porträts und bestellte später noch andere bei mir, wie das der, einmal von London mit ihrem elfenhaft reizenden kleinen Töchterchen zum Besuch herübergekommenen, Gattin Fauchers und dieses Kindes, die ich, wenn auch für wahre „Freundschafts-Preise", ausführte. Er schlenderte schon damals Arm in Arm mit mir Unter den Linden, stellte mich jedem Bekannten als seinen lieben Freund vor, prophezeihte mir eine nahe glänzende Zukunft als Bildnismaler; — „in drei Jahren verdienen Sie 4000 Thaler jährlich, glauben Sie mir", das war seine stehende Redensart und wohl auch seine aufrichtige Ueberzeugung. Mit alledem gab er mir Köstlicheres, als es jede Geldunterstützung gewesen wäre: neuen Lebensmut, Selbstvertrauen, frohen Glauben an die noch nicht gänzlich entschwundene Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer besseren Zukunft für mich.

Von Zeit zu Zeit brachte er uns auch wohl Theaterbillets, die ich mir aus eigenen Mitteln nicht hätte verschaffen können; zu besonders sehenswerten Aufführungen. Das allersehenswerteste aber, was auf einer Bühne den Zuschauern geboten werden konnte, dünkte Tausenden von Berlinern und unter diesen auch unserm Freunde im Winter 1853 das Auftreten und der Solotanz der schönen

Spanierin Pepita de Oliva zu sein. Nicht mit der höchsten Kunst der schauspielerischen Darstellung, noch mit der Macht des herrlichsten dramatischen Gesanges sind auf das Berliner Theaterpublikum stärkere Wirkungen hervorgebracht, als damals durch die recht kunstlosen Tänze dieser Frau, oder vielmehr durch ihre Erscheinung bei diesen Tänzen. Sie versetzte die Zuschauer, welche bei jeder Vorstellung das Friedrich-Wilhelmstädtische (jetzige deutsche) Theater in der Schumannstraße auf allen Plätzen füllten, immer wieder in einen wahren Taumel des Entzückens, in eine Art von toller Trunkenheit, ähnlich wie es elf Jahre früher durch Franz Liszts Klavierspiel geschehen war. Es waren stets dieselben beiden, wenig von einander verschiedenen Tänze „la Madrilena und El Ole“, welche sie bei ihren Vorstellungen ausführte. Beide wurden vom Orchester mit charakteristischen national spanischen Weisen begleitet. Der erstere außerdem mit dem Klang der Castagnetten in ihren Händen, während sie beim „El Ole“ nur die kurzen Röckchen in besonderer Art zu schwenken und zu heben hatte. Die langen prachtvollen schwarzen Haare in ihrer üppigen Fülle ließ sie dabei aufgelöst über den Rücken herabwallen und flattern. Gesicht und Gestalt waren in allen Teilen von vollendeter Schönheit, die großen schwarzen Augen von strahlendem Glanz und zündender Glut. Die Fußkünste und Virtuosenstücke der großen Ballerinen waren nicht Pepitas Sache. In dem Beugen, sich Wiegen,

Neigen, hintenüber Werfen des Oberkörpers, in den Bewegungen der Hüften, des Kopfes auf dem Halse, der Arme und in immer wechselnden Beinstellungen, rhytmischen Schritten und wieder wilden bacchantischen Sprüngen bestand eigentlich der ganze Tanz. Aber die Wirkung des Anblicks auf die Nerven der, das schöne Weib mit den Augen verschlingenden, Zuschauer war übermächtig. Das Publikum raste buchstäblich vor Wonne. Den Eindruck der Spanierin und ihrer Tänze auch auf vornehmere Geister spiegelte am treffendsten das französische Gedicht eines ungenannten Poeten, das in Kossaks „Montagpost“ statt jeder Kritik erschien. Einzelne Verse sind mir noch im Gedächtnis geblieben. Da hieß es:

Dieu! comme elle est belle,
Sa noire prunelle
Repand autour d'elle
Des éclairs ardents;
En basquina blanche
La main sur la hanche
Les cheveux flottants.

. . . .

so tritt sie auf die Scene. Dann läßt er die Tänzerin selbst sprechen:

Adieu votre école
Langoureuse et molle,
A moi, l'espagnole,
La danse tour à tour
Eperdue et folle
Un drame d'amour.

. . . .

Zum Schluß aber ruft er noch einmal:

> Dieu! comme elle est belle!
> A toi fleurs et coeurs!
> Et la saltarelle
> Emporte avec elle
> Nos fleurs et nos coeurs!

Sie nahm noch viel mehr mit, als nur Blumen und Herzen. Manche Männer hat sie fast um den Verstand und um ein gutes Teil ihres Vermögens gebracht. Sie kam wiederholt nach Berlin zurück und einer ihrer glühenden Verehrer machte sie, wenn auch nicht zu seiner Frau, so doch zu einer märkischen Gutsbesitzerin, indem er ihr ein in der Spandauer Gegend gelegenes Gut zum Geschenk machte. — Wo sie schließlich geendet hat, ist mir unbekannt.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in der ich mir Prince-Smith zum Freunde gewann, verlor ich für immer den alten Jugendfreund, der in der genau entgegengesetzten Richtung so verhängnisvoll auf mich eingewirkt hatte. Gregorovius konnte seit dem Januar sein zur ebener Erde gelegenes Zimmer in der Karlstraße nicht mehr verlassen. Zu helfen war ihm nicht mehr. Wie alle Schwindsüchtigen war er sich der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht bewußt. Auch als er sich Mitte Februar niederlegte, um nicht mehr aufzustehen, glaubte er noch an die Möglichkeit seiner Genesung. Wie allabendlich saßen wir auch am 22. Februar an seinem Bett, während

der Wind den dicht fallenden Schnee gegen die Fenster trieb. Lange hatte er still dagelegen. Plötzlich sagte er mit einem wehmütigen Lächeln: „Ich hab' Euch doch immer sehr lieb gehabt" und küßte mein ältestes Kleines auf die Stirn. Dann legte er sich zurück wie zum Schlafen. Der röchelnde Atem ging leiser und leiser, und nicht lange, so stand er still. Es war vorüber.

V.

Einen Monat danach verließen wir jene traurige Hofwohnung unter dem Dach in der großen Friedrichstraße und vertauschten sie, kühn entschlossen, mit einer so gut wie weit außerhalb Berlins gelegenen — in der „Lietzower Wegstraße“, der heutigen Lützowstraße, westlich von der Potsdamer in einem einstöckigen Gärtnerhause. Es lag der Mündung der, heute „Blumeshof“ genannten, Straße — damals ein buschiger und baumreicher Feldweg — gegenüber als letztes westlichstes der kurzen Reihe kleiner halb dörflicher Häuschen an dem ungepflasterten, tiefen Sandwege, der jenen Namen führte.

Wie alle diese Häuschen war es ganz umgeben von ausgedehnten Blumen- und Fruchtgärten, weiten Getreide- und Kartoffelfeldern. Drüben erhob sich das große rote Gebäude der Jungbluthschen Wagenfabrik, welches die ganze Strecke zwischen Blumeshof und der heutigen Magdeburgerstraße einnahm. Statt der letzteren führte ein schmaler Fußsteg von der Kanaluferstraße zwischen

der Westseite dieses Fabrikgebäudes und den angrenzenden Getreidefeldern zur Lietzower Wegstraße hinüber, und weiter über Felder und Kirschpflanzungen zu der Windmühle und den kleinen Gehöften an „Blums Mühlenweg", der heutigen Steglitzerstraße, und zu den Sanddünen und Kirschgärten des noch fast gänzlich unbebauten „Jakobsschen Weges," der heutigen Kurfürstenstraße. Der Magdeburgerplatz war ein Kartoffelacker. In dessen Mitte hatte sich ein in einem benachbarten Hüttchen hausender Schuhmacher ein hölzernes, berliner Laubengerüst konstruirt, das er mit Bohnen bewachsen ließ. Ich sehe ihn immer noch, wie er auf der Holzbank in dieser Bohnenlaube abends im alten Schlafrock und Pantoffeln, seine Pfeife schmauchend und die Volkszeitung lesend, in vollem Behagen zu sitzen pflegte, ringsum — „Gegend, nichts als Gegend!"

Aus den Fenstern meiner Wohnung, die aus einer Küche, (dem ersten Durchgangsraum am Flur) und zwei Zimmern bestand und im höchsten Stockwerk, welches das Haus besaß. d. h. im ersten, mithin ganz vornehm in der „Bel=Etage", gelegen war, schweifte der Blick über den, mit blütentragenden Gebüschen reich bepflanzten, langen Vorgarten, der es von dem breiten Sandweg der Straße trennte, und an dem Fabrikgebäude vorüber, frei und ungehemmt zu den Feldern, Wiesen und Gärten diesseits und jenseits des, von den dünnen jungen Bäumchen seiner Alleen eingefaßten, Kanals bis zu dem Tiergarten. Wie eine dunkle Wand begrenzten die ge=

schlossenen Massen seiner Baumkronen im Verein mit denen der großen Privat- und Wirtsgärten zwischen Bendlerstraße und Albrechtshof und von da ab weiter westlich die des Seeparks, welche dort mit denen des zoologischen Gartens und des „Parks Birkwäldchen" zusammenflossen, die Felder und Wiesen im Norden und Westen. Nach unserm jahrelangen Leben und Atmen in der dumpfigen „Hofluft" kleiner armseliger Hinterhauswohnungen in der, von gifthauchenden Rinnsteinen durchzogenen, inneren Stadt, tranken wir den frischen duftigen Atem der Natur, der uns hier in dieser weltfernen Vorstadtgegend umwehte, mit nicht zu schildernder Wonne.

Und welche Wohlthat, nicht mehr genötigt zu sein, das Wasser im Eimer vom Brunnen herauf und das überflüssige zum Hofe hinunter drei bis vier hohe Treppen, sondern nur eine kurze Stiege zu tragen! Die Vorstellung, eine Wasserleitung im Hause zu haben und nur einen Hahn in der Küche und dem Schlafzimmer drehen zu dürfen, um Wasser nach Belieben zu erhalten, vermochte die Phantasie eines Berliners damals schlechterdings noch nicht zu fassen. Ein dienendes Wesen aber, welches uns jene Mühe und alle andern gröberen Arbeiten in Wohnung und Küche abgenommen hätte, war für uns noch immer nicht vorhanden. Der Preis dieser merkwürdigen Bel-Etagen-Wohnung schien uns zwar nicht ganz billig. — 70 Thaler jährlich! Aber mit der Aussicht auf

7*

sicher honorierte Arbeiten hoffte ich auch diese Miete unschwer erschwingen zu können.

Hinter dem Hause zwischen den Treibhäusern und glasbedeckten Mistbeeten, wie zwischen den Gebüschen und Blumenbeeten des großen Vorgartens, trieben Scharen von Hühnern mit ihren Küchlein, Enten, Tauben, zahlreiche Hunde und Katzen ihr Wesen zum unsäglichen Vergnügen unserer hier in frischer Gesundheit aufblühenden beiden Kleinen. Der Sandweg vor dem äußern Gartenzaun war wenig belebt. Bald fiel uns eine ganz eigentümliche Gestaltengruppe auf, die mit größter Regelmäßigkeit an jedem Morgen gegen 7 Uhr an jenem Zaun vorüberpassierte. Ein hochgewachsener breitschulteriger Mann, der sich etwas gebückt hielt, in einem erbsengelben Ueberzieher der ebenso wie sein Cylinderhut, auf Eleganz nicht den geringsten Anspruch erhob, mit glatt rasiertem Gesicht, von knorrigen, gleichsam zusammengedrängten Formen, mit in sich gekehrtem Blick der tiefliegenden grauen Augen unter der breiten, edlen Stirn, schritt einer sehr viel kleineren Frau und einem jungen Mädchen, ersichtlich beider Tochter, vorauf, dessen Antlitz von einem simplen breitrandigen Strohhut beschattet, von üppigen braunen Locken, frei umkraust, unverkennbar das Gepräge des Ungewöhnlichen, einer gewissen Genialität trug. Das ganze Aussehen dieser Gruppe zog mich eigentümlich an. Mit immer gesteigertem Interesse sah ich ihrem Kommen entgegen, beobachtete ich ihr Vorbeigehen an jedem Morgen. Aber

es kam damals zu keiner persönlichen Berührung zwischen mir und dem mehr als zwanzig Jahre älteren Mann. Erst sehr viel später im Leben lernten wir uns bei Franz Duncker und Lassalle kennen. Damals erfrug ich nur, daß er Friedrich Scherenberg, der Dichter von „Leuthen" und „Waterloo" sei, der in der Nachbarschaft wohne. Allem Anscheine nach hatten ihm seine patriotischen Lorbeern bis dahin noch wenig goldene Früchte getragen.

An manchen Nachmittagen dieses Frühlings und Sommers sahen wir auf dem Fußstege zwischen der langen Westseite des Jungbluth'schen Fabrikgebäudes und dem weiten Kornfelde die Gestalt eines andern Mannes raschen elastischen Ganges daher und auf unsern Garten zugeschritten kommen, der uns desto besser bekannt war und dessen Erscheinen wir immer mit inniger Freude begrüßten. Es war John Prince-Smith. Er hatte mich zwar dringend beschworen, nicht in diese von Berlin so unerreichbare ländliche Wüste im Westen hinauszuziehen. „Lieber ins Arbeitshaus, als dahin," sagte er wiederholt. „Da sind Sie vollständig verloren und Ihre ganze Carriere ist zerstört." Zum Glück hatte ich mich dennoch nicht von dem Entschluß abbringen lassen und diesmal auf den sonst immer so gern befolgten Freundesrat nicht gehört. Es war ein liebenswürdiger Zug Prince-Smiths, daß er sich durch dessen Nichtbefolgung nicht gekränkt und geärgert fühlte. Er bewies das am besten durch seine Besuche. Den Kindern brachte er Spielsachen und kleine Näschereien mit.

Er holte uns zu Spaziergängen ab oder kam, um ein paar Stunden mit mir im Garten oder im Zimmer zu verplaudern. Ich erwiderte seine Besuche nicht minder fleißig. Während einer ziemlich langen Reihe von Jahren hat dies echt freundschaftliche Verhältnis angedauert. Seine Gesinnungen und Sympathieen übertrug er auch auf seine Gattin und wir wurden allmählich völlig heimisch in deren Hause. Aber schon in jenem ersten Jahr unsers intimen Verkehrs, — wie manche dichte Nebel, die mir damals die reale Welt noch verschleierten, hat er in den stundenlangen Gesprächen mit mir zerrissen und zerstreut! Wie viele romantische Schemen verflüchtigten sich mir vor seiner unbarmherzig einschneidenden Kritik! Wie viele falsche Idole hat er mir zerstört und verleidet! Wie viele mir ganz neue Gebiete des Wissens erschlossen! — Natürlich kam ich nicht davon los, seinen Say, Malthus, Bastiat e tutti quanti so gut es eben gehen wollte, durchzuarbeiten. Die Bekehrung des Freundes zum Glauben an die alleinseligmachende reine „Nichts-als-Freihandels“-Lehre war ihm eine Herzenssache. Aber er, der Engländer, war es gleichzeitig auch, der mir den kräftigsten Anstoß zu einer viel gründlicheren Beschäftigung mit Goethe, der ihm „Bibel und Koran“ war, zu einer viel tieferen Versenkung in diesen unergründlichen Born der Weisheit und Schönheit gab, als ich sie bis dahin versucht gehabt hatte. Ich brauche hier nicht erst zu entwickeln, was mir daraus und aus der allmählich erworbenen

Goethefestigkeit für mein ganzes übriges Leben erblüht ist. — Aber sie nur aus einem geliehenen Exemplar erwerben zu können, erschien mir immer fast beschämend. Der eigne Besitz von Goethes Werken, die damals noch einen recht teuern Gegenstand bildeten, begann mir mehr und mehr als eins der erstrebenswertesten „Glücke" und als eine der für mich unentbehrlichsten Bedingungen eines „menschenwürdigen" geistigen Daseins zu erscheinen. Doch erst drei Jahre später vermochte ich mir dies Glück zu erobern. Ich vergesse nie die Seligkeit, die ich empfand, als es mir gelungen war, mir durch den Verlagsbuchhändler J. Springer, für den ich zahlreiche Kinderbuch-Illustrationen zeichnete und lithographierte, die Cotta'sche Goetheausgabe in sechs Groß-Quartbänden zum Preise von neun Thalern verschaffen zu lassen. Ich hatte ihn darum ersucht und ihm anheimgestellt, mir diese große Summe von meinen kleinen Honoraren abzuziehen, und er erfüllte meine Bitte. Wie ich diesen meinen Schatz, dies so lange schon ersehnte, einzig köstliche Gut vom Monbijouplatz zum „fernen Westen" nach Hause trug, es unterwegs schon unwillkürlich streichelte und den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ich das ganze Packet würde öffnen und nach Herzenslust in all der nun mein eigen gewordenen Herrlichkeit schwelgen können! . . .

Vor Einem, was mir noch begegnen könnte, um meinen ferneren geraden Weg zur künstlerischen Ruhmeshöhe zu kreuzen, bekundete Prince-Smith ernstliche Freundes-

Besorgnis. Ich las ihm einmal einen Text zu einigen Zeichnungen nach plastischen Werken für die Illustrierte Zeitung aus dem Manuscript vor. Er blickte mich traurig an: „Wo haben Sie denn diese journalistische Fertigkeit her? . . . Um Gotteswillen, Sie werden mir doch nicht mal gar Schriftsteller werden?“ Mit ganz ehrlicher Überzeugung wies ich lachend die Voraussetzung jeder Möglichkeit eines solchen Berufswechsels zurück. Ach! „Du sollst Dich nimmermehr vermessen, von dieser Speise werd' ich nie essen!“

VI.

In jenem Frühling sahen wir wieder einmal einem sogenannten „beglückenden Familienereignis" nicht ohne eine gewisse Bangigkeit entgegen. Die Stunde desselben trat etwas früher, als wir erwartet hatten, ein. Bis über die Mitte einer milden Aprilnacht hinaus hatte ich meiner jungen Frau vorgelesen. Das sachte Ausgehen der kleinen Lampe brachte uns die etwas erschreckende Thatsache zum Bewußtsein, daß wir keinen Tropfen Oel mehr im Hause hatten. Zum Schlafen freilich bedurften wir keines Lichtes. Aber plötzlich traten Zeichen ein, welche über ihre wahre, rechte Bedeutung keinen Zweifel ließen. Die nächste weise Frau wohnte in der Bernburgerstraße. Zeit zum Besinnen und Erwägen blieb mir nicht. Hinaus also in die Nacht, um dorthin zu eilen. Vielleicht, daß ich unterwegs in der Stadt noch einen Apotheker herausklopfen könnte, der mir etwas Oel abließe. Bei der hilfreichen Dame gelang mir zum Glück das Herausklingeln noch rasch genug und sie zögerte, gütigen Herzens, keinen Augenblick, meine Bitte zu er=

füllen, sich schnell zur nächtlichen Wanderung in jene entlegene Wildnis anzuschicken. Ja, als ich ihr meine Verlegenheit in Betreff der Beleuchtung der bevorstehenden Scene eingestand, nahm sie selbst ein Fläschchen Oel mit sich.

Eine gute Stunde seit meinem Weggang vom Hause mochte vergangen sein, bis ich, die Treffliche führend, in den Lietzower Sandweg einbog. Aber war es ein Trugbild meiner erregten Phantasie? War es wirklich ein Fenster unserer Bel-Etage, was da so hell in die dunkelwolkige sternlose Nacht hinausleuchtet? Ja es war so, eine Täuschung unmöglich. Durch welches Wunder ist sie zu Oel für die Lampe gekommen? fragte ich mich. Die Aufklärung, die ich, oben angelangt, von meiner armen tapferen, im Dunkel allein Gelassenen empfing, machte, daß wir beide, trotzdem die Situation wahrlich nichts Heiteres hatte, in herzliches Lachen ausbrachen. Sie hatte beim Schimmer eines Streichholzes meinen Malkasten durchsucht, ein noch ziemlich gefülltes Fläschchen Mohnöl darin gefunden und dies aufs Küchenlämpchen gegossen, das nun das Zimmer, wenn auch mit ziemlich trübseligem Licht, erhellte. Nein, etwas dem Aehnliches hatte auch Jean Paul aus der Haushaltung seines Armenadvokaten Siebenkäs und Ludwig Tieck aus der des Helden jener oben citierten Novelle „Des Lebens Ueberfluß“ nicht zu erzählen gehabt! Wir hatten wieder einmal etwas ganz Apart's für uns.

Am dritten Tage nach dieser Nacht, die trotz der

spärlichen Beleuchtung übrigens ganz der natürlichen Ordnung gemäß verlief, traf eine unter diesen Umständen doppelt willkommene und mit gesteigerter Freude begrüßte, frohe Botschaft von der Illustrierten Zeitung ein. Ich hatte ihr vorgeschlagen, eines der bedeutendsten neuen Berliner Skulpturwerke, die acht großen Marmorgruppen für die Schloßbrücke, deren Mehrzahl eben damals in den Werkstätten hiesiger bekannter Bildhauer ihrer Vollendung sehr nahe gebracht war, für das Leipziger Blatt zu zeichnen und zu besprechen. Mit diesem Vorschlag erklärte sich die Redaktion einverstanden und erteilte mir den Auftrag zur Ausführung.

Zehn Tage später bereits feierten wir das eine wie das andere glückliche Ereignis durch eine unsrer gewohnten Wanderungen nach dem damals noch so idyllischen, von keiner modernen Biergarten-Kultur beleckten, lieblich-traulichen Waldnest Saatwinkel am Tegeler See. Die neue kleine Weltbürgerin wurde abwechselnd auf dem Arm der Mutter und auf meinem getragen. Die Geschwister marschierten tapfer auf den unermüdlichen winzigen Füßchen. Zum ersten Mal fehlte unser alter treuer Genosse dieser Wanderungen, der lange Gregorovius. Bei aller aufrichtigen Trauer um seinen Verlust und um sein beklagenswertes Geschick, konnte ich mir nicht verhehlen, daß seit seinem Dahinscheiden Welt und Leben mir sehr viel weniger trübe, hoffnungs- und freudlos erscheinen wollten. —

Immer schon in der Morgenfrühe brachen wir zu diesen Saatwinkel-Wanderungen auf. Vor dem Charlottenburger Schloßgarten überschritten wir die Spree auf der dortigen Brücke. Von da ging man entweder längs des Flußlaufs auf der, von alten Weiden und Erlenbüschen gesäumten, sandigen Uferstraße oder durch den noch tieferen Sand des, von kleinen Bäumchen eingefaßten, Weges, der im rechten Winkel ab von dem andern zwischen den sumpfigen Wiesen und Getreidefeldern zum Walde führte. Die Lerchen tirilierten über uns, höher und höher in den lichtflimmernden Äther steigend. Dumpf und matt gedämpft aus weiter Ferne klang das Brausen der großen Stadt und das rhythmische Dröhnen des Dampfhammers der Borsigschen Eisenwerke vom näheren Moabit herüber. Bald empfing uns die Schattenkühle der Haide. Ein Wald aus hohen alten Kiefern und Eichen prächtig gemischt, durch dessen Dickicht sich die unchaussierte Straße, — leicht als die richtige an den großen weißen, lateinischen S zu erkennen, die auf die Stämme der Bäume zu beiden Seiten gepinselt waren, — bis zum Ziel wohl eine Stunde weit hin wand. Mit immer erneutem Entzücken begrüßten wir die bläuliche silbern glänzende Fläche des Sees, wenn sie endlich zwischen den Bäumen sichtbar wurde. Und dann die langen Stunden im selbstgeruderten und gesteuerten Boot, das man in einer der beiden noch ganz primitiven Saatwinkler Wirtschaften entlieh, mit Weib und Kindern darin, — „min Sorgen un min

Lewen is allens üm un bi" — auf der weiten glatten oder windgekräuselten, noch von keinem Dampfer durchschnittenen und aufgeregten Flut, und, damit abwechselnd ein Ausruhen an ihren stillen Ufern im kiefernadelduftdurchwürzten Waldesschatten, oder unter den alten Linden vor dem malerischen strohgedeckten Bauern- und Fischerhause des einsamen Gehöfts auf Valentinswerder oder vor dem auf Scharfenberg . . . So ein Saatwinkler Frühlings-, Sommer- oder Herbsttag, welchen erst bei beginnender Nacht der Heimgang durch die dunkle oder mondhelle schweigende Haide schloß, — er erfüllte uns, in der grenzenlosen Bescheidenheit unsrer Ansprüche an das Leben, jedesmal mit einem Gefühl reinster Daseinswonne, welche alle Not, Sorge und Plage unsrer Existenz nicht zu verkümmern und zu trüben vermochten. —

Kurze Zeit vor jenem Familienereignis hatte ich zwei künstlerische Aufträge erhalten, die mir als solche, wenn auch mäßig honoriert, sehr willkommen waren, mich aber noch viel mehr durch ihre Gegenstände erfreuten. Man hatte mich ersucht, zwei Bildnisse in schwarzer Kreide, Kniestücke in ziemlich großem Formate, von Frau Lina Duncker und der zum Besuch bei ihr verweilenden Schwester Frl. Betty Tendering zu zeichnen. Porträtsitzungen in meiner Wohnung abzuhalten, verbot schon ihre Lage so „fern von gebildeten Menschen" am Ende Berlins, auch wenn sie besser, als sie es war, geeignet gewesen wäre, elegante Damen darin zu empfangen. Ich trug meine

Staffelei und Reißbretter daher nach der Johannisstraße und führte dort in einem Zimmer des Dunckerschen Hauses meine Zeichnungen aus.

Beide Schwestern zeigten in ihrer Erscheinung kaum eine Spur des Verwandten und Ähnlichen. Frau Lina, die Ältere, bildete in Gesicht und Gestalt den äußersten Gegensatz zu der Schwester. Als ein wahres Elitewesen an Leib und Seele erschien mir letztere, wie es die Natur nur selten in ihren glücklichsten Momenten und in ihrer besten Gebelaune schafft. Für eine junge Dame von zwanzig Jahren ungewöhnlich hoch und groß gewachsen, fast heroinenhaft in ihren Körperformen und ihrer majestätischen Haltung war ihr doch alles Mannweibliche, Walkürenhafte durchaus fremd. Mit der Hoheit ihrer Erscheinung war ruhevolle Grazie und Anmut der Bewegungen innigst verbunden. Der schöne Hals trug ein von schwarzem, langen, reichen Gelock umwalltes Mädchenhaupt mit einem Profil von klassischem Adel der Linien, unterhalb von dessen feingeschnittener, wie aus Marmor gemeißelter Nase sich die blühenden, schön geschwungenen Lippen über den weißen Zähnen öffneten.

Keine willkommenere, anziehendere Aufgabe hätte mir gestellt werden können, als die, diesen herrlichen Kopf und diese Gestalt zu zeichnen, die in der, damals eben modisch gewordenen, sich auch um die Hüften schmiegenden langen Panzertaille (nach vieljähriger Pause kam diese Tracht 1875 von neuem in Gunst) die ganze edle Pracht ihres

Wuchses entfaltete. Während der Sitzungen aber offenbarte sich mir im nie abreißenden lebhaften Gespräch mit dem schönen Fräulein über alle Dinge zwischen Himmel und Erde ein weiblicher Geist, der sich diese klassische Hülle nach seinem eigenen Bilde geformt zu haben schien.

Gerade das, was ihn zumeist auszeichnete, ließ der der älteren Schwester vermissen. Aber der Verkehr mit dieser war darum nicht weniger anregend und fesselnd, dank der Originalität ihrer Ansichten und ihren überraschenden Einfällen, wie der mutigen, bis zur Rücksichtslosigkeit aufrichtigen Art, mit der sie für ihre ketzerischen Meinungen einzutreten und sie gegen jeden zu verfechten pflegte. Auch später, als ihr Salon zum Sammelplatz der hervorragendsten Vertreter der damals so viele grundverschiedene Elemente umfassenden und in sich verschmelzenden, großen liberalen Oppositionspartei geworden war, hatte Frau Lina die edle Rolle einer politischen Egeria nie gespielt. Wohl war sie von warmer Empfindung für die „gute Sache" erfüllt und ersehnte deren Sieg und den, wie die Orakeln prophezeihten, baldigen Anbruch der „neuen Zeit". Aber eigentliche politische Leidenschaft, das Talent und die Lust der politischen Intrigue, wir wir sie zu allen Zeiten einzelne Frauen der Pariser Gesellschaft beseelen sehen, lagen ihr fern. Die schöne Litteratur und das Theater nahm das Interesse vor allem in Anspruch; der Sinn für Musik, ja selbst die rechte Freude an deren holden

Gaben, war ihr völlig versagt. Mit dem schönen stolzen Freimut, der sie in allen Lagen ihres Lebens ausgezeichnet hat, bekannte sie diesen Mangel ganz offen. Niemals ließ sie sich zu der ästhetischen Heuchelei herab, die so vielen Frauen in der Gesellschaft zur andern Natur geworden ist: schwärmerisches Entzücken und hohe Begeisterung bei dem Anhören von musikalischen Kunstwerken zur Schau zu tragen, die ihnen in Wahrheit keine andere Empfindung erwecken, als tödliche Langeweile.

Durch die Portraitsitzungen, die mir beide Schwestern gewährten, wurde ich schon in jener Zeit mehr und mehr mit den im Dunckerschen Hause verkehrenden, bevorzugtesten Persönlichkeiten bekannt. Heidel war damals der einzige Vertreter der bildenden Kunst in diesem Kreise. Zu dessen ersten Sternen gehörten ferner: Julius Freese, der konstitutionelle, gothaisierende politische Schriftsteller, der spätere feinsinnige Übersetzer der Romane George Elliots und des Lebens Goethes von Lewes; der nach einem Jahrzehnt aus seinen natürlichen Bahnen herausgeschleudert, so traurig und ruhmlos als vaterlandsfeindlicher Soldschreiber zu Grunde gehen sollte; damals ein blonder, wohlgenährter, behaglicher Epikuräer von graziösem Geist und Witz, zierlicher Rede, aber von einer wahrhaft altjüngferlichen Angst vor allem, was irgend das zarteste sittliche Empfinden verletzen konnte. Intendanturrat Fabrice, ein schlanker Herr von korrekten Manieren, starkem Selbstgefühl, nüchternem, praktischen, ziemlich engen Verstande,

einem offen zur Schau getragenen nackten Egoismus, großer Willensenergie, unterhaltender Causeur, geschickter Gelegenheits-Versemacher, in den ersten Dreißigern, in der Erscheinung und Haltung einem schnurrbärtigen Kavallerieoffizier in Zivil ähnlich und seine Jäger-Passion auch darin nicht verleugnend. Dr. Vehse, der Verfasser des damals ungeheures Aufsehen machenden Werkes „Die Geschichte der deutschen Höfe", ein zur rundlichen Fülle neigender, aber beweglicher, lebhaft sprechender, gewisse allgemeine Lieblingswahrheiten, die er in kurze Sätze zusammengedrängt hatte, immer wohlgefällig wiederholender Herr von einundfünfzig Jahren mit dünnem schwärzlichen Haar und Bart; in seinem ganzen Aussehen und Bezeugen etwas vom „Pedanten, den es jückt, locker und lose zu sein". Emil Palleske, der Dichter und Rezitator, der damals eben sein Trauerspiel „König Monmouth" veröffentlicht hatte; eine prächtige, offene, herzgewinnende Natur voll Kraft, Feuer, Schwung und Leben, die sich in seinem schönen bärtigen Kopf mit den heitern glänzenden Augen rein ausprägte; dreißig Jahre alt, rastlos durch alle Gaue Deutschlands ziehend, mit Vorlesungen Shakespearescher und seiner eigenen Dichtungen das Publikum jeder Stadt und jedes Städtchens packend, fesselnd und begeisternd. Bei jedem Aufenthalt in Berlin genoß er die volle Gastfreundschaft des Dunckerschen Hauses, Quartier mit eingeschlossen. — Widmann, der lang aufge-

schossene, rotblonde Verfasser der, in jener Zeit bei Fr. Duncker erschienenen, köstlichen Novellensammlungen „Am waren Ofen“ und „Für stille Abende“; ein origineller, tiefer, seine ganz eigenen Wege gehender, grüblerischer, im Mystischen und Symbolischen schwelgender Geist, der seinen Dichtungen immer am sichersten zum Gegenteil der beabsichtigten Wirkung verhalf, wenn er sie selbst in seinem unverfälschten schwäbischen Dialekt vorlas. Rechtsanwalt Lewald, der Bruder der Dichterin Fanny, der Freundin Adolf Stahrs, damals seit sechs Jahren, seit seinem glänzenden Auftreten im Polenprozeß als Verteidiger Mieroslawskys und Genossen, einer der berühmtesten und gesuchtesten Advokaten, der in politischen Prozessen Angeklagten, der auch in der gesellschaftlichen Unterhaltung nie auf die Kunst der Formulierung schöner wohlgerundeter Perioden verzichten mochte; von eben so wohlgerundeter Gestalt, mit einem breiten, vollwangigen, von schwarzen Backenbärten umrahmten Gesicht, aus dem ein Paar, denen seiner Schwester sehr ähnlicher, großer, kluger, schwarzer Augen unter breiten Lidern hervorblickte. Seine Gattin Elisabeth, eine Frauennatur von feinstem, zartesten, weiblichen Empfinden; eine hochgestimmte Idealistin, erfüllt von warmer Begeisterung für das höchste Kunstschöne; damals eine ungemein anmutige, sympathische Erscheinung mit prächtigem, goldigbraunen Haar, seelenvollen grauen Augen, die, Dank der Stellung der feinen Brauen, leicht einen Ausdruck von Wehmut annahmen, ob die Dame

sich auch innerlich ganz heiter und frei davon fühlen mochte; mit einer Stimme, die wie sanfte Musik klang, in echt westphälischem Dialekte (das s vor dem t immer als S-Laut, nie als Sch aussprechend) lebhaft und gedankenvoll plaudernd. Dr. Bernstein, der Redakteur und Leitartikelverfasser des „Urwähler", wie später bis in sein höchstes Lebensalter der „Volkszeitung", ein Mann von umfassendem Wissen, der mit seinen, die naturwissenschaftlichen modernen Errungenschaften popularisierenden, Feuilletons noch mehr gewirkt hat, als durch jene, das orthodox-demokratische Evangelium unwandelbar in allem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse predigenden, Leiter. Dr. Lette, der kleine bärtige Herr, der seit den vierziger Jahren schon an der Spitze aller Berliner Unternehmungen stand, welche die geistige und wirtschaftliche Hebung der arbeitenden Klassen zum Zweck hatten, ein Mann, der mit begeisterter Hingebung seine ganze Thätigkeit diesen Aufgaben widmete und sich um die Erreichung jener Zwecke reichere Verdienste erworben hat, als alle sozialdemokratischen Agitatoren. Assessor Ernst Wenzel, genannt „der schöne Wenzel", ein Vetter der Hausfrau, stark poetisch angehauchter Jurist, eine außerordentlich gewinnende, jugendlich männliche Erscheinung, — Sudermanns Kopf und Gestalt erinnert mich immer lebhaft an die seine, — in allen männlichen Uebungen tüchtig und gewandt, Enthusiast und Idealist, in seinem an Prüderie streifenden, ängstlichzarten Sittlichkeits- und Anstandsge-

8*

Gefühl selbst Julius Freese noch über. Seine jüngere Schwester Marie, ein Mädchen von originellem, heitern, kühnen Geist und Charakter, das später als Erzieherin nach Rußland ging und sich dort eine hochgeachtete Stellung errang. Die merkwürdigste Persönlichkeit des damaligen Dunckerschen Kreises aber war jedenfalls Gottfried Keller, 1853 trotz seiner achtunddreißig Jahre in Berlin als Schriftsteller noch kaum gekannt; — seine Gedichte hatte man nicht gelesen, sein Roman „Der Grüne Heinrich" erschien erst im folgenden Jahre. — In seiner urwüchsigen, schweizerischen Derbheit machte der kleine, breitschulterige, untersetzte, eisenfeste, wortkarge, bärtige Mann mit den schönen ernsten und feurigen dunklen Augen unter der mächtigen weißen Stirn, der indes, wenn ihn etwas oder irgend wer ärgerte, nicht nur sehr unverhohlen seine Meinung äußerte, sondern auch immer bereit war, ihr mit seinen kräftigen Fäusten mehr Nachdruck zu geben, zwischen den abgeschliffenen Berliner Menschen eine ganz eigentümliche Figur. Daß er nicht allzuviel von ihnen hielt, daraus machte er kein Geheimnis. Nur für Frau Duncker selbst hegte und bekundete er jederzeit warme aufrichtige Verehrung. Daß diese Frau eben eine Natur sei und keins von den gesellschaftlichen Dutzendwesen, konnte keiner besser zu würdigen verstehen, als er, der große Menschenbeobachter und Herzenskündiger.

Was er selbst in Wahrheit sei, erkannten wir freilich

erst nach dem Erscheinen des „Grünen Heinrich“ aus dessen Lektüre. Der Eindruck dieser unvergleichlichen erzählenden Dichtung auf mich war ein ganz ungeheuerer, völlig von dem verschieden und weit über den hinausgehend, den jedes andre, neuere poetische Werk mir bisher gemacht hatte. Eine neue Welt ging mir darin auf. Es nahm mich zunächst vollständig gefangen, ergriff Besitz von meiner Phantasie, meinem Denken und Empfinden, und erfüllte mich mit inniger Liebe und Verehrung für den begnadeten Menschen, der das geschaffen und uns geschenkt hatte. Nur der ganz unmotivierte Schluß durch den plötzlichen Tod des Helden (am Herzschlag) im vierten Bande der damaligen ersten Ausgabe ärgerte mich. Ich begriff nicht, was den Dichter dazu veranlaßt haben könne, den bis dahin so folgerecht und kunstvoll gesponnenen Faden seiner Erzählung so willkürlich zu zerreißen. Frau Duncker löste mir das Rätsel nach Kellers eignen Mitteilungen. Der Verleger Vieweg sei ungeduldig geworden, weil der Roman gar zu lang zu geraten drohe. Er habe dictatorisch: Schluß! verlangt und Keller habe sich endlich zu dem von ihm geforderten Opfer seines Intellekts bestimmen lassen und seinen Heinrich ganz wider die ursprüngliche Absicht und ohne innere Veranlassung vom Leben zum Tode gebracht, wo das rechte Leben erst für ihn erst beginnen zu wollen schien: Seitdem hieß es unter uns, der Grüne Heinrich sei eigentlich gar nicht am Herzschlag, sondern am „Vieweg“ gestorben.

Die ganze geistige Lebensluft, welche das Haus Franz Dunckers durchwehte, war eine vorherrschend litterarische. Daß ich sie daselbst während mancher Jahre einatmete, hat mich vielleicht mehr als jeder andere Einfluß „litterarisch infiziert", den Litteratur-Bazillus in mich übertragen. Da mag er denn freilich einen sehr sympathischen, wohl vorbereiteten Nährboden gefunden haben, auf dem er sich weiter und weiter entwickeln konnte, um schließlich meine Maler- und Zeichner-Zellen zu zerstören und an ihrer Stelle jene Wucherbildungen zu erzeugen, deren Wirkung auf den geistigen Organismus sich zunächst im Schreiben für Journale unfehlbar kund giebt. Eine schlimme Krankheit, gegen welche bisher fast nur ein untrügliches Heilmittel gefunden wurde, die Beförderung — in Frankreich zum Minister, in Deutschland zum Geheimen Regierungs- oder Legationsrat. —

VII.

Die zum Schmuck der Schloßbrücke bestimmten Marmor-Gruppen wurden von Albert Wolff, Gustav Bläser, Schievelbein, Karl August Möller, Wredow, Friedrich Drake, Ludwig Wichmann in Berlin und Emil Wolff in Rom ausgeführt. Die ersteren Vier arbeiteten damals in ihnen zugewiesenen königlichen Werkstätten auf dem Grundstück der sogenannten „Alten Münze", hinter dem in der Münzstraße Nr. 10 gelegenen Vorderhause. Jenes trug seinen Namen noch von der Königl. Münzprägestätte, welche sich im vorigen Jahrhundert dort befunden hatte. Später sind hier für den alten Schadow und für Rauch Arbeitsräume eingerichtet gewesen. Letzterer hat daselbst die Modelle seines Friedrichs-Denkmals ausgeführt. An andern Stellen des Hofes wurden dann wieder mehrere kleinere Ateliers für Schüler Rauchs und andre mit öffentlichen Arbeiten betraute jüngere Bildhauer erbaut. Außer den genannten Vieren zählten zu dieser Künstlerkolonie auf dem Hofe

der „Alten Münze“ Prof. August Fischer, der mit den symbolischen Kriegergruppen für den Belle-Allianceplatz beauftragte geniale Meister, Herrmann Friedrich Wittig, und Heinrich Walger. Die schäbigen Fachwerkgebäude, welche ihre Ateliers enthielten, lagen an zwei Seiten eines weiten Hofes, der sich hinter jenem Straßenhause bis zu dem, nun längst für den Bau der Stadtbahn zugeschütteten Zwirn- oder Königsgraben erstreckte. Auf diesem Hofe drängten sich außerdem noch wunderliche baufällige Schuppen, Wohnhäuschen und Baulichkeiten von mannigfaltiger Bestimmung zusammen; die alte ehemals Fischersche, dann von Friebe und zuletzt von Gladenbeck übernommene Ciselierwerkstatt, das kolossale Gebäude der Gladenbeckschen Bronzegießerei, und das, in dessen einem hohen weiten Raum noch die hier ausgeführten Rauchschen Originalmodelle zum Denkmal Friedrichs des Großen, der Reiterstatue und der Postamentreliefs, aufgestellt waren. In einem zweiten, gleich ausgedehnten Werkstattraum arbeitete Gustav Bläser an den großen Monumental-Reliefs für die Thorbogen der Dirschauer Eisenbahnbrücke über die Nogat, und später an dem Modell der Reiterstatue Friedrich Wilhelm IV. für die Kölner Rheinbrücke. In der ersten Halle hat Albert Wolff, nach Entfernung des Friedrichsmodells, das seines Löwenkampfes für die Treppenrampe des Museums am Lustgarten und das Reiterstandbild Ernst Augusts von Hannover ausgeführt.

Zur Seite des Gießereigebäudes mit dem hohen Schornstein nahe der trüben Flut des Zwirngrabens, der hier zwischen malerischen Ufern, Hintergärten, altem Gebäudegerümpel, Gerbereien, Holz- und Zimmerplätzen dahinschlich, stand eine hohe breitgipflige alte Schwarz-Pappel. Ihre mächtige Krone beschattete einen Haufen Bretter und Balken, der mir später während der Frühstückspausen an manchen Sommertagen, die ich in diesen verschiedenen Ateliers zeichnend verbrachte, zu einem Lieblingssitz gedient hat. Von der neuen Friedrichstraße her führte ein offner Durchgang im Erdgeschoß eines Hau'es ihrer Nordseite in ein kurzes Gäßchen, das auf die sogenannte „Rochbrücke“ über den Zwirngraben mündete und sich jenseits in einem ähnlichen Gassenfragment zwischen alten Hinterhäusern bis zur Münzstraße fortsetzte. Hinter dem Eingange von der Neuen Friedrichstraße her befand sich die Hebestelle, das Häuschen, an dessen Parterrefenster man 6 Pfennige Brückengeld zu zahlen hatte. Das Alles ist nun spurlos verschwunden. Die Zuschüttung jenes Wasserlaufs, die Stadtbahn, der Durchbruch der Kaiser-Wilhelmstraße, der Bau der Central-Markthalle haben in diesen Gegenden Berlins in den letzten acht bis zehn Jahren gründlich aufgeräumt.

Mein Ersuchen, die hier in den Ateliers auf dem Hofe der „Alten Münze“ ausgeführten vier Schloßbrücken-Gruppen nach den Modellen für die Illustrierte Zeitung zeichnen zu dürfen, wurde mir von Schievelbein, Wolff, Bläser

und Möller gern gewährt. Besonders die ersteren drei, wie verschieden auch ihr Naturell sein mochte, zeigten sich mir gleich liebenswürdig und wohlwollend. Gustav Bläser, 1813 zu Düsseldorf geboren, war ein echter Mustertypus jener besonderen Menschengattung, welche sich die ostdeutsche Volksphantasie gewöhnlich unter einem Rheinländer vorstellt und deren Wesen und Manieren die Söhne dieser schönen Gaue auch noch dann anzunehmen lieben, wenn ihnen die Natur in Wahrheit nur wenig davon mitgegeben hat. Durchaus Sanguiniker von lebhafter, leicht entflammter Einbildungskraft, harmlos freundlich, gütig sorglosen, offenen Herzens und offener Hand, immer aufgelegt zu übermütiger Lust, zu fröhlicher Karnevalsthorheit und zum Genuß eines guten Trunkes in guter Genossen Kreise; während des größeren Teils seiner Laufbahn meist ziemlich fruchtlos bemüht, das Gleichgewicht zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben herzustellen und zu erhalten, während letztere sich durch einen raschvermehrten Kindersegen fort und fort steigerten, — so zeigte sich mir damals Gustav Bläser und so ist er, wie seine ihn heute noch überlebenden Freunde und Genossen bezeugen können, bis zu seinem verhältnismäßig frühen Lebensende (20. April 1874 zu Cannstadt) auch geblieben. Diesem Wesen entsprach seine Erscheinung durchaus: das längliche, bräunlich blasse, nervös erregte Antlitz mit den bald umflorten, bald lustig aufleuchtenden grauen Augen, von dem immer etwas verstruwelten, ziemlich lang getragenen,

lockigen stumpfbraunen Haar umwallt, das in der Werkstatt bei der Arbeit unter der schwarzen Sammetmütze mit aufgeschlagenem breitem Rande (nach dem Muster der seines Meisters Rauch) hervorquoll; an Kinn und Wangen von krausem Vollbart umrahmt; die eher hagre als volle Gestalt von mittlerer Größe und etwas nach vorn gebeugter Haltung. Die Neigung zur bildenden Kunst war schon in seiner Knabenseele erwacht. Der Maler Menzelberg und der Holzbildhauer Stephan in Köln waren seine ersten Lehren gewesen. In der Werkstatt des Bildhauers Scholl erwarb er sich jene Werktüchtigkeit, welche Rauch bei seinen Schülern mit Recht über Alles schätzte. Im Jahre 1834 war er nach Berlin gekommen. Rauch hatte ihn bereitwilligst in seine Werkstatt aufgenommen, wo er ihn gleich praktisch an der Ausführung des Dürer-Denkmals für Nürnberg, jenes Heeres von Viktoriastatuen für die Walhalla bei Regensburg und an den großen Modellen des Friedrichmonuments gleichzeitig mit seinem um ein Jahr jüngern Genossen Albert Wolff beschäftigte. Aber auch während dieser Arbeiten an seines Meisters Werken blieb Bläser noch immer genügende Freiheit und Zeit vergönnt, um seine Individualität in selbständigen Schöpfungen, besonders in höchst charakteristischen Portraitstatuetten und Büsten zu bethätigen. Er bewies darin eine glänzende Fähigkeit der schnellen Auffassung und des scharfen Treffens der eigentümlichen Züge der Erscheinung und des ganzen Wesens der darzustellenden Persönlichkeiten.

Über Mangel an Erfolg hatte er sich nicht zu beklagen. So war ihm z. B. eine Bildnisstatuette der Kaiserin von Rußland zu Pferde so wohl gelungen, daß er sie nicht weniger als sieben Mal zu wiederholen beauftragt wurde. In den ersten vierziger Jahren nahm er an dem Wettbewerb um die Ausführung des Beethovendenkmals in Bonn teil. Auch heute noch scheint mir seine dafür modellierte Skizze poetischer und dem Genius des großen deutschen Tondichters entsprechender als Hänels Statue, deren Entwurf dem Bläserschen vorgezogen und zur Kolossalausführung gebracht worden ist. Im Jahre 1845 hatte Bläser seine Arbeiten an den Modellen zum Friedrichs-Denkmal zum Abschluß gebracht und konnte nun die lange geplante und ersehnte italienische Studienreise antreten. In dem köstlichen Buch von Adolf Stahr „Ein Jahr in Italien" (es war dasselbe Jahr 1845, welches dieser dort verlebte und schildert) ein Buch, dessen Lektüre ich jedem als eine wahre Quelle der Erquickung empfehlen möchte, geschieht auch wiederholt des „jungen rheinischen Bildhauers Gustav Bläser" Erwähnung, der unter seinen Genossen den gutgewählten Kneipnamen „Jan Steen" führte. Auch Stahr hebt dort an ihm dieselben liebenswürdigen und gewinnenden Grundzüge seines Wesens hervor, die Bläser während seines ganzen späteren Lebens eigen geblieben sind.

Die große Arbeit, mit welcher er nach seiner Rückkehr zu Berlin betraut wurde, war jene Gruppe für die

Schloßbrücke. Es ist bekanntlich die vorletzte in der nördlichen Reihe, wo sie zwischen der von Wredow (die mit dem gefallenen Helden sich aufschwingende Iris) und der von Albert Wolff („Pallas den jungen Krieger zum Kampf anfeuernd") ihre Stelle gefunden hat. „Pallas begleitet und schützt den Krieger im Kampf" — ist der Gegenstand, den Bläser in dieser Gruppencomposition voll Schwung und Feuer, voll stürmischer Bewegtheit bei edler, harmonisch geschlossener Linienführung, gestaltet hat. Unter all diesen Brückencompositionen hat sie sich immer mit gutem Grund des größten Erfolges und Eindrucks zu erfreuen gehabt. Im Gegensatz zu vielen Männern von ähnlichem Naturell war Bläser jeder Zeit ein fest und zäh ausdauernder Arbeiter. Wenn er sich in sein Werk verbissen hatte, vergaß er alles Andere darüber, kannte keine Ermüdung, kein Bedürfnis einer Ruhepause. Aber gern ergriff er auch andererseits die Gelegenheit, fröhlich mit den Genossen zu sein, von Zeit zu Zeit ein ihm aus der Heimat gesendetes Fäßchen reinen, echten Traubensafts vom Rheine in der Werkstatt aufzulegen und seine Kollegen aus den andern Nachbarateliers, seine Schüler und Freunde einzuladen, ihm bei dessen Leeren behilflich zu sein. Seine Trinkerthaten, seine mannigfachen lustigen Erlebnisse und Abenteuer, die im Zusammenhange damit standen, bildeten den Gegenstand mancher damals viel verbreiteter Atelier-Sagen, die der Mund der Gipsformer, Modelle und Marmorarbeiter „sie vermehrend wälzte". Aber nie haben

selbst Neid und Klatschsucht Bläser eigentlich Schlimmes, Unedles, Gemeines oder Kleinliches nachzusagen gewagt. Die Güte und Harmlosigkeit seines Gemüts entwaffnete Jeden. —

Wesentlich anders geartet als sein ihm so nahe befreundeter Kollege, war Albert Wolff. Dieser, eine breite gedrungene Gestalt mit dunkelbärtigem kurzhaarigen ernst blickenden Kopf bewahrte jederzeit eine ihm natürliche, einfache ruhige Würde im Aussehen und Auftreten. Sie hinderte ihn indes keineswegs daran, der beste Kamerad der Genossen, der freundliche, gütige, von Steifheit, Pedanterie, Herbigkeit, Zugeknöpftheit und hochfahrender, strenger Art freie Meister und Berater seiner Schüler und Mitarbeiter zu sein, die ihm in herzlicher Zuneigung und Verehrung ergeben waren. Seiner Autorität bei ihnen that dies Verhalten des Meisters nicht den geringsten Eintrag. Wolff entstammt einer Künstlerfamilie. Sein Vater war Hofbildhauer des Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz. In Neustrelitz ist er 1814 geboren. Unter der väterlichen Leitung legte er den ersten Grund zu seiner künstlerischen und technischen Ausbilduug. In seinem 17. Jahr bereits kam er, von seinem Landesherrn unterstützt, in Berlin als Lehrling in Rauchs Werkstatt. Dreizehn Jahre lang war er hier anfangs als solcher, dann als Gehilfe, endlich selbstständig schöpferisch thätig gewesen. Da führte ihn ein königlicher Auftrag zur Ausführung dekorativer Marmorarbeiten für die Terrasse von Sanssouci

nach Italien. In Carrara hatte er die Blöcke dafür auszuwählen. Im Frühling traf er ebenso wie Gustav Bläser in Rom mit Adolf Stahr zusammen. In dessen Gesellschaft reiste er nach Neapel. In dem eben citierten Stahrschen Buche finde ich in einem, vom 14. August aus Sorrent datierten Brief folgende, auf Albert Wolff bezügliche, Worte, die ihn vortrefflich charakterisieren: „Zwei meiner Reisegenossen sind schon früher nach Neapel zurückgegangen und heute ist ihnen auch der Bildhauer A. Wolff gefolgt. Als ich diesen gundguten, reinen und liebevollen Menschen zum letzten Mal die breiten Stufen zur Marina hinab begleitete, wo die Barke seiner harrte, lief es mir heißzuckend über das Herz!" Wieder nach Berlin zurückgekehrt, entfaltete Wolff eine ungemein vielseitige und ausgedehnte bildnerische Thätigkeit. Er arbeitete nun an der Ausführung des Kolossalmodells der Reiterstatue und der Postamentgruppen des Rauchschen Friedrichsdenkmals, wie früher an deren Hilfsmodell, mit. Er bildete eine Brunnenfigur für Posen, ein Krucifix mit Maria und Johannes für Kamenz und das Modell jener Pallasgruppe für die Schloßbrücke. Im Jahre 52 hatte er seine junge Braut heimgeführt. In dem ersten Geschoß des Vorderhauses in der Münzstraße wohnte und in den Werkstatträumen auf dem Hofe arbeitete er bis zur Zerstörung dieses ganzen Baucomplexes.

Herrmann Schievelbein, der die zweite Gruppe der südlichen Reihe „Pallas unterweist den Jüngling im Speer-

wurf" auszuführen hatte, war ein Berliner Kind. 1817 geboren, eine schlanke Gestalt mit blondem Haar und Bart, freundlich, still, schlicht und milde, hatte sein Aussehen etwas Leidendes, fast hektisches, auch wenn er sich ganz wohl fühlte. Der idealistische Zug seiner Natur, der sich in seinem künstlerischen Schaffen, in seinem Denken, Anschauen und Empfinden geltend macht, prägte sich in seiner ganzen Erscheinung, im Benehmen und Verkehr mit anderen aus. Er hatte auf der berliner Akademie und in Ludwig Wichmanns Werkstatt die Bildhauerkunst studiert und war bereits in seinem 26. Lebensjahr von Petersburg aus mit großen, monumentalen Arbeiten für die gewaltige neue Isaac-Kathedrale und für das Winterpalais betraut worden, die er dann an Ort und Stelle ausführte. Auch einige Apostelgestalten für eine Kirche zu Helsingfors hatte er modelliert und teils in Petersburg, teils nach seiner Rückkehr in Berlin in Sandstein gemeißelt. In dem Wettbewerb um den Staatspreis des italienischen Reisestipendiums im Jahr 1841 errang er den Sieg. Während seines Studienaufenthalts in Rom empfing er den Auftrag zur Ausführung jener Schloßbrückengruppe, der ihn heim rief. Gleichzeitig mit deren Modell beschäftigte ihn hier eine große dekorative Arbeit: der kolossale Reliefries, welcher die Wände des griechisch-römischen Lichthofes in dem damals eben im Bau begriffenen (Stülerschen) Neuen Museum schmücken sollte. Den Gegenstand bildet bekanntlich die Zerstörung Pompejis

und Herkulanums durch den Ausbruch des Vesuv. Die kleinere Modellskizze dieses langen mehrteiligen Frieses, welche heute in dem einen Zwischenkorridor im ersten Geschoß der Nationalgallerie aufbewahrt wird und in jener Zeit an den Wänden des Schievelbeinschen Ateliers befestigt war, ist mir damals und seitdem immer als ein ungewöhnlich phantasievoll und geistreich erfundenes, in schöner Frische und Lebendigkeit ausgeführtes Werk erschienen. Leidenschaftliche Bewegtheit und edle Ruhe wechseln in den einzelnen Abteilungen dieser großen Komposition. Der Gestaltung eines jeden der mannigfachen Motive, welche der Gegenstand bietet, zeigt sich die bildnerische Kraft des Künstlers in gleichem Maße gewachsen. In allen seinen anderen Werken, die für die Schloßbrücke gemeißelte Marmorgruppe nicht ausgenommen, dominiert nicht die heroische Kraft, sondern die ruhige, milde Anmut.

Karl Heinrich Möller schien mir aus ganz anderm Thon geformt als jeder dieser Kollegen. Seiner Persönlichkeit mangelte das Gewinnende, Sympathische, was ihnen, bei aller Verschiedenheit des Naturells doch gleichmäßig gemeinsam war. 1804 zu Berlin geboren, hatte er den ersten künstlerischen Unterricht in seines Vaters Werkstatt erhalten, dann in der Akademie und seit 1828 bis 1840 unter Rauch gearbeitet. Seine bekanntesten und bedeutendsten selbständigen Schöpfungen, der Knabe

mit dem Neufundländer und das Mädchen mit der Bulldogge sind brave, ehrliche, fleißig durchgeführte Arbeiten, denen es auch nicht an einer gewissen Naivetät der Empfindung gebricht. Aber gewinnenden frischen Reiz und warmblütiges Leben wird man vergebens in ihnen suchen. Seine Schloßbrückengruppe „Pallas reicht dem Jüngling das Schwert" zeigt eine derbe von Plumpheit nicht freie Kraft, ein gleichsam protziges Pathos und noch größere Trockenheit und Nüchternheit als jene Kinder- und Hundegruppen. Möllers ganze Erscheinung, Redeweise, Benehmen und Verhalten standen in keinem Widerspruch dazu.

Der Gedanke des Königs, die Schloßbrücke mit Idealgruppen dieses Stils schmücken zu lassen, erschien schon damals vielen in hohem Grade befremdend und wenig im Einklang mit der „am christlichen Hofe zu Potsdam" vorherrschenden Sinnesrichtung. Aber es vereinigten sich in diesem seltsam veranlagten Geist künstlerische Neigungen und Anschauungen, welche sich ihrer Natur nach gegenseitig notwendig ausschließen zu müssen scheinen. Der, für die Herrlichkeit des christlichen Mittelalters begeisterte, königliche Romantiker und Mystiker hatte und bewies zugleich doch auch das lebhafteste Gefühl und Verständnis für die heitere Schönheit der Antike, der hellenischen Architektur und Plastik. Wohl träumte er davon und strebte danach, in der politischen und gesellschaftlichen Ordnung seines Staates und Volkes so weit als irgend möglich seine romantischen Ideale zu ver-

wirklichen. Aber jene Engherzigkeit und dumpfe Beschränktheit des Sinnes der neuen Heiligen seiner Umgebung, welche ein Kreuz vor der nackten, menschlichen Schönheit schlugen, in der sie nur Teufelswerk sahen, gemacht, die arme Menschenseele durch die Sinne zu berücken und dem ewigen Verderben Preis zu geben, lag dem Könige fern. Nicht nur gegen alle Vorstellungen und Proteste solcher Vertrauten, sondern auch gegen die Einwendungen der nüchternen, praktischen, um die Wirkung der Schaustellung des Nackten an öffentlicher Straße auf das allgemeine Schamgefühl der Berliner besorgten, Männer der Verwaltung war der König taub geblieben, als es sich um die Ausführung und Aufstellung der Schloßbrückengruppen in ihrer gegenwärtigen Gestalt handelte. Seine Antwort darauf war: „Mögen sie sich daran gewöhnen".

Bei den, mit der Ausführung dieser Marmorgruppen betrauten, Künstlern hatte, wie man denken kann, infolge davon helle Freude geherrscht. Verhinderte sie doch nun nichts mehr daran, hier einmal nach freiem Belieben in der Vorstellung des schönen Nackten zu schwelgen, und ihre volle frische Kraft der Lösung dieser höchsten Aufgabe aller plastischen Kunst rückhaltlos zu weihen. —

Die Ateliers, dort auf dem Hof der alten Münze, in denen die genannten Meister und ihre Schüler arbeiteten, — unter andern zählten der zu früh verstorbene begabte Schindler, Siemering, Fritz Schaper, Erdmann Encke dazu, zeigten eine äußerst bescheidene Inneneinrichtung. Die

9*

meisten waren für so umfangreiche Marmorwerke wie die Schloßbrückengruppen, eigentlich viel zu klein. Nicht der bescheidenste Nebenraum zum Ausruhen, Zeichnen, Schreiben, Besuche empfangen, existierte dort. Die kühnste Phantasie und Begehrlichkeit eines Berliner Bildhauers hätte damals nicht ein Atelier geträumt, wie wir sie heute vielfach, — freilich mehr noch als bei uns, in Wien, München, Pest — antreffen, deren Einrichtung mit der der prächtigsten modernen Malerwerkstätten von der Gattung der Makartschen und Lenbachschen wetteifert. —

Alles was an Farbigkeit erinnerte, und jede Spur von künstlerischem Luxus in Stoffen oder Möbeln war von diesen Ateliers der jüngeren Bildhauer, ebenso wie von den Arbeitsräumen Christian Rauchs selbst, streng ausgeschlossen. Das matte Graugrün des Wandaustrichs, das kalte Weiß des Gipses und Marmors und das von Gips und Marmorstaub weiß gepuderte matte Braun der Dielen, der Holzkisten, Schemel, Modellierstühle; das verstaubte und verrostete Schwarz der Eisenöfen, — das waren die einzigen Farben in diesen Räumen. Aber in der Brust jener Männer, welche in diesen kahlen, schmucklosen, den kalten, feuchten Moderduft des immer naß gehaltenen Thons aushauchenden, Werkstätten arbeiteten, der noch in voller männlicher Jugendkraft und Frische stehenden Meister, wie der in der Mitthätigkeit an deren Werken sich praktisch heranbildenden Schüler, schlugen warme, freudige, begeisterungsfähige Herzen; Herzen mit sehr be-

bescheidenen Ansprüchen an das Leben, aber von hohen Idealen und von der schönen Leidenschaft, sie zu verwirklichen, erfüllt.

In diesen Kreis trat ich ein, indem ich, nach den großen Modellen jener vier Meister, deren Schloßbrückengruppen zu zeichnen begann. Unter solchen Umständen gewährte mir diese Arbeit ein gesteigertes, mehr als nur künstlerisches Vergnügen. Der Verkehr mit den Bildhauern dieser Hofkolonie wurde im täglichen Aufenthalt in ihren Werkstätten ein ganz intimer. Meine Zeichnungen fanden ihre volle Zufriedenheit. Manche originelle Käuze, Verwandte, halb gescheiterte, zweifelhafte Existenzen, Marmorarbeiter, wie der prächtige, feurige Italiener Gilly, Gipsformer, männliche und weibliche Modelle, gingen dazu hier aus und ein und bildeten eine unerschöpfliche Quelle herzlichen Ergötzens und Gegenstände der Beobachtung von nie sich abstumpfendem Interesse. Mit wahrer Freude trat ich morgens meine lange Fußwanderung nach der Münzstraße hin an, — der immer nach Pausen von 15—20 Minuten abgehende, einzige Omnibus, welcher gemächlich von Schöneberg nach dem Alexanderplatz rumpelte, konnte mir wenig nutzen, da er mich nicht viel schneller dort hingetragen hätte, als meine eignen Beine; und der Gedanke, eine Droschke zu benutzen, konnte mir gar nicht in den Sinn kommen. Auch das Bewußtsein, mit welchem körperlich unbeweglichen Aufenthalt in diesen Werkstatträumen ich den in der reinen, freien,

sonnenwarmen und schattenkühlen Luft unsrer Gartenregionen für die Dauer der folgenden Tagesstunden zu vertauschen genötigt war, konnte mir nicht die Lust an dieser Arbeit verleiden.

Ganz anders als dort in den Werkstätten in der Münzstraße fand ich alles in dem Atelier Friedrich Drakes, zu dem ich mit derselben Bitte, wie zu den dortigen Meistern kam. Dies schönste aller damaligen Berliner Bildhauer-Ateliers, das leider nicht lange nach Drakes Tode abgerissen worden ist, lag mitten im Tiergarten an der prächtigen Bellevue-Allee, ein wenig eingebaut in den baum- und buschreichen Garten und die Baumschule der königlichen Gärtnerei. Diese Werkstatt war Drake von Seiten der Regierung zur Ausführung seines Tiergartendenkmals für Friedrich Wilhelm III. erbaut und zugewiesen, und ihm auch nach dessen Vollendung während seiner folgenden Lebensjahre zur Benutzung überlassen geblieben. Mit ihr konnte sich keins der an der Münzstraße und im Lagerhause befindlichen Ateliers vergleichen. Wenn Fenster und Thüren geöffnet waren, wehte die Luft des Parks und des großen Gartens, tönte das Rauschen der Wipfel und das jubelnde Konzert der Vögel in die weiten hohen Räume herein. Die Modelle kolossaler Statuen und Gruppen ließen sich auf Eisenschienen in den Garten hinausfahren, um aus weitem Abstand, in freier Luft betrachtet und auf ihre Fernwirkung geprüft zu werden. Ja, während der

Sommermonate arbeitete Drake mit seinem vortrefflichen, höchst anstelligen Schüler Fr. Keil, — einem schlanken, jungen Mann mit blondlockigem Schillerkopf, — oft täglich ganz und gar im Garten an den hinausgebrachten Modellen seiner Monumentalwerke, die er nicht, wie die anderen Bildhauer, aus weichem, immer naß zu haltendem Thon, sondern aus dem rasch erhärtenden Stuck ausführte. Eine doppelt mühevolle Arbeit, für deren Schwierigkeiten aber andrerseits zu große praktische Vorteile entschädigen, um sie zu scheuen.

Drake persönlich hatte ein sehr viel weniger entgegenkommendes, weniger heiteres und aufgeschlossenes Wesen, als jene drei Kollegen in der Münzstraße. Eine mittelgroße, breitschultrige, starkknochige, untersetzte Gestalt von beginnender Beleibtheit, mit rötlich angehauchtem Vollbart und auf dem Scheitel gelichtetem lockigen Haar, breiten Backenknochen, zusammengedrängten Gesichtszügen, etwas verschleierten, aber klug und scharf blickenden Augen; im Sprechen oft stockend, nach dem Ausdruck suchend, dann aber meist einen ganz originellen und treffenden findend. Er stand damals im achtundvierzigsten Jahr und konnte bereits auf eine siebenundzwanzigjährige ruhmvolle künstlerische Thätigkeit zurückblicken. In Pyrmont 1805 geboren, der Sohn eines Mechanikers, dessen geniale vielseitige Begabung ihn und die Seinigen doch nicht vor der bittersten Not zu bewahren vermochte, hatte Drake traurige, kümmerliche Kinderjahre durchgemacht, in

denen er alles entbehren mußte, was diese schmücken und durchsonnen kann. Das mechanisch-technische Talent hatte er vom Vater ererbt, dem er bei seinen Arbeiten schon als zarter kleiner Knabe zur Hand ging. Früh entwickelte sich bei ihm die starke künstlerische Begabung und der leidenschaftliche bildnerische Drang. Gänzlich mittellos, ganz auf sich selbst angewiesen, schlug er sich nach Berlin durch und gelangte endlich zu dem ersehnten Ziel, in die Werkstatt seines großen Landsmannes Christian Rauch als Lehrling einzutreten. Unter den härtesten Entbehrungen, die ihn seine zähe Willenskraft und seine hohe Kunstbegeisterung tapfer ertragen ließen, betrieb er hier mit eisernem Fleiß seine Studien und rang sich zur Selbständigkeit durch. Mit seiner fortschreitenden Vervollkommnung in der erwählten Kunst ging die energische Arbeit an seiner geistigen Gesamtbildung, die er in seinen Knabenjahren zu erwerben, keine Gelegenheit gehabt hatte, Hand in Hand. Bald bewies er sein schöpferisches Talent in plastischen Werken von hoher Anmut, gemäßigter Kraft und seinem naiven Naturgefühl, wie in der Gruppe des sterbenden Kriegers, dem ein Genius den Siegeskranz zeigt, der Winzerin, der Reliefkomposition zu Goethes römischer Elegie, — der Dichter ist, des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand auf dem Nacken der schlummernden Geliebten skandierend, dargestellt — der Schmetterlingsfängerin, der Charitas. Diesen Werken folgten die Denkmalsstatue Justus Mösers für Osnabrück,

zahlreiche meisterliche Portraitstatuetten; der ruhende nackte Knabe, die Statuetten singender und musizierender Knaben für die Thüren der Wittenberger Schloßkirche, Gestalten von entzückender Naivetät und kindlich=lieblicher Wahrheit; — das Marmordenkmal für König Friedrich Wilhelm III. im Tiergarten, mit dem herrlichen Relief=friese um den cylindrischen Sockel, dieser anmutvollen Schilderung der Freuden, welche der schöne Park den Berlinern in jedem Lebensalter gewährt, in der Formen=sprache der idealen Kunst, in der hier doch zugleich das Leben zum reinen individuellen, phrasenlosen Ausdruck gelangt; das Modell zu seiner Schloßbrückengruppe „Vic=toria krönt den Sieger". Alle diese Kunstschöpfungen ließen keinen Zweifel darüber, daß in ihres Meisters wenig gewinnender, spröder und herber Art, sich Fremden gegenüber zu geben, sein eigenstes inneres Wesen nicht offenbar werde; daß vielmehr ein ungewöhnlich feiner Geist, und tiefes Empfinden sich in dieser rauhen Hülle verbargen.

Unter den, seine Werkstatträume füllenden, Bildwerken bemerkte ich beim ersten Besuch eine Portraitstatuette, deren Anblick mich in hohem Grade frappierte. Sah ich doch leib=haftig, wahr und lebendig bis in die kleinsten Züge des Ge=sichts, der Gestalt, der Bewegung und Haltung, des Sitzes und Schnitts des Rocks, des alten „vielgewandten" Über=ziehers, der Beinkleider, — das verkleinerte plastische Abbild des Mannes, den ich morgens mit Frau und Tochter immer

an unserm Gartenzaun vorüber wandeln sah, des Dichters Scherenberg. Ich erfuhr, daß Drake ihm seit Jahren aufs innigste befreundet und jeder von beiden der intimste Teilnehmer und Vertraute des Geisteslebens des Andern sei. —

Zur Bewilligung meiner Bitte, seine Brückengruppe, an deren Marmorausführung er damals eben die letzte Hand legte, und die mir durch die machtvolle Schönheit ihrer beiden Gestalten gewaltig imponierte, zeichnen zu dürfen, schien Drake sich nur ungern und widerstrebend zu entschließen. Aber ebensowenig auch dazu, mich einfach abzuweisen. Zum Schluß gelang die Zeichnung so sehr nach seinem Wunsche, daß er mich mit dem schmeichelhaftesten Lobe überschüttete. Er stellte sie sogar der, vom Gatten seiner Schwester, F. E. Meyerheim (dem Vater von Franz und Paul M.) einst nach jenem Reliefsfries an dem Königsdenkmal-Postament im Tiergarten ausgeführten Bleistiftzeichnung, — in Wahrheit einem Meisterwerke einer solchen zeichnerischen Wiedergabe eines plastischen Kunstwerks, — mindestens gleich. Mit Freuden gestattete er mir seitdem, daß ich jedes seiner Werke, welches mir dafür passend und wünschenswert erschiene, in seiner Werkstatt zeichne. Das ist denn auch während der folgenden ca. fünfzehn Jahre treulich geschehen. Einmal habe ich ihn selbst bei der Arbeit in seinem Atelier, umgeben von seinen Gips- und Thonmodellen, Marmorstatuen, Büsten, Reliefs &c. für das „Daheim“ dargestellt. Je mehr ich

ihn kennen lernte, desto stärker hat mich diese eigentümliche Künstlernatur angezogen und gefesselt.

Wichmanns und Emil Wolfs Gruppen wurden — letztere gänzlich, erstere in Marmor nach seinem Modell, — in Rom ausgeführt. Nur Wredow blieb mir hier in Berlin noch aufzusuchen und um die Erlaubnis zum Zeichnen seiner Gruppe zu bitten. Seine Wohnung und Werkstatt lagen in seinem eignen Hause, das nach seinem Plan und Geschmack in der Bernburger Straße erbaut worden war. Es ist bis heute, auch nach dem Verkauf in den Gründerjahren, der den Meister zum reichen Manne machte und ihm die Mittel zu der großartigen Stiftung des Wredowmuseums und der Wredowschule in seiner Vaterstadt Brandenburg gab, noch in unveränderter Gestalt erhalten geblieben. Sein Portal, die Einfassung des Mittelfensters, der davor heraustretende kleine Balkon, wurden damals mit einiger Verwunderung betrachtet. Die berliner Architekten und Ästhetiker sahen darin schon eine wenig erlaubte formale Ausschweifung, eine unverkennbare Hinneigung zur „Kunst der Verfallzeit", zu dem höchst tadelnswerten Stil des Barocco. Wredow machte auch kein Hehl daraus, daß er den großen Andreas Schlüter über alles verehre und bewundere und mit dieser Gestaltung der Hausfassade Zeugnis für ihn abzulegen beabsichtigt habe.

Die Werkstatt befand sich im Quergebäude des Hofes und öffnete sich unmittelbar auf jenen ausgedehnten baum-

reichen Garten, in den ich aus dem Hinterfenster meiner Hofwohnung in der Hirschelstraße während des Sommerhalbjahres 1850 mit so vieler Freude an seinem reizenden Anblick hineingeschaut hatte. —

August Wredow war ein Altersgenosse Drakes, 1804 geboren. Im siebzehnten Lebensjahr von Rauch in seine Werkstatt aufgenommen, zwei Jahre vor Drakes Eintritt, hatte er an den Postamentreliefs des Blücherdenkmals mitarbeitend, durch seinen Fleiß, sein eifervolles Studium, die dadurch erworbene gründliche Kenntnis der menschlichen Gestalt, der Anatomie und der Proportionen, und durch ein sehr gelungenes selbständiges Bildwerk, der verwundete Philoktet, sich Rauchs Gunst und Anerkennung in ungewöhnlichem Maß erworben. Dann aber war es zu einer Verstimmung zwischen Meister und Schüler gekommen. Wredow verließ die Werkstatt und ging, in der glücklichen Lage, durch die zärtlich sorgende Liebe seiner wohlhabenden verwitweten Mutter vor jeder Not und jeder Sorge um Erwerb und Unterhalt gesichert zu sein, zu weiterem Studium nach Italien. In Rom gewann er die Freundschaft Thorwaldsens, dessen ganze Sinnesrichtung und Kunstweise für ihn vorbildlich wurde. Dort modellierte er die damals viel bewunderte Statue des Ganymed, die er für den König in Marmor auszuführen beauftragt wurde, während der Kunstverein ihren Bronzeguß bestellte. Wredow war kein rascher Arbeiter. Jahre auf Jahre vergingen, bis er ein be-

gonnenes Werk zu dem Grade der Vollendung brachte, der seinen eignen Forderungen daran entsprach. So hat er trotz seiner großen Begabung und seines langen Lebens, — er starb im Januar 1891, — verhältnismäßig nur sehr wenige abgeschlossene Bildwerke geschaffen. Einzig die, ihrer Zeit als ein der Antike würdiges, klassisches Werk neuerer Skulptur gefeierte, überlebensgroße Marmorstatue des den Bogen glättenden Paris und ein betender Knabe, waren noch nach jenem Ganymed bis zu dem Zeitpunkt ausgeführt worden, wo er die Gruppe für die Schloßbrücke begann. Zu deren Übernahme hatte er sich nur widerstrebend entschlossen. Als an ihn die Anfrage oder der Auftrag erging, reichte er dem Ministerium einen eignen Plan zur plastischen Dekoration der Brücke ein, welcher gänzlich von den, vom Könige angenommenen und festgestellten, abwich. Er schlug statt dessen vor, die Erhebung Preußens in dem Freiheitskriegen durch entsprechende Gruppen zu versinnlichen. Natürlich konnte er damit nicht mehr durchdringen und er mußte sich entscheiden, ob er es übernehmen wolle, die Gruppe „Iris trägt den gefallenen Krieger zum Olymp hinauf“, auszuführen oder ganz darauf zu verzichten, an diesen Arbeiten mit beschäftigt zu werden. So gedrängt, entschloß er sich zur Annahme des Auftrags. Aber er fand fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten darin, diesen Vorwurf plastisch zu einer harmonischen Gruppe zu gestalten. Als seine Genossen die Marmorausführung

der ihnen bestellten zum Abschluß brachten, war sein Thonmodell noch immer weit von der Vollendung entfernt. Man hatte mir schon in den Ateliers in der Münzstraße davon erzählt. Aber um mir die Erlaubnis zu sichern, das Werk nach endlicher künftiger Fertigstellung zeichnen zu dürfen, machte ich dennoch dem Meister schon jetzt meinen Besuch. Ich fand eine kleine, feine, zierliche, bewegliche Gestalt, mit einem, von lockigen, wenig gepflegten braunen Haaren bedeckten, Kopf. Das von kurzem Vollbart umrahmte Gesicht zeigte einen Ausdruck von Nervosität, von zuckender Unruhe, von Reizbarkeit und Freundlichkeit zugleich in Augen und Zügen. Gewiß, er hätte nichts gegen das Zeichnen einzuwenden, antwortete Wredow auf meine Bitte. Aber ich könne mich selbst überzeugen, daß das vorläufig noch unmöglich sei. Dabei deckte er die von Wasser triefenden Tücher ab, die das Modell verbargen und feucht erhielten, — sie mochten schon Monate nicht entfernt und der Thon nicht von Wredows Händen berührt gewesen sein —, und der schöne, naß glänzende thönerne Leib des gefallenen Heldenjünglings auf dem Arm der aufschwebenden Iris zeigte sich hie und da mit — Pilzen bewachsen. Ein besonders großer und stattlicher sproßte aus seinem Nabel. Ich sehe noch das eigentümliche selbstironische Lächeln, unter dem Wredow seine leichte Verlegenheit verbarg, während er diesen Pilz schleunigst abbrach und wegwarf. Bis zur Vollendung der Marmorausführung sind dann noch vier Jahre ver-

gangen. Wie ich sehr viel später erfuhr, hat man höheren Orts aus einem wunderlichen Grunde nicht auf größere Beschleunigung der Arbeit gedrungen. Es soll prophezeit worden sein (und dies Orakel in den abergläubischen obern Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben): Wenn die Schloßbrückengruppen fertig aufgestellt wären, würde es mit des Königs Regiment zu Ende gehen. Eingetroffen ist es allerdings: 1857 als Wredows Gruppe enthüllt worden war, kam des Königs Gehirnleiden zum Ausbruch.

VIII.

Als ich noch an der Zeichnung von Bläsers Gruppe arbeitete, besuchten zwei junge Männer, der eine wenig älter, der andere wenig jünger als ich, die Werkstatt in der Münzstraße, um das Modell einer Denkmalsstatue, welche jener eben für die Stadt Magdeburg ausgeführt hatte, und das in Berlin viel von sich reden machte, zu sehen. Dies Denkmal sollte dem damals vor kurzem erst verstorbenen, um jene Stadt hochverdienten, Oberbürgermeister Franke errichtet werden. Die Statue zeigte ihn portraitgetreu im Frack mit der Amtskette, aber um Schultern, Hüften und Beine in einen faltenreichen Mantel drapiert, mit Rednergeberde und Sprechergewicht, dastehend.

Jene beiden Männer stellten sich als Redakteure des „Deutschen Kunstblattes" vor. Der Ältere, mit schönem lockigen, braunen Haar und vollem, wohlgepflegten Bart, welcher ein Gesicht von reinem, edlen Schnitt, eine Art männlichen, wie von W. v. Kaulbach gezeichneten, Ideal=

kopfes umgab, eine mittelgroße, elegant gebaute Gestalt in einer Tracht, die durch manche sonderbare Eigenheiten in Schnitt und Farbenwahl auffiel, nannte sich Dr. Friedrich Eggers. Sein Begleiter, breitschultriger, größer, und weniger fein gewachsen als jener, etwa 28 Jahre alt, mit warmbraunem Vollbart, dichtem, glatten, etwas lang getragenen, dunkelbraunen Haar und tiefliegenden grauen Augen — Dr. Wilhelm Lübke. Ich hatte Beider Namen wohl schon gehört; auch ihr Kunstblatt gelegentlich wohl bereits gesehen und gelesen, persönlich aber waren sie mir ganz unbekannt. Sie fragten bei Bläser an, ob er ihnen gestatte, eine Radierung nach seiner Francke-Statue im Deutschen Kunstblatt als Beilage zu einer eingehenden Besprechung seines Werkes zu veröffentlichen und zugleich, ob er ihnen einen Künstler empfehlen könne, welcher es übernehmen würde, die Statue für sie zu zeichnen und zu radieren. „Der wäre bereits gefunden," antwortete der Gefragte und wies auf mich. So war die Bekanntschaft mit Wilhelm Lübke eingeleitet, welche mich in ihrer Folge, mehr als jeder andere Umstand und Antrieb, dazu gebracht hat, aus einem Zeichner und Maler zu einem Kunstkritiker und Schriftsteller zu werden. —

Sehr gern übernahm ich den Auftrag, wie ich jeden ohne Besinnen übernommen haben würde, — trotzdem ich mir sagen mußte: „Du hast ja keine Idee vom Radieren!" Das mußte man eben noch schnell zu erlernen

suchen. Ich glaube, Eggers selbst sagte mir, daß ganz in der Nähe meiner Behausung ein ihm bekannter Kupferstecher, Hermann Dröhmer, wohne, den ich sicher bereit finden würde, mich das zu lehren, was in dieser Kunsttechnik erlernbar sei. —

Ich suchte den mir Genannten auf. Seine ganz eigentümlich trauliche Wohnung lag im ersten Geschoß des kleinen einstöckigen Häuschens, welches zwischen einem großen Vorgarten und einem malerischen, völlig, ländlichen Hof mit alten Bäumen und Nebengebäuden damals die Ecke der Potsdamerstraße und des westlichen Teils des Lietzower Weges bildete. Dröhmer war nach längerem Studienaufenthalt in Paris und London als technisch gründlich geschulter und besonders in geschabter Manier, im sogenannten Schwarzkunststich, geübter Stecher nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte sich eben damals hier mit einem blutjungen Mädchen verheiratet, welches eine ganz reizende, junge Frau geworden war, deren heiteres gesundes, warmherziges Naturell mit seinem Abglanz das ganze kleine Hauswesen verklärte. Seltsam bei einer jungen Frau von diesem Charakter und Temperament war die ihr eigene Liebhaberei für Schlangen, gegen welche sonst die Töchter Evas von ihrer Stammmutter eine unüberwindliche Abneigung geerbt zu haben pflegen. Diese dagegen hielt sich, wie andere alte und junge Frauen und Fräulein Singvögel, Hunde und Katzen, immer mehrere Ringelnattern in ihrem Zimmer, ließ sie

sich um ihren schönen weißen Hals und um ihre runden Arme winden und nach ihren roten Lippen züngeln, ein wundersamer Anblick! —

Trotzdem die damalige nicht zu verbergende, äußerste Zigeunerhaftigkeit meiner Existenz in starkem Kontrast zu der wohlgeregelten, auf der soliden Grundlage eines hübschen ererbten Vermögens und großer ertragreicher, kunsthändlerischer Aufträge beruhenden, meines Nachbars stand, kamen wir, wie unsere jungen Frauen, uns bald ziemlich nahe. Mit freundlicher Bereitwilligkeit bemühte er sich, mir die Anfangsgründe des Radierens beizubringen. Bei meinem empfindlichen Mangel an technischer Veranlagung und Geschicklichkeit, stieß er freilich dabei, schon wo es sich um das Grundieren der Kupferplatte und das Kneten und Aufsetzen des Wachsrandes handelte, auf nicht geringe Schwierigkeiten. Aber bald radierte ich trotzdem für das Eggerssche „Deutsche Kunstblatt“ frisch drauf los, so gut oder schlecht es eben gehen wollte; — und ich muß mir leider gestehen, es ging meist ziemlich schlecht! Aber wir waren damals noch nicht sehr anspruchsvoll. Eggers, Lübke und der Verleger waren zufrieden. Es kamen sogar kleine Bestellungen von Anderen auf Radierungen von Bildnissen, Titelblättern, Illustrationen.

Die Zeichnungen von plastischen Werken für die „Illustrierte Zeitung“ hatte ich in der ersten Zeit immer

10*

auf Papier ausgeführt. Bei der Übertragung auf das Holz in Leipzig, die damals noch nicht, wie nun schon seit länger als zwei Jahrzehnten, auf photographischem Wege, sondern mühsam und ungenau durch Nachzeichnung des Originals bewerkstelligt wurde, ging doch immer, schon ehe der Holzschneider sein Werk begann, zu viel von jenem verloren. Ich bat mir daher die Erlaubnis aus, meinerseits die Zeichnungen auch auf dem Holzblock selbst zu liefern. Aber auch diese Technik — die übrigens ebenso ihre Rücken hat, wie die der Radierung, wurde mir nicht leicht zu erlernen. Ich habe noch manche Jahre gebraucht, bis ich sie einigermaßen genügend beherrschte. Die schildernden und erläuternden Texte zu den der Illustrierten gesendeten Zeichnungen fuhr ich fort, zu schreiben; und zwar mit aufrichtigem Vergnügen. Daß ich auch für diese schriftlichen Beigaben, welche zuweilen (wie bei den Schloßbrückengruppen) mehrere Spalten füllten, ebensogut Honorare beanspruchen und erhalten könnte, wie für die Zeichnungen, dieser Gedanke kam mir in jenen Jahren niemals. Ich war zufrieden und erfreut, daß man meine Texte überhaupt annahm und abdruckte. Die so lange latent gebliebene in mir schlummernde feuilletonistisch-kunstkritisch-descriptiv-schriftstellerische Begabung und die mir erst allmählich zum Bewußtsein kommende Neigung zum schriftlichen, für die Öffentlichkeit bestimmten, Ausdruck der eigenen Gedanken, Anschauungen, Empfindungen und Stimmungen, sie waren

erwacht, um fortan nicht wieder einzuschlafen, sondern mehr und mehr von mir Besitz zu ergreifen.

In Friedrich Eggers und Wilhelm Lübke lernte ich zum ersten Mal zwei wahre Musterexemplare des deutschen Kunstgelehrten und Kunstschriftstellers und die ganze Art der Thätigkeit und Lebensführung eines solchen durch eigene Beobachtung kennen. Und ich gestehe, sie übte einen großen Reiz auf mich aus und erschien mir wahrhaft verlockend. Beide waren im Besitz einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung, waren im klassischen Altertum zu Hause und von reiner Begeisterung für das Kunstschöne beseelt; mit der modernen Kunstproduktion wie mit der Vergangenheit genau vertraut; ohne Voreingenommenheit und Einseitigkeit in ihrem Urteil und ihren Kunstanschauungen, dabei von fleckenloser Lauterkeit der Gesinnung, vortrefflich erzogen, in ihrem ganzen bürgerlichen Dasein wohl geordnet und geregelt, geliebt und geschätzt in den Kreisen der besten Männer und Frauen des damaligen Berlin. Beide wahrhaft vornehme Naturen. Eggers noch dazu ein echter Poet, aber ohne die sich vordrängende Eitelkeit so vieler Dichter. Er hatte köstliche Schätze lyrischer Poesie angehäuft; jedes Gedicht der formvollendete Ausdruck eines tiefen, reinen, zarten Gemüts und eines reichen, edlen Geistes. Aber es hat

noch manche Jahre nach jener Zeit gewährt, bis er bestimmt werden konnte, mit diesen selbst erzeugten Schätzen ans Licht zu treten. Die Zartheit seines Empfindens ging für einen Mann von dreißig Jahren entschieden zu weit. Bei all seiner andächtig glühenden Verehrung der schönen Weiblichkeit hatte er, wie er es seinen intimsten Freunden und Beichtigern gestand, bis dahin noch immer vor jedem Versuch zurückgescheut, sich einem weiblichen Wesen, wie der gesunde Mann der Evatochter, die ihm gefällt und die er begehrt, zu nähern und es aus seinen Wolkenhöhen oder von dem Piedestal, das er dem Idol errichtet hatte, für sich herabzuholen. Lange vor Björnsons „Handschuh“ war in Eggers Persönlichkeit das Mannesideal der verschrobenen Heldin dieses Dramas verwirklicht. Seine Freunde und Genossen, welchen jedes Streben nach diesem zweifelhaften Ruhme durchaus fern lag, konnten selbst durch die herzliche Liebe und Hochschätzung für diesen Ausnahmemenschen nicht daran verhindert werden, ihn mit manchen Spöttereien um seines mönchischen Daseins willen heimzusuchen. —

Eggers' Wohnung und Umgebung entsprach in manchem Punkte genau seinem eigensten Wesen. Er hauste zur Miete bei einer Witwe Randow, in einem, seitdem durch Neubauten bedrängten, alten schiefstehenden baufälligen Häuschen nahe der Schleuse und der Brücke über den hier in den Kupfergraben mündenden, schmalen Seitengraben, eine oder zwei Treppen hoch. Bei jedem Schritt

auf den Dielen und der wackligen Stiege knarrte und knisterte alles Holzwerk, als ob es vor Altersschwäche aus den Fugen gehen sollte. Oben trat man aus einem kleinen Vorgemach in das ziemlich große, doch auffallend niedrige zwei- oder dreifenstrige Wohn- und Arbeitszimmer, an dessen letztem Fenster, von links her scharf beleuchtet, Eggers schöner vollbärtiger Kopf und Schultern die Platte des Schreibtischs überragend, sichtbar wurden. Aber nur für den Besucher, der über alle die verschiedenen Zwischenwände und Bücherrepositorien hinweg zu sehen vermochte, welche den Raum zwischen der Thür und dem Bewohner in mehrere kleine Kabinets teilten und gliederten. Jene Zwischenwände, die Rücken der Bücherregale, die Wandflächen des Zimmers, alles war dicht behängt und bedeckt mit gerahmten und ungerahmten Stichen, Lithographien, Zeichnungen, Holzschnitten, Daguerotypen, Reliefabformungen. Auf den verschiedenen Kommoden, Tischen und Tischchen, türmten sich die Mappen, die Broschüren, die Schriftstücke, die Prachtwerke und kunstgeschichtlichen Publikationen bis nahe zur niedrigen Decke hinan. Gipsbüsten und Broncen ragten zwischen diesen Pfeilern und Papierbergen auf. Und doch spürte man auch in diesem anscheinenden Chaos den Geist der Ordnung und Sauberkeit, der hier waltete. Ansprüche an künstlerische Gestaltung der Möbel an die harmonische Färbung und Musterzeichnung der Tapeten und des Ofens, an Stoffe und an die Vorhänge zu erheben, wäre damals auch

den geschmackvollsten Kunstgelehrten und Ästhetikern nicht beigekommen. Dem „von der Angst des Irdischen" befreiten und in des Ideales Reich lebenden Geist pflegten alle diese „Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten" höchst gleichgültig zu erscheinen. Wenn man Eggers im Winter vormittags besuchte, konnte man sicher sein, trotz des hellen Tageslichts immer noch um 10 und 11 Uhr auf seinem Arbeitstisch „der Lampe fromm Geleuchte", zu sehen, das seinen stillen Fleiß belebte. Er bekannte sich zu einer eingewurzelten Vorliebe für die Benutzung der Wintermorgen bei solchem künstlichen und solchem doppelten Licht, eine Neigung die ich vollkommen verstehe und teile. Weniger gelang es mir, es ganz zu verstehen, wie sich dieser treffliche und noch immer junge Gelehrte und Kritiker so gleichsam blindlings in die Vormundschaft seiner Wirtin oder Haushälterin begeben konnte. Das saubere alte, hagere Dämchen mit dem weißen Häubchen auf dem blondgrauen, glatten Scheitel, dem weißen Brusttuch und der schmucken Schürze über dem meist schwarzen Kleide, hegte, pflegte und besorgte ihren Zimmerherrn so unermüdlich aufmerksam und zuthulich, daß es ihm endlich ganz unentbehrlich wurde. In der grenzenlosen Güte seines Kindergemütes ahnte er es nie, daß man ihn systematisch aussog, ließ sich allmählich die ganze Last der Sorge für Alle, die zum Hause Randow gehörten, aufbürden und sah das sogar als eine ernste Mannespflicht an, die er erfüllen müsse. —

Das dienende Wesen, welches alle gröberen Hausarbeiten bei Eggers zu verrichten, alle Botengänge zu den Freunden, der Bibliothek u. s. w. zu machen hatte, war in unscheinbarer Hülle eine sehr merkwürdige Kreatur. Sie führte den Ehrennamen die „geschlechtslose Adelheid". Ich glaube, sie war aber dennoch wirklich feminini generis. Ich schloß das nicht nur aus ihren dünnen Haarzöpfen, ihrem ewig gleichen, alten, karrierten Umschlagetuch und ihren schlumpigen Unterröcken. Freilich schien wieder mancher andere Umstand diese Meinung dennoch zu widerlegen und das Wesen dem Genus commune zuzuweisen, welches bekanntlich nach Zumpts berühmtem Grammatikverse ist, „was einen Mann und eine Frau bedeuten kann."

Wilhelm Lübke, der meist in dem damaligen Geheimratsviertel, in der Köthenerstraße, als Chambregarnist wohnte, war in jeder Hinsicht sehr verschieden von seinem älteren Freunde und Strebensgenossen. Er hatte vor dem mehr fein und graziös gebauten, etwas lispelnd sprechenden die rüstigere, gesundere derbere Jugendkraft des Körpers, der Sinne und des Geistes, den klangvollen Brustton der Stimme, die fortreißende Gabe der Rede, sehr genaue praktisch-technische Kenntnisse und Fertigkeiten, besonders in der Architektur, und die herrliche Gottesgabe des musikalischen Talents voraus, das er durch eifriges Studium und Streben seit dem zarten Kindesalter allmählich zur reifen Ausbildung gebracht hatte. Aus den

unschätzbaren Mitteilungen aus seiner Jugend, seinem Elternhause und dem Leben seines Vaters, in seinen im Verlage von Fontane 1891 erschienenen „Lebenserinnerungen“ kennt das deutsche Publikum heute auch die Kindheitsgeschichte des berühmten Kunsthistorikers und den beneidenswerten, streng geregelten, weise geleiteten, raschen Gang der Entwicklung seiner reichen Anlagen, wie den seiner Erziehung durch des trefflichen Vaters und der geliebten Mutter Beispiel, Lehre, Geistes- und Gemütspflege. Damals, als ich ihm näher trat, hatte Lübke bereits seine erste bedeutendes Aufsehen machende kunstgeschichtliche Arbeit, die „Geschichte der mittelalterlichen Kunst in Westfalen“ herausgegeben; die Frucht eindringender eigener Lokalstudien, besonders auch an den Baudenkmalen selbst, von denen er die meisten von Ort zu Ort seine Heimatprovinz durchwandernd, persönlich ausgemessen und aufgenommen hatte. Auch die „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst“ brachte er damals zum Abschluß und zu seinem großen Werk „Grundriß der Kunstgeschichte“ entwarf er den Plan. Am „Deutschen Kunstblatt“ und an dessen litterarisch-kritischer Beilage, dem „Litteraturblatt“, teilte er sich mit Eggers in die redaktionelle Thätigkeit. Zugleich hatte er die Kritik der Erscheinungen auf dem Gebiet der bildenden Künste und der Architektur für die berliner Haude- und Spenersche Zeitung übernommen und schrieb Feuilletons für westfälische Journale. Seine litterarische Thätigkeit verschaffte ihm,

der alles durch eigenes Talent, eigene Willensenergie und eigenen Fleiß geworden war, eine gesicherte Existenz, und seine Erfolge ließen es ihn nie bedauern, seine frühere Lehrerstellung und -Laufbahn aufgegeben zu haben. —

An die beiden jungen Männer schloß sich eine Gruppe von strebenden, geistvollen Genossen, die mit ihnen wieder in ihrer Gesamtheit eine Art Planetenkreis um die Centralsonne des Franz Kuglerschen Ehepaares bildeten. Zu diesen Genossen, welche durch Gemeinsamkeit der höchsten geistigen Interessen, durch gleiche Kunstbegeisterung, verwandte Welt-Lebensanschauungen und darauf basierende Freundschaft unter einander eng verbunden waren, gehörte der Referendar Zöllner, gegenwärtig Geheimer Oberregierungsrat a. D., und, bis zu seiner schweren Erkrankung im Jahr 91, ständiger erster Sekretär der Akademie der Künste, genannt „der Chevalier“; ein „Bursche von unendlichem Humor“ wie der arme Yorick, von ebenso reicher musikalischer wie litterarischer Bildung: von schlanker hoher Gestalt, mit, bis auf ein blondes Schnurrbärtchen glattrasiertem, blauäugigem, von feiner mutwilliger Heiterkeit leuchtendem Gesicht, der Scheitel bereits fast gänzlich mit einer glatten blonden Atzel bedeckt. Durch seine glänzende Laune, die besonders überraschend und wirksam auch in bewunderswerten, parodistisch - musikalischen, speziell gesanglichen, Leistungen ausstrahlte, wurde jedes Zusammensein mit ihm zu einem wahren Fest, dessen Lust auch heute noch immer in mir nachklingt, sowie ich jener Zeiten

gedenke oder ihm persönlich begegne und sein, im Grunde wenig verändertes, liebes Antlitz wiedersehe.

Eine andere Gestalt dieses Kugler-Eggers-Lübkeschen Kreises war Otto Roquette, der damals eben das erste dichterische Lorbeerreis, das ihm sein „Waldmeisters Brautfahrt“ errungen hatte, in sein üppiges dunkles Lockenhaar winden konnte. Auch er war einer der besten Gesellen, ernst und ausdauernd in der Arbeit und im Studium, dichterische Pläne in der Seele wälzend, und zugleich reich an glücklichen geselligen Gaben z. B. der der Komposition und des wundersam ergreifenden Gesangsvortrags selbstgedichteter Lieder. Der Wald von lockigen Haaren ließ seinen Kopf mit dem schnurrbärtigen Antlitz von etwas slavischem Typus auffällig groß für die kleine zierliche Gestalt erscheinen.

Der verhätschelte Liebling des Kreises war Richard Lucae, der junge Architekt, der 1887 im achtundvierzigsten Lebensjahre als Direktor der Berliner Bauakademie, Geheimer Oberbaurat und gefeierter Meister, in seiner Vaterstadt Berlin verstorben ist. Damals hatte die Persönlichkeit, schon die Erscheinung allein, des vier bis fünfundzwanzigjährigen Künstlers etwas wahrhaft Bezauberndes für Mann und Weib. Der Kopf mit dem, von der breiten, hohen leuchtenden Stirn zurückwallenden, welligen, seidigen blonden Haar und ebenso lichtblondem Vollbart saß zwar auf etwas kurzem Halse, und das eine der hellblauen Augen schielte ein wenig. Aber die Linien des Profils

und der Ausdruck dieses hochgetragenen Künstlergesichts waren vom reinsten Schönheitsadel. Wenn je das innere Wesen, Geist, Gesinnung, Bestrebungen eines Menschen dem Titelblatt, dem Antlitz, entsprachen, je die Erwartungen vollständigst erfüllt, die Meinung in jedem Punkt gerechtfertigt haben, die es erweckte, so war das bei Richard Lucae der Fall. Aus einer alten wohlhabenden, hochgeachteten bürgerlichen Familie Berlins hervorgegangen, sorgfältig und liebevoll gehegt und geleitet von Kindheit auf, hatte er jederzeit „spielend seine Pflichten üben, jedwedem schönen Trieb Genüge leisten“ können, nie die Not, den Kampf ums Dasein zu bestehen gehabt, war noch nie von dem häßlichen, kleinlichen, widrigen Elend des Lebens berührt worden. Die Blüte seiner Künstlernatur, konnte sich rein und natürlich zu ihrer vollen Schönheit entfalten. Der Grund und Boden, dem sie entwachsen war, der Fonds von solider Bürgerlichkeit, verleugnete sich nicht in ihr. Die Wahl keiner anderen Kunst wäre ihm gemäßer gewesen, als die der Baukunst, deren Jüngern und Meistern gerade ein solcher Mutterboden, ein solcher solider Zusatz zu ihrer Künstlerart, ein solches reales Gegengewicht für die schweifende Phantasie zu einer unersetzlichen Wohlthat wird.

In R. Lucae hatte damals noch der alleinseligmachende Schinkel-Glaube der berliner Architektenschule seinen überzeugten, begeisterten Bekenner. Daß er einer von den gründlich und allgemein (auch litterarisch) gebildeten, stark

poetisch angehauchten Jüngern oder jüngeren Meistern dieser Kunst war, verringerte bei ihm niemals die praktische Tüchtigkeit. Er hatte bereits bedeutende Bauten geleitet und ausgeführt, für welche die Pläne von seinem Onkel Solger entworfen waren, z. B. eine Votivkirche im Myslovicz auf der Herrschaft jenes eben verstorbenen Schwagers Kalides, des oberschlesischen Krösus Herrn von Winkler, und die katholische Michaeliskirche am Engelbecken im berliner Südosten. Das Ideal des jungen Architekten im Goetheschen Sinne erschien mir immer in Lucaes Persönlichkeit verwirklicht. Aber vor dem in den „Wahlverwandtschaften" hatte er noch Manches voraus, vor allem den erquicklichen Humor. Dieser äußerte sich in besonders liebenswürdiger Weise in seinen „Kindergeschichten", seinen Erzählungen und Schilderungen aus dem von ihm genau beobachteten Leben der Kleinen. Auch dies eigentümliche Talent war bei ihm zu einer wahren Meisterschaft ausgebildet. Wie man Virtuosen des Gesanges oder eines Instruments bittet, etwas vorzutragen, des Genusses gewiß, welchen sie damit jedem Hörer bereiten, so drang man bei jedem Zusammensein mit Lucae in ihn mit Fragen und Bitten: „Haben Sie keine neue Kindergeschichte? Oder wenn nicht, so erzählen Sie noch einmal die und die alte." Man hörte jede immer so gern noch einmal.

Otto Roquette war nicht das einzige junge Dichtertalent des Kreises. Nicht minder glänzende Hoffnungen

bauten die Genossen auf den Jüngsten von ihnen, der sich Paul Heyse nannte. Auf ihn paßte das überschwänglich klingende Dichterwort buchstäblich: „schön wie Engel, voll Walhallas Wonne, schön vor allen Jünglingen war er." Ja, zu schön eigentlich für ein männliches Wesen. Wenn er über die Straße ging, blieben die Menschen stehen, um dieser elastisch dahin schreitenden, hohen, schlanken Gestalt, welche das klassisch geschnittene, von dunklem, vollen Haar umwallte, zartfarbige mädchenhafte Haupt mit den großen glänzenden Dichteraugen krönte, nachzublicken. Ich habe nie vorher und nachher seines Gleichen gesehen. Seine ersten veröffentlichten Dichtungen „Urica" und ich glaube auch „die chinesischen Brüder" waren damals eben erschienen. Dies jugendschöne Haupt umstrahlte bereits die Aureole des Dichterruhms und steigerte noch den Eindruck, den er auf die Menschen schon durch sein bloßes Erscheinen übte. Über alles was er that und sprach, war der verklärende Zauber poetischer Anmut gebreitet. „Wenn den die Mädchen liebten, so wußten sie warum." Am besten wußte das die junge Tochter Franz Kuglers, das blühende, braunäugige Gretchen. Dem hatte der Vielumworbene seine frische Jugendliebe geschenkt. Sie wurde Heyses Braut und bald auch seine Gattin.

Franz Kugler, der eigentliche Bahnbrecher und Pfadfinder der Kunstgeschichte in Deutschland, und heitere liebenswürdige Dichter, bekleidete damals das Amt eines

vortragenden Rats in Kunstangelegenheiten im Kultusministerium. Sein Chef war Herr v. Raumer traurigen Andenkens. Niemand hätte seiner Natur und Geistesrichtung nach weniger in dies Ministerium, diese Brutstätte der „Regulative" hinein passen können, als gerade Franz Kugler. Aus seiner ganzen körperlichen Erscheinung, der schon mäßig beleibten, aber immer noch rasch und elastisch beweglichen Gestalt, dem warm kolorierten, von einem schmalen Bartring umrahmten Antlitz, mit seinen rundlichen gedrungenen Formen und den klugen heiteren Augen sprach unverkennbar noch immer die alte Begeisterungsfähigkeit, die künstlerische Welt- und Lebensfreudigkeit des einstigen wanderlustigen Zeichners und Poeten. In dem erst Fünfundvierzigjährigen konnte das ursprüngliche, leicht fließende, rasch pulsierende, warme Dichterblut schwerlich bereits bis zu dem, bei einem königlich preußischen Ministerialbeamten vorauszusetzenden und zu fordernden, Grade abgekühlt und ruhig geworden sein. Seine Gedanken und Wege konnten nicht die Gedanken und Wege des Herrn von Raumer sein. Wie dem aber auch sei, — es gelang ihm jedenfalls, in seiner Stellung für alle künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Interessen während der neun Jahre seiner Amtsdauer bis zu seinem frühen Tode (1858) jederzeit werk- und wohlthätig zu wirken. Den jungen Männern jenes Kreises war er Lehrer, treuer Berater und eifriger Förderer in jeder Richtung. Lübke wurde bald sein Arbeitsgenosse

an seinen kunstwissenschaftlichen Werken, deren Fortsetzung und Umwandlung er nach des Meisters Tode teilweise im Verein mit Jacob Burckhardt, wie ein Erbteil Kuglers übernommen hat. Ja, in noch viel ausgiebigerem Maße und mit größerem Erfolge als letzterer, freilich auch auf einem sehr viel günstigeren, besser vorbereiteten Boden als dieser, hat er die von Kugler begonnene Kulturarbeit der Popularisierung der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, der Verbreitung der Liebe für die Kunst, des Verständnisses ihrer Bedeutung im Leben der Völker, und des kunsthistorischen Wissens in den weitesten Kreisen der Nation mit immer gleicher geistiger Energie und Ausdauer weiter geführt. Eggers aber rückte später in des Meisters Stelle im preußischen Kultusministerium ein, um dort in dessen Sinne nach besten Kräften bis zu seinem, ebenfalls ziemlich frühen Ende (1872) thätig zu sein.

Dem Kuglerschen Hause und dem „heiligen Herde“ desselben, an welchem die „Herdpriesterin“ Frau Kugler gastlich waltete, bin ich, wie das kaum anders sein konnte, persönlich immer fern und fremd geblieben. Ich hörte die von ehrlichem Enthusiasmus erfüllten Schilderungen der Freunde von dieser Dame und von dem Leben in ihrem Kreise, von den erlesenen geistigen und geselligen Genüssen, welche ihnen dort gewährt waren. Aber für mich verbot sich der Eintritt in ihn von selbst. Für einen sorgenvollen, mit der bittersten Not kämpfenden Familienvater,

wie ich, war dort kein Platz. Eine solche Lage, wie die meine, macht einen Mann um ein Jahrzehnt älter als seine dem Geburtsjahr nach ungefähr gleichaltrigen glücklicheren Verkehrsgenossen. Die Genannten aber erschienen mir andererseits wieder so weit überlegen durch ihr rangiertes Wesen, ihre ganze geordnete Existenz. Wie grundverschieden waren sie in jeder Hinsicht von jenen phantastisch romantischen Bohémiens, den jungen Dichtern und Künstlern, welche meinen intimsten Berliner Freundeskreis während der ersten vierziger Jahre gebildet hatten; von den kaum minder zigeunerischen, verwegenen, jede altgeheiligte Norm und Ordnung in Staat und Gesellschaft verhöhnenden, streitbaren Jüngern der „absoluten Kritik“, den „Freien“, in deren Umgang ich dann wenig später so viel von der unwiederbringlichen Jugendzeit verzettelt hatte; wie verschieden auch von den revolutionären Stürmern und Drängern des „tollen Jahres“!

Jenen jungen Männern schien die Bohême ein unbekanntes Land; keiner von ihnen jemals von dem geraden, sicheren Weg zu dem selbstgewählten, ihrer Natur und Geistesart gemäßesten, Ziele abgeirrt gewesen zu sein. Alles an ihnen und in ihnen war korrekt und in bester Ordnung; jeder, sei es durch angestammtes Vermögen, sei es durch reichlichen Erwerb vor dem schlimmsten Übel, der Not, — wenigstens gegenwärtig, — sicher bewahrt; wenn der eine von ihnen, Lübke, sie auch vordem gründlich kennen gelernt haben mochte.

Jeder ein Mann, wie ihn auch eine anspruchsvolle Mutter als Bewerber um das geliebte Töchterchen mit Freuden begrüßt hätte; aber auch wieder klug genug, um sich noch lange, lange allen nach ihnen ausgeworfenen mütterlichen und töchterlichen Netzen und Angeln geschickt zu entziehen. Bezeichnend erschien es für ihre ganze Art, daß das herkömmliche vorgeschriebene Getränk bei ihren gemeinsamen Zusammenkünften — der Kaffee war!

Wie mochte und mußte ein Mensch wie ich und ein Dasein wie das meine ihnen vorkommen! Etwas Fremdes und Kühles blieb denn auch immer in unsern gegenseitigen Beziehungen. Die verhältnismäßig engsten und wärmsten knüpften sich allmählich zwischen mir und Wilhelm Lübke. Er hatte, glaube ich, noch das meiste für mich übrig. Vor allem etwas, das mir kein Anderer hätte geben können: die Musik. Nach meinem damaligen Empfinden spielte er die Klavierwerke der großen Meister so herrlich mit einem so tiefen und feinen Verständnis der poetischen Absicht, einer solchen Kraft und solchem Reichtum des Ausdrucks, wie ich sie nie zuvor gehört zu haben glaubte. Dazu kam seine wunderbare Gabe des Phantasierens auf dem Klavier. Aus dieser Fülle seines Besitzes aber spendete er mit fürstlicher Freigebigkeit, mit hochherziger Verschwendung dem danach Verlangenden. Trotz seiner Überlastung mit dringenden Arbeiten fand ich ihn immer bereit, wenn ich ihn auch besuchen mochte, mir vorzuspielen, der im Genuß des Hörens schwelgend, sybaritisch

11*

faul in seiner Sophaecke saß und von den durch den Freund entfesselten Tonfluten umrauscht, selig darin untertauchend, Welt und Zeit und alles Leid vergaß.

Aber noch vieles andere dankte ich ihm. Vor allem manche mir sehr wertvolle und wichtige Bestellung Bald verschaffte er mir Aufträge zu Bildnissen und Illustrationen; bald zur Ausführung von Nachbildungen hervorragender Werke der Skulptur und Malerei unseres Jahrhunderts im kleinsten Maßstab und im schärfsten klarsten Umriß für die gestochenen Bildtafeln des von ihm redigierten Werkes „Denkmäler der Kunst". Ja, sogar einen ganz prächtig geschriebenen Aufsatz, der meinen Namen als Titel führte, über mich und meine gezeichneten und gemalten Köpfe veröffentlichte er einmal im deutschen Kunstblatt! Er überschüttete mich darin mit einer Fülle des Lobes, daß ich mich beim Lesen schamrot wie ein junges Mädchen werden fühlte. Aber wichtiger und bedeutsamer noch für mein ganzes geistiges Leben und für die spätere Wandlung und Gestaltung meiner Existenz ist mir der freundschaftliche Verkehr mit ihm durch die unendlich anregenden Gespräche über alle künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Fragen und Gegenstände, durch das Beispiel seiner kunstschriftstellerischen Thätigkeit und durch die mir mehrere Jahre später durch ihn gegebene Veranlassung zur kunstkritischen und feuilletonistischen Mitarbeiterschaft an einer großen Berliner Zeitung geworden.

IX.

Mit den genannten jungen Genossen des Kuglerschen Kreises in ziemlich nahem Zusammenhang standen noch einige andere Gelehrte, Schriftsteller, Poeten, Künstler: Dr. Lazarus, Theodor Storm, Theodor Fontane, W. v. Merckel, B. v. Lepel, Adolf Menzel, Hugo v. Blomberg. Sie alle gehörten mit zu dem Schriftsteller- und Künstlerbunde des „Rütli", der gleichsam einen engeren Ausschuß der größeren Gesellschaft „Tunnel über der Spree" bildete und sich monatlich einmal regelmäßig in der Wohnung eines Mitgliedes zum gemeinsamen Poetenkaffee versammelte. In Parenthese sei hier bemerkt, daß dieser „Rütli" ganz irrtümlicher Weise in manchen Nekrologen Rudolf Löwensteins mit dem gleichnamigen Dichter- und Künstlerbunde identifiziert worden ist, in welchem während der dem Revolutionsjahr vorangehenden Zeit der Berliner politisch-satirische Humor reifte, der sich dann im „Kladderadatsch" sein Organ und seine Tribüne schuf. Beide „Rütli" haben nichts miteinander gemein; die Genossen

des Einen haben sich mit denen des Andern kaum jemals persönlich berührt. — Meine Beziehungen blieben während der 2 — 3 Jahre nach meinem Bekanntwerden mit Eggers und Lübke, auf die zu diesen beiden, zu Lucae, Zöllner Roquette beschränkt. Mit Paul Heyse kam es damals nur zu wenigen sehr flüchtigen Begegnungen. Den andern oben aufgeführten Genossen, und nicht einmal Allen, bin ich erst später näher getreten.

Daß Eggers mit Adolf Menzel wie mit einem guten Freund verkehrte, steigerte meinen Respekt für ersteren sehr wesentlich. Um die Mitte der Fünfziger Jahre veröffentlichte Eggers einmal einen von ihm geschriebenen Essay über Adolf Menzel im „Deutschen Kunstblatt." Was er da schrieb, sprach mich außerordentlich an. Verständnisvolles Eindringen in des wundersamen Meisters eigenstes von allem Gewohnten so abweichendes und so imposantes geistiges Wesen, in seine Art, die Natur zu sehen und unablässig zu studieren; eine feine liebevolle Herausarbeitung des gesamten Bildes dieser künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit, fand ich in diesem Aufsatz. Mich überkam es fast wie Neid auf den, der ihn geschrieben, der den von mir so Verehrten so zu schildern vermocht hatte und gewürdigt worden war, ihn so in seinem intimen Geistesleben, Sein und Schaffen beobachten zu können, wie Eggers es sein mußte, um so vertraut damit zu werden. Wenn mir je ein Jugendwunsch während des späteren Lebens in reichster Fülle

gewährt worden ist, so ist es der damals erwachte und gehegte gewesen, auch meinerseits einmal in Wort und Schrift Zeugnis ablegen zu können für Adolf Menzel und sein Werk, den andern Menschen die Einsicht in seine eigenartige Größe zu erschließen, die Widerstrebenden, zu ihm und zur Erkenntnis dessen zu bekehren, was er für unser Volk und für die deutsche Kunst bedeutet, welche Stellung er in der Geschichte derselben und in der Reihe ihrer ersten schöpferischen und bahnbrechenden Meister einnimmt.

Während der, der Niederwerfung der Revolution zunächst folgenden, Jahre hatte ich mich wenig um die dieser traurigen Zeit entsprießende neue poetische Litteratur bekümmert. Die sogenannte „Goldschnittpoesie" war mächtig ins Kraut geschossen. Die vormärzlichen, politischen Ideale, welche wir im jugendlichen Sanguinismus bereits verwirklicht zu sehen geglaubt hatten, waren zertrümmert, verhöhnt und verspottet. Ihre Vorkämpfer tot, stumm oder im Exil. Die, welche kein Talent und keine Lust zum Märtyrertum hatten, schickten sich in die Zeit. Die Poeten thaten es ebenso, wie das gebildete Publikum. Die vor allem Lärm der Tagesleidenschaften des Not- und Zornschreis der Besiegten, Verfolgten, Gequälten, Unterdrückten sicher geschützte, so lange gemieden und verlacht gewesene Welt der Romantik kam wieder zu Ehren. Unsere Lyriker und Erzähler, mit wenigen Ausnahmen, kehrten der „engen dumpfen" Wirklichkeit, den Kämpfen und Nöten der

düsteren hoffnungsarmen Gegenwart den Rücken. Die einen schlugen die alten, verlassen gewesenen Pfade nach der blauen Blume von neuem wieder ein. Die anderen versenkten sich in die Beobachtung des Herzenslebens und des Privatschicksals des Einzelmenschen mit seinen Schmerzen und Freuden, das sie, losgelöst von dem Hintergrunde und der Umgebung der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände der Epoche, unberührt von allem, was die Menschen dieser Tage am tiefsten bewegte, betrachteten und darstellten. Noch kein einziges dieser, meist in der Form kleiner zierlicher Goldschnittbändchen erscheinenden Erzeugnisse der neuen, nachrevolutionären Poeten hatte ich kennen gelernt. Ich empfand nicht die geringste Neugierde, nicht das mindeste Verlangen, diesem Mangel meiner litterarischen Bildung abzuhelfen. Da sprach einmal Richard Lucae, während einer Sitzung, die er mir für sein Kreidebildnis gewährte, mit inniger Begeisterung von dem Inhalt eines Goldschnittbändchens, dessen Titel „Immensee“ laute und dessen Verfasser sich Theodor Storm nenne. Er kenne ihn sehr gut. Er lebe in Potsdam, sei dort am Gericht als Assessor angestellt; ein Schleswig-Holsteiner. Ganz auf Seiten der nationaldeutschen Partei stehend in den letzten Zeiten des erbitterten Kampfes kompromittiert, hätte er seine Heimat und seine Vaterstadt Husum verlassen müssen. Er mochte nicht mit den Dänen paktieren, welchen Preußen und Österreich in jenen Jahren der deutschen Schmach das entwaffnete. verblutende brave Volk der

Elbherzogtümer mit gebundenen Händen ausgeliefert hatten. Wie noch mehreren seiner Landes- und Gesinnungsgenossen hätte die preußische Regierung ihm den Eintritt in ihren Justizdienst offen gehalten. Er habe angenommen und sei nach dem preußischen Versailles verschlagen, käme aber mit seiner jungen, schönen Frau und seinen Buben oft hinüber, sei ein häufiger, gern gesehener, hochgeschätzter Gast des Kuglerschen Hauses und gehöre auch dem weiteren äußeren Ringe des „Rütli" an. Jene Erzählung Theodor Storms müsse ich durchaus lesen. Er, Lucae, sei sicher, daß sie mich völlig gefangen nehmen und hinreißen würde. Er gab mir das Bändchen und der Eindruck seiner Lektüre entsprach genau dieser Voraussagung. Ich war ganz und gar gebannt von dem feinen Zauber dieser Dichtung, der kunstvoll knappen Art des Erzählens, der in die einfache Schicksals- und Herzensgeschichte hinein verstreuten, lyrischen Dichtungen, von der tiefen und zarten Naturempfindung, von dem Hauch der holden Schwermut, welcher über das Ganze ausgebreitet ist. Ich verschaffte mir die anderen bisher von Storm veröffentlichten kleinen Dichtungen, die „Sommergeschichten und Lieder," und sie konnten meine Liebe und Bewunderung für den Spender so erlesener Geistesfreuden nur noch steigern. Aber keine Ahnung sagte mir damals, was er, seine Person und seine Dichtung, mir später im Leben noch werden, welche Bedeutung sie für mein eigenes Dasein gewinnen sollten.

Ein Zufall wurde die Veranlassung zur ersten persönlichen Begegnung mit Storm. Es war im Frühling 1855. In dem langen Saal des Gebäudes der Kunstakademie war eine Sonderausstellung von ausgesucht vortrefflichen, wenig bekannten Kunstwerken, Ölgemälden, Aquarellen und Zeichnungen hervorragender lebender und verstorbener deutscher Meister, zum Besten der Überschwemmten in den Weichsel- und Nogat-Niederungen veranstaltet. Zu den aus Privatbesitz hergeliehenen Bildern gehörte auch eine Anzahl von Landschaftsgemälden Karl Blechens, — jenes genialen Künstlers, welcher der deutschen Landschaftsmalerei ganz neue Bahnen gewiesen hatte, aber bei allem seinem großen, freien Natur- und Wahrheitssinn doch zu tief in der Romantik, in deren Herrschaftszeit seine Jugend und seine erste künstlerische Entwicklung fiel, steckte, um sich jemals gänzlich vor der Macht ihres Geistes über ihn befreien zu können. Bekanntlich verfiel er dem Wahnsinn und starb in geistiger Umnachtung. Unter jenen, damals ausgestellten Gemälden Blechens war eines, und zwar eines der umfangreichsten und durchgeführtesten, welches ganz aus demselben romantischen Geist, wie Ludwig Tiecks, mit unheimlichem Grauen am meisten gesättigte, phantastische Erzählung „Der blonde Eckbert" und wie das, von der alten Mechtildis in den „Sieben Weibern des Blaubart" erzählte, fürchterliche Märchen vom Försterkinde, herausgeboren schien. Ich will nicht behaupten, daß heute seine Wirkung

auf mich dieselbe sein würde wie damals. Aber immer noch, wenn ich daran zurückdenke, rieselt mir ein kalter Schauer den Rücken herab, wie ich ihn damals bei der Betrachtung dieses Bildes empfand. Es zeigt einen einsamen, dunkeln Waldsee, der von ungeheuren, kahlen Gebirgshöhen umgeben und wolkenhoch umragt wird. Ich weiß nicht, worin das Grauen eigentlich liegt, welches durch die Scenerie verbreitet ist und von ihr ausgeht. Jeder von uns empfand es. Die seltsame, spukhafte Staffage, welche völlig in dies Naturbild hineinpaßte, verstärkte nur jene Empfindung. Ganz im Vordergrunde, zwischen dem Gebüsch, entdeckt man ein selsames Monstrum, einen Zwerg mit ungeheurem Kopf und stumpfsinnig boshaftem Gesichtsausdruck; tiefer im Walde, an einer anderen Stelle des Seeufers, das kleine Figürchen eines Schützen, der auf das gräuliche Gespenst anzulegen scheint, und, durch weiten Zwischenraum von jenem getrennt, das eines weiblichen Wesens, das angstvoll flehend die Arme gegen den Zielenden erhebt. Die eigentliche Absicht des Malers ist nichts weniger als klar ausgesprochen. Aber diese Unbestimmtheit verschärft nur noch den Charakter eines quälenden, beängstigenden Traumbildes, den das ganze Gemälde, darin jenen Tieckschen Erzählungen so ähnlich, trägt.

Ich stand mit Lübke davor und redete mich mit ihm tiefer in die Stimmung hinein, in die uns das wundersame Werk unmittelbar versetzt hatte. Es war, als blickte

uns bereits der Wahnsinn daraus an, der schon, als er es malte, um des Meisters Haupt seinen düsteren Fittich geschwungen zu haben schien. Ganz in unserer Nähe stand gleichfalls in die Betrachtung des Bildes versenkt und davon ersichtlich aufs Tiefste ergriffen und erregt, ein schlank gebauter, sich etwas gebückt haltender Herr von etwa 38—40 Jahren. Neben ihm zwei Damen, die eine stolz und hochgewachsen, mit zugleich groß und fein geschnittenen Gesichtsformen und schönen, ernsten, grauen Augen unter breiten Lidern. Aus dem leicht geröteten, von einem dünnen, blonden Bart auf den Wangen und unter dem Kinn umgebenen, mit einem nichts weniger als koketten und gepflegten Schnurrbart geschmückten Antlitz des Herrn leuchteten ein paar blaue Augen mit ganz seltsamem, schwärmerischen Glanz, während er zu seiner schönen Begleiterin und der anderen Dame an deren Seite sprach. Lübke begrüßte ihn wie einen guten Bekannten. Er mochte glauben, daß auch ich den Herrn kenne, und unterließ es, uns einander vorzustellen. Dieser war ganz Feuer und Flamme von dem Bilde. Das Romantisch-Dämonische, Grauenvoll-Spukhafte darin hatte eine sympathische Seite seiner eigenen Seele berührt und in starke Schwingungen versetzt. Ich gab meiner Ansicht von der ergreifenden Auffassung der Gebirgsnatur darauf Ausdruck in einigen Worten, die jenen lebhaft zu frappieren schienen. Er wiederholte sie mehrere Male und dankte mir, als wir uns trennten, noch besonders dafür: ich hätte

genau das rechte Wort für das Unsagbare in dieser Landschaft getroffen. —

„Wer waren denn die?“ fragte ich Lübke, als wir weiter gingen. — „Was, Sie kennen ihn nicht?! Aber das war ja Theodor Strom, Sie wissen, der ‚Immensee‘ geschrieben hat, und seine Frau Constanze.“ —

Gern wäre ich ihnen nachgeeilt. Aber sie waren bereits verschwunden. Erst im Frühling 1856 sah ich ihn in seiner eigenen Wohnung in Potsdam wieder, und knüpfte die Bekanntschaft mit ihm an. Oft haben wir uns beide noch an jene erste Begegnung vor Blechens „Wahnsinnsbilde“ erinnert und uns gestanden, wie wir jeder damals bereits das instinktive Gefühl gehabt hätten, wir müßten uns gegenseitig vortrefflich verstehen und für einander passen. —

Doch diese zweite Begegnung mit Theoder Storm, ihre Veranlassung und ihre Folgen gehören in ein späteres Kapitel dieser Erinnerungen; und „ich will nicht vorgreifen.“

Nahe, freundschaftliche Beziehungen entwickelten sich allmählich auch zwischen mir und Hugo v. Blomberg. Seine Persönlichkeit und sein Schicksal interessierten mich schon darum besonders lebhaft, weil ihm die verhängnisvolle dreifache Begabung für die Dichtung, die Kunstwissenschaft und -Kritik und für die Malerei zu teil geworden war. Sein Leben lang hat er sich abgemüht und zermürbt in den vergeblichen Versuchen, diese Thätigkeiten

zu vereinigen, jede dieser Gaben gleichmäßig auszubilden, auf jedem dieser Gebiete Eigenartiges und Ungewöhnliches zu schaffen und zu leisten. Ein Talent aber wurde der Gegner des anderen, machte ihm den Rang und den Platz in des armen Reichen Geist und Leben streitig und hemmte die volle Entfaltung des konkurrierenden. Hugo v. Blomberg, (geboren 1820 zu Berlin, gestorben 1871 zu Weimar,) besaß ein kleines Majorat in Kurland, dessen Rente ihn und seine Familie allenfalls ernährte, auch wenn er mit der Feder, — und mit dem Pinsel erst recht, — verhältnismäßig wenig erwarb. Er hatte auf der Berliner Universität Jura studiert, war zum Studium der Malerei in der Werkstatt des Professor Wach übergegangen und hatte es in Paris unter Léon Cogniet fortgesetzt, zu welchem in den ersten Vierziger Jahren, die jungen berliner Maler mit demselben Glauben, dort den wahren, sicheren Weg zum ewigen Heile in der Kunst zu finden, pilgerten, wie nach 1847 zu Couture. 1849 hatte Blomberg in der preußischen Armee den Feldzug in Baden mitgemacht und blieb zeitlebens ein leidenschaftlicher konservativer Patriot; eine Eigenschaft, die sich bei ihm mit großer Geistesfreiheit und Toleranz in Gesinnungsfragen sehr wohl vertrug.

In Berlin hatte er sich mit einer jungen, adligen Dame von außerordentlicher Feinheit des Geistes, Zartheit und Innigkeit des Gemüts vermählt. Eigenschaften welche in der immer zart und mädchenhaft bleibenden

Gestalt, wie in dem blassen schmalen Gesicht mit dem im Ton fast unvermittelten, schwarzen Augen deutlich ausgeprägt waren. Mit enthusiastischer, schwärmerischer Neigung hing sie an dem Manne ihrer Wahl bis an sein Ende. Diese Begeisterung übertrug sie auch auf all sein Schaffen. Trotz mancher schwerer Heimsuchungen in der kinderreichen Familie, trotz des Verlustes manches Theuersten, trotz so vieler Enttäuschungen, welche dem geliebten Mann in seiner Künstlerlaufbahn nicht erspart blieben, war Beider Zusammenleben ein wahrhaft glückliches und beglückendes. Jeden Freund und Gast ihres Hauses umfing wohlthuend dessen reine, warme, geistige und gemütvolle Lebensluft. Ich habe in der Familie viele köstliche und unvergeßliche Stunden während dieses, aber sehr viel mehr noch während des folgenden Jahrzehnts hier, wie in Weimar genossen, wohin v. Blomberg 1867 übersiedelte, um noch einmal gründlich malen zu lernen und — vier Jahre später zu sterben!

Auf kurzem Halse krönte seine früh schon zu einer ungewöhnlichen, lokal beschränkten Leibesfülle gelangte Gestalt ein, trotz der etwas eingedrückten Nase, prächtiger Künstlerkopf von auffallend feiner, klarer Gesichtsfarbe mit lockigem, tiefdunkeln Haar und Vollbart; mit nicht großen, aber wie von regstem inneren Leben heiter blitzenden und sprühenden, braunen Augen.

Sein Geist war überreich an originellen Gedanken und Auffassungen inbezug auf alle sichtbaren und unsichtbaren

Dinge zwischen Himmel und Erde, wie an positiven Kenntnissen. Seiner Phantasie strömten die Bilder in überschwenglicher Fülle zu. Aber wenn er sie mit Zeichenstift und Pinsel auf die Leinwand und das Papier zu bringen versuchte, kamen sie nie so recht aus den Nebeln der Unbestimmtheit heraus, blieben fast immer in schwankender Erscheinung schweben und trugen unausrottbar den Stempel des ob auch geist- und phantasievollen Dilettanten. —

Je schärfer, klarer und treffender sein künstlerisches Urteil, je intimer er vertraut mit dem Besten und Größten was die Kunst aller Zeiten geschaffen, war, um so weniger blieben ihm die Schwächen seiner eigenen Erzeugnisse verborgen und desto tiefer und schmerzlicher empfand er ihre Unzulänglichkeit.

Aber wie der Künstler in Goethes Gedicht: „ich stammle nur, ich stottere nur und kann es doch nicht lassen," so fühlte auch er und mühte sich weiter in seiner vergeblichen Sisyphusarbeit.

Eine malerische Gattung aber gab es, in welcher v. Blombergs Können seinem Wollen vollkommen entsprach: die Malerei von phantastischen Ornamentkompositionen. Seine Erfindungsgabe war unerschöpflich in der Hervorbringung solcher seltsamen Gebilde, die zugleich an nichts und an Alles erinnerten; und hier folgte die den Pinsel führende Hand unbedingt seinem Willen, um diesen „Gesichten" feste, farbige Erscheinung zu geben. Teils

waren es kleine Mittelbilder im Stil der alten Venetianer, oder des Rubens und Rembrandt, welche er in Aquarell- oder Ölfarben skizzierte und mit Umrahmungen von grotesken Ornamenten umgab. Teils war das ganze Blatt ausschließlich mit Ornamentgeflecht von prächtigen, harmonischen Farbenkombinationen bedeckt, deren krauses Gewirr doch immer wohlgegliedert und folgerecht entwickelt erschien. In jeder Woche führte er mehrere derartige Blätter aus. Am Ende des Jahres wurden alle während dessen Dauer entstandenen auf gleichförmige Kartonblätter gezogen, in einem starken Bande zu einem Album zusammengefaßt, und mit einer sinnigen, zärtlichen und schalkhaften, poetischen Widmung auf dem Titelblatt, seiner Gattin als Weihnachtsgabe überreicht. Einen von diesen Bänden sah ich einmal bei Eggers, und wurde von dem darin enthaltenen Reichtum merkwürdiger, malerischer Eingebungen, voll Kühnheit und Anmut und seltsamem Reiz völlig gepackt und für den Schöpfer dieser Gebilde eingenommen. Bei einem Zusammentreffen mit ihm machte ich ihm kein Hehl aus ihrem Eindruck auf mich; so leiteten sich unsere Beziehungen zu einander ein. Wenn er mit seinem außerordentlichen schöpferischen Talent der ornamentalen Dekorationen ein bis zwei Jahrzehnte später zur Welt gekommen wäre, so hätte er Gelegenheit vollauf zu dessen praktischer Bethätigung in großen, würdigen Aufgaben gefunden. Er war damit in Ber-

lin und Deutschland zu früh erschienen. Als die Zeit gekommen war, wo gerade dieser Begabung auch bei uns das weiteste Feld geöffnet wurde, mußte er sterben! — In seinen Dichtungen und kunstwissenschaftlichen Arbeiten hat H. v. Blomberg nicht weniges geschaffen, was von jenem Gepräge des Dilettantischen, das seinen Gemälden anhaftete, durchaus frei, die Bürgschaft zu bieten schien, daß es den Verfasser länger als jene überleben und noch lange nach dessen Verstummen und Hinscheiden seine Wirkung auf Menschenseelen ausüben werde. Manche seiner Balladen, seiner mit echtem Malersinn gedichteten Stimmungsbilder, (wie das ganz vollendete „Rococo") seiner geselligen und seiner in dem Kriegsjahr entstandenen Vaterlands- Kampf- und Siegeslieder; seine große Dichtung „Amor und Psyche", die einen poetischen Kommentar zu Rafaels Gemälden in der Farnesina bildet; von seinen kunstgeschichtlichen prosaischen Arbeiten besonders die über den „Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst", verdienten ein besseres Schicksal als das: vergessen zu werden. Erleiden auch sie es dennoch, so bleibt ihnen oder uns der leidige, wenig tröstliche Trost, daß sie dies Los mit so vielem Trefflichen teilen, was durch Menschengeist und Kunst zu allen Zeiten geschaffen wurde. —

X.

Mieter kleiner Wohnungen in Berlin waren damals und sind auch heute noch kaum weniger zu einer Art nomadischer Existenz verdammt. Es war und ist ihnen nicht vergönnt, für längere Zeit seßhaft in einem Quartier zu werden. So trat denn auch für mich im Herbst jenes Jahres 1853 die Notwendigkeit ein, die Wohnung in dem Gärtnerhause in der Lietzower-Wegstraße mit einer anderen zu vertauschen. Prince-Smith hatte mir dringend zugeredet, eine etwas anständiger disponierte zu suchen, deren Zimmer man betreten könne, ohne erst die Küche passieren zu müssen. Zu unserer nicht geringen Freude fanden wir eine solche Wohnung in dem eben vollendeten kleinen Hause in der Bendlerstraße, einem der wenigen aus jener Zeit, die heute noch ziemlich unverändert stehen geblieben sind, gegenwärtig Nr. 11. Drei Zimmer und Küche und noch dazu im Erdgeschoß, und gar mit einem Balkon vor der Glasthür des ersten Zimmers! . . . Der Mietspreis freilich erschien mir fast

12*

unerschwinglich: hundert Thaler jährlich. Aber ein frischer Wagemut war über mich gekommen und Prince-Smith übernahm freundschaftlich die Garantie, falls es einmal am Quartalsersten hapern sollte.

Die Bendlerstraße, damals die letzte westlichste der vom neuen Landwehrkanal zum Tiergarten führenden Straßen, hatte noch ein ziemlich ländliches Gepräge. Ein paar vereinzelte Landhäuschen inmitten von Gärten standen auf ihrer Westseite zwischen dem Tiergarten und unserem in der Mitte der Länge zwischen diesem und dem Kanal errichteten, schlichten, zweistöckigen, aber mehr städtisch aussehenden Hause, dessen Parterrewohnung ich dem Besitzer, Töpfermeister Friebe, abmietete. Von hier bis zum Kanal breitete sich eine große, sumpfige Wiese aus, die sich gegen Westen hin bis zu den Zäunen einiger Privat-Wirts- und Konzertgärten dieses Teils der Tiergartenstraße erstreckte. Eine Allee von hohen, italienischen Pappeln und mächtigen alten Weiden zog sich über jene Wiese von der Grabenstraße (der heutigen Kaiserin-Augustastraße) aus bis zu einem merkwürdigen alten Gartenhause, das tief hinter den Häusern der Bendlerstraße inmitten des ausgedehnten Gartengrundstücks des Handelsgärtners Delacroix unter Bäumen und hinter Hecken versteckt lag. —

Auch auf der Ostseite war die Bendlerstraße erst wenig bebaut. An der Ecke der Tiergartenstraße stand das 1891 abgerissene, durch elegante Neubauten ersetzte,

langgestreckte, einstöckige, fast dörflich ausschauende, weiße Haus, welches Th. Fontane in seinen Erinnerungen an den Dichter Scherenberg, der es einst bewohnte, schildert. Darauf folgte der hübsche schattige Kaffee- und Konzertgarten, ehedem „Heinzelmanns Elysium“ genannt, der sich damals eben in das „Marienbad“, eine große Badeanstalt inmitten eines Wäldchens von alten Birken-, Pappel- und Kastanienbäumen, verwandelt hatte. Das letzte Haus auf dieser Ostseite, unserem Friebeschen gegenüber, war eine der schmucksten unter den in jener Zeit in dieser Stadtgegend vorhandenen Villen. Sie wurde von einer reichen berliner Familie Jakobson bewohnt. In ihrem Vorgarten an der Bendlerstraße stand ein prächtiger, rotblühender Kastanienbaum, im Frühling immer der Gegenstand der Bewunderung aller Vorübergehenden. Ein langer Bretterzaun begrenzte von hier ab die Ostseite der Bendlerstraße bis zu dem Fabrikgebäude, das die Ecke an der Grabenstraße, der Sumpfwiese gegenüber einnahm.

Auch die ganze Gegend dieses, nun so vornehmen und bevorzugten, dicht bebauten Viertels zwischen Kanal und Tiergarten, Bendlerstraße und Lichtensteinallee war zu jener Zeit und noch lange nachher in ihrem Aussehen nicht minder verschieden von dem gegenwärtigen, als es die oben geschilderte, einstige Erscheinung der jenseits des Kanals ausgebreiteten Landschaft von dem sich dort heute bietenden Bilde war.

Für die Phantasie der Berliner von 1892 mag es nicht leicht werden, sich dies einstige Aussehen zurück zu konstruieren und sich eine klare Anschauung davon zu bilden. Es ist wirklich nicht nur der verschönernde Duft der Zeitferne, welcher es mir in der Erinnerung so viel reizvoller erscheinen läßt, als das heutige, trotz der Menge von geschmackvollen, prächtigen und kunstschönen Gebäuden, welche sich, freilich auch zwischen manchen modernen, architektonischen Gräueln, auf diesem weiten damaligen Wiesen- und Gartenterrain erheben. Auch hier wie in der früheren Wohnung in der Lietzower Wegstraße umgab uns im Frühling und Sommer, wohin man blickte, „rings von duft'gen Gärten, ein blütenreicher Kranz." Nur hatte Alles, was an diesem rechten Ufer des Kanals in größerer Nähe des Tiergartens lag, eine gleichsam sonntäglichere, eine viel weniger dörfliche Physiognomie, als das jenseits gelegene. —

Regenten-, Hildebrandts Privat-, und Hohenzollernstraße hatten die westlich von der Bendlerstraße gelegene geschlossene Masse von Parks und Gärten noch nicht durchbrochen, ebenso wenig wie die Viktoriastraße die, von der damals bereits elfjährigen Matthäikirchstraße und der Potsdamer eingehegte, Gartenwelt. Das ganze Gelände des nördlichsten Teils der heutigen Friedrich-Wilhelmsstraße bis zur Hitzigstraße hin, nahm einer der größten und schönsten von allen Konzert- und Wirtsgärten dieser daran so reichen Gegend, der des Hofjäger-

Etablissements, ein, der Schauplatz der Wieprechtschen Monstrekonzerte. Im Süden und Westen umzog ihn ein Teil des später zugeschütteten, kleineren, schmalen Wassergrabens, dessen einstiges Bett und Lauf der Flucht der westlichsten Strecke der Kaiserin-Augustastraße, der östlichsten der Rauch-, der nördlichsten der Hitzig- und der ganzen Länge der Stülerstraße entsprach. In der Richtung jenes neusten Teils der Kaiserin-Augustastraße schlängelte sich dieser Graben zwischen den, von der Tiergartenstraße bis hart an ihn heranreichenden, umzäumten Parks und dem ausgedehnten Garten des berühmten altberlinischen ländlichen Wirtshauses Moritzhof dahin.

Wo heute am nördlichen Eingang der Von der Heydtstraße das Eckhaus mit dem Restaurant im Erdgeschoß steht, öffnete sich die Thür zu dem niedrigen Holzgitterzaun, der zu diesem Garten führte. Dicht dahinter erhob sich das lange, schräg abstehende, niedrige, einstöckige, gelbe Wirtshaus mit dem hohen altersbraunen Dach. An dem mit Fliederhecken eingefaßten Nordrande seines Wirtsgartens lag auf der ihn bespülenden trüben Flut jenes Grabens eine Flotille von Gondeln und Ruderböten für die zahlreichen, empfindsamen Freunde und Freundinnen von Wasserfahrten an schönen Frühlings- und Sommernachmittagen, Mondabenden und Sonntagmorgen, bereit. Man konnte sich in dem hier gemieteten Nachen auf diesem dunklen Gewässer, unter dem Laubdach der Garten- und Parkbäume am Südrande des Tiergartens entlang

weiter bis zu den Wasserläufen und Teichen des Seeparks rudern. —

Die Villa Von der Heydt ließ der fromme, reiche Handelsminister im Ministerium Manteuffel schon in den ersten Fünfziger Jahren dort auf der Stelle alter Gehöfte, Moritzhof gegenüber, auf der Halbinselspitze sich zum Wohnsitz erbauen. Seltsam genug erschien sie mit ihrer gegen Osten gekehrten, klassischen Tempelfaçade inmitten dieser ländlichen Umgebung. Moritzhof blieb noch lange ein bis in die sechziger Jahre von berliner Familien vielbesuchter und beliebter Wirtsgarten mit Kaffeehaus. Es blieb auch der Zielpunkt der regelmäßigen, winterlichen und sommerlichen Nachmittagswanderungen eines Kreises von nationalliberalen Schriftstellern und Beamten, die dort gewohnheitsgemäß ihren Kaffee tranken, ein paar Stunden die politischen Tagesangelegenheiten besprachen, das „Kreiselspiel“ mit dem kleinen Elfenbeinkreisel, oder Schach spielten. Den übrigen Teil des Geländes zwischen dem südlichen Gartenzaun von Moritzhof und dem Kanal bedeckten Getreidefelder bis westlich zur Grenze von Albrechtshof.

Albrechtshof, dessen Gastwirtschafts-, dessen Nebengebäude und zu Sommerwohnungen vermietete, bescheidene Landhäuschen sich ungefähr in der Flucht des jenseits der Hitzigstraße befindlichen Teils der heutigen Rauchstraße hinzogen, wetteiferte mit dem benachbarten Moritzhof um den Preis der Beliebtheit bei den Berlinern. Bis zum

Landwehr-Kanal hin erstreckte sich der Wirtsgarten, mit seinen Lauben, Alleen, Blumenbeeten. Den weiten Raum auf der anderen Seite, nördlich bis zur heutigen Stülerstraße (dem schon erwähnten kleinen Graben) östlich bis zur Grenze des Hofjägergartens, westlich bis zur Lichtensteinallee nahm eine Wiese ein, die längs dieses Wasserlaufes von mächtigen Fliederhecken und von Obstbäumen gesäumt wurde. Nach Albrechtshof zog man, um bei primitiven Gartenkonzerten seinen Kaffee, sein Weißbier, besonders aber um die vielbeliebte, in flaschengrünen Glassatten aufgetragene, mit geriebenem Schwarzbrot, Zucker und Zimmet bestreute, dicke Milch zu genießen. Ob die in Albrechts- oder in Moritzhof servierte vorzuziehen sei, blieb immer eine unentschiedene Frage. Jene Nebengebäude und Landhäuschen wurden häufig als Sommerwohnungen von wohlsituierten berliner Familien gemietet, die sich hier, wie der horazische wunderselige Manne, welcher der Stadt entfloh, fühlten, fern von Lärm, Staub und Misduft der inneren Straßen. Zu den ständigen Gästen Albrechtshofs gehörten mehrere der bekanntesten berliner Künstler und geistreichsten Schriftsteller; unter anderen auch der Zeichner und die „Gelehrten des Kladderadatsch". So geschah es denn, daß einer von ihnen, der „Vater der berliner Posse", David Kalisch, sich damals die schönste und begehrenswerteste Blume dieses Kaffee- und Milchgartens mit allen Wurzeln ausgrub und mit sich zum stillen Haus trug; des Wirtes und der Frau Wirtin

holdes Töchterchen. Es wurde bekanntlich die Mutter des reizenden Fräulein Anna (später Frau Paul Lindau, heute Madame St. Cère zu Paris) und des Sängers Herren Paul Kalisch. —

Die ganze Besitzung Albrechtshof mit Wiesen, Häusern, Gärten, fiel um 1862—63 der Grundstückspekulation, und den Bauunternehmern zum Opfer. Eine durch den Geh. Oberbaurat Prof. Hitzig gegründete Baugesellschaft kaufte es an. Es wurde parzelliert und nach und nach längs den darüber hintracierten Straßen mit einer kleinen Stadt von Villen bebaut, unter denen sich einige der edelsten, anmutigsten und der charaktervollsten, derartigen architektonischen Schöpfungen des ganzen berliner Westens befinden.

In unserer neuen Wohnung kamen wir uns selbst fast verwandelt und wie zu einer höheren Stufe unter den Menschenwesen aufgerückt, vor. Die Lage des Hauses, so nahe der vornehmen Tiergartenstraße, die Zahl und die Disposition der Räume mit ihren zwei vorderen Eingängen und einer Hinterthür zur Küche, vor Allem der Balkon, über dem kleinen gitterumfaßten Vorgarten, alle diese Vorzüge trugen gleichmäßig dazu bei, diese Empfindung und mit ihr ein bisher nie gekanntes, wohliges Behagen in uns zu erzeugen. Wir genossen es besonders intensiv, wenn wir in den uns noch vergönnten, schönen Oktobertagen und mehr noch im folgenden Frühling und Sommer, auf diesem Balkon sitzend, in der ersten Morgenfrühe unseren Kaffee tranken. Holde, tiefe, friedliche Stille

lagerte über der einsamen Straße und über der ganzen, weiten, reizenden Gartenwelt ringsum, nur durchtönt vom sanften Rauschen, der vom Morgenwinde bewegten Baumwipfel des Jacobsonchen Villengartens und des nahen Marienbad-Parkes gegenüber, vom Vogelgezwitscher, Hähnekrähen und Hundegekläff auf den Nachbarhöfen. In den späten Nachmittagsstunden hatte der Platz auf dem Balkon wieder andere, nicht zu unterschätzende Reize. Man sah die Spaziergänger, besonders die nach Moritzhof und nach dem Zoologischen Garten pilgernden, vorüberschlendern. Gute Bekannte unter ihnen, die des Weges kamen, wurden begrüßt und traten wohl auch zu uns herein, wo man ihnen doch schon einen erträglichen Aufenthalt, sei es draußen an unserem Balkontisch, sei es im Inneren der beiden Vorderzimmer bieten konnte. War es in diesen doch bereits nicht mehr gänzlich wüste und leer. Ja, in dem ersten Zimmer stand sogar ein mit blauem weißgeblümten Baumwollenzeng bezogenes Sopha, zu dessen Erwerbung mir Prince-Smith verholfen hatte. Abends wehte der Wind den Klang der Gartenkonzerte vom Kemperhof oder vom Hofjäger herüber. In die Stille der Sommernächte hinein aber tönte weniger melodisch, jedoch nicht unwillkommen, der quäkende Chorgesang der Frösche aus der nahen Sumpfwiese herein.

Es war ein schönes, arbeits-, hoffnungs-, und erlebnisreiches Jahr, das ich in jener Wohnung in der Bendlerstraße verlebte. Leider mußte sie schon im Oktober 1854

mit einer anderen, freilich nahe benachbarten und in manchem Sinne noch anheimelnderen, in jenem schon erwähnten, „merkwürdigen Gartenhause", das eine kurze Strecke dahinter verborgen lag, vertauscht werden und diese gar schon nach einem halben Jahr im April 1855 zu unserem noch größeren Bedauern mit einer viel physiognomie- und reizloseren am damaligen „Blumschen Mühlenwege", dem westlich von der Potsdamerstraße gelegenen Teil der heutigen Steglitzer-Straße, im „Eschertschen Hause", dem dritten von ersterer, das erst vor einigen Jahren niedergerissen und durch einen Neubau ersetzt ist. An diesem Sandwege, an dem sich auf einem Hügel eine Windmühle erhob, standen nur ganz vereinzelte Gebäude zwischen Obstgärten, Kartoffel- und Gemüseäckern und Getreidefeldern. Ein Bedürfnis, den wenigen Gärtnerhäuschen und Gehöften Nummern zu geben, war noch nicht fühlbar geworden. Man bezeichnete jedes nach seinem Besitzer. Östlich von der Potsdamerstraße setzte sich die Steglitzer nur als gänzlich unbebauter Sandweg zwischen spärlich mit Gras bewachsenen, dünenartigen Bodenwellen bis zum Übergang über den Damm der Eisenbahn fort. Nördlich von „Blums Mühlenweg" dehnten sich die Obstgärten, Äcker und Wiesen der Schöneberger Feldmark, von mit Weiden gesäumten Landgräben und Sandwegen durchschnitten, bis gegen Wilmersdorf hin.

Während der Zeit vom 1. Oktober 1853 bis zum

1. April 1856, die ich in diesen drei Wohnungen „am Lande," hauste, habe ich selbst und haben die anderen von der innerlichen, zerstörenden Wirksamkeit jenes „Litteratur-Bazillus," der sich bei mir eingenistet hatte, noch verhältnismäßig wenig zu spüren gehabt. Ich fuhr nur fort, meine Texte zu den, von mir für die Leipziger Illustrierte Zeitung und gelegentlich auch für „Über Land und Meer" gezeichneten, plastischen Werken, aus den Berliner-Bildhauerateliers und zuweilen auch schildernde Texte zu manchen für erstere entworfenen „Aktualitäten", Zeichnungen öffentlicher Berliner Vorgänge, zu schreiben. Das that ich freilich nicht, ohne ein gewisses, stilles heimliches Vergnügen, wie man alles thut, was uns sehr leicht wird, was uns die Empfindung giebt, daß wir es ganz beherrschen. Diese aber hatte ich beim Schreiben in vollstem Maße. Malen und Zeichnen bereitete mir damals und zeitlebens ganz andere Schwierigkeiten. Die Lust daran war doch stets innigst verquickt mit der, nicht immer süßen, Qual des Ringens mit dem Gegenstande, der Einsicht, daß der Pinsel, der Bleistift, die Radiernadel und Lithographierkreide das Modell oder das Original nicht ganz so wiedergeben wollten, wie ich es sah und das in der Phantasie Angeschaute doch nicht ganz so auf das Papier und die Leinwand, das Kupfer oder den Stein brachten, wie ich es erwünschte und träumte. Immer wieder hatte ich zu ändern, wegzukratzen und fortzuwischen. Die Arbeit, die ich mit un-

ermüdlichem Fleiß während eines ganzen langen Sommertages ausgeführt hatte, gefiel mir im Licht der nächsten Morgenfrühe nicht selten so wenig, daß ich sie erbarmungslos vernichtete und von neuem begann. Jener Tag aber blieb so ein verlorener und der Ausfall machte sich in ganz materieller Weise schmerzlich genug fühlbar.

Wie anders war es beim Schreiben! Die Feder flog über das Papier, und drückte ohne Mühe, langes Besinnen und Stocken, das, was ich sagen wollte, dachte, fühlte, anschaute, aus. Wenn ich die beschriebenen Blätter vor dem Absenden etwa noch einmal durchsah, so zeigte sich höchstens hier und da ein kleiner Lapsus zu berichtigen, ein vergessenes Wort oder Zeichen zu ergänzen, eine gar zu lange Periode zu teilen. In kurzer Zeit war diese erforderliche Feilung bewerkstelligt. Nie waren Stunden vergeblicher Arbeit zu beklagen. Warum kannst Du nicht auch wie andere Deiner Bekannten etwas Geld damit verdienen! seufzte ich damals oft im Stillen.

Das Schreiben dieser kleinen, rasch hingeworfenen feuilletonistischen Texte blieb damals doch immer nur eine gelegentliche Nebenbeschäftigung. Aber auch die sehr viel mehr Zeit erfordernden zeichnerischen Arbeiten für die illustrierten Zeitungen traten in diesen Jahren mehr zurück gegen meine Hauptthätigkeit, die teils in der Ausführung von Aufträgen zu Bildniszeichnungen in schwarzer

Kreide und Bleistift, oder mit der lithographischen Fett-kreide auf Stein, seltener zu gemalten Portraits in Öl- und Aquarellfarben, bestand, teils im Illustrieren von Romanen in Büchern und Wochenblättern, und mehr noch von Kindergeschichten und „reiferen Jugendschriften“, Märchen und abenteuerlichen Reiseschilderungen, ihrer Deckel und Tittelblätter, durch Holzzeichnungen, Lithographieen und Radierungen auf Kupfer und Stein. Meine Portraits, — die gezeichneten und lithographierten freilich mehr als die gemalten, — begannen zu gefallen. — Von den Persönlichkeiten des Eggers-Lübkeschen, wie von denen des Dunckerschen und des Prince-Smithschen Kreises, blieben wenige unportraitiert von mir. Nicht selten wurde, wenn die Zeichnung gefiel, auch noch ihre Copie auf Stein, ganz ausnahmsweise auch wohl eine Radierung auf Kupfer, danach, behufs der Vervielfältigung durch den Druck, bestellt. Galt eine solche damals doch, — zum Glück für uns! — noch immer für vornehmer als die photographische. Manche von diesen damals ausgeführten Bildnissen machen heute noch eine ganz anständige Figur. Wenn ich sie zufällig einmal wieder zu Gesicht bekomme, muß ich mir ohne jede Überschätzung eingestehen das hast Du damals eigentlich gar nicht so schlecht, im Gegenteil so gut wie mancher namhafte Modekünstler gemacht. Vielleicht ist's doch schade, daß Du es später so gänzlich aufgegeben hast . . . . Aber Thorheit! Es erwachsen so viele talentvolle Zeichner, es wird so viel Gutes, Glänzendes und

Tüchtiges von ihnen geschaffen, daß unsereiner ja doch in der Masse untergetaucht, wahrscheinlich vergeblich und verzweifelt ringend von ihr überflutet worden und heute bereits klanglos zum Orkus hinabgegangen wäre. Besser so, wie es gekommen ist!

XI.

Während dieser Jahre 1854 und 55 war jeder an den öffentlichen Dingen, an der Geschichte seiner Zeit auch nur einigen Anteil nehmende Mensch in Berlin, wie in allen anderen Städten nicht nur unsers Weltteils in beständiger tiefer innerer Erregung erhalten durch die Ereignisse, deren Schauplatz die Krim und die Bucht von Sewastopol bildete. Die Erbitterung und der Haß gegen den eidbrüchigen Napoleoniden, den Vergewaltiger der französischen Republik, war seit seinem energischen Auftreten gegen das freilich noch mehr gehaßte Rußland, seit dem Bund mit England und der Eröffnung des Krieges zur Unterstützung der Türkei gegen den übermütigen und übermächtigen Bedränger, einer ganz anderen Stimmung gewichen, einer bewundernden, fast begeisterten Anerkennung seiner klugen und kühnen Politik. Mit immer wachsender Teilnahme folgten wir den kriegerischen Vorgängen

dort im fernen Osten. Wir verschlangen die Berichte darüber, machten den ganzen Schmerz der Enttäuschung durch, als sich die berühmte „Tatarennachricht" von der raschen Erstürmung Sewastopols unmittelbar nach dem Siege der Verbündeten über die Russen an der Alma, als Erdichtung erwies, meinten fast die Schrecknisse des fürchterlichen Winterfeldzuges im Geiste selbst mit zu durchleben. Wir sahen mit banger und sehnsüchtiger Erwartung den Fortschritten der Belagerungsarbeiten und dem blutigen Ringen um die heroisch verteidigte Veste aus der Ferne zu und bejubelten jeden Erfolg der französischen (mehr noch als der englischen und sardinischen) Waffen, als ob er durch die unsers vaterländischen Heeres selbst errungen worden wäre. Wir begrüßten mit inniger Genugthuung die Nachricht vom Tode Nikolais. Die grandiose, heroisch-tragische Schlußkatastrophe vom 8. September 1855, die Erstürmung des Malakoff, die Preisgebung der Südhälfte Sewastopols und die Verbrennung der eigenen Flotte durch die Russen, erfüllte uns mit einem Jubel, als ob damit die europäische Kulturwelt für immer von ihren schmählichsten Fesseln befreit sein müßte! Nicht ganz neidlos konnte ich in all dieser Zeit die oft bewundernswerten Holzschnittbilder der Londoner Illustrated News und der Pariser Illustration betrachten, welche ersichtlich vor der Wirklichkeit von talentvollen, sehr geschickten künstlerischen Augenzeugen den Heeren der Verbündeten attachierten, rüstigen Zeichnern entworfen, alle die mannigfachen, eminent malerischen

Szenen des Krieges, des Lagerlebens, der Belagerung, der Beschießung, der Stürme und Ausfälle, die Vorgänge in den Laufgräben, den Schanzen, auf den Verbandplätzen ꝛc. so fesselnd und überzeugend zur Anschauung brachten. Das leidenschaftliche Verlangen, in ähnlicher Lage sein zu können, als Zeichner und Berichterstatter über ähnliche großartige geschichtliche Ereignisse ausgeschickt zu werden, gewann damals oft eine wahrhaft quälende Gewalt über mich. Wie hätte ich es damals voraussehen können, daß mir einst die Erfüllung auch dieses Wunsches und Lieblingstraumes im weitesten Umfang und unter den glücklichsten Bedingungen gewährt sein würde!

Noch ein anderes verwandtes Verlangen beherrschte und peinigte mich im Sommer dieses Jahres 1855 kaum minder als jenes. Es wurde durch die Berichte über die erste große Pariser Weltausstellung, die trotz des noch unbeendeten gewaltigen Krieges eröffnet und mit berückendem Glanz in Szene gesetzt worden war, erweckt und genährt, wie vier Jahre zuvor eine ähnliche Sehnsucht durch Lothar Buchers Briefe von der ersten Londoner. Ein solches Weltereignis, einen solchen zusammengedrängten Auszug der Erzeugnisse der künstlerischen und gewerblichen Arbeit aller Völker mit eignen Augen zu sehen, das Leben der Weltstadt, zu der es mich seit Jahren schon mit immer wachsender Gewalt hinzog, in einer solchen Periode ihrer gesteigerten Existenz auch meinerseits mitzuleben und es mit Feder und Stift zu schildern, —

13*

wie heiß habe ich es damals ersehnt und wie oft und fast überreich ist mir auch dies so unerreichbar dünkende Glück in der zweiten Lebenshälfte vergönnt gewesen! —

Aus Rußland, dessen Niederlage nach langem blutigen Ringen uns Westlichen eine so hohe Befriedigung gewährte und von uns als der Beginn einer neuen glücklicheren Epoche der Weltgeschichte begrüßt wurde, war mir gerade zu Anfang desselben Jahres, gänzlich unerwartet, mittelbar eine ideale, litterarisch-poetische Gabe gekommen, die ich als ein, mir aus besonderen Gründen doppelt wert und köstlich dünkendes, Geschenk des Schicksals mit inniger Freude empfing.

Im Januar 1854 oder 55 ging das bis dahin durch Ebner und Seubert in Stuttgart verlegte Eggers'sche „Deutsche Kunstblatt" mit seiner litterarischen Beilage in den Besitz des jungen Berliner Buchhändlers Heinrich Schindler über. Einmal, als ich diesen besuchte, um ihm eine radierte Platte abzuliefern, reichte er mir einige Correkturbogen: „Sehen Sie das doch einmal durch, ob es Ihnen gefallen wird," sagte er. „Es ist ein ganz wunderliches neues Buch, das ich da verlege. Eine Übersetzung aus dem Russischen. Ein junger Russe hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. August von Viedert heißt er; er lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen" — Wer ist der Verfasser? — „Iwan Turgenjew nennt er sich. Hier ist ein Daguerreotyp-Portrait von ihm, das mir Viedert geliehen hat."

— Damit reichte mir Schindler das blank spiegelnde Bildchen hin.

Iwan Turgenjew . . . der lange nicht mehr gehörte teure Name erweckte mir plötzlich eine ganze Flut lieber Erinnerungen aus dem glücklichen Winter 1846—47 und dem folgenden Sommer. Durch die dazwischen liegenden schweren trüben Jahre waren sie zwar zurückgedrängt, aber nie verschüttet und begraben worden. Das Lichtbild ließ keinen Zweifel darüber, daß dieser Turgenjew eine Person mit dem unvergeßlichen Genossen jener Tage und Nächte von 46 und 47 sei, dem sie doch vor allem ihre Schönheit, ihren Glanz und Reiz dankten. Wie es auch durch die veränderte Barttracht, die an ihm so ungewöhnten Favoris, verwandelt sein mochte, es war doch unverkennbar, das alte, liebe, wohlbekannte, herrliche Gesicht mit den wunderbaren schwermütigen Dichteraugen, das ich damals vor acht Jahren gezeichnet hatte. Aber auch ohne das Portrait wäre mir die Gewißheit darüber schon durch die Lektüre des ersten Bognes jenes Buches gekommen. Es war das „Tagebuch eines Jägers".

An einem der letzten Novembertage des Jahres 1846 hatte ich das große Journal-Leseinstitut, die „Zeitungshalle" genannt, besucht, das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsbergerschen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Jägerstraße befand. Es war durch Dr. Julius 1845 begründet und bis zum Jahr 1849,

wo er durch den Belagerungszustand ruiniert wurde, der bevorzugte Versammlungsort aller Schriftsteller und Journalisten, der die „neue freie Zeit“ gläubig erhoffenden Jugend, aller für Litteratur und Politik lebhafter interessierten Berliner, wie der hier verweilenden und durchreisenden Fremden. Ich hatte das Lesezimmer verlassen und stieg die Treppe hinab. Von unten her kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines Mannes von etwa 27—28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht des Mannes. Sein Anblick traf mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Falls er mich überhaupt beachtete, mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Gesicht zeugte entschieden russischen Typus. Es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle herrlich gewölbte breite Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden. Über jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen

Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich-braune breitlidrige große Augen von eigentümlich schwermütig weichem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das, wie die Wangen glattrasierte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies Antlitz nach unten hin ab. —

Ich hatte das instinktive Gefühl, hier einem ganz besondern, einem außerordentlichen Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch keine sogenannte innere Stimme verriet, daß ich hier zum ersten Mal auf den Ursprung und Spender so vieler der besten Güter der zweiten Hälfte meines Lebens getroffen sei. Der Eindruck dieser Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt. Ich entsinne mich, wiederholte Versuche gemacht, zu haben, sie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen.

Rascher als ich es ahnen konnte, sollte ich die nähere Bekanntschaft dieses Fremden machen.

In jenem, hier bereits wiederholt erwähnten Kreise von meist jüngeren Männern (von 22—35 Jahren) von den verschiedensten Berufsarten, Lebensstellungen, Talenten, Nationalitäten, der sich damals allabendlich in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrafen und der französischen Straße versammelte, war einer der älteren und trotzdem feurigsten und frischesten Genossen der Mecklenburger Dr. Hermann Müller-Strübing aus Neu-Brandenburg. (Er lebt noch heute, ein klassischer Philologe

von bedeutendem Ruf, in London)*). Als thätige Teilnehmer am Frankfurter Attentat war der zweiundzwanzigjährige Student, ebenso wie sein berühmter Landsmann Fritz Reuter, durch des hohen Bundestages wohlweise Untersuchungskommission zum Tode verurteilt worden, und auch wie jener, zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt. In der ungestörten Ruhe seines Kerkers hatte er dann ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während der gleichen Zeit draußen im Strom der Welt und des bewegten Lebens wahrscheinlich gelungen sein würde. Seine körperliche Gesundheit und Frische war ungebrochen, seine Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit, seine Lebens- und Genußkraft unabgestumpft und unvermindert geblieben, als er 1840 durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. aus der Haft erlöst und der Freiheit zurückgegeben wurde. Er schien zunächst hauptsächlich vom eifrigen Triebe beseelt, die Summe von Lebensgenuß, um die er während dieser sieben köstlichen Jugendjahre gebracht worden war, möglichst mit Zinsen wieder einzubringen. Er war die Seele jenes Scheibleschen Freundeskreises. Ich schloß mich dem um etwa dreizehn Jahr älteren in herzlicher Zuneigung an. Im feurigen Enthusiasmus für Pauline Viardot-Garcia war er sogar mir und Gregorovius fast noch über. Wie wir, hatte er auch das dringende Verlangen, der „gött-

*) Seit ich diese Zeilen in der ersten Ausgabe dieses Buches schrieb ist er im August 1893 daselbst verstorben.

lichen" persönlich näher zu treten. Mich hielt die uns im späteren Alter so schwer begreifliche, verschämte, blöde, süße Jugendeselei von jedem Versuch, ihre Bekanntschaft zu machen zurück. Müller scheute sich davor, durch einen Enthusiastenbesuch seinen innigen Wunsch zu verwirklichen. Da am letzten Novemberabend 1846 trat er mit freudig verklärten Mienen bei Scheible ein. Er sei sehr glücklich. Er habe hier einen jüngeren Freund wieder gefunden, mit dem er vor einigen Jahren in Dresden bekannt geworden sei, einen Russen, einen Freund seiner Freunde Bakunin und Ugarew, der in Deutschland studiert hätte, Kollegienassessor Iwan Turgeniew. Der sei von Petersburg her der intimste Freund der Familie Viardot, sei ihr gefolgt und vor wenigen Tagen hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heute wolle dieser Russe ihn, Mülle-Strübing, in das Haus der Künstlerin einführen.

Am nächsten Abend warteten wir bei Scheible länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Erst nach Mitternacht erschien er, vom Viardots kommend, und nicht allein. Mit ihm zugleich dieselbe in den weiten Pelzrock gehüllte Gestalt, der ich neulich auf der Stiege zur „Zeitungshalle" begegnet war, der glückliche junge Russe, der beneidenswerte Freund Pauline Viardots, den er uns nun als Iwan Turgenjew vorstellte. —

Noch während derselben Nacht gelang es diesem, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empfindung

des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des Wohlgefallens an seiner ganzen Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach das Deutsche rein und fließend. Der leichte russische Accent ließ es wohl etwas fremdartig, aber nur desto anmutiger und einschmeichelnder klingen. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Jahre an der Berliner studiert; war ein eifriger Hörer und damals gläubiger Bekenner der Hegelschen Philosophie — zu den Füßen Karl Werders und Michelets sitzend — wenigstens gewesen, hatte auch wiederholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien; bewies ein ebenso feines, tiefes und eigenartiges Gefühl und Verständnis für die Musik und Malerei, wie für die Poesie und Litteratur der Völker. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und von einer imponierenden Goethefestigkeit. Was er sprach, worüber es auch sein mochte, das war durch seinen Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd, hatte nicht nur den frischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich, wie ich sehr bald erkannte, wesentlich von jener Art der Gesprächs- und Darstellungsweise, die unter uns vormärzlichen Idealisten die vorherrschende war, durch eine überraschende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens, von denen er damals schon einen

außerordentlich reichen Schatz in seinem treubewahrenden Gedächtnis angesammelt hatte.

Während der folgenden Tage und Abende jenes Winters und Frühlings erhielt ich immer vermehrten Anlaß diese, nie zuvor in solchem Maß bei einem Menschen gefundene, Gabe der Anschauung, oder vielmehr der allgemein sinnlichen Aufnahmefähigkeit für alle Eindrücke der Natur und der gesamten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst ihrer Darstellung durch das Wort gesellt, zu bewundern.

Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat die noch vertrautere Welt. Er war der Sohn eines reichen, russischen Landedelmanns im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern, den weiblichen so gut wie den männlichen, bis zur letzten Generation keine der charakteristischen Eigenschaften des altrussischen Gewaltherrentums gefehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherrn angelegte Gestalt war die eines Menschen von fast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüts, dessen kräftigste Leidenschaft der tiefe Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Form war und somit am heftigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahr-

heit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenen Hauses, überall in seinem ganzen Vaterlande unter der Regierung Nikolais die unbedingte, grausame Herrschaft führen. Was Leibeigenschaft heißt, hatte er auf seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studieren können. Was brutale Geisteknechtschaft, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen wie in den Hütten des kleinsten Dorfes. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreifendsten. Wenn von einem versöhnenden Element darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiefe Liebe zur Natur hineingetragen, die sich zuweilen in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit wahrem Malersinn auch für ihre intimsten, leisesten Schönheiten, bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten, trübenden Schleier, von einer gewissen undefinierbaren Schwermut beschattet. Waren persönliche Erfahrung die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbteil seines Volks, aus dessen Liedern sie so vernehmlich heraus-

klingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Überzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gefällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie.“ Wie oft habe ich es ihm damals auf den Kopf zugesagt: „Sie sind ein echter Poet, ein großer, ein einziger Erzähler. Sie müssen, wie Sie sprechen, auch schreiben. Ihr Volk und die ganze Welt wird Sie erkennen und bewundern.“ Er aber wehrte alles lächelnd ab und versicherte, — der Heuchler! — er hätte nicht das Zeug zum Dichter. Er verschwieg konsequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Dichtungen in Versen, daß er Novellen und Skizzen veröffentlicht hatte, in welchen, wie er mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigenschaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine ferneren Schöpfungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben. —

Anfang Juni 1845, als das Gastspiel Pauline Viardots sein Ende erreicht hatte und die Familie nach Paris zurückkehrte, verließ auch Turgenjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze, schien mir daraus entschwunden. Der Ausgang des „tollen Jahres“ veranlaßte auch Müller-Strübing, Berlin aufzugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertauschte. Jahre und Jahre vergingen; — ich hörte

nie den Namen Turgenjew nennen, empfing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm . . . Und nun, 1855, hielt ich plötzlich die Bogen dieser Sammlung seiner Erzählungen und Skizzen in den Händen, aus denen mich das vertraute Antlitz des Dichters wie aus einem reinem Spiegel anzublicken schien! Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Sein Übersetzer schien ihn vortrefflich verstanden zu haben. Wo der Erzähler selbst in Person spricht, glaubte ich bei der Lektüre Turgenjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Bilder aus dem Volksleben und der Natur seiner Heimat sind längst seitdem in alle europäischen Sprachen übertragen, ein nach Gebühr gewürdigter Besitz der ganzen gebildeten Menschheit geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Alles darüber zu sagende und seine eigentümliche, hohe, dichterische und kulturgeschichtliche Bedeutung nachweisende ist längst gesagt. Längst auch weiß man, daß keines der unzähligen glühenden Plaidoyers für die unter dem Institut der russischen Leibeigenschaft Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschaftlichen revolutionären Predigten dagegen und gegen die, welche es aufrecht hielten, und ausnutzten, eine so gewaltige, direkte und praktische Wirkung geübt hat, als diese künstlerischen ganz objektiven Lebensbilder. Die Welt lernte eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigne sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und grotesk komischen Figuren und Szenen er-

weckten die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder, als dessen Darstellung in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit.

Das „Tagebuch eines Jägers" wirkte bei seinem Erscheinen wohl auf unsern engeren Kreis, — auch auf die von uns, welche den Verfasser nicht wie ich persönlich kannten und liebten, — mit der vollen Macht seiner realistischen Poesie. Aber bei dem großen deutschen Lese-Publikum fand es zunächst nur eine ziemlich kühle Aufnahme. Die dort geschilderten Menschen und Zustände waren unsern damaligen ästhetischen Bildungskreisen so fremd, die tiefe Trostlosigkeit und die grausame Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen den Eindruck verschloß. Auch manche intelligentere Köpfe, bei denen man ein besseres Verständnis, eine feinere Empfänglichkeit dafür vorausgesetzt hätte, konnten sich nicht dafür erwärmen.

Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften dafür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Aber auch Paul Heyse, den ich von der vollendeten Kunst des Erzählers fast ebenso bezaubert, als von der poetischen, menschenbildnerischen Naturkraft im Tiefsten ergriffen fand, änderte durch eine dem Dichter und dem „Tagebuch" im Litteraturblatt gewidmete, sehr eingehende, meisterhafte kritische Besprechung vorläufig wenig an der fast gleichgültig reservierten Haltung des Publikums, trotzdem es sonst damals breits dem beredten Wort des gefeierten allbeliebten jungen Poeten gerne und

achtsam lauschte. Für mich, Lübke und einige andre Genossen aber wurde „das Verhältnis des Menschen zu Turgenjews Dichtung“ bald zum Gradmesser der Echtheit und Stärke seiner inneren künstlerischen Anlage, seines Sinnes für die Natur und Poesie.

August von Viedert, der inzwischen von Potsdam nach Berlin übersiedelt war, suchte ich natürlich sehr bald auf, um ihm meinen Dank für seine Einführung und Übersetzung Turgenjews zu sagen und von ihm etwas über dessen Schicksale seit seinem Scheiden von mir vor acht Jahren und seinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren. Ich fand einen jungen Mann hoch in den zwanziger Jahren, von kleiner zierlicher Gestalt, blauen freundlichen Augen, blondem reichen Haar und Vollbart, weichem einschmeichelnden Stimmklange. Er sprach sein Deutsch mit dem eigentümlich singenden Tonfall des russischen Dialekts. Sein Entzücken war groß und aufrichtig, einen persönlichen Bekannten seines von ihm enthusiastisch verehrten Turgenjew vor sich zu sehen. Er erzählte mir viel und lebhaft von den Wirkungen des „Tagebuchs“ in Rußland, von dem Zorn des Kaisers und der Regierung über den abtrünnigen liberalen Edelmann, von der geheimen Sympathie des Thronfolgers für den Dichter, von Turgenjews Straf-Internierung auf seiner Besitzung Spaskoie im Orelschen Gouvernement. Der kürzlich (März 1855) erfolgte Tod des Zaren Nikolaus erfüllte ihn wie die ganze russische Jugend mit hochfliegenden Hoffnungen. Man

sollte daheim bereits ein Nachlassen des bisherigen, unerträglich gewordenen Drucks spüren. Biedert selbst wußte von letzterem, besonders auch von den Zensurchikanen der Preßpolizei erbauliche Proben zu berichten. So hatte er einmal in einem Berliner Feuilleton in einer Petersburger Zeitung alle Perioden schwarz überdruckt erhalten, in denen er etwas zum Preise unsers Schinkel und seiner Bauwerke gesagt hatte. Nach wiederholten vergeblichen Anfragen bei der Zensurbehörde nach dem Grunde dieses unbegreiflichen durch nichts zu begründenden Verfahrens, empfing er endlich den aufklärenden Bescheid: man werde nie dulden, daß in einer russischen Zeitung ein so fluchwürdiger Rebell wie dieser aus dem Spandauer Zuchthause entwichene Schinkel verherrlicht würde. Der gescheidte Zensor hatte den großen Baumeister mit Gottfried Kinkel verwechselt!

Biedert besaß ein liebenswürdiges Sprachtalent, eine starke Gabe des feinen Anempfindens, war ein ehrlicher anständiger, braver Bursch und guter Kamerad. Seine mannigfachen, seltsamen, nationalen und persönlichen Eigenheiten waren nur harmlos komisch, nie schädlich und bösartig. Auch er litt noch in viel stärkerem Grade als sein vergötterter Turgenjew an dem russischen Nationalfehler der „Oblomowerei" der Faulheit (so genannt von der klassischen, typischen Verkörperung dieses Lasters in dem Helden des berühmten Romans von Gontscharew

„Oblomow"). Er konnte tagelang auf dem Sopha liegen, ohne das Bedürfnis des Aufstehens oder irgend einer Beschäftigung zu empfinden. Dabei verzehrte er den Inhalt — ganzer Zuckerdosen und trank unendliche Massen Thee mit Rum. Als er in Potsdam lebte, hatte er Theodor Storms Bekanntschaft gemacht. Diesem und seinem unablässigen Antreiben dankten wir es, daß Biedert, der ihm die Übersetzung einiger Jägerskizzen vorgelesen und ihn damit entzückt hatte, sich wirklich hinreichend aufraffte und zusammen nahm, um wenigstens das Manuscript des ersten Bandes fertig zu stellen. Auf das des zweiten ließ er den Verleger so lange warten, daß dieser zuletzt die Geduld verlor, jene andere Hälfte nach dem russischen Original von einem Lehrer des Russischen in Berlin Dr. Bolz, übersetzen ließ und zum größten Schrecken und vergeblichen Ärger Biederts herausgab. Wie letzterer mir erzählte, hatte er einst, um seinen tyrannischen Vater zu kränken, den Entschluß gefaßt, sich zu töten. Aber er wollte ihn auf die möglichst angenehme und schmerzlose Weise ausführen. So entschied er sich für das groteskeste, freilich angenehmste Mittel, das ein phantastischer Sinn zum Zweck der allmählichen Zerstörung der eignen Lebenskräfte hätte erfinden können. Aber nach sehr häufig wiederholter Anwendung, mußte er erkennen, daß es sich für ihn nicht mehr beschaffen und gebrauchen ließ, und zwar totmatt, aber nicht getötet, für lange Zeit gänzlich auf die Fortsetzung verzichten, da seine Natur sie ihm

ebenso wie den Tod, verweigerte. Ins Franz Dunckersche Haus eingeführt, war er eine sehr willkommene Bereicherung des dort verkehrenden Freundeskreises. Ihn mit seiner weichen Stimme, Dichtungen mancher von ihm künstlerisch meisterhaft übersetzten, russischen Lyriker und Turgenjewsche Skizzen vorlesen zu hören, war ein wirklicher Genuß. Für eine gastfreie Hausfrau war er noch durch eine andere persönliche Eigenschaft ein besonders willkommener Gast. Er besaß jederzeit einen so vortrefflichen Appetit! Wenn sich die Gesellschaft an schönen Sommerabenden länger als gewöhnlich im Garten aufgehalten hatte, sah man Biedert auffällig unruhig werden, umherblicken, auf erwartete Geräusche lauschen, bis er endlich den Zwang, den er sich selbst anthat, nicht länger durchzuführen vermochte, und etwas verlegen lächelnd die Frage an die Dame des Hauses richtete: „Frau Dunker ... Wo ist das?" Er atmete erleichtert auf bei der Antwort: „Beruhigen Sie sich, lieber Biedert, es wird schon im Saal gedeckt." —

Er ist, die Brust von schönen Hoffnungen für sein Volk und dessen Zukunft geschwellt, nach Rußland zurückgekehrt, als man mit der Aufhebung der Leibeigenschaft Ernst zu machen begann. Ich hatte nie wieder von ihm gehört, bis er vor wenigen Jahren, als ich leider gerade für längere Zeit verreist war, meine Familie besuchte und nach mir fragte. Meine Frau hatte Mühe, ihn in dem kleinen, verwitterten, greisen, dünn- und weiß-

haarigen Männchen mit der zitternden Stimme wiederzukennen. Er war als Gymnasialprofessor in einer russischen Provinzialstadt allmählich eingerostet. Noch einmal wollte er die alten Freunde in Berlin wiedersehen, und — wie unseren Turgenjew — fand er sie alle tot und hin, nur mich und meine Frau noch lebend und mich fern von Berlin. Ganz geknickt und dem Weinen nahe soll er von dannen gegangen sein . . .

XII.

Im Spätherbst des Jahres 1855 hatte Franz Duncker die Wohnung in dem Roßschen Hause in der Johannisstraße aufgegeben und das von ihm gekaufte Haus in der Potsdamer Straße Nr. 20 bezogen. Das später zweimal umgebaute 1888 völlig abgetragene und durch mehrere neue große Mietskasernen ersetzte, ursprüngliche Gebäude mochte noch aus den zwanziger Jahren oder einer noch früheren Zeit Berlins stammen. Nie war ich durch diesen Teil der Potsdamer Straße gegangen, ohne von dem Anblick dieses Hauses ganz wundersam berührt zu werden. Es hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas „Verwunschenes“. In seinem weiten Vorgarten standen einige hohe Platanen, Birken und schlanke Fichten. Gemeinsam woben sie im Sommer einen wehenden grünen Vorhang vor der dahinter aufsteigenden Hausfassade und warfen ihre tiefen Schatten über den Rasenlpatz und die etwas verwilderten Beete an ihrem Fuß. Den Hinter-

grund wenigstens des östlichen Teils des Gebäudes bildeten die hohen dichten Laubbäume des ausgedehnten parkartigen Gartens, welcher, zum großen Teil heute noch erhalten, sich weit hinter den angrenzenden Nachbarhäusern bis zu dem Park des ehemaligen Sommerschen, jetzigen Lokals der Gesellschaft der Freunde, hinzieht. Nie zeigte sich im Vorgarten oder hinter den Fenstern des damals völlig freistehenden, hell bräunlich-rosig gestrichenen, nur aus einem hohen Erd- und einem Hauptgeschoß darüber, mit einem breiten Vorbau vor den mittleren Glasthüren des ersteren, bestehenden, Hauses ein lebendes Wesen. Einsame, sich vor der Welt verschließende Menschen mußten es bewohnen. Unwillkürlich gestaltete sich ein Bild ihrer Persönlichkeit, ihres Lebens in diesem Hause und ihrer Vergangenheit in unserer Phantasie, das sicher mit der Wirklichkeit wenig Übereinstimmendes gehabt haben wird. Die ganze Umgebung trug in jenen Zeiten noch nicht annähernd ihren heutigen Straßencharakter. Wo nun die Eichhornstraße in die Potsdamer mündet, stand in Gestalt einer kleinen antiken Tempelfassade das Eingangsthor zu dem Möwesschen Blumengarten, dem durch seine populären billigen Mittwoch-Konzerte berühmten Etablissement. Es waren die ersten in Berlin, durch welche die Instrumentalmusik unsrer klassischen Meister allem Volke bekannt und vertraut gemacht wurde. Mit seinen schattigen Alleen, seinen Treibhäusern und Blumenparkets zog er sich hinter den kleinen, an der Straße gelegenen Land-

häuschen bis zum Schiffahrtskanal hin, fast das ganze Terrain zwischen ihm, der Potsdamer, der Link- und der jetzigen Eichhornstraße einnehmend. Zunächst der Brücke an der Ecke der Potsdamer und der Grabenstraße lag auf dieser Seite der ersteren bedeutend tiefer als der Straßendamm hinter einer Reihe mächtiger, alter italienischer Pappeln, mit seinen Fliederhecken und Gebüschen, seinen Lindenlaubgängen, und seiner Kegelbahn, der dreieckige Garten und das einstöckige windschiefe Häuschen der Heislerschen Bierwirtschaft; sein Gegenüber bildete ein sich nach Westen bis nahe zum Kanal hin erstreckender, äußerst zierlich gehaltener und gepflegter Privatgarten mit Weinspalieren. Er umgab ein durch seine glänzende holländische Sauberkeit und die großen blitzenden Messingknäufe des Eisengeländers seiner hohen äußeren Vortreppe besonders auffälliges, kleines Landhäuschen. An der Nordwestseite dieses und des großen Parks hinter jenem „verwunschenen" Hause zog sich zwischen ihnen, dem weiten herrlichen Bendemannschen und dem „Kemperhof"-Garten der sogenannte „Kanonenweg". Er verband die Bellevue- mit der Potsdamer Straße, zwischen alten Gartenzäunen dahinführend, über welche Dorngesträuch, Flieder- und Fruchtbaumkronen hereinnickten. Im Frühling zumal, wenn sie alle hier und in den andern Gärten ringsum in voller Blüte standen und Finken- und Nachtigallenschlag aus den duftenden Laubmassen erklang, war es ein Weg ohne gleichen von bezauberndem, heimlichen,

poetischen Reiz. Noch heute empfinde ich diesen frisch und lebendig, so wie ich mir das Bild des längst vom Angesicht der Erde verschwundenen Gartengäßchens in der Phantasie zurückrufe, in dessen sonnendurchblitztem Blätterschatten ich damals so oft und gern gewandelt bin. —

Ich weiß nicht mehr, ob die unsichtbaren Bewohner und Besitzer des Hauses Nr. 20 — es soll ein pensionierter höherer Offizier und seine Gattin gewesen sein, — das Grundstück noch bei Lebzeiten verkauften, oder ob es erst aus den Händen ihrer Erben in die des Käufers Franz Duncker übergegangen ist. Als dieser Haus und Garten zu eigen erworben hatte, ließ er zunächst durch das Fällen einiger Bäume, besonders der melancholischen schlanken Fichten im Vorgarten und durch das Kappen der unteren Platanenäste mehr Luft und Licht für die davon beschatteten Wohnräume schaffen. Fassade und Inneres des Hauses wurden einer gründlichen Reparatur unterzogen. In das hell, luftig und wohnlich gemachte Gebäude brachte der neue Besitzer noch manche eigenartige, durch Erbschaft das Eigentum Frau Lina's gewordene, Dekorationsstücke aus jenem, bisher von der Familie bewohnt gewesenen, phantastischen Hause in der Johannisstraße mit. In dem großen Mittelsaal im Erdgeschoß der neuen Wohnung fanden diese Stücke, mit farbigen goldgefaßten geschnitzten Rahmen umgebene breite Wandspiegel, Büffets, seltsame steife Sophas im Empirestil, ihre sehr gefällige und wirksame Verwendung.

Hier in dem Hause der Potsdamer Straße setzte sich seitdem das in hohem Grade geistig angeregte gesellige Leben, dessen Schauplatz bisher die Räume im Gräflich Roßschen gewesen waren, in noch gesteigertem Maß und größerem, schwungvolleren Stil fort.

In diesem Salon kam man zusammen, um sich mit einer Schaar von Männern von reichem gebildetem, originalen Geist und Naturell, und nicht minder gescheidten als hübschen und anziehenden Frauen und Fräuleins, an denen es in diesem Kreise nie fehlte, zu unterhalten. In klugen, heitern und ernsten, anregenden, bald in der Dinge Tiefe dringenden, bald nur leichten Fluges die Oberfläche streifenden Gesprächen verflossen da die Stunden und wurden Winternächte kurz und helle. Nie war man (Dank dem Mangel des Musiksinns bei der Hausfrau) verurteilt, während halber Nächte in einem Kreise von Verstummten regungslos dazusitzen, um Herren und Damen singen und auf dem Flügel arbeiten zu hören, die man entweder für ein nicht allzu hohes Eintrittsgeld in den verschiedenen Konzertlokalen Berlins nach Belieben belauschen und beschauen konnte, oder aus eigenem Antriebe auch nicht bei freiem Eintritt zu hören gegangen sein würde. Eben so wenig wie durch Künstler und Dilettanten-Vorträge, wurde der behagliche Genuß des Zusammenseins und Geplauders in diesem Salon durch lebende Bilder oder sonstige besondere Veranstaltungen zum vermeintlichen Vergnügen der Gäste gestört. Die einzigen Ausnahmen

machte gelegentlich das gemeinsame Lesen Shakespearescher oder Goethescher Dramen mit verteilten Rollen, wobei die meisten Mitglieder des Hauses zugleich Akteurs und Publikum waren, und das Vorlesen neuer poetischer Erzeugnisse durch deren Autoren, zumal solcher Dichtungen, die im Verlage des Hausherrn erschienen waren oder demnächst erscheinen sollten. Tanzmusik und das Scharren tanzender Füße habe ich nie in diesen Räumen erklingen gehört.

Der Donnerstag war der Tag, an dessen Abend sich allen Freunden des Hauses diese Säle öffneten. Zu gelegentlichen Diners und zur frölichen Feier des Weihnachtsfestes wie der in den April und Juni fallenden Geburtstage der Herrin und des Herrn vom Hause, fanden sich außerdem noch bald nur die Intimeren, bald ein größerer Kreis eingeladener Gäste zusammen. Diese Diners aber waren, ebenso wie die Abendtafel an jenen Donerstagen, in ihrem Stil noch gründlich von denen verschieden, mit welchen heute in allen reichern oder auch nur wohlhabenden Häusern die Teilnehmer halb erstickt, stundenlang an den Tischen zwischen den ihnen zugewiesenen Nachbarn und Nachbarinnen eingepreßt festgehalten und so zur Ernte für die Karls- und Marienbader Hotelwirte, Wohnungsvermieter und Badeärzte künstlich gezüchtet und gereift werden. Alles gebotene war von tadelloser Güte, aber einfach und mit Ausschluß aller raffinierten kochkünstlerischen Paradeschüsseln. Der große

Garten, der damals noch unmittelbar an den Hof des Hauses grenzte, bot für die Gesellschaft an schönen Frühlings- und Sommerabenden einen unschätzbaren grünen Saal mit sternfunkelnder Himmelszeltdecke. Während der vorangehenden helleren Stunden wurde fleißig auf dem dort eingerichteten Schießstande mit der Salonpistole und -Büchse nach der Scheibe geschossen. Frau Lina, mutig und tüchtig in jedem den Frauen gestatteten und wohlanstehenden Sport, im Schlittschuhlaufen und Reiten, zeigte sich auch in dieser Uebung als wahre Meisterin, die es in der Sicherheit des Treffens mit ausgezeichneten Schützen aufnehmen konnte.

Viel Gutes und Freundliches habe ich in diesem Hause erfahren und empfangen, wofür ich Franz und Lina Duncker ein dankbares Gedenken weit über ihr Grab hinaus bis an mein eignes Ende widme. Aber es ist nicht nur ihr Verhalten gegen mich und die Meinen in den Zeiten der bittersten Not wie in den folgenden helleren Jahren, nicht nur meine Einführung in das große, reich bewegte, geistige Leben ihres Hauses und die nicht geringe Zahl wichtiger Bekanntschaften, wofür ich mich ihnen Zeitlebens verpflichtet fühle. Einen ganz besondern Dank schulde ich Frau Lina noch für eine andere, wohl gering und unbedeutend erscheinende Gabe und für den darinliegenden Antrieb zu einem gewissen Thun, die und den ich durch sie im Winter 1855 empfing.

Er hatte uns ziemlich scharfen Forst gebracht. Die

Sumpfwiese an der Südhälfte der Bendlerstraße, der nahe benachbarte Kanal und die überschwemmten Stoppelfelder jenseits, welche ziemlich das ganze Terrain zwischen der heutigen Magdeburger Straße und dem Lützowplatz, dem linken Kanalufer und der Lützower Wegstraße einnahmen, hatten sich, wie alle stehenden und fließenden Gewässer Berlins, mit starker glatter Eisrinde bedeckt. Da sandte mir Frau Duncker eines schönen Frosttages mit Herzlichem Gruß ein Paar gute neue Schlittschuhe und schrieb dazu: für den Fall, daß ich keine besäße, möchte ich diese benutzen, um übermorgen in ihrer, ihres Mannes und einiger Freunde Gesellschaft eine Schlittschuhpartie auf der Oberspree nach Stralau und Treptow mitzumachen.

Diese Botschaft und diese Freundschafsgabe, so gut sie gemeint war, und so aufrichtig sie mich erfreute, setzte mich jedoch gleichzeitig in arge Verlegenheit. Seit länger als 15 Jahren hatte ich keine „stählernen Sohlen“ keine „Flügel am Fuß“ gehabt. So ohne jede Übung geblieben, mußte ich den Eislauf um so gründlicher verlernt haben, als ich auch als Junge in der wasser- und frostreichen Danziger Heimat es nie zu einer auch nur mäßigen Ausbildung und Fertigkeit in dieser edlen Kunst gebracht hatte. Teils mochte körperliches Ungeschick, das mir während des ganzen Knabenalters und noch lange nachher anhaftete, die Ursache gewesen sein. Teils aber hatte zweifellos auch die fürchterliche Art von Schlittschuhen, wie man sie damals anfertigte und trug, Schuld daran. Ihre um die

Fußknöchel fest auzogenen Riemen mit dem durch das andere Ende des breiten Hackenleders gezogenen Messingring, rieben dem Träger mittelst der Stiefelfalten bei jedem Schlittschuhlauf eben jene Knöchel blutig wund. In den Querlöchern des hölzernen Schuhs, durch welche die beiden langen Riemen gezogen werden mußten, wurden sie nur durch daneben eingetriebene Holzkeile festgehalten, die bald immer wieder locker wurden. Kurz, die Qual überwog, bei mir wenigstens, so sehr das Vergnügen, daß ich das Eislaufen schon in Danzig ganz aufgegeben hatte. In Berlin aber war ich erst recht nicht dazu gelangt. Und nun sollte ich es plötzlich können! Es schien als selbstverständlich vorausgesetzt zu werden. Was thun? Das Geständnis meiner Unfähigkeit hätte ich nicht über die Lippen, nicht auf's Papier zu bringen vermocht. Also blieb mir nichts anderes übrig, als die mir noch vergönnten zwei Tage möglichst auszunützen, um das so lange Versäumte einigermaßen nachzuholen. Die gefrorene Sumpfwiese in der Nähe unserer Wohnung bot den bestgeeigneten Platz, um durch spöttische Zuschauerblicke wenig gestört und geniert, meine Versuche und Übungen im gänzlich entwöhnten, nie recht gekannten Schlittschuhlaufen zu beginnen.

Lag es an den so viel praktischer und verständiger eingerichteten Schlittschuhen, die mich nichts von der ehemaligen Qual verspüren ließen? Waren meine Beine gelenkiger und sicherer geworden? Zu meiner eigenen

Verwunderung ging es sehr viel besser, als ich gefürchtet oder gehofft hatte. —

Ohne besondere Scheu vor einer meiner wartenden Blamage konnte ich am bestimmten dritten Tage antreten und ohne eine gar zu traurige Figur zu spielen, mich dem völlig sicheren, wohl geübten, zum Teil ausgezeichneten Läufern und Läuferinnen der kleinen Gesellschaft anschließen. Haltung, Bein- und Armbewegung gaben ihnen zwar noch reichen Anlaß zur scharfen Kritik und gelegentlich wohl auch zu unbarmherzig spöttischem Gelächter. Aber ich blieb wenigstens nicht in der Schnelligkeit hinter den anderen zurück, stolperte und fiel nicht über die eigenen Füße. So genoß ich eigentlich zum ersten Mal im Leben im einunddreißigsten Jahr fast ungemischt die sinnlich-poetische, berauschende Wonne des Eislaufs. Mich erfaßte seitdem mehr und mehr, je sicherer ich mich werden fühlte, je mehr ich mich von jenen Mängeln befreite eine wahrhaft begeisterte Liebe für diese herrliche Körperübung, der mir keine andere gleich erscheinen will an Leib und Seele erfrischender und beglückender Wirkung auf den, welcher sie betreibt. Unzählige der freudigsten Stunden meiner zweiten Lebenshälfte danke ich dem Eislauf; und so mittelbar der Frau, welche mich zuerst dazu veranlaßte, ihn neu zu erlernen. Wenige Frosttage, welche uns Eisbahnen auf den Gewässern im berliner Westen schufen, und die geschaffenen erhalten halfen, habe ich vorübergehen lassen, ohne mir ein paar Stunden abzumüßigen, um sie auf

diese Art von süßem Nichtsthun zu verwenden. Auf das Hingleiten über die schimmernden Flächen auf stahlbeschwingten Füßen, vom kalten Lufthauch umweht und bis in's Mark erquickt, während zugleich den ganzen Menschen in allen Fibern eine, durch kein anderes Mittel so zu erzeugende, wohlige Wärme durchdringt; nur von Menschen mit, sanft vom Rot der Gesundheit und dieser Lebenswärme durchglühten, Gesichtern und heiter leuchtenden Augen (die Kranken und Traurigen gehen nicht auf's Eis und legen keine Schlittschuhe an), und von stets wechselnden, im Fluge an unsern Augen vorüberziehenden, prächtigen Winterlandschaftsbildern in sich immer wandelnden, Luft- und Lichtstimmungen, umgeben . . . Ja, ich danke dem damals von mir wieder aufgenommenen Eislauf und der andauernden Passion und Begeisterung dafür, außer der eigenen Wonne und Befriedigung, den Antrieb und den Stoff zu Schilderungen, welche von allen Natur- und Lebensbildern aus meiner Feder mir vielleicht am besten gelungen sind, und mir Gunst und Beifall meiner Leser immer besonders reichlich erworben haben.

XIII.

Zu den im Dunckerschen Hause wohl angesehenen, als Freunde verkehrenden, hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten des damaligen Berlin gehörten auch Prof. Adolf Stahr und seine berühmte damalige Freundin, die wenig später, nach seiner Scheidung von der ersten Frau, seine Gattin wurde, Fanny Lewald. Ich hatte für Franz Duncker eine in manchen Einzelheiten abweichende Wiederholung jener von Prince-Smith erworbenen Zeichnung des „Mutterglücks" meiner Frau ausgeführt. Adolf Stahr, den ich bis dahin kaum vom Anschauen kannte, hatte dies Blatt bei Duncker gesehen und schien großes Wohlgefallen daran gefunden zu haben. Er besaß eine starke Enthusiasmusfähigkeit, die ihm bis ins späteste Alter geblieben ist. Diese bekundete sich in seiner raschen, vollen Hingebung an gewisse Zeitideen, wie an den Eindruck von Werken der Kunst und der Dichtung, im schnellen Auflodern dafür und in der Wärme, womit er solchen Eindrücken, mündlich und schriftlich Worte lieh. Ich begegnete

ihm im Herbst 1853 einmal unter den Linden, wurde von ihm angesprochen und vernahm, zu meiner freudigen Überraschung von seinen Lippen und denen Fanny Lewalds, wie außerordentlich ihnen jene Zeichnung gefallen habe, und welch ein Talent ich sei. Für Männer oder Frauen, die uns so schöne Dinge sagen, wird jeder, und sei er von jeder Anlage zur persönlichen Eitelkeit auch noch so frei, immer unwillkürlich eine gewisse Sympathie empfinden. Für Stahr, den Verfasser des Buches „Ein Jahr in Italien", des „Goethe und Weimar", der „Pariser Herbsttage", brachte ich diese Sympathie bereits mit. Sie brauchte durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen nicht erst erweckt zu werden. Seine schlanke, biegsame, immer einen Schimmer von Jugendlichkeit bewahrende Gestalt, sein Kopf mit dem glatten schwarzen Haar, mit dem bräunlich blassen, vom schwarzen Vollbart umrahmten, Gesicht, das im Schnitt und Ausdruck der schönen dunklen Augen eine unleugbare, dem Besitzer sehr wohl bewußte, Ähnlichkeit mit dem Mazzinis zeigte, und wie diese seine Erscheinung, auch seine immer wie von einer gewissen Begeisterung in Liebe oder Zorn, Bewunderung oder Haß und Verachtung getragene Sprechweise hatten etwas ungemein Gewinnendes. Freilich that es dem Eindruck seiner lebendigen Rede einigen Eintrag, daß ein organischer Fehler in den Stimmwerkzeugen ihn den Laut R auszusprechen verhinderte, den er in den betreffenden Silben

durch einen dem des W ähnlichen zu ersetzen gezwungen war. — Dadurch kam etwas Weiches in seine Sprache, wie denn auch in seinem ganzen nervenzarten Wesen, im Gegensatz zu der trotzigen Männlichkeit, Freiheit und Kühnheit seiner Anschauungen und Meinungen in Bezug auf Religion, Philosophie, Politik, Sitte, Gesellschaft und Dichtkunst, ein weibliches Element vorherrschend erschien. —

Gegen alles Derbe und Rohe in Sprache und Benehmen empfand seine zart besaitete Seele eine tiefe Aversion. Jede derartige Äußerung wirkte auf Stahr wie eine körperliche Verletzung. Es wurde ihm, wie der volkstümliche Ausdruck lautet, schwach dabei. Im schärfsten Gegensatz zu seinem Wesen stand, nicht nur in dieser Hinsicht, unter den Männern des Dunckerschen Freundeskreises, außer Gottfried Keller, — der von einem kaum verhehlten Haß gegen das „zweiköpfige Tintentier" wie er Stahr und Fanny zu nennen liebte, beseelt war, — ein nur immer zu flüchtigem Besuch von Zeit zu Zeit hier eintreffender Gast des Hauses, Bogumil Goltz, der Verfasser des „Buchs der Kindheit" und des „Kleinstädters in Ägypten". Der merkwürdige Mann, geb. 1801 zu Warschau, hatte bis nahe an sein fünfzigstes Jahr erst als Landwirt und dann in einem kleinen Landstädtchen Gollup an der westpreußisch polnischen Grenze gelebt, wie er es ausdrückte, „den besten Teil seines Lebens mit Polen und Juden verträumt." In diesem Dasein, im Beobachten der kleinen Welt um ihn herum, auf den Gütern, in den

Dörfern und nächsten Städten, und in einer umfassenden Lektüre hatte sein reger kraftvoller Geist eine ganz originale Entwicklung genommen. Gegen die „gottlose" Philosophie, gegen die nivellierende Kultur, gegen den, die alten festen Ordnungen auflösenden, Liberalismus nährte er einen immer wachsenden Grimm, der sich in gelegentlichen Aufsätzen in den Wochen- und Tagesblättchen jener Städte Luft machte. So wurde der Drang, der Welt zu sagen, was ihm in Kopf und Herzen stürmte, was er über Menschen, Dinge und Ereignisse dachte, seinen seelischen Freuden und Schmerzen schriftstellerischen Ausdruck zu geben, als er längst das vierzigste Jahr überschritten hatte, stets mächtiger in ihm. Er schrieb „Das Buch der Kindheit". Alles was ihn erfüllte und bewegte, was er an Betrachtungen, Gedanken und Anschauungen nicht nur über das Leben des Kindes, sondern über das gesamte Menschendasein, über die göttlichen Dinge, das Weltganze, das Leben der Natur, über Gegenwart und Vergangenheit, in all den Jahren in sich angesammelt hatte, schrieb er sich in diesem Buch von der Seele herunter. Da strudelt es chaotisch durcheinander, Erinnerungsbilder von erquickender Lebenswahrheit, von naiver Anmut, von herzerfrischendem Humor mit langatmigen Reflexionen, mit heftigen Ausfällen gegen die herrschende Philosophie und Politik, gegen gesellschaftliche Zustände, moderne Verkehrtheiten, Lügen, Thorheiten bunt untermengt, sodaß der reine wohlthuende Eindruck jener

15*

heiteren Partien immer wieder zerrissen und verdunkelt wird.

Bogumil Goltz war mit dem Manuscript dieses Buches „hausieren gegangen“ wie er es nennt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, es in Königsberg und Berlin anzubringen, hatte er in Frankfurt a. M. einen Verlagsbuchhändler gefunden, der ihm nicht nur dies, sondern auch ein zweites Buch „Vom Menschendasein“ abkaufte und „pränumerando baar und blank“ honorierte. Mit dem so erworbenen Gelde in der Tasche befriedigte er seinen zeitlebens gehegten heißesten Herzenswunsch: er reiste direkt nach Ägypten. Mit den größten Entbehrungen, unter Umständen, die uns, an die heutigen Bequemlichkeiten einer solchen Reise Gewöhnten, kaum glaublich erscheinen, führte Goltz sein kühnes Unternehmen durch. Die litterarische Frucht seiner Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen, im Nillande war das merkwürdige Buch „Ein Kleinstädter in Ägypten“.

Um die Mitte der fünfziger Jahre traf er einmal wieder in Berlin ein. Damals sah ich ihn zum ersten Mal. Im Hause Franz Dunckers war er um seiner stark ausgeprägten Persönlichkeit, wie um seiner litterarischen Berühmtheit willen, ein gern gesehener Gast. Seine große, wuchtig auftretende, sich leicht vorgebückt haltende, breitschultrige Gestalt, sein Kopf, die energisch gezeichneten Formen des glattrasierten Gesichts, seine ganze Erscheinung ließen noch immer viel eher den Landwirt als

den Schriftsteller in ihm vermuten. Die dichten Brauen pflegte er nach der Nasenwurzel hin scharf und mit dem Ausdruck zorniger Entschlossenheit zusammen zu ziehen, den dünnlippigen Mund nach beiden Ecken hin zu zerren. Die kleinen grauen tiefliegenden Augen blitzten und sprühten aus den Schatten der überhängenden Brauen hervor, wenn er zu sprechen begann und seine Rede, im unverfälschtesten westpreußischen Dialekt, dann fessellos wie ein wilder Bergstrom, bald prächtig rauschend, bald polternd, bald kristallklar, bald Geröll, Kies und schwere Blöcke wälzend, dahin flutete und wirbelte ohne einen Moment des Stockens, der einem anderen die Möglichkeit gewährt hätte, ein Wort der Entgegnung dazwischen zu schieben. Man hörte ihm, bald hingerissen und begeistert, bald betäubt und geärgert, wortlos zu. Tiefe Weisheitsprüche, verwegene Behauptungen, spannende Erzählungen eigener und fremder Erlebnisse, Naturschilderungen, groteske Vergleiche, grimmige Ausfälle, Verwünschungen und Invectiven, polnische Juden- und westpreußische Dorf- und Kleinstadtgeschichten voll überwältigender Komik, glänzende Schilderungen, ergreifende Herzensergießungen, ästhetische Theorieen, kritische und enthusiastische Beurteilungen von Kunstwerken aus alter und neuer Zeit drängten sich, oft in ungeheuerlichen Wortbildungen und Satzformen ausgeprägt, in wirrem Durcheinander von seinen Lippen. Adolf Stahr schien sich in Schmerzen unter dem Eindruck dieser Goltzschen Monologe, wie von dem Wortorkan gepeitscht, gleichsam

zu winden. Einmal geriet jener in Bezug auf einen ihm besonders verhaßten verstorbenen Schriftsteller in einen wahren Wutanfall. Jeden gegen ihn geschleuderten Satz schloß er mit dem Refrain in: „Haut dem Kerl aufs Gerippe!“ Ich sehe noch Stahr, wie er mit der Miene eines einer Ohnmacht nahen Menschen zu Frau Duncker neben ihm flüsterte: „Nachbarin Euer Fläschchen!“

Fanny Lewald, für deren Kopf mit dem groß und schön geformten Antlitz, mit den mächtigen klug und klar blickenden braunen Augen, die Gestalt leider ein wenig zu klein und rundlich ausgefallen war, bewies trotz ihrer innigen Übereinstimmung mit ihrem Freunde, doch ein sehr viel kühleres, kritischeres Naturell und war viel reicher an nüchternem gesunden Menschenverstand, als an eigentlich poetischer Phantasie. Das erkennt man an ihren dichterischen Erzeugnissen, ihren Romanen und Novellen, wie man es in der Unterhaltung mit ihr erkannte. Das volle Bewußtsein der eigenen geistigen und Charakterüberlegenheit über die ungeheure Mehrheit des Menschengeschlechts im Verein mit der sie nie verlassenden Ruhe in Sprache und Haltung gab ihrem Wesen ein Gepräge von Würde und Vornehmheit, das sich wenig von dem der echten und geborenen Aristokratin unterschied; aber damit zugleich auch etwas freundlich Herablassendes, das zuweilen fast komisch und schwer erträglich auf die mit ihr Verkehrenden wirkte. Man muß es gehört haben, wenn sie an ihren Mittwochen, jenen Empfangsabenden,

die während der fünfziger und sechsziger Jahre in Berlin eine nicht geringe Berühmtheit erlangten, ihre Gäste, um Mitternacht mit dem Haupte nickend, gütig lächelnd, und mit dem, nicht ohne einen leichten Anflug „keenigsbaergschen" Dialektes, ausgesprochenen Abschiedsgruß „gute Nacht, gute Menschen!" . . . entließ.

Adolf Stahrs Wesen und Erscheinung fesselten mich sehr. Ich bat ihn, mir ein paar Sitzungen zu gewähren, um sein Bildnis zu zeichnen. Bereitwillig entsprach er meinem Wunsch in seiner Wohnung. Deren Wände schmückte eine Menge von merkwürdigen Stichen, Zeichnungen, Skizzen, Bildern teils Arbeiten ihm befreundeter deutscher, französischer, italienischer Künstler, teils Erzeugnisse, welche ihren Wert für den Besitzer hauptsächlich durch die sich an sie knüpfenden Erinnerungen an bedeutende Menschen aus dem großen Bekanntenkreise Stahrs und seiner Freundin oder an eigene wichtige Erlebnisse, an, ihnen durch solche geweihte, Gegenden und Orte, an Objekte der gemeinsamen Bewunderung und Verehrung empfingen. Besonders zahlreich aber waren die in allen Größen und jeder Technik ausgeführten Bildnisse Fannys an diesen Wänden. Jeder einheimische und fremde Künstler, Maler, Zeichner, Bildhauer ihrer Bekanntschaft hatte an diesem edlen Dichterhaupt sein Heil versuchen müssen.

Die Sitzungen gewährten mir außer dem Vergnügen des Zeichnens nach Stahrs Kopf und Gestalt, auch das

nicht geringere der Unterhaltung mit ihm und Fanny Lewald wie des Zuhörens ihres beiderseitigen Gesprächs. Wenn unsere Conversation sich nicht um künstlerische, litterarische, politische und geschichtliche Gegenstände, Personen und Fragen drehte, so waren es die beiden Lieblingsthemata Paris und Italien, welche besonders Stahr immer wieder zu begeisterten Schilderungen ihrer Herrlichkeit und der in ihnen verlebten Zeiten anregten. Noch unbekannt mit der gepriesenen „Hauptstadt der Civilisation", der „Wiege und dem Grabe der Freiheit" wie mit dem „Lande der Kunst und Schönheit", wie ich es damals war, aber von desto stärkerer Sehnsucht nach ihnen und ihrer Bekanntschaft erfüllt, lauschte ich andachtsvoll diesen beredten enthusiastischen Darstellungen und Erzählungen, die oft zu wahren Hymnen auf beide wurden. Sie konnten jene Sehnsucht mir nur noch kräftiger anstacheln und erregen, und die schmerzliche Empfindung nur verschärfen, welche in mir durch die vermeintliche Gewißheit der unbedingten Unmöglichkeit, jemals im Leben dies innige Verlangen befriedigen zu können, erweckt wurden.

Störend aber war es für mich bei diesen Sitzungen, daß Fanny Lewald es sich ausbat, hinter mir sitzen und mir beim Zeichnen zusehen zu dürfen, um mir gleichsam auf die Finger zu passen, damit ichs nicht verfehle. Man muß, glaube ich, schon ein ganz großer und sicherer Meister sein, um solches Beobachtetwerden bei einer doch nur allmählich vorrückenden Arbeit, zumal durch Laien,

nicht als eine wahre Pein zu empfinden. Besonders im ersten Stadium, dem derben Anlegen der Hauptmassen bei einer Zeichnung nach der Natur. Der zuschauende Laie sieht doch immer nur das, was eben dasteht und nicht, wie der ausführende Künstler, im Geist das, was sich daraus entwickeln soll und wird. So hatte ich denn auch hier die Bildniszeichnung erst ganz allgemein angelegt und kaum begonnen, sie aus dem Rohen herauszuarbeiten, als Fanny Lewald hinter mir über meine Schulter hin schon zu kritisieren begann, und ihr Urteil in die im unverfälschten ostpreußischen Tonfall gesprochenen Worte zusammenfaßte: „Nein, lieber P., Stahr ist viel kränker, viel kränker!“ Es gelang mir auch in der nächsten Sitzung nicht, die strenge Richterin zur Aufhebung dieses Urteils zu bestimmen. Stahr blieb in seinem wirklichen Aussehen nach ihrer Meinung immer noch „viel kränker“. Ich sah ein, daß ich es ihr nicht recht machen konnte und habe das Weiterzeichnen aufgegeben, das Portrait unvollendet gelassen und es gelegentlich einmal an Frau Lina Duncker geschenkt, der es desto besser und uneingeschränkter gefiel.

XIV.

Während der fünfziger Jahre, wenigstens bis zur Übernahme der Regentschaft für den gehirnkranken König durch den Prinzen Wilhelm v. Preußen, standen die großen politischen Parteigegensätze sich in einer durch die politischen Ereignisse der Reaktionszeit seit dem November 1848 eher noch verschärften als geminderten, Schroffheit gegenüber. Diese gegenseitige Erbitterung und Feindschaft übertrug sich vielfach auch auf die Beziehungen der den verschiedenen Lagern Angehörigen im Privat- und Familienleben. Um so auffälliger, merkwürdiger und erfreulicher, ja damals fast einzig in seiner Art, war das Bild, welches in dieser Hinsicht die Familie bot, aus der Franz Duncker hervorgegangen war. Der Vater, der Chef der Verlagfirma Duncker und Humblot, damals wohl schon ein Siebziger, eine imposante vom Alter ungebeugte, hohe und volle Gestalt mit weißhaarigem, prächtigen Charakterkopf, glattrasiertem Gesicht, dessen eines Auge unter den dunklen Brauen etwas schielte, und mächtiger kraftvoll

geformter Nase, war immer ein gut preußischer Patriot geblieben, den sein Alter und Naturell aber vor jeder leidenschaftlicheren Parteinahme schützten. Er bewohnte mit seiner Gattin, einer silberhaarigen älteren Dame, einem Musterbilde ruhiger, frauenhafter Würde, geistiger Feinheit und Herzensgüte, das gelbe, schlichte, ausgedehnte, einstöckige Eckhaus an der Friedrich- und Französischen-Straße, das nun längst schon durch den schönen und grandiosen monumentalen Prachtbau der „Germania" von Kayser und v. Großheim verdrängt worden ist. Im Frühling und für die Sommermonate wurde die Residenz des greisen Paares und der Witwe des Dunckerschen Socius, Frau Humblot, mit welcher jenes sich auch in die Räume des städtischen Eckhauses teilte, in das bekannte, altertümliche Landhaus, tief hinter dem großen Vorgarten mit hohen, alten Bäumen an der Tiergartenstraße, zwischen Hohenzollern- und Friedrich-Wilhelmstraße verlegt. Mit seinem bis zum Kanal reichenden, parkartigen weiten Hintergarten, steht es immer noch wie ein Denkmal oder ein vergessener, von dem allgemeinen Zerstörungs- und Umwandlungsprozeß des Berliner Westens noch verschonter, Rest einer anderen Zeit und Welt zwischen den modernen Nachbarvillen und Palästen da.

Von den vier Söhnen des Dunckerschen Patriarchenpaares repräsentierte jeder eine andere Partei, der er aus voller Überzeugung anhing. Der Professor in Halle der später nach Berlin berufene gelehrte Historiker, Verfasser

der „Geschichte des Altertums,“ Max, der Älteste, konnte damals, wie bis an sein Ende, zu den Freikonservativen gezählt werden. Sein Bruder Hermann, der heute noch hochverehrt von seiner Vaterstadt unter uns lebt*) um deren Verwaltung er sich als Stadtsyndikus und Bürgermeister unvergängliche Verdienste erworben hat, stand damals auf dem linken Flügel der „Gothaer“. Der jüngere Bruder Franz war Demokrat und Achtundvierziger von reinstem Wasser. Alexander, der wie Hermann das andere Brüderpaar überlebt hat, der Hofbuchhändler und damals Rittmeister in der Landwehrkavallerie, machte aus seinen streng altpreußisch-royalistischen Gesinnungen niemals ein Hehl, bekundete sie bei jedem Anlaß in Worten und Thaten, in Reden, eigenen Dichtungen und Schriften, wie in manchen seiner Verlagsunternehmungen. Diese Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der politischen Standpunkte, Anschauungen, Bestrebungen und verfolgten Ziele hat indes die Brüder, den Vater und die in ihrer Art nach Charakter und Naturell nicht minder verschiedenen fünf Frauen nie verhindert, in verwandtschaftlicher Zuneigung und Anhänglichkeit mit einander zu verkehren, und den festen Familienzusammenhang jederzeit zu wahren, wie sehr auch zuweilen manches, was der oder die eine von ihnen that und sprach, den andern gegen den Strich gehen mochte.

Auch wenn Alexander Duncker die Landwehr-Ritt-

*) Er ist inzwischen verstorben.

meister-Uniform ablegte, die er mit Stolz und Freude trug, und den bürgerlichen Rock des Verlagsbuchhändlers anzog, behielt er die ritterliche Haltung und die korrekten Manieren und Umgangsformen des hochgebildeten Offiziers. Sein Geschmack kam an Feinheit, seine Kunstliebe an Wärme und Aufrichtigkeit denen seines Bruders Franz gleich. Sie machten den geschäftlichen Verkehr für den Künstler, der mit ihm als seinem Auftraggeber in Verbindung trat, angenehmer als mit vielen anderen seiner lieben Kollegen, denen oft keine Eigenschaften ferner liegen, als gerade diese. Es war damals bei ihm eine durch Farbendruck (von Storch und Cramer) facsimilierte Lithographie nach einer Aquarelle von Eduard Hildebrandt, „Alexander v. Humboldt in seinem Arbeitszimmer" erschienen; ein Blatt, das großen allgemeinen Beifall fand und viel gekauft wurde. Ich schlug (1855) Alexander Duncker vor, ein Gegenstück dazu in Verlag zu nehmen, zu welchem ich den Entwurf gemacht hatte: Christian Rauch in seiner Werkstatt. Die beiden greisen Meister, der der Wissenschaft und der der Kunst, beide damals der höchste Stolz Berlins und Preußens, gehörten gleichsam zu einander, genossen die gleiche ungeheure Popularität. Mit gleicher Verehrung und einer Art scheuer Bewunderung blickten alle Berliner zu ihnen auf; auch diejenigen, welche zur Kunst und zur Naturwissenschaft nur in völlig platonischem Verhältnis standen. Ein solches Pendant zu „Humboldt in seinem Arbeitzimmer," wie

das von mir geplante und entworfene schien mithin seines Erfolges ziemlich sicher sein zu können. Duncker ging denn auch bereitwillig auf meinen Vorschlag und das kunsthändlerische Verlagsunternehmen ein, und beauftragte mich, ein größeres Aquarellbild im Anschluß an meine Bleistiftskizze an Ort und Stelle auszuführen, wenn ich Rauchs Zustimmung dazu erhielte. —

Des großen Meisters Werkstätten befanden sich in dem weitläufigen, düsteren, grauen Gebäude des alten Lagerhauses zwischen der Kloster- und Neue Friedrichstraße, auf dem zwischen beiden gelegenen Hofe, dessen Westseite an der ersteren heute der moderne Backsteinbau der königlichen Kunstschule einnimmt. Hier im Erdgeschosse zu beiden Seiten eines langen Mittelganges lagen die hohen, überwölbten, weiten, hallenartigen Räume, in welchen Rauch und seine Schüler arbeiteten. Außerdem benutzte er bei der Ausführung von Kolossalmodellen noch die Werkstattsäle in dem, gegenüber dem Lagerhause selbst, auf demselben Hof und ebenfalls an der Neuen Friedrichstraße errichteten, kleineren Gebäude, das später Albert Wolff und nach ihm Siemering zu gleichen Zwecken zugewiesen wurde. Unwirtlichere, schmucklosere Atelierräume, als die im Lagerhause, lassen sich kaum denken. Die zur rechten, östlichen Seite des Mittelganges befindlichen empfingen ihr Licht von der traurigen, neuen Friedrichstraße, die an der Linken von dem, von Arkaden umgebenen, kahlen Innenhof her. Den größten Saal mit grünlich

grau gestrichenen, mit Gypsstaub wie mit Mehl gepuderten Wänden teilte ein ebenso verstaubter, bläulicher Vorhang aus Sackleinwand in zwei Abteilungen. In beiden stand ein Heer von Gypsabgüssen bekannter Werke Rauchs, zwischen Hilfsmodellen, Skizzen, Büsten, noch unvollendeten Thonmodellen nach seinen Entwürfen, welche von einzelnen, vorgeschrittenen Schülern, damals besonders von Hugo Hagen, seinem langjährigen treuen Mit- und Hilfsarbeiter, ausgeführt wurden. In der vorderen Abteilung hielt sich Rauch vorzugsweise auf. Damals, zwei Jahre vor seinem Tode war der achtundsiebzigjährige noch eine Erscheinung von unvergleichlicher Majestät und Würde. Noch immer hielt seine, die große Mehrzahl der Menschen überragende, Gestalt, sich hoch und strack aufgerichtet, trug er das, von vollem, silberweißen, weichfließenden, seidenen Haar umwallte, edle Haupt mit dem groß und schön gemeißelten, bartlosen Antlitz, dessen blaue Augen scharf, streng und gebieterisch blickten, so stolz und frei, wie vor Jahrzehnten. Man brauchte kaum zu wissen, was und wer er war und was er geschaffen hatte, um unwillkürlich von Ehrfurcht bei seinem Anblick ergriffen zu werden und sich innerlich sehr klein zu fühlen, wenn man dem, in seinen sandfarbigen, tuchenen, faltigen Talar mit breitem Kragen wie ihn Drakes Marmorstatue zeigt, oder in seinem langen, weiten Atelierrock von derselben lichtgelb-grauen Farbe gekleideten, greisen Meister gegenübertrat. Wie ein König und Herrscher im weiten Reich

der Künste und mit dem vollen Bewußtsein dieser Würde und Stellung, stand er da und wandelte er unter den Menschen seiner Zeit. Wenn je ein Sterblicher Grund und Recht dazu hatte, das stolze Wort Goethe's zu sprechen: „Was ist denn Hoheit? Mir ist sie geläufig", so war er es. Über welche ungebrochene Bildnerkraft er noch gebot, hatte er in den eben damals von ihm ausgeführten Werken glänzend bewiesen. In der marmornen Grabdenkmalstatue Ernst Augusts v. Hannover, dessen Gestalt halb mit dem Königsmantel überdeckt, auf prächtigem Katafalk hingestreckt liegt (für das Mausoleum in Herrenhausen), wie in der Modellskizze einer Goethe-Schiller-Denkmalsgruppe, welche beide Dichter, im Gegensatz zu Rietschels Entwurf für Weimar, in antiker Idealtracht darstellt; in der kolossalen Marmorgruppe des Moses mit Aaron und Hur zur Seite, welche die erhobenen Arme des Sieg Erflehenden während der Schlacht gegen die Amalekiter stützen, wie in den Modellen der Monumentalstatuen Yorcks und Gneisenaus. Ich näherte mich ihm nicht ohne heilige Scheu. Ermunternde, entgegenkommende Freundlichkeit war nicht seine Sache. Aber er hörte meine Bitte, seine Werkstatt und ihn in derselben arbeitend darzustellen, auch nicht gerade ungnädig an und wies mich damit nicht ab. Ich habe dann in den folgenden Herbsttagen den ganzen vorderen Atelierraum mit dem Blick in den zweiten, den der etwas zurückgeschlagene Zwischenvorhang freiließ, mit den hier

und dort umherstehenden Modellen mancher seiner berühmtesten Werke nach der Wirklichkeit gezeichnet und aquarelliert, belebt im Vordergrund mit der Figur eines jungen Marmorarbeiters, der an einem am Boden liegenden Block knieend beschäftigt ist und mit Rauchs eigener Gestalt im langen sandfarbigen Atelierrock, die schwarze Sammetmütze auf dem weißen Haar. Vor seinem Modellierstuhl stehend giebt er mit Hammer und Meißel einer Marmorbüste König Friedrich Wilhelms IV. die letzte Vollendung. Rauch nahm genügenden Anteil an meiner Arbeit und an mir, um mir zu diesem Portrait in Aktion, so lange ich dessen benötigte, zu stehen und drückte seine Zufriedenheit dadurch aus, daß er mit eigener Hand unten auf das Blatt die (auf den Abdrücken facsimilierten) Worte schrieb: „Meine Werkstatt — meine Heimat". Zu diesen Beweisen seines Wohlwollens fügte er noch einen mir besonders willkommenen. Er kaufte mir eine sehr durchgeführte Bleistiftzeichnung seines Grabdenkmals Ernst Augusts v. Hannover ab, die ich behufs der Kopierung auf Holz für die Illustrierte Zeitung mit seiner Bewilligung nach dem marmornen Originalwerk angefertigt hatte. Jenes Aquarellbild der Werkstatt Rauchs ist dann auch, durch Farbendruck von Storch und Cramer leider nur recht unzureichend nachgebildet, vervielfältigt, im Verlage von Alexander Dunckers Hofbuchhandlung erschienen. —

Noch so mancher erfreuliche, gerne übernommene künstlerische Auftrag ist mir damals und in den folgenden Jahren von letzterem gegeben und von mir für ihn ausgeführt worden. Durch seine Art und seinen Gegenstand besonders interessant und wichtig erschien mir der, ein Bildnis des Ministers v. Manteuffel, des „November-Mannes", in schwarzer Kreide zu zeichnen, das als Vorlage für einen danach auszuführenden Schwarzkunststich dienen sollte. Ein Herr R., der in eigentümlich intimen Beziehungen zu dem damals (Anfang 1857) noch allmächtigen Minister stand, hatte es übernommen, ihn zur Bewilligung einiger Sitzungen zu bestimmen. Er führte mich auf einer Hintertreppe in das Allerheiligste des Manteuffel'schen Arbeitskabinets in dem Hotel des Auswärtigen Amtes Wilhelmsstraße 76 ein, damit ich die Lokalität, den Schreibtisch mit den Papieren, Tintenfaß, und Lehnsessel ꝛc. nach der Wirklichkeit zeichnen könne. Er löste auch seine andre Zusage ein. Der Minister, wie beschränkt auch gerade damals, wo die Neuenburgische Angelegenheit die preußische Regierung lebhaft beschäftigte und ihr nicht geringe Verlegenheiten bereitete, seine verfügbare Zeit sein mochte, stand mir zwei- oder dreimal während der ersten Morgenstunden zu der bestellten Portraitzeichnung. Der Kopf mit dem scharf geschnittenen bebrillten Gesicht, mit der breiten Stirn, der Hakennase dem dünnlippigen, herben, oft höhnisch zuckenden Munde, dem starken Kinn, der bestimmten, flächenhaften Model-

lierung, welcher die weniger als mittelgroße Gestalt krönte, bildete jedenfalls einen fesselnden Vorwurf für einen Zeichner. Sein Grundtypus sah dem der Maske, welche Bühnendarsteller von klugen und bösen Präsidenten- oder Minister-Intriguanten-Rollen sich mit Vorliebe herzustellen pflegen, verzweifelt ähnlich. Seine anfangs so fest geschlossenen Lippen thaten sich übrigens schon während der Dauer der ersten Sitzung auf und der strenge schweigsame Staatsmann sprach mit überraschender Offenheit nicht selten auch seine Meinung über öffentliche Dinge, Vorgänge, politische Körperschaften und Verhältnisse aus. Über den wahren Gesundheitszustand seines königlichen Herren, dessen beginnendes Gehirnleiden sich den Vertrauten wohl schon damals unverkennbar ankündigen und sie mit trüben Ahnungen für die nahe Zukunft erfüllen mochte, mir im Gespräch Mitteilungen zu machen, fühlte sich Herr v. Manteuffel freilich nicht veranlaßt. —

Lieber noch und willkommener als dieser ehrenvolle Auftrag war mir der gewesen, welchen Alexander Duncker mir ein Jahr zuvor im April 1856 erteilt hatte. In seinem Verlage waren Theodor Storms „Immensee" und ein paar andre kleine Erzählungen und Stimmungsbilder des Schleswig-Holsteinischen Dichters erschienen. Der große Erfolg besonders der erstgenannten, mit so feiner und zarter Poesie durchwürzten Novelle, gab dem Verleger den Entschluß ein, sie auch einmal, statt immer nur als Miniaturausgabe, in großem Quartformat und mit

16*

Holzschnittbildern und Initialen illustriert, erscheinen zu lassen. Er forderte mich auf, ein paar Zeichnungen dafür zu entwerfen und sie Theodor Storm in Potsdam selbst vorzulegen, damit dieser sein Urteil über sie und seine Meinung von dem beabsichtigten Unternehmen ausspreche. Nichts konnte mir gelegener kommen, als eine solche Aufgabe, die an sich schon höchst reizvoll, mir die Aussicht eröffnete, dem innig verehrten Poeten persönlich näher zu treten und die flüchtige erste Begegnung mit dem mir Unbekannten vor der Blechenschen „Wahnsinns-Landschaft“ unter so viel günstigeren Umständen zu erneuen. Gerade damals befand ich mich in besonders glücklicher Gemütsverfassung und besser als je zuvor dazu gestimmt und befähigt, die von der Dichtung geschaffenen Gestalten und Vorgänge in meiner Phantasie lebendig werden zu lassen und sie durch Zeichnung zur Darstellung zu bringen. Zu dieser Stimmung trug nicht wenig die Wohnung bei, welche wir im April jenes Jahres 1856 bezogen hatten. Lag sie doch in einem Häuschen der Straße des Potsdamer-Thorviertels, welche den Namen „Auf dem Karlsbade“ führte und heute noch führt. —

Unter allen Straßen und Gassen des damaligen Berlin war sie vielleicht die landschaftlich reizvollste, selbst die Tiergartenstraße kaum ausgenommen. An ihrem Eingange nahm zur Linken die Nordecke bis zum Kanalufer hin der halb verwilderte parkartige Garten mit seinen Birken-Faulbeer- und Kastanienbäumen und Fliedergebüschen ein,

welcher die schon verfallenden Baulichkeiten des alten Karlsbades mit seinem hölzernen Turm und seiner Badeanstalt umgab. Dieser Park erstreckte sich nach Süd-Osten hin weit hinein an der Nordseite der Straße bis zu jenem heute noch in seiner alten Ausdehnung und Gestalt erhaltenen Gartengrundstück, auf dem immer noch auch das alte, kleine, trauliche, einstöckige Haus aus den Zeiten des nun verschwundenen, damaligen Karlsbades steht. Die Straße war ein ungepflasteter, unregulierter, unbeleuchteter trottoirloser Sandweg zwischen den von niedrigen Bretter- und Staketenzäunen eingefaßten Gärten, von denen die auf der Nordseite bis an das Kanalufer, die meisten der Südseite bis an die Lietzowerwegstraße reichten. In jedem dieser Gärten stand frei und auf allen Seiten unberührt von den Nachbargebäuden, ein einfaches Landhäuschen oder eine zierliche Villa. Mit Ausnahme von zwei größeren Gebäuden an der Nordseite hatte kaum eins oder eine von ihnen über dem Geschoß zu ebener Erde mehr als ein Stockwerk und ein Dachgeschoß. Ein schlechter und rechter alter Bretterzaun schloß die Straße in der Flucht der heutigen Flottwellstraße ab und machte sie zur Sackgasse. Durch eine nur leicht verriegelte Thür in diesem Zaun trat man auf eine Wiese hinaus, auf der einzelne Ziegen, Schafe und Kühe weideten. Die dort noch stehende, wenn auch stark verkümmerte und beschnittene, mächtige alte Weide beschattete mit ihrer breiten Krone einen Teil dieses idyllischen Wiesenplans, welcher im Südosten von

dem damaligen niedrigen Damm der Potsdamer Eisenbahn begrenzt wurde. —

An der anderen Ecke der Potsdamer- und der Straße „Auf dem Karlsbade" lag ein ungemein trauliches Landhäuschen ganz hinter Birken, Fliederhecken, Obst- und Faulbäumen versteckt, das später von einer von Hennicke und van der Hude erbauten eleganten Villa in, noch an Schinkelsche Einfachheit erinnerndem, Stile verdrängt wurde, wie diese schon nach kaum 12 Jahren durch jenes riesige Zinshaus mit der Bierwirtschaft im Erdgeschoß und Vorgarten, das sich heute dort erhebt. Vor dem Zaun des verlassenen verwilderten Karlsbadparks hatte ein seltsames Menschenpaar Tags über seine Wohnung aufgeschlagen d. h. eine Zeltbude, in der es Schnaps, Weißbier, Schrippen, Wurst und Käse für die Droschkenkutscher und kleinen Leute, Obst, Raute, Johannisbrod, allerlei süßes Backwerk und sonstige Näschereien für die Kinder der Nachbarschaft feil hielt. Sie war eine lange hagre Person in gänzlich ungewissem Alter, die sich durch die Umwicklung ihrer Unterhälfte mit Umschlagetüchern oder Decken einen Anschein von Völligkeit gab. Man hat sie nie anders nennen hören, als „die Budenliese". Ihr Genosse, möglicherweise ihr Gatte, dessen Körperumfang auf reichlichere Ernährung wies als der ihre, wenn die spitze Nase in seinem geröteten Gesicht, über welche zwei muntere Äuglein pfiffig, verschmitzt und vergnüglich herüberblickten, auch nicht recht zu dieser Rundung seiner Person zu

stimmen schien, führte wenigstens im Volksmunde keinen andren Namen, als der „Budenliesen-Mann“. Das Paar mit seinem verlockenden Schätzen im Schatten seines Zeltdachs, deren Verstaubtheit die Kleinen wenig zu schrecken vermochte, übte auf alle Kinder der Gegend eine wahrhaft rattenfängerische Anziehungskraft aus. Aber doch auch zugleich nicht ohne ein gewisses, bängliches, unheimliches Gefühl vermochten sie sich ihm zu nähern; ähnlich dem Hänsels und Gretels im Märchen der Herrin des Pfefferkuchenhäuschens gegenüber, als sie die Kleinen mit so süßer Freundlichkeit zum Nähertreten einlud.

Jene beiden einzigen höheren und größeren Gebäude auf dem „Karlsbade“ waren das Haus des berühmten Malers Prof. Karl Begas und das des genialen Architekten Gustav Stier. Die ausgedehnten Gärten, zwischen deren Obstbäumen, alten Linden-, Kastanien-, Akazien-Wallnuß- und Rotdornbäumen diese Häuser emporragten; grenzten aneinander. Das des ersteren zeigte einen hohen vierseitigen Aufsatz über dem ersten Geschoß, der nach dem Vordergarten hin von wenigen Fenstern, in der dem Kanal zugekehrten Nordwand von einem kolossalen Atelierfenster durchbrochen wurde, an das sich das große, schräge Oberlicht im Dache anschloß. Der Garten war vor allem ein wohlgehaltener Gemüse- und Obstgarten, wenn es ihm auch an hohem, schattigen Laubholz durchaus nicht gänzlich fehlte. Der Stiersche aber glich einem Walddickicht. Das Haus, welches seine Bäume umschatteten, war von seinem

Besitzer um dieselbe Zeit wie das Begassche in den ersten dreißiger Jahren in dieser damals so stillen, menschenverlassenen Garteneinsamkeit ganz nach den eigenen Bedürfnissen und romantischen Liebhabereien des Meisters erbaut und trug in allen Teilen seiner äußeren Gestalt wie seiner inneren Anlage und Raumdisposition den scharfausgeprägten Stempel seines launenhaften Geistes und Wesens. Auf den Wendeltreppen im Innern konnten größere Möbel gar nicht in die oberen Stockwerke hinaufgebracht werden. Erker, Söller, Loggien, Fenster, hie und da willkürlich angebracht, gaben dem Gebäude ein ganz wundersames, von allen damals in und um Berlin stehenden abweichendes, Aussehen. Im Volksmunde führte es den Namen: die Stierburg. Im obersten Geschoß, das sich noch über die Wipfel der höchsten Bäume seines Parks hinaushob, befand sich das Atelier des Architekten. Westlich grenzte an diesen Park der ebenfalls an der Straße bis zum Kanal-Ufer reichende, große, reizende Garten, der zum näher der Straße gelegenen zweistöckigen, schlichten Wohnhause des Assessor Hensler gehörte. In dessen Mansardenwohnung, zwei kleine Treppen hoch, zog ich am 1. April 1856 ein. Sie enthielt einige kleine und etwas größere in ziemlich zerfallenem schäbigen Zustand befindliche Räume an der Süd- und Nordseite, welche durch Dachfenster in tiefen Nischen erhellt wurden; aber auch ein Stübchen, mit einem Fenster im östlichen Giebel, welches unmittelbar auf den die Stierburg umgebenden

„Wald“ hinausging. Dank dem frühen Frühling jenes Jahres, der uns ein, die Berliner aufs tiefste erregendes Ereignis, — den Tod des gefürchteten und gehaßten Polizei-Paschas Herrn v. Hinkeldey im Duell durch die Kugel Hans v. Rochows — gebracht hatte, sahen wir im April bereits das zarte junge Laub die Scheiben dieses Fensters streifen. Als die hohen, alten Akazien in Blüte standen, hingen uns ihre weißen Blütentrauben fast in das Zimmer herein und hauchten ihren süßen Duft durch alle Räume der kleinen Wohnung. Abends sah man das Licht der Lampen auf den Altanen der „Burg“ die Laubkronen der Bäume durchblinken. Während der Frühlingstage schlugen die Finken, flöteten die Pirole von den nahen Wipfelzweigen ihren vertrauten lieblichen Ruf und in den lauen Nächten schluchzten und schmetterten die Nachtigallen ihre selig-trüben Lieder. Der große Garten unseres Hauses war den wenigen Mietern vom Wirt freundlich zur beliebigen Mitbenutzung überlassen. Auf unserem Lieblingsplatz in der Gartenmitte im Schatten des alten Rotdornbaumes und einer Kastaniengruppe oder auf dem hohen hölzernen Balkon, der an dem Bretterzaun am Kanalufer neben dessen Ausgangsthür angebracht war, saß an schönen, sonnigen Frühlings- und Sommertagen mein junges Weib, nicht selten auch ich selbst, mit einer Arbeit beschäftigt. Rings herum spielten und tummelten sich in glücklicher Freiheit in der, noch von keinen Miasmen der Stadt verdorbenen und vergifteten, reinen Luft dieser Garten-

paradiese unsere Kleinen. Ein guter Freund trat auch wohl ein und setzte sich an unseren Tisch oder schlenderte plaudernd mit uns, von den Kindern umringt, auf den Wegen zwischen den Beeten und Rasenflächen auf und ab. Wenn ich auf jene Sommer 56, 57 und 58, die wir dort erlebten, zurückblicke, — wie viele stillbeglückte Stunden ziehen an meines Geistes Augen vorüber! Stunden, deren Glück ich an erster Stelle doch nur dieser Wohnung und der unvergleichlichen Art dieser Straße des alten Berlin verdanke.

Karl Begas war im November 1854 gestorben. Seine Witwe, einer der eigenartigsten Frauencharaktere, die mir je begegnet sind, eine Matrone von wahrhaft großem Stil der ganzen Erscheinung, von hohem Wuchs mit noch unergrautem, welligen, dunkelblonden vollen Haupthaar, mit hoher, leuchtender Stirn, hinter welcher ein ernster, tiefer ganz originaler Geist mit unverrückbar festgehaltenen Anschauungen und Überzeugungen von den göttlichen und menschlichen Dingen lebte, und mit mächtigen, rein blauen strahlenden Augen, hatte jenes Atelierhaus verlassen. Mit ihren beiden Jüngsten, — dem blonden Adalbert, dem Kupferstecher, und dem Nesthäkchen Karl, einem schlanken schönen blauäugigen, zwölfjährigen Jungen von unbändiger wilder Lebenskraft — heute Professor der Bildhauerkunst an der Akademie zu Kassel, — bezog sie das ebenfalls in einem großen Garten stehende, von einer prächtigen alten Linde und Nußbäumen beschattete

kleine Haus mit der säulengetragenen, offenen Vorhalle im Erdgeschoß, das sie als Eigentum erworben hatte. Es war das nun längst abgerissene, durch einen kunstschönen Neubau, die Villa des Baurats A. Heyden ersetzte, westlich angrenzende Nachbarhaus des Heuslerschen. Der älteste Sohn Oskar, der Maler, hatte sich, von Rom mit dem kranken Vater zurückgekehrt, in Berlin vermählt, kaufte Mutter und Brüdern das väterliche Haus- und Gartengrundstück ab und nahm von ihm Besitz. Reinhold, der hoffnungsvolle 25jährige Bildhauer, lebte damals in Rom. Von zwei anderen Brüdern stand der eine als Offizier bei der Armee; der zweite befand sich auf einer Orientreise. Die Mutter verließ nach dem Tode des Gatten das Karlsbad während vieler Jahre nicht mehr. Es war ihre Welt, deren Grenzen sie um keinen Preis überschreiten mochte. Sie und ihre Söhne, die zu den frühsten Ansiedlern dieser Gegend gehörten, bildeten eine lebendige Staffage derselben, welche für die Vorstellung aller Bewohner des Karlsbades untrennbar mit dem Bilde dieser in sich abgeschlossenen Gartenwelt verbunden war. Jeder trat zu ihnen und sie, besonders die Mutter, zu jedem in gewisse Beziehungen. Die, welche sich schon im ersten Jahr unseres dortigen Aufenthaltes zwischen ihr und uns knüpften, wurden bald sehr nahe und herzliche.

Ein dem unseren gegenüberliegendes Landhäuschen, zu dem ein sich dahinter weit ausbreitender Garten ge-

hörte, wurde damals von dem Herausgeber des Kladderadatsch, dem Verlagsbuchhändler Hofmann als Sommerwohnung gemietet, mit seiner Familie bezogen und bald auch angekauft. In der offenen Vorhalle sahen wir da täglich die damals noch in frischer Jugendfülle prangende Gattin Hofmanns und ihre sie besuchende schöne Schwester, die Frau Rudolf Löwensteins, sitzen, ihre Buben und Mädchen auf der Freitreppe und dem Vorgarten spielen. Nicht selten traf zum Kaffee- oder Abendbesuch die ganze Viereinigkeit der Schöpfer und Erhalter des Kladderadatsch, der damals ein, an Kämpfen, feindlichen Heimsuchungen, aber auch an Siegen, Glanz und Ehren besonders reiches, Dasein führte: Rudolf Löwenstein, David Kalisch, Ernst Dohm und Wilhelm Scholz ein. Ihre Gespräche, ihr Lachen klang von drüben her deutlich zu meinem nicht gar zu hoch über dem Straßenniveau gelegenen, offenen Dachfenster herauf und herein. Mit lebhaftem Interesse betrachtete ich aus der Vogelperspektive die Vielgenannten, Vielgefürchteten und Vielbewunderten, welche allwöchentlich die Geißel des geistreichen Witzes und Spottes furchtlos über Volk und Mächtige schwangen und mit der Kraft ihres Humors, so weit die deutsche Zunge klingt, Millionen zum herzlichsten, erfrischendsten Lachen brachten.

In jener glücklichen Frühlingsstimmung auf dem Karlsbad entwarf ich drei oder vier kleine Bleistiftzeichnungen zu Szenen aus Theodor Storms „Immensee“.

Am ersten Maisonntag fuhr ich damit nach Potsdam zu dem Verfasser hinüber. Er bewohnte mit seiner schönen Gattin Frau Konstanze und den Kindern, den zwei älteren Buben und dem eben erst geborenen kleinen Mädchen, eins der dortigen alten Backsteinhäuser holländischen Stils. Mit großer Freundlichkeit wurde ich von dem Paar empfangen. Sie waren bereits durch A. Duncker auf mein Kommen vorbereitet und Storm entsann sich auf unser erstes Zusammentreffen und Gespräch noch sehr wohl. „Nun bin ich doch äußerst gespannt auf das, was Sie mir da bringen," sagte er mit jener schleswigschen Aussprache des S-Lautes, welche dem Klange etwas eigentümlich Zartes, Lispelndes giebt. Ich packte meine Mappe aus und reichte ihm die Blätter, — meinerseits noch gespannter auf den Eindruck, den sie auf ihn machen würden; auch nicht ohne ernstliche Besorgnis. Diese aber war rasch genug verschwunden. Sah ich doch seine blauen Augen in einem freudigen Glanz bei der ersten Zeichnung aufleuchten. Es war die der Szene der Vorlesung des Liedes: „Meine Mutter hat's gewollt" durch Reinhardt, wobei sich Elisabeth vom Sessel erhebt und still das Zimmer verläßt. „Sieh das doch mal an Konstanze!" sprach Storm zu seiner Frau gewendet, drückte mir die Hand und sagte mir so viele schöne Dinge über dieses Blatt und besonders über die Verkörperung seiner geistigen Lieblingstochter Elisabeth, daß ich mich hüten werde, sie hier zu wiederholen. Die Zeichnung müsse ich ihm überlassen.

Bis an sein Lebensende solle sie eingerahmt an der Wand über seinem Bette hängen. Auch die anderen Blätter hatten mit geringen Einschränkungen seinen vollen Beifall, das ganze Unternehmen seine herzliche Zustimmung. Ich mußte den schönen Maisonntag mit ihm verbringen. Teils in der Wohnung beim selbstbereiteten Thee von idealer Vortrefflichkeit, — er behauptete, nach der Art, wie sich der Mensch zu diesem Getränk, zu dessen Bereitung und dessen Genuß verhalte, ließen sich Wesen und Wert der Persönlichkeit, des Herzens und Geistes sicher bestimmen, — teils auf langsamen Spaziergängen, möglichst fern ab von den ihm in tiefster Seele verhaßten, kunstreichen Parkanlagen, gleichsam offiziellen Schönheiten und berühmten Partieen Potsdams, nach Tornow hin über die weiten, blühenden Wiesen, schlossen wir in endlosen, nie stockenden Gesprächen unsere Seelen gegen einander auf und begründeten eigentlich schon in jenen herrlichen Stunden den Freundschaftsbund, der mich während Storms folgender Lebensjahre, ja noch über sein Grab hinaus, so reich beglücken sollte.

XV.

Unter dem Eindruck dieses frohen Erlebnisses, dieser so eingeleiteten freundschaftlichen Verbindung mit Theodor Storm in der dadurch so gehobenen glücklichen Stimmung, schlich sich während jener Sommertage die Hoffnung auf die Möglichkeit einer größeren künstlerischen Zukunft wieder in meine Seele und nistete sich mehr und mehr bei mir ein. Und nicht allein durch Storms gute Meinung, der er zuweilen einen wahrhaft enthusiastischen Ausdruck gab, wurde diese Hoffnung genährt und groß gezogen. Andere Erfolge, die ich mit Bildniszeichnungen und Lithographien, z. B. der des alten Herrn Commerzienrat Duncker, errang, trugen gleichzeitig dazu bei. Aber während ich gläubig trotz meiner zwei und dreißig Jahre mich in solchen Träumen von mir doch vielleicht noch vorbehaltenen, künstlerischen Thaten und Siegen wiegte, wurde ich zugleich fast unmerklich durch neu eintretende Umstände und Zufälligkeiten nach der anderen Seite, auf das Gebiet der schriftstellerischen Thätig-

keit, hinüber gedrängt. Einmal war es ein jüngerer Landsmann, ein Architekt aus Westpreußen, Fritz Giebe, von dem ein solcher Anstoß und Druck ausgeübt wurde. Hier seit einigen Jahren lebend und seinem ursprünglichen Beruf untreu geworden, saß er zu den Füßen Prince-Smiths, um sich in der allein selig machenden volkswirtschaftlichen Weisheit belehren zu lassen und zum publizistischen Vorkämpfer seiner Freihandelstheorie auszubilden, was ihm dann auch gelungen ist. Er hatte vom Herausgeber der „Danziger Zeitung“ dem Buchhändler Kafemann, den Auftrag, in Berlin einen Schriftsteller zu gewinnen, der es übernähme, ihm monatlich zweimal ein Feuilleton, einen „Berliner Brief“, für jenes Blatt zu schreiben. Giebe selbst konnte sich nicht dazu entschließen; aber er schlug mir vor, es zu versuchen. Das Honorar war freilich nicht besonders verlockend. Ein ganzer Thaler war für jedes Feuilleton ausgesetzt. Trotzdem reizte mich die Aufgabe unwiderstehlich. Ich fühlte, daß ich manches auf dem Herzen, manches zu sagen hätte, was die Frucht des eigenen Erlebens, Denkens, Beobachtens war und auch für andere ein Interesse haben könnte. Bisher war mir bei meiner litterarischen Nebenthätigkeit, welche sich ausschließlich auf die Texte zu meinen Zeichnungen für die Illustrierte Zeitung beschränkt hatte, keine Gelegenheit geworden, das beste von dem in Schrift und Druck öffentlich auszusprechen, was mir in Kopf und Herzen schwirrte. In solchen „Berliner Briefen“ ließ sich das desto leichter

thun. Ich nahm den Auftrag an und schrieb dann auch in den Jahren 1857 und 1858 manchen derartigen Beitrag für die Danziger Zeitung, mit dem mir damals noch ganz neuen ungewohnten Bewußtsein, auch durch meine Schreibfeder etwas Geld, sei es auch noch so wenig, zu verdienen. Wie diese Feuilletons den Lesern der genannten Zeitung behagt haben mögen, kann ich nicht beurteilen. Diejenigen alten Bekannten, in meiner lieben, schönen alten Vaterstadt, welche sich etwa noch auf den, den Namen des Verfassers dieser Briefe führenden, jungen Danziger besannen, der damals vor sechszehn Jahren nach Berlin gegangen war, um ein Maler zu werden, mochten entweder beide nicht für identisch gehalten, oder andernfalls traurig den Kopf geschüttelt haben, angesichts des klaren Beweises, den sie in der Thatsache meiner journalistischen Beschäftigung finden mußten, daß dieser Landsmann unter die Litteratten gegangen sei, was für ihre Vorstellung sehr wahrscheinlich gleichbedeutend mit gänzlichem Verfall, zu Grunde oder „vor die Hunde“ gehen, gewesen ist. —

Noch von einer ganz andern Seite her, von der ich es sicher am allerwenigsten erwartet hätte, empfing ich ungefähr in derselben Zeit einen zweiten kräftigen Antrieb zur schriftstellerischen Thätigkeit. Dort in der Wohnung, auf dem Karlsbade besuchte uns zuweilen ein einst viel genannter, gefürchteter, gehaßter, verläumdeter und bewunderter alter Bekannter aus den vierziger Jahren,

Bruno Bauer, der große Philosoph und Evangelienkritiker, dessen Absetzung von seinem philosophisch-theologischen Dozenten-Lehrstuhl in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. das ganze gebildete Deutschland in die heftigste Erregung für und wider versetzt gehabt hatte und zum Gegenstand und Anlaß jahrelanger, leidenschaftlicher gelehrter und journalistischer Federkriege geworden war. Von Hause aus ein ernster sittenstrenger Theologe, ein gelehrter Denker und Forscher von heißem, rücksichtslosen Wahrheitsdrange, wurde er dadurch, daß die Regierung ihm die mit glänzendem Erfolge begonnen gewesene Laufbahn als Universitätslehrer gleichsam zur Strafe dieses Wahrheitsdranges verschloß, aus seiner natürlichen Wirkungssphäre herausgeschleudert und verlor mehr und mehr den festen Boden unter seinen Füßen. Die Frommen im Lande, die pfäffischen Zionswächter, eiferten gegen ihn, als ob er der prophezeite Antichrist oder der böse Feind in Person wäre. Alle übermütigen Tollheiten, welche sein jüngerer Bruder Edgar mit jenem Kreise von litterarischen und gelehrten jungen Genossen, den sogenannten „Freien", während der vormärzlichen Jahre in Berlin mit der bestimmt ausgesprochenen Tendenz trieb, die tief verachtete „Masse", — zu der für sie nicht nur die Regierungspartei, sondern mehr noch das liberalisierende, zaghaft fortschrittlich-lichtfreundliche, bezw. christ-katholische, für Uhlich, Ronge, Czersky, für Rotteck, „den Welker und den Itzstein" begeisterte, aufgeklärte

Bürgertum zählte, — möglichst zu ärgern und zu entrüsten, wurden eifrig und geschickt auf das große Schuld- und Sündenregister Brunos gesetzt, der nichts damit zu schaffen hatte. Seine Welt- und Menschenverachtung steigerte sich mehr und mehr. Er führte das stille und einsame Leben des gänzlich bedürfnislosen Gelehrten weiter und mischte sich nur selten und ungern in den Lärm jener Tage. Wenn es aber einmal ausnahmsweise geschah, so goß er die Schale seines grimmigen Hohnes und Spottes nicht minder reichlich über seine gelehrten, zahmen Fürsprecher und über die gemäßigten Reformer in Staat und Kirche, als über die verbissenen, fanatischen Gegner und die im damaligen Preußen und Deutschland herrschenden Mächte aus. Zur Märzrevolution war er in einem ziemlich platonischen Verhältnis geblieben. Vor der durchdringenden Schärfe seines kritischen Blicks konnte der legendarische Glorienschein nicht bestehen, welchen die Volksphantasie und die demokratische Presse um das Haupt der Märzhelden wie der redegewaltigen, parlamentarischen Größen, Klub- und Volksversammlungs-Wortführer gewoben hatte. Dazu kam der persönliche Widerwille seiner im Innersten vornehmen Natur gegen den Lärm der Gasse, gegen die Blindheit, Beschränktheit, Roheit der Menge. Die Beschäftigung mit dieser, die praktische Demagogenarbeit, überließ er seinem Bruder Edgar, der sich ohne die Spur einer wirklichen revolutionären Begeisterung, eines Glaubens an die Freiheit, an das „Volk", als

17*

guter Schauspieler, nach dem Muster so manches französischen Revolutionshelden, dieser Thätigkeit mit dem Behagen an der Durchführung einer effektvollen Rolle hingab. Der Übernahme eines Abgeordnetenmandats für Berlin oder Frankfurt aber zeigte sich auch Bruno nicht abgeneigt. Er gab seinen Freunden und Bewunderern, die ihn dazu drängten, nach und trat wirklich mit einer Kandidatenrede als Bewerber um ein Mandat in einzelnen Wahlversammlungen vor die Berliner Wähler hin. Ich entsinne mich noch deutlich einer solchen Versammlung im Konzertsaal des königlichen Schauspielhauses, in welcher Bruno Bauer seine politischen Anschauungen und Meinungen in einer klaren, scharf accentuierten, gänzlich unpathetischen, ruhigen Sprach- und Vortragweise entwickelt. Es war dieselbe Versammlung, in welcher auch der unglückliche brave Oberst v. Auerswald sprach, dessen Bemühungen um ein Mandat für die Frankfurter Paulskirche einen besseren Erfolg als Bauers hatten; einen Erfolg, der für ihn, der ihn errang, zum grauenvollen Verderben werden sollte. Führte er ihn doch zwar auf den erstrebten Abgeordnetensitz, aber auch in die Messer seiner und Fürst Lichnowskis barbarischer Mörder. Das, was Bruno Bauer vor diesen berliner Wählern sprach, und wie er es sprach, war gleich wenig nach ihrem Geschmack. Sie vernahmen keine einzige der gewohnten, vertrauten Phrasen aus seinem Munde, zu keinem der gestempelten, nach der Schablone gearbeiteten Partei-

programme mochte er sich bekennen. Natürlich fiel er bei der Wahl durch. Später gelang es, ihn wenigstens, als Ersatzmann für die berliner Nationalversammlung durchzubringen. Aber er ist nie einberufen und hat nie Gelegenheit erhalten, seine Begabung als Parlamentarier und praktischer Politiker zu erproben. Der große Krach des revolutionären Aufschwungs im Wiener Oktober und im berliner November konnte ihm nur geringen Schmerz erwecken. „Kritisch" hatte er selbst schon lange vorher diese ganze deutsche Revolution „aufgelöst", und die stehenden Heere als „eminent kritische Institution" gefeiert. In seinem Haß und seiner Verachtung der deutschen „Masse" verbiß er sich immer mehr und mehr, so daß er allmählich bis zu einer, für diesen durchdringenden kritischen Geist doppelt befremdlichen, Bewunderung des, vermeintlich jugendfrischen und von gesunder Kraft strotzenden, slavischen, speziell des russischen Volkstums gelangte. Er schrieb und veröffentlichte in den ersten Fünfziger Jahren noch vor dem Krimkriege, dessen Ausgang eine zermalmende, praktische Kritik an Bauers Behauptungen und Prophezeihungen üben sollte, eine sehr merkwürdige Broschüre, die in Berlin ungeheures Aufsehen machte. Sie führte den Titel: „Rußland und das Germanentum," und stellte das Volk des weißen Zaren als das Volk der Zukunft Europas hin, welches erwählt und bestimmt sei, mit der, im Schlamm der faulenden, bürgerlichen Masse versunkenen, bereits in Verwesung begriffenen Kultur des

Westens, wie mit dieser Masse selbst, gründlich aufzuräumen und deren Erbe anzutreten; zunächst in Deutschland. Der hiesige russische Gesandte soll sich damals lebhaft nach dem Verfasser erkundigt, ihm in hohem Auftrage glänzende Anerbietungen als Ausdruck des russischen Dankes und der russischen Bewunderung gemacht haben und nicht wenig erstaunt gewesen sein, in dem Autor einen gänzlich bedürfnislosen, deutschen Philosophen zu finden, der unter den armseligsten Daseinsbedingungen lebte und arbeitete, ohne den geringsten Wunsch, sie verändert zu sehen, und jede Art des Lohnes, jedes Anerkennungszeichen verachtend zurückwies. Ähnliches sollen russische Beauftragte weder vor noch nach diesem Fall Bauer bei verwandten Anlässen und Gelegenheiten jemals erfahren und zu berichten gehabt haben. — Diese Broschüre mag damals die Annäherung Wagners (des „Kreuzzeitungs-Wagner") an den einst so verlästerten, verfolgten, ausgestoßenen Kritiker der Evangelien herbeigeführt haben. Die „absolute Kritik" konnte überall in der Publizistik zweckdienlich verwendet werden; zumal wenn sie sich mit so umfassendem, stupenden, gelehrten, staats-, sozial- und wirtschafts-politischen Wissen verband, wie hinter dieser mächtigen Stirn. So ließ sich Bruno Bauer bewegen, in die Redaktion des von Wagner unternommenen Staats- und Gesellschaftslexikons einzutreten und persönlich Artikel in großer Zahl dafür zu schreiben. Es ging sogar das Gerücht, daß er an der „Kreuzzeitung" selbst mitarbeite

Das entrüstete Gerede der Liberalen über sein angebliches Renegatentum, seine Verleugnung der Sache der Freiheit würde ihn freilich nicht davon zurückgeschreckt haben, es zu thun.

Eine gewisse Anhänglichkeit, die mich am meisten Wunder nahm, hatte in allen diesen Jahren Bruno Bauer, der strenge, anscheinend so kalte, einsame Denker für mich und die Meinen bewiesen. Er kam von Zeit zu Zeit unerwartet und unangemeldet zu uns heraus, plauderte ein paar Stunden, freute sich an den Kindern und bat jedesmal meine Frau, ihm einen Eierkuchen zu backen, der ihm ganz besonders zu munden schien. Er saß mir auf meine Bitte einmal auch zu einer Zeichnung seines herrlichen Kopfes. Ich hätte ihn gerne lebensgroß gemalt, aber er konnte sich nicht zu weiteren Sitzungen entschließen und es blieb bei diesem Bleistiftentwurf, den ich heute noch als ein liebes Andenken an den längst dahingegangenen, einst so Vielgenannten und Vielverkannten, dann so rasch Vergessenen bewahre. In seinem Gespräch und seinem ganzen Wesen war eine merkwürdige, ihm eigentümliche Mischung von anscheinend eisiger Kälte, ruhiger Welt- und Menschenverachtung, großartiger, phantasievoller Auffassung der Dinge, überlegener Ironie und zugleich wieder zarter, keuscher, fast kindlicher Empfindung, die einen Hauch naiver Anmut über diese herbe Natur und ihre Äußerungen verbreiten konnte. Diese Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die niemand, der ihn nur oberflächlich

kannte, in ihm vermutet haben würde, bekundete sich besonders in seinem Verhalten zu den wenigen Menschen, für die er wahre Zuneigung oder Liebe hegte. Der eine derselben war sein alter, verwitweter Vater, der bei der königlichen oder der Schumannschen Porzellan-Manufaktur als Dreher oder Former beschäftigt, es bei den bescheidensten Mitteln durchgesetzt hatte, diesen Sohn, seinen Stolz, die Laufbahn eines Gelehrten einschlagen und dafür heranbilden zu lassen. An dessen Arbeiten, dessen kühnen Geistesthaten und den Schicksalen, die Bruno in deren Folge trafen, nahm er leidenschaftlichen Anteil und hatte sich im Mitleben mit seinem „großen Sohn", dessen stolzen Unabhängigkeitssinn und ideale Bedürfnislosigkeit er teilte, zu einer hohen Geistesfreiheit durchgerungen. Der andere war Max Stirner, ein einsamer, weltverachtender, mutiger, tief- und scharfsinniger Denker, wie Bruno, der in den vierziger Jahren mit seinem sozialphilosophischen Werk: „Der Einzige und sein Eigentum" der ersten, reifen Frucht dieses ganz eigenartigen Denkens, die gebildete Welt und nicht zum wenigsten auch diejenigen, welche es nie gelesen oder doch nie verstanden hatten, in heftige Aufregung versetzt hatte, seitdem aber fast gänzlich verstummt war. — An einem der letzten Junitage des Jahres 1856 kam Bauer mit einer Bitte um einen Freundschaftsdienst zu mir. Max Stirner sei gestern gestorben. Es läge ihm viel daran, ein Bild, eine Zeichnung des Toten von mir zu erhalten. Ob ich hingehen

und eine solche für ihn ausführen wolle. Mich für die Arbeit und die Zeit zu entschädigen, zu honorieren, vermöge er freilich nicht. Natürlich bat ich ihn, über diesen Punkt kein Wort zu verlieren und erfüllte ihm seinen Wunsch mit um so größerer Freude, als der Kopf seines toten Freundes, in seiner charaktervollen Formation, in welcher sich die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte, mir als ein höchst interessanter und zeichnenswerter Gegenstand erschien. Bauers Freude an der fertigen Zeichnung und seine Erkenntlichkeit äußerte sich in seiner knappen, wortkargen Weise, in der sich doch eine mir sehr wohlthuende Wärme unverkennbar kundgab. —

Noch zweimal in den nächsten Jahren sah sich Bauer veranlaßt, mich um ganz ähnliche Gefälligkeiten zu ersuchen.

Einmal trat er an einem feuchtkalten Dezembertage kurz vor Weihnachten bei mir ein; die grüne Klappmütze in die Stirn gedrückt, den Hals mit dem Wollenshawl umwickelt, in seinen alten groben Mantel, einen echten Bauernmantel gehüllt. Sein Gesicht erschien mir noch ernster und bleicher als gewöhnlich. Noch ehe er ein Wort gesprochen, wußte ich, daß ihn ein schweres Leid getroffen haben müsse. Ich hatte mich darin nicht getäuscht. Er hätte wieder einmal eine Bitte an mich, an deren Erfüllung ihm sehr viel gelegen sei. Sein alter Vater wäre ganz plötzlich gestorben. Er sähe im Tode

so schön aus. Im Leben sei er hier nie portraitiert worden. Nicht einmal ein Daguerreotyp nach ihm sei vorhanden. Ob ich ihm, Bruno, den gleichen Dienst wie damals nach Max Stirners Tode erweisen und nun auch den Kopf seines Vaters für ihn zeichnen wolle. Ich war selbstverständlich sofort dazu bereit, nahm das nötige Material und ging, von Bauer begleitet, auf Charlottenburg zu. In einem armseligen Häuschen dort am Kanal hatte der Alte seit Jahren einsam eine kleine Stube mit Kammer und Küche bewohnt. In diesem niedrigen, hellblau gestrichenen schmucklosen Zimmer, dessen wenige bescheidene Möbel meist mit Büchern und Broschüren bedeckt waren, — darunter sämtliche größere Werke, Streitschriften, wissenschaftliche Zeitungsartikel seines Sohnes, — lag auf dem schmalen dürftigen Bett der Tote. Das prachtvoll geformte Gesicht des nie von Krankheit heimgesucht gewesenen Greises, durch das trübe Licht des Winternachmittags, welches durch das kleine Fenster zur Seite auf ihn fiel, scharf beleuchtet und energisch modelliert, glich in seinem großen, kühnen, römischen Schnitt, in seiner marmornen Ruhe auffällig der Totenmaske des ersten Napoleon. Es zu zeichnen, erschien mir als eine wahrhaft begeisternde Aufgabe. Bruno Bauer stand daneben und verwandte keinen Blick der thränenlosen Augen von dem geliebten stummen Antlitz. Von Zeit zu Zeit kamen ein paar abgerissene Worte von den Lippen des ersichtlich vom tiefsten Schmerz Bewegten, die in ihrer

Kindlichkeit eigentümlich rührend klangen. Einmal z. B.: „Er hatte sich immer so auf Weihnachten gefreut. Er ließ sich's nie nehmen, alles, was zum Festkuchen gehört, selbst einzukaufen und ihn auch selbst zu backen ... Wir mußten dann zu ihm kommen und seinen Kuchen essen ... Wenn er uns schmeckte, war er so glücklich ... Da zwischen den Büchern steht noch alles dazu bereit, wie er es hingestellt hatte ... Nun wird er es nie mehr." ...

Die mit aller Liebe nach meinem besten Können ausgeführte Zeichnung nahm er mit stummem Dank an und kehrte in ihrem Besitz still und wortlos mit mir durch das Dunkel des Winterabends zur Stadt zurück.

Noch um ein drittes Blatt habe ich diesen Besitz Bauers an Totenbildnissen der seinem Herzen am nächsten stehenden Menschen auf seine Bitte in einem späteren Jahre vermehrt: um das nach der Leiche seines einen Bruders, Egbert, des Buchbinders gezeichnete, der mit seinem Geschäft eine Zeit lang auch das eines Buchhändlers und Verlegers der brüderlichen Schriften verband.

Bei einem Besuch im Jahre 1857 aber machte mir Bauer einen Antrag und Vorschlag ganz anderer Art. Er fragte, ob ich es nicht übernehmen wollte, an dem Wagnerschen Staatslexikon mitzuarbeiten; einige kunstgeschichtliche Artikel gegen ein ganz annehmbares Honorar zu schreiben; besonders einige Biographien und Charakteristiken berühmter alter und neuerer Meister. Mit den

Brüdern Jan und Hubert van Eyk sollte ich den Anfang machen. Mit großem Vergnügen ging ich darauf ein und schrieb, mit ziemlich wohlgefülltem Gedächtnis für Bilder und Daten ausgerüstet, und wo das nicht ausreichte mit Benutzung der königlichen Bibliothek, frisch darauf los in den Zwischenpausen der mannigfachen künstlerischen Tagesarbeit, des Zeichnens von Illustrationen und Bildnissen auf Papier, Holz und Stein. In einen Tag, zumal, wenn man der guten Gewohnheit des sehr frühen Aufstehens immer getreu bleibt, geht viel hinein. Man kann während seiner Dauer so manches fertig schaffen und doch noch genügende Zeit zum Hinausschlendern und Träumen in Wald und Haide, zu Ruderfahrten auf Strömen und Landseen im Sommer, zum Eislauf im Winter, wie in jeder Jahreszeit zum Leben in und mit der eigenen Familie, zum lebendigen Verkehr mit lieben Freunden und Freundinnen, zum Museums- und Bibliotheken-Besuch und Studium, zu einer ausgebreiteten Lektüre, zu Musik- und Theatergenüssen erübrigen.

Drei große künstlerische Persönlichkeiten waren es vor allem, die in diesen Jahren 1854, 55, 56 und 57 mir, wie dem gesamten Opern- und Schauspielpublikum Berlins von solchen Genüssen die allererlesensten spendeten. Wenn ich auch aus sehr leicht begreiflichen Gründen diese gefeierten Größen nicht so oft, wie ich es gewünscht hätte, zu sehen und zu hören bekam, so reichten doch von ihren Gastvorstellungen, diejenigen, denen ich beiwohnen

konnte, hin, um mich mit lebhafter Bewunderung für ihre geniale Kraft zu erfüllen und künstlerische Eindrücke in mir zurückzulassen, die nie wieder abgeblaßt oder gar verschwunden sind. Diese Größen des K. Schauspielhauses waren Bogumil Dawison, der hier im Jahre 1855 dreizehn Mal in allen seinen Hauptrollen auftrat, und Marie Seebach vom K. Theater zu Hannover, die 1857 zu einem längeren Gastspiel in Berlin erschien. Mit der zarten, keuschen, edeln Anmut ihrer blonden Erscheinung und mit der seelenvollen Innigkeit ihres Empfindungsausdruckes durch Sprache und Mimik, mit der feinsinnigen Auffassung der von den Dichtern gezeichneten weiblichen Charaktere eroberte sie sich unser oft so kritisches, oft freilich auch so leicht entflammtes, Publikum im Sturm und erregte einen Enthusiasmus wie ihn bei uns sonst wohl große Opersängerinnen aber Schauspielerinnen nur sehr ausnahmsweise hervorrufen.

Bogumil Dawison, den vielbewunderten und gepriesenen sah ich nur in wenigen Rollen: als Richard, als der „Dichter Heinrich" in K. von Holteys bekanntem Rührstück „Lorbeerbaum und Bettelstab" und als Bonjour in den „Wienern in Paris". Gewiß, er war ein genialer schöpferischer Bühnenkünstler von staunenswerter Wandlungsfähigkeit und großer Meisterschaft in der Kunst, einem dichterischen Gebilde überzeugendes Leben zu geben, es bis auf die geringsten Einzelheiten konsequent auf der Szene zu verwirklichen. Sein trotz aller ener-

gischen Bemühungen nicht völlig zu überwindender slavischer Dialekt aber ist mir immer störend geblieben und die ganze Größe der schauspielerischen Kunst des Darstellers half mir nicht völlig darüber hinweg.

Der fremde Gast, der in jenen Jahren die größten Triumphe auf der Bühne des Berliner Opernhauses feierte, war Roger von Paris, das glücklichste liebenswürdigste Naturell und Talent, dessen glänzender Laufbahn ein tragisches Geschick, — der Verlust des rechten Armes durch einen Schuß aus dem sich selbst entladenden eigenen Gewehre auf der Jagd — bereits 1860 ein Ziel setzte.

In der Zeit meines großen Elends im Jahre 1852, als er hier in der Blüte seiner jugendlichen Kraft zum ersten Mal erschien und unsere lieben Berliner und besonders die lieben Berlinerinnen in einen Rausch der Begeisterung versetzte, war mir freilich selbst der letzte und höchste Platz im Opernhause durch die Unmöglichkeit, ihn zu bezahlen, verschlossen gewesen. Keiner seiner damaligen zahlreichen Gastvorstellungen habe ich beigewohnt. Aber zum Glück kehrte Roger, wenn auch nur zu kürzerem Gastspiele, in den drei folgenden Wintern wieder. In dem von 1854 und von 55 konnte ich das damals versäumte nachholen und, wenn auch vom hohen Olymp herab, ihn den George Brown in der „Weißen Dame“, den Fernando in Donizetris „Favoritin“ und den Edgar von Ravenswood in desselben Maëstro „Lucia

von Lammermoor“ spielen sehen und singen hören. Die dramatischen Tenore, die sich ihm vergleichen könnten, sind zu allen Zeiten die größten Seltenheiten gewesen. Diese Vereinigung von echt altfranzösischer Ritterlichkeit, von feurigem Temperament und vollendeter Vornehmheit, von männlicher Grazie und Anmut, welche von aller Süßlichkeit frei war, in der Erscheinung, im Auftreten und im Spiel; diese gleich außerordentliche Fähigkeit, den heitern Übermut des kecken, tapfern, fröhlichen Jünglingsherzens, die heiße Leidenschaft der verlangenden Liebe und des wilden Zorns, wie die todestrübe Schwermut auf der Bühne, den Schmerz der tödlich verwundeten Seele durch Darstellung und Gesang zum wahren und kunstschönen ergreifenden Ausdruck zu bringen, verbunden mit diesem strahlenden frischen Glanz, dieser markigen Kraft und schmelzenden Weichheit der Stimme habe ich bei keinem nach Roger wiedergefunden. Niemanns Größe lag viel ausschließlicher nach der Seite des Heroischen und Gewaltigen hin und war von entschieden germanischem Gepräge.

XVI.

In demselben Sommer des Jahres 1857, während dessen ich mehr und mehr zur schriftstellerischen Thätigkeit hingedrängt wurde, blieben andererseits mindestens eben so starke Antriebe zur gesteigerten künstlerischen nicht aus. Den einen dankte ich einem mir ehemals befreundet gewesenen alten Kameraden aus vormärzlichen Tagen Dr. J. Horwitz, (dem heutigen Justizrat, hochangesehenen Rechtsanwalt, Parlamentarier und Berliner Stadtverordneten). Wir hatten während der Jahre 1842 und 43, viele Monate gemeinsam in unglaublichen, möblierten Zimmern gehaust und ein ganz thörichtes, an den unentbehrlichsten Existenzmitteln und an materiellen Genüssen und Befriedigungen eben so armes, als an glänzenden phantastischen Träumen, romantisch-humoristischen Tollheiten, idealen Freuden, geistigen Schwelgereien überreiches, Zigeunerleben geführt. Bei starker Phantasie und ungewöhnlichem Formtalent, einer sehr viel größeren

Mitgift klaren praktischen Verstandes, als ich, mit umfassender, durchdringender Intelligenz und großer Willensenergie ausgerüstet, hatte er sich in den dazwischen liegenden Jahren weit schneller als sein einstiger Lebensgenosse, trotz noch unüberwindlich erscheinender Hindernisse und Schwierigkeiten, auf wunderlichen abenteuerlichen Kreuz- und Querwegen zu einem wohlgeordneten bürgerlichen Dasein, gesicherter Lebensstellung im juristischen Beruf, und solider Tüchtigkeit in jeder Hinsicht hindurch und herauf gearbeitet. Seine alten litterarischen und dichterischen Neigungen aber hatte er noch immer nicht abgeschworen. Damals im Sommer 1857 kam er zu mir mit dem Vorschlage, mit ihm gemeinsam ein Kinderbuch zu machen, d. h. die Illustrationen zu dem von ihm zu schreibenden Text zu zeichnen; zu einer Erzählung in Versen, in „deutschen Reimen" würde man heute sagen, „Die Reise ins Märchenland" betitelt. Die Proben, die er mir brachte, gefielen mir sehr. Die Aufgabe reizte mich schon an sich. Im Beobachten und Zeichnen nach den, mir von meiner Frau geborenen, Mädchen und Buben, — der fünfte Sprößling, ein schöner goldlockiger braunäugiger Junge, war gerade damals eben eingetroffen — von denen ich zu allen Stunden umgeben war, hatte ich mich zu einem nicht ungeschickten Kinderzeichner herangebildet, mich dabei auch allmählich einigermaßen von dem damals allbeherrschenden Einfluß der Ludwig Richterschen

derartigen Holzschnittzeichnungen befreit und zu einer etwas selbständigeren Auffassung und Darstellung der Szenen aus kindlichem Leben durchgerungen. Die besten kleinen Modelle voll natürlicher, gesunder, blühender Kindesanmut standen mir zur Verfügung. So ergriff ich den Vorschlag mit Freuden und führte meine Aufgabe mit Liebe und Lust aus. Albert Hofmann, mein gegenüber wohnender Nachbar, der Herausgeber und Eigentümer des „Kladderadatsch", hatte die Dichtung meines Freundes mit meinen auf Holz gezeichneten Illustrationen in Verlag genommen. Leider wurden meine Holzzeichnungen abscheulich von handwerksmäßigen Xylographen verschnitten. Die in dem Horwitzschen Kinderbuch enthaltenen, zum Überfluß auch noch ganz elend kolorierten Illustrationen sind wahre Zerrbilder der Originale und haben mir die Freude an dem fertigen gemeinsamen Buch gründlich verdorben. —

Einen andern starken Antrieb zur künstlerischen Thätigkeit, ganz besonders zur holzzeichnerischen empfing ich in demselben Sommer durch die von mir gemachte Bekanntschaft und den sich daraus entspinnenden, intimeren Verkehr mit einem wunderlichen Menschen, dem Zeichner Herbert König. Er war eben aus Leipzig hierher übersiedelt. Die nach seinen Entwürfen in Holz geschnittenen Illustrationen in verschiedenen deutschen Wochenblättern, erregten damals ein gewisses Aufsehen durch ihre, der der französischen Zeichner geschickt nachempfundene Eleganz, welche man bei

der großen Mehrzahl der deutschen Illustratoren jener Zeit vergebens gesucht hätte. Seinen modernen Weiber- und Männergestalten wußte er einen Anflug von pariser Chic zu geben und seine Behandlung der Holzzeichnung, seine Bleistifttechnik war genau so eingerichtet, daß der Holzschneider möglichst wenig daran verderben konnte und der starke Effekt den ausgeführten Schnitten fast immer gesichert war. An die erstaunlichen Meisterwerke Menzelscher Holzzeichnung und ihres Schnitts mußte man dabei freilich nicht denken. Von dem heiligen Ernst des Naturstudiums und der Arbeit, von der Gleichgültigkeit gegen das, was dem großen Publikum gefällt, war bei Herbert Königs Art zu schaffen, nicht die Rede. Alles, was er unternahm und wie er es angriff und ausführte, war für die Wirkung auf den verständnislosen Verleger und das nicht eben einsichtigere, oder von schlechten Instinkten geleitete Publikum, geschickt berechnet. Dabei stachelte ihn der Ehrgeiz, es dem großen weltweisen französischen Zeichner, dem tiefsinnigen pessimistischen Humoristen, Beobachter und Schilderer der menschlichen Komödie seiner Zeit, dem Balzac des Zeichenstifts, Gavarni, gleich zu thun. Ich glaube, er ahnte wirklich nicht die ganze ungeheure Tiefe und Breite der Kluft, die ihn von diesem mächtigen umfassenden Geist und seiner Künstlerschaft trennte, wenn auch er, König, unter seine Zeichnungen, in denen er Spiegelbilder aus dem modernen Leben der Gesellschaft und des Volks zu geben meinte, nach Gavarni's

18*

Beispiel „Legenden", kurze Aussprüche oder Unterhaltungen schrieb, welche er den dargestellten Personen in den Mund legte.

H. Königs Persönlichkeit, Aussehen, Benehmen, Reden, Manieren, stimmten aufs genaueste mit seiner Kunstweise zusammen. Er hatte als Schauspieler begonnen, und bewahrte Zeitlebens viel von dem typischen Wesen des Bühnenkünstlers in seinem ganzen Auftreten. In seinem bis auf ein spitzes Schnurrbärtchen glattrasierten knochigen Gesicht mit der scharfgeschnittenen gebogenen Nase, den kleinen lebhaften stechenden Augen, den durcharbeiteten Zügen, das sich vor der Zeit, schon im 39. Lebensjahr, „in Falten alt gelächelt" hatte; in der großen schlanken, mit gesuchter übertriebener Mode-Eleganz gekleideten Gestalt, deren Füße er, um sie kleiner erscheinen zu lassen, als sie waren, immer in die engsten, Lackstiefel eingezwängt trug, in jeder Bewegung der schlanken, wohlgeformten hagern Hände verriet sich noch immer der einstige Schauspieler. Das heiße Verlangen nach Bühnenkünstlererfolgen auf der Szene wie im Leben, in der Gesellschaft stachelte und peinigte ihn beständig. Sie blieben ihm bei seinen glänzenden, geselligen Talenten, besonders dem des Vortrags humoristischer Geschichten, und manchen blendenden persönlichen Eigenschaften denn auch keineswegs versagt. Verehrung und Haß, die er außerordentlich stark und lebhaft empfand, äußerten sich bei ihm in meist höchst grotesker Weise, in den ausschweifendsten,

übertriebensten Ausdrücken, denen freilich oft eine starke Dosis Selbstironie beigemischt war. Schauspieler sind im Durchschnitt von dem Laster des Neides auf berühmtere, glücklichere Kollegen am wenigsten frei. Herbert König aber widmete wenigstens einem seiner ehemaligen Kunstgenossen, Bogumil Dawison, eine glühende Bewunderung. Wenn er von ihm sprach, sein künstlerisches Wesen schilderte, die Größe seiner Meisterschaft an der Auffassung und Durchführung seiner Hauptrollen nachwies, war er ganz feurige, ehrliche Begeisterung. Hoch komisch aber waren und wirkten andrerseits immer seine Ausbrüche des Hasses gegen die Männer des „Kladderadatsch", für dessen kurzlebigen Konkurrenten, das damalige Witzblatt „Schalk", König als Zeichner beschäftigt war. Er ließ seine Phantasie in grausamen Zukunftbildern schwelgen, wenn er vom frühen Ende Dohms und Wilhelm Scholz' sprach. Mit echt schauspielerischem grimmigen Pathos und mephistophelischem Lachen endete er seine gegen diese beiden gerichteten Tiraden mit dem selbstgewissen triumphierenden Satz: „ich spiele noch mit ihren Knochen!" — eine Hoffnung, die ihn täuschen sollte.

Er führte übrigens ein bescheidnes stilles Familienleben mit seiner freundlichen, ihm ganz ergebenen, anmutigen, jungen Frau, einer Dame aus Leipzig, mit kurzsichtigen, sanften, grünlich-braunen Augen, weißer Haut und wunderschön geformten weißen Händen, und seinem Söhnchen Bogumil. — Es entwickelte sich zwischen uns

und diesem Paar bald ein ziemlich vertrauter Umgang. Der phantastische Humor des seltsamen Mannes wurde für mich immer wieder eine Quelle des Vergnügens. Sein eiserner Fleiß, sein praktischer Verstand, seine technische Geschicklichkeit flößten mir aufrichtigen Respekt ein. Der tiefe Gegensatz unsrer Naturen ließ es freilich nie zu einer innigeren Gemeinschaft, zu einer eigentlichen Freundschaft zwischen ihm und mir kommen. In der Behandlung der Holzzeichnung lernte ich viel von ihm; wenigstens in Bezug auf die Art, wie man es anzufangen hat, dem Holzschneider seine Arbeit zu erleichtern und den Effekt am sichersten zu erreichen.

Noch eine künstlerische Persönlichkeit, aber eine von ganz anderm Schlage, die um dieselbe Zeit, im Sommer 1857 zu mir in Beziehungen trat, hat mir einen unauslöschlichen Eindruck für das ganze Leben hinterlassen. Ich hatte damals eben die Bildniszeichnung des Rechtsanwalts Lewald und seiner Gattin Frau Elisabeth, jener geistvollen, „im tiefsten sinnigen", Dame des Dunckerschen Kreises, deren ich in einem früheren Kapitel dieser Erinnerungen gedachte, vollendet, als mich ein junger Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, von hoher, vollendet schöner Gestalt und tadelloser Eleganz der ganzen Erscheinung besuchte, der mir eine ihn einführende, empfehlende Karte „seiner Cousine", Frau Elisabeth Lewald überreichte. Er stellte sich als der Maler Teutwart Schmitson aus Karlsruhe vor, wolle sich hier in

Berlin niederlassen, und käme, mich zu fragen, ob ich ihm nicht ein gutes Atelier nachweisen könne. Sein Aussehen trug mehr das Gepräge eines vornehmen Reiteroffiziers in Zivil oder Sportmans und Kavaliers, als eines Malers. Über den breiten Schultern erhob sich ein Kopf mit kurz geschnittenem, stumpfbraunen Haar, mit einem Gesicht von kühn geschnittenen Formen, knochigen Wangen, breiter Stirn, ernst und scharf blickenden, von den vortretenden Stirnbogen tief beschatteten, graubräunlichen Augen, kräftig geschwungener Nase und energischem Kinn, welches die lang hängenden, üppigen aschbraunen Favoris frei ließen. Rock, Weste, Beinkleider — das fiel mir als Zeichner sofort auf — saßen ihm so, wie man es bei uns nur sehr selten an männlichen Gestalten sieht, aber wie man es aus der Phantasie zu zeichnen pflegt, wenn man vornehme Romanhelden in bürgerlicher Modetracht darzustellen hat, und wie man immer, aber meist vergebens wünscht, daß diese Trachtstücke auf unserm eignem Leibe und Gliedern sitzen sollten. — Seine Art zu sprechen, und sich zu benehmen, jede Bewegung dieser geschmeidigen kraftvollen Gestalt und der männlich schön geformten, sorglich gepflegten aristokratischen Hände stand im vollsten Einklang mit diesem Aussehen. Ich erinnerte mich, seinen Namen bereits gehört und gelesen zu haben. Ein paar von ihm gemalte Bilder von Pferdeszenen hatten in Düsseldorf im vorangegangenen Jahre bei der Künstlerschaft und dem Publikum großes Aufsehn gemacht. Von

seiner Person, seinem bisherigen Lebens- und Entwickelungsgang aber war mir auch durch Frau Lewald erst wenig bekannt geworden. —

Ich konnte ihm zwar seine Atelierfrage nicht beantworten und ihm in Bezug darauf kaum einen Rat erteilen. Aber an diesen seinen Besuch bei mir knüpfte sich doch ein, freilich ziemlich einseitiger, bis zu seinem Scheiden von Berlin im Jahr 1860 fortgesetzter, Verkehr mit Schmitson. Immer häufiger suchte ich ihn nun meinerseits in seiner Werkstatt in der Schadowstraße auf. Er duldete es gerne, daß ich ihm beim Malen zusah. Das war für mich lehrreich und fesselnd im höchsten Maaß. Griff er das Malen doch so ganz anders an, als man es uns im Atelier gelehrt und als ich es von andern gesehen hatte. Die Kraft seines künstlerischen Gedächtnisses war ohne gleichen. Kaum habe ich ihn jemals Naturstudien für ein Bild benutzen gesehen. Das, was er malen wollte, stand ihm in seiner gesamten Erscheinung in Formen und Farbe anscheinend fertig und klar vor dem innern Auge. Die willkommne bequeme Eselsbrücke der heutigen Naturalisten, die Momentphotographie, war damals noch nicht vorhanden. Der Maler mußte das Leben selbst mit scharf aufmerkenden Sinnen beobachten, die Bilder alles lebendigen, auch in den flüchtigsten Bewegungen, die sich nach der Natur schlechterdings nicht zeichnen lassen, wie schnell und sicher auch des Künstlers Hand sei, der Vorstellung fest einprägen, so

daß sie ihm in jedem Augenblick zur Verfügung standen. Diese Gabe hatte Schmitson zu einer seltenen Vollkommenheit ausgebildet. Seine Bilder von Pferdegruppen und großen Pferdeherden in der ungarischen Pußta sind die besten Zeugnisse dafür. Weder vor noch nach ihm ist es der realistischen Kunst gelungen, die Tiere in jeder Gangart bis zum rasenden Galopp, wie im wildesten Übereinanderstürzen in so überzeugender Wahrhaftigkeit und so unbedingter Richtigkeit lebendig und körperhaft im Bilde darzustellen, wie er es verstand. Und wie er das hinmalte, diese im Schneesturm in der Steppe sich aneinander drängenden, gegenseitig Schutz suchenden, diese donnernden Hufschlags über die grüne Ebene dahinstürmenden Pferde, diese sie reitenden, bändigenden, sie mit hochgeschwungener Peitsche zusammen treibenden Czikos; die Rinder am Wasser, im Gutshofe vor dem Bauernwagen, im Gewittersturm, im Tauwetter auf der mit Glatteis bedeckten, von tiefen Gleisen durchfurchten, von kahlen, reifkandierten Pappeln eingefaßten Landstraße; diese schlichten Landschaften, deren wunderbare Wahrheit in den Stimmungen der Luft, in den Beleuchtungswirkungen den ihnen absichtlich gegebenen Mangel alles dessen, was sonst als Reiz und Schönheit gilt, vollauf ersetzte . . .! Jeder Nerv schien bei Schmitson in leidenschaftlicher Erregung während der Arbeit; aber trotzdem verleugnete sich dabei in keinem Moment der elegante Kavalier. Im Zusehn und in den Ge-

sprächen mit ihm, in dessen Geist sich die Lust am grüblerischen Denken mit der robusten künstlerischen Schöpferkraft und resoluter Handwerkstüchtigkeit so merkwürdig verschmolzen, ist mir über die Kunst der Malerei so manches ganz neue Licht aufgegangen, vor dem nicht wenige, durch den Verkehr mit meinen kunstgelehrten Freunden und das Studium deutscher kunstwissenschaftlicher Werke aufgenommene und eingewurzelte, traditionelle Schulirrtümer und verkehrte Meinungen für immer verschwinden mußten.

Aber auch als menschliche Persönlichkeit war dieser jugendliche Meister, dieser noch von keinem unsrer Modernen wieder erreichte Vorläufer des heutigen Naturalismus in der deutschen Malerei, für mich ein Gegenstand des wärmsten Interesses. Wenn er selbst auch niemals ein Bedürfnis empfand, gegen mich sein Herz auszuschütten, sondern sich stets kühl und zurückhaltend verhielt und Mitteilungen über seine Person, sein Leben, seine Verhältnisse möglichst vermied, so erfuhr ich doch aus gelegentlichen Andeutungen und aus den Erzählungen seiner Cousine allmählich so manches, was mir das ungewöhnliche Charakterbild des seltenen Mannes vervollständigte und verständlicher machte. 1830 war er zu Frankfurt a. M. geboren, der Sohn eines österreichischen Obersten und einer Tochter des bekannten protestantischen Bischofs Dräseke in Magdeburg. In einer geistigen Lebensluft von höchster Reinheit und Zartheit

wuchs er im elterlichen Hause auf, vor jedem rauheren, kräftigeren Hauch der wirklichen Welt mit liebevoll ängstlicher Sorgfalt gehütet und bewahrt. So gewann er als Knabe bereits jene vollendeten Formen und Manieren, die allein schon sein Wesen später von dem der großen Mehrheit seiner deutschen Kunstgenossen so auffällig unterschieden. Aber seine rein idealistische Erziehung konnte sein leidenschaftliches Naturell nicht umwandeln, mochte es auch unter der erworbenen, glatten korrekten Außenseite verborgen bleiben. Er wählte die Baukunst als Lebensberuf. Ganz besonders der gothischen widmete er ein begeistertes Studium, dessen Früchte ich noch in genau konstruierten und bis in jedes Detail der Ausführung berechneten, riesigen Dom-Entwürfen von ihm kennen lernte. Doch schon im 22. Lebensjahre wurde er aus seiner, bisher ruhig und stetig von ihm verfolgt gewesenen, Laufbahn herausgerissen. Eine heftig ausbrechende unbändige Leidenschaft für ein Mädchen, das durch Herkunft, Erziehung, Bildung, Naturell den striften Gegensatz zu seiner Persönlichkeit darstellte, brachte ihn in unheilbaren Konflikt mit seiner Familie, die sich der beabsichtigten verfrühten Heirat widersetzte. Schmitson wurde dadurch in seinen Entschlüssen nur noch mehr bestärkt. Er vermählte sich mit dem Gegenstande seiner Neigung. In der Hoffnung, durch die Malerei eher und reichlicher die Mittel zur selbständigen Existenz, zur Erhaltung eines Hausstandes erwerben zu können, begann er ohne Lehrer

und Unterricht, das Studium dieser bisher nie von ihm geübten Kunst. Nach zwei Jahren unablässiger Arbeit in tiefer Einsamkeit, abgeschlossen von jedem Verkehr mit Menschen hatte er sich die Fähigkeit und die genügende Herrschaft über die Technik der Malerei erobert, um mit seinem ersten Bilde hervorzutreten. Die Motive gaben ihm seine Erinnerungen an Szenen, die er auf wilden Fahrten und Ritten mit österreichischen Offizieren durch Ungarn auf den großen Pferdeweiden beobachtet hatte. Von Düsseldorf, wo er das Bild malte, und mit größtem Erfolg ausstellte, war er nach Karlsruhe übersiedelt. Hier erfuhr er schmerzliche Rückschläge. Ein andres Gemälde, auf welches er große Hoffnungen gesetzt hatte, fand seitens der verständnislosen damaligen Kritik und vieler Kunstgenossen eine ganz entgegengesetzte Aufnahme. Der Eindruck dieser Enttäuschung auf Schmitson war so stark gewesen, daß er das große Bild in einer Aufwallung wilden Grimmes selbst vernichtete. —

Die so heiß erstrebte, allen Hindernissen zum Trotz geschlossene junge Ehe hatte seine Hoffnungen bald eben so getäuscht. Nach wenigen Jahren erkannte er seinen Irrtum in furchtbarer Klarheit. Er fühlte die unabweisbare Notwendigkeit einer Trennung, wenn er nicht geistig zu Grunde gehen, sich nicht frühzeitig aufreiben wollte. Den einmal gefaßten Entschluß machte er rasch zur That. So war er allein nach Berlin gekommen, um hier, durch keine häuslichen Wirrungen mehr gestört, seiner Kunst

zu leben. Eins aber hatte er nicht in sich ausrotten können; die Liebe zu seinen Kindern Die Sehnsucht nach ihnen zehrte hier an seinem Herzen, ließ ihn zu keiner Ruhe gelangen und hat ihn einige Jahre später zu der That ihrer Entführung aus dem mütterlichen Hause getrieben. —

In Berlin hatte er sich bald genug durch eine hier von ihm ausgestellte eminente malerische Schöpfung, „Ungarische Pferdeherde in der Pußta durch Czikos zusammengetrieben", und durch ein hier gemaltes Bild, „Bauernvorspann", die ihm gebührende Stellung in der hiesigen Künstlerschaft erobert. Der mächtige Realismus, die packende Wahrheit in der Schilderung der Winterluft, der Landschaft, des Glatteises, des Rindergespannes vor dem mit einem gefällten Baumstamm aus dem nahen Fichtenwalde belasteten Gefährt, der antreibenden bäuerlichen Fuhrleute, ließen das letztgenannte Werk von den Malern wie eine neue künstlerische Offenbarung bewundert werden. Das von Schmitson über alle verehrte geistige Haupt dieser Künstlerschaft, Adolf Menzel, ging seinerseits in der Erkenntnis und Schätzung der ganzen Bedeutung des jungen Malers allen voran. Das große Ausstellungspublikum freilich stand dieser neuen Erscheinung meist nur befremdet gegenüber. Die Kunstkritik gar wurde nicht müde, ihm „am Zeuge zu flicken", und an jedem Bilde von neuem zu beweisen, daß dieser Maler ein sehr verwerfliches Beispiel der Stillosigkeit; der unvergeistigten

Naturnachbildung und des Kultus des Häßlichen gäbe, welches er an die Stelle des Schönen auf den Alter erheben wolle.

Dies herrliche Talent ist bekanntlich nur wie ein strahlendes Meteor aufgestiegen, um nach kurzer glänzender Laufbahn von der ewigen Nacht verschlungen zu werden. Von einer kurzen italienischen Reise 1860 zurückgekehrt, übersiedelte er mit seinen Kindern nach Wien, wo er Anerkennung und lohnende Erfolge in Fülle fand, aber bereits nach zwei Jahren der Brightschen Krankheit erlag. Mir blieb er jederzeit als eine der eigentümlichsten und imponierendsten künstlerischen Persönlichkeiten, mit denen mich das Leben zusammengebracht hat, in der Erinnerung. Ich empfinde noch immer eine besondere Genugthuung darüber, daß mir die Möglichkeit geboten gewesen ist, noch während seiner Berliner Zeit (seit 1858) öffentlich mit der Feder für ihn einzutreten und, wenn auch meist erfolglos, mich darum bemüht zu haben, dem gebildeten Publikum die Erkenntnis der ganzen Größe dieses merkwürdigen Meisters und seiner Bedeutung für die Entwicklung der neuern deutschen Kunst zu erschließen.

Meine sommerlichen Ausflüge erhielten in jenen beiden Jahren 1856 und 1857 eine kurz zuvor kaum noch erhoffte gewesene Ausdehnung. Bis dahin war das äußerste Ziel desselben das schöne Potsdam gewesen. Trotzdem ich bereits fünfzehn Jahre in Berlin gelebt hatte, war die

Potsdamer Landschaft mir doch erst seit dem Mai 1856, mittelbar durch die Freundschaft mit Th. Storm, in ihrer ganzen mannigfachen Anmut und Herrlichkeit bekannt und ich erst wahrhaft vertraut mit ihr geworden. Dankte ich Storm doch die Bekanntschaft mit dem ihm liebsten, nächststehenden, befreundetsten Einwohner dieser Residenz, seinem juristischen Kollegen, einem Mann von reichem umfassenden Geist, erquickendem Humor, von anscheinend schroffem Charakter und herbem knorrigen Wesen, das sein warmes, gütiges Herz und seine feinfühlige, starke, innige Natur- und Kunstliebe doch nur sehr durchsichtig zu verbergen vermochte, dem Justizrat Schnee. Früher schon verwitwet, lebte er mit seiner Tochter und seinem Sohn Hermann, der heute ein geschätzter Landschaftsmaler ist und dessen schönes Talent sich damals in den Zeichnungen des Knaben eben zu äußern begann.

Der Justizrat lag mit seinem teuren Storm, an dem er mit ganzer Seele hing, immer im Streit über die Schönheit der Landschaft Potsdams. Jener, ein naher Verwandter der großen potsdamer Hofgärtnerfamilien, der Sellos und Fintelmanns, war ein feuriger Bewunderer dieser Landschaft, sowohl der künstlerisch veredelten in den königlichen und prinzlichen Parks, wie der naturwüchsigen die sich weit nach allen Richtungen hin, rings um die Stadt, ausbreitet. Mit ihren, der Menge der Potsdamfahrer unbekannten, intimsten Reizen war er genau vertraut. Stolz auf seine Vaterstadt und ihre Schönheiten, gewährte es

ihm die größte Freude, wenn er einen mitfühlenden, verständnisvollen Menschen fand, den er in seinem weiten grünen Reich umherführen und bei dem er sicher sein konnte, die eigene Begeisterung für das, was ihn darin entzückte, geteilt zu sehen. Th. Storm aber hatte sich nie dazu bekehren lassen. Für ihn gab es immer nur eine Landschaft, der seine Liebe galt, die zu ihm mit vertrauten Stimmen sprach: die seiner schleswig-holsteinischen Heimat. Die Potsdamer Natur schien ihm gleichsam infiziert von dem ihm in tiefster Seele antipathischen, preußischen „Hof-, Garde- und Lakaiengeist", den ihm alles in dem preußischen Versailles, die Bäume und Steine wie die Menschen, zu atmen schien. Nichts anderes wollte er in dieser Landschaft von oft so idealer, klassischer Anmut sehen, als — mit Asmus zu reden —: „Puren, puren Schneiderscherz trägt der Schere Spur, nichts vom großen vollen Herz der tönenden Natur." —

Desto vollkommeneres Verständnis und Mitempfinden fand der Justizrat bei mir und meiner Frau für all diese Schönheit. Und da er ein echter „Kinderlieb" war, so bereitete es ihm noch ein gesteigertes Vergnügen, wenn er uns mit der ganzen, frischblühenden, kleinen Gesellschaft bei sich zu Gast empfangen und, sei es im Ruderboot, sei es auf langen Wanderungen zu Fuß auf seinen, von denen des großen Besucherstroms meist weit abliegenden, Lieblingspfaden zu allen, von ihm besonders geschätzten, weniger bekannten, Zielen in Potsdams Umgebung führen

konnte. Manche unvergeßlichen, schön erfüllten Frühlings- und Sommertage danken wir dem nun längst verstorbenen, trefflichen Freunde, der damit auch seine eigene Liebe für jene Haveluferlandschaften in voller Stärke auf mich übertragen hat. Mag ich seitdem auch alle mit Recht gepriesensten, großartigsten und schönheitreichsten landschaftlichen Schöpfungswunder in allen Ländern Europas und Nordafrikas geschaut haben und vertraut mit ihnen geworden sein, diese potsdamer Umgebungen wollen mir dennoch immer genau so anmutvoll wie damals erscheinen. Nie hat sich dieser Eindruck abgestumpft; stets blieb er der gleiche bei jedem Wiedersehen, nach jeder Rückkehr auch aus den schönsten Fernen.

Von jenen ersteren weiteren Ausflügen im Sommer und Herbst der Jahre 1856 und 1857 war der eine nach Zerbst und Dessau, der andere nach Rheine und Münster in Westphalen gerichtet. Der ins Anhaltische war durch den Auftrag jenes, nach Nordamerika durch die Stürme der Revolution verschlagenen, alten Freundes veranlaßt worden, dessen ich im ersten Abschnitt dieser Erinnerungen gedachte. Als letzter „Kriegsminister" der provisorischen Regierung des Großherzogtums Baden, das sich 1849 für die Reichsverfassung erhoben hatte, war er — der ehemalige köthener Abgeordnete in der berühmten dessauer Constituante — bei der Übergabe Rastatts gefangen genommen, hatte aber das gute Glück gehabt, sein Todes-

urteil in das auf Verbannung lautende verwandelt zu sehen, und sich dann drüben Wohlstand und Unabhängigkeit zu erringen. Er wünschte von mir die Bildnisse seiner in der Heimat Zerbst und Dessau lebenden Angehörigen, seiner Mutter, seiner beiden Brüder, seines Schwagers, seiner Schwester und ihrer vier Söhne gezeichnet zu haben. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Freude mich der, noch dazu gut honorierte, Auftrag erfüllte und wie gern ich ihn ausführte. Diese Freude wurde noch durch die Aussicht verdoppelt, mehrere Wochen in den Häusern werter Menschen verleben zu können, bei denen ich in früheren, vormärzlichen Zeiten und im „tollen Jahr" selbst viel heitere, glückliche Tage genossen hatte. Auch durch die Aussicht auf das Wiedersehen und Zusammensein mit den dort noch zurückgebliebenen Resten jenes merkwürdigen Kreises von geistvollen Männern, welche zehn bis zwölf Jahre zuvor in genialisch tollem Übermut sich darin gefielen, in Köthen gleichsam die „Welt auf den Kopf zu stellen", als Filiale der berliner „Freien" deren verwegenste Prinzipien nicht nur theoretisch noch zu überbieten, sondern auch praktisch in ihrem eigenen Leben und Treiben zu verwirklichen. Dieses interessante und heute sicher nur noch sehr wenigen bekannte Kapitel aus der vormärzlichen deutschen Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, betitelt die „Kellergesellschaft zu Köthen" mit allem was drum und dran hängt, verdiente wohl einmal, treu und eingehend geschrieben zu werden. Meine Freunde

Dr. E. Sander in St. Louis, Dr. Behr in San Francisco und ich wären, glaube ich, die einzigen, die es nach eigener Anschauung und aus eigener Erinnerung noch vermöchten. Aber es wird sicher ebenso wenig durch jene wie durch mich geschehen.

Die große Sturmflut der Reaktionsperiode hatte inzwischen stark unter dieser Gesellschaft aufgeräumt. Die wenigen, zu ihr Gehörigen, welche diese Stürme in Köthen und Dessau überdauert hatten, fand ich als wesentlich veränderte Menschen in angenehmer gesicherter Stellung wieder. Aber nicht ungern erweckten sie mit mir die Erinnerung an die alten wilden Zeiten und legten während der Stunden unseres Zusammenseins diesen „neuen Menschen" hübsch beiseite, wobei denn der alte Adam oft genug in ziemlich unverwandelter Gestalt zum Vorschein kam.

Damals, wie im September und Oktober des folgenden Jahres, als ich der Einladung meines in Rheine wohnhaften älteren Bruders, des Baumeisters, der sich eben damals mit einer liebenswürdigen Eingeborenen verheiratet hatte, in das anmutige Westphalen, in das, so vielfach an holländische Lebensarten und Einrichtungen erinnernde, interessante Emsstädtchen und das Münsterland folgte, hatte ich immer den dringenden Wunsch, das mannigfach Anregende, Ansprechende, Eigentümliche, für mich Neue und Fesselnde, was ich dort sah, beobachtete, er-

19*

lebte, niederzuschreiben und zu schildern. Jene Lust, die ich später in meinen eigenen vierziger, fünfziger und sechsziger Jahren berufs- und pflichtgemäß so aus dem Vollen befriedigen durfte, der starke Trieb des Reiseschriftstellers, regte sich wie ich sehr wohl spürte, bereits zu jener Zeit mächtig in mir. Aber wer verlangte damals danach! Wer hätte solche Schilderungen von mir veröffentlicht?! So hatten die Regungen dieses Triebes keine andere praktische Folge, als die, die Briefe an meine daheim gebliebene Frau zu völlig maßlosem Umfange anschwellen zu lassen.

Auf der Heimfahrt von dieser westpfälischen Reise, im Bahnhof zu Magdeburg am 23. oder 24. Oktober verbreitete sich unter den im Zuge Mitfahrenden plötzlich das Gerücht vom Ausbruch des Gehirnleidens bei dem Könige und von der Ernennung des Prinzen Wilhelm zu seinem Stellvertreter. Man flüsterte es sich nur leise, noch mit einer gewissen bänglichen Scheu, mit der nicht unbegründeten Besorgnis, zu, von irgend einem Kupeenachbarn möglicherweise als Majestätsbeleidiger denunziert zu werden. Das natürliche Mitgefühl mit dem furchtbaren, dem tragischen Geschick, von dem dieser geistreiche Monarch ergriffen worden war, empfand wohl jeder in voller Stärke. Aber es konnte das Gefühl einer gewissen Befreiung von einem beklemmenden Druck nicht verhindern, der seit Jahren auf dem ganzen Vaterlande,

oder doch auf jedem nicht zur Partei der Preußenvereine gehörigen Preußen, gelastet hatte. —

Unser liebes Daheim auf dem Karlsbade erfuhr in jenem Herbst 1857 einen leider nicht abzuwehrenden ganz abscheulichen Eingriff in seine eigenartige Schönheit und Traulichkeit. Der alte Baumeister Professor Stier war 1856, einige Monate nach unserem Einzug gestorben. Nicht lange darauf war seine „Burg", die er sich zur Wohnung erbaut gehabt hatte, und der waldartige Park, der sie rings umgab, verkauft und der Käufer ging nur zu bald daran, reinen Tisch mit Haus und Bäumen zu machen und das ausgedehnte „Grundstück in bester Gegend" nach Möglichkeit auszunutzen. Mit Schmerz und Entsetzen sahen wir die Axt an die prachtvollen alten Bäume legen und die Spitzhacken der Demolierer auf die Mauern der Stierburg losarbeiten. Dahin waren die Kastanien-, Akazien-, Nußbaum- und Lindenwipfel, die sich bisher vor dem Fenster unseres östlichen Giebels gewiegt, das Zimmer darin im Mai und Juni mit Blütenduft durchströmt, es in goldig grüne Dämmerung getaucht, und den Finken Amseln, Nachtigallen, Pirolen zur sommerlichen grünen Wohnung gedient hatten. Der Gräuel der Verwüstung dort gewährte einen so widerwärtigen jammervollen Anblick, daß wir es kaum noch als eine stärkere Unbill und Unannehmlichkeit empfanden, als schließlich die höher und höher anwachsende Brandmauer des sich dicht an unsere Ostseite legenden Neubaues der

dort errichteten Mietskaserne das ganze Fenster zudeckte. Von da ab datiert der Beginn der bis zu diesem Tage fortgesetzten traurigen Zerstörung des ursprünglichen Charakters dieser einst so unvergleichlich reizenden Straße Berlins, von dem heute kaum noch ein Schatten, kaum hier und da noch eine schwache Spur geblieben ist. —

XVII.

Noch vor seinem Schluß bereicherte dies Jahr 1857 den Kreis meiner Bekanntschaften um eine besonders merkwürdige, um die eines der geistig bedeutendsten und in jeder Hinsicht hervorragendsten, jüngeren Männer unter allen, denen ich bis dahin näher getreten war. An einem Spätherbstnachmittage, nach längerer Abwesenheit von jener westphälischen Reise nach Berlin zurückgekehrt, besuchte ich Frau Lina Duncker. Ich fand sie in dem schmalen, einfenstrigen Kabinet neben dem großen Mittelsaal, wo sie gewöhnlich ihre Besucher empfing. Sie saß, aufmerksam und gefesselt der Vorlesung zuhörend, welche ihr ein junger Mann von etwa 30—32 Jahren aus der Griesschen Übersetzung des „Rasenden Roland" hielt.

Des Vorlesers Scheitel wurde von kurzem, krausen dichten, bürstenartig aufstehenden, dunkelblonden Haar bedeckt. Unter der hohen, prachtvoll gemeißelten, buckelreichen Stirn blickten ein Paar große, hellgraublaue Augen

mit kaltem faszinierenden Glanz hervor. Die unverkennbar auf semitischen Rassenursprung deutende Nase, war dennoch nicht übertrieben gebogen, ihr Rücken fein geschnitten, die geblähten Nüstern schienen immer wie von schnaufendem Atmen bewegt. Ein dünnes, blondes Schnurrbärtchen beschattete die Oberlippe des schön gezeichneten Mundes. Ein wie die Wangen glatt rasiertes mächtiges Kinn schloß dies farblos blasse Antlitz nach unten hin ab, aus dem unverkennbar hohe Intelligenz und gewaltige trotzige Energie, Willens- und Thatkraft sprachen. Der so gestaltete Kopf saß auf langem Halse, — gleich jenem auf den Vansen an Egmont hinweist, — über den ziemlich schmalen Schultern der schlanken Gestalt. Die Hausherrin stellte uns einander vor; Herr Maler P. — Dr. Ferdinand Lassalle.

Das also war er, der Vielgenannte, Gehaßte, Gefürchtete, der Revolutionär von Düsseldorf, der „Kassettendieb" von Köln . . . Dieser Titel haftete ihm an und ließ sich wie ein Brandmal nicht mehr abstreifen, wie wenig er auch in Wahrheit verdient und motiviert sein mochte. Die Mythen bildende Phantasie des Volkes und die mit Bewußtsein geübte Verläumdung der „gebildeten" Feinde wirkten auch in diesem Falle zusammen und entwickelten eine Macht, gegen welche, wie es stets geschehen ist und geschehen wird, die der Wahrheit nicht aufzukommen vermochte. Gerichtlich erwiesen war es in dem dreifachen Prozeß gegen Lassalle und seine beiden, ihm auf Tod und Leben ergebenen Freunde Oppenheim

und Mendelssohn, daß er nicht einmal daran gedacht hatte, diesen einen Auftrag zur Entwendung der Kassette der Frau v. Meyendorf zu erteilen, daß er ihnen nur die Beobachtung dieser Dame anempfohlen hatte, um, wenn möglich, das Faktum zu konstatieren, daß letztere wirklich im Besitz des Schenkungsdokuments des Grafen Hatzfeld sei, dessen Nachweis für Lassalle, da er den gerichtlichen Kampf für die Gräfin gegen ihren Gatten einmal mit der ganzen Energie seines Wesens aufgenommen hatte, von der höchsten ausschlaggebenden Wichtigkeit sein mußte. In ihrem Übereifer hatten die beiden Mitstreiter Lassalles im Bahnhofe zu Köln einige Minuten vor der Abreise jener Freundin des Grafen in einer eleganten Kassette, welche sie oder die Kammerjungfer trug, den Behälter für dies Dokument sehen zu müssen geglaubt. Als letzterer für einige Augenblicke von seiner Trägerin zur Seite gestellt worden war, ergriffen die beiden die Kassette und jagten mit dem Raube in ihr Hotel. Bei der Öffnung fanden sie statt des erwarteten Inhalts — einen falschen Zopf und einige Kämme der Besitzerin! In dem berühmten Kassetten-Diebstahlsprozeß gegen Lassalle und Konsorten vor den Kölner Assisen erkämpfte er, wie der eine seiner Genossen, ihre volle Freisprechung. Der andere, gegen den in Königsberg noch nach altländischem geheimen und schriftlichen Verfahren prozessiert wurde, hatte diese Teilnahme an der gleichen Handlung mit mehrjährigem Gefängnisse zu büßen und sein Leben blieb zer-

stört. Er soll später in türkische Dienste getreten und da zu Grunde gegangen sein. Lassalle hatte den Krieg gegen den Grafen als treuer, tapferer, zäh ausdauernder Ritter der von ihm geehrten Dame, in welcher er das Opfer ehelicher Tyrannei, aristokratischer Brutalität, Perfidie, Intrigue und Verräterei zu sehen meinte, unentmutigt fortgesetzt. Seine agitatorische und revolutionäre Wirksamkeit in den Rheinlanden in den Jahren 1848 und 1849, die ihn in ein gefährliches Netz von politischen Prozessen verstrickt, für einige Zeit auch in den Kerker gebracht, ihm andererseits aber zu glänzenden Triumphen seiner forensischen Beredsamkeit, seines Scharfsinnes, seines revolutionären Pathos und somit zu der vollständigsten Befriedigung seiner Eitelkeit verholfen hatte, unterbrach wohl diesen Krieg für einige Zeit; aber mit erneuter Kraft war er nach dem Ablauf dieser Episode von Lassalle wieder aufgenommen worden. Allen Hindernissen, allen gegen ihn aufgebotenen vereinigten Kräften zum Trotz hatte er ihn in zehnjähriger Dauer siegreich durchgefochten, der Gräfin ihr Recht und den bedrohten Besitz ihres Vermögens erstritten. Er hatte Grund genug zum stark gehobenen Selbstgefühl und Vertrauen in die Kraft seines Geistes, seines Scharfsinnes, seines Wissens, seiner Leidenschaft und seines ehernen Willens erhalten. Nun trieb es ihn, die Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes endlich auch wieder auf ganz anderen Gebieten zu suchen, als denen, auf welchen er bisher seine reichsten Lorbern erkämpft gehabt hatte. Auf

einer Reise nach Ägypten hatte er die Erfrischung gefunden, deren er dringend dazu bedurfte. Durch eine große philosophische Arbeit: Die „Philosophie des Herakleitos des Dunkeln" (die er aus den spärlichen erhalten gebliebenen Fragmenten der Werke und Reden dieses althellenischen Denkers zu konstruieren unternahm,) trachtete er, der von den offiziellen gelehrten Größen meist vornehm abweisend scheu und widerwillig angesehene und behandelte „Abenteurer und Kassendieb" sich mit einem Schlage den Ersten unter den Leuchten der Philosophie seiner Tage geichzustellen. So hatte er sich vom Rhein nach Berlin gewendet, um sich hier für die nächste Zeit niederzulassen und einen neuen Boden, einen festen Stützpunkt in der hiesigen Welt und Gesellschaft zu finden, um von diesem aus, wie er schon damals hoffte und träumte, einst die Gesellschaft selbst aus ihren Angeln heben zu können. Kaum aber war er in Berlin eingerückt, als ihn ein Ausweisungsbefehl des Polizeipräsidiums traf. Der rheinische Rebell sollte in der Hauptstadt keine Stätte finden, wo er sein Haupt niederlegen könne. Aber wenn er viele und mächtige Feinde hatte, so fehlte es ihm auch andererseits doch nicht an mächtigen Freunden, die für den von jenen befehdeten und mit ihrem Haß beehrten nötigenfalls eintraten, und das ganze Gewicht ihres Namens und ihrer Bedeutung für ihn in die Wagschale warfen. Als ein solcher Freund erwies sich ihm damals Alexander von Humboldt. An ihn, dem Lassalle von Paris her be-

kannt war, und der die Tiefe, den Reichtum und den Glanz dieses Geistes sehr wohl zu würdigen wußte, wandte sich der mit Ausweisung bedrohte mit der Bitte, durch seine Vermittlung dies Loos von ihm abwenden zu helfen. Und nicht vergebens. In gewohnter Hilfsbereitschaft trat Humboldt für Lassalle ein. Er schrieb zu dessen Gunsten an den Prinzen von Preußen, der damals eben die Regentschaft für den erkrankten königlichen Bruder übernommen hatte, einen Brief, der eins der schönsten Zeugnisse der freien hochherzigen Gesinnung des großen Gelehrten und des stolzen Mutes bildet, mit welchem er bei dem Mächtigsten und Höchsten im Staat für die Achtung vor der Würde der Wissenschaft und für die Gerechtigkeit gegen einen so begabten, ernsten und begeisterten Diener und Priester derselben, wie seinen Schützling Lassalle plaidierte. Dies für letzteren wie für den Verfasser und Absender gleich ehrenvolle, Schreiben verfehlte seine Wirkung nicht. Lassalle blieb fortan unbehelligt in Berlin, konnte sich, durch nichts behindert, seinen wissenschaftlichen Arbeiten hingeben und sein Leben auf seine Art führen. Diese aber war originell und ungewöhnlich genug.

Gleich bei jener ersten Begegnung im schmalen Kabinet der gemeinsamen Freundin zog er mich an und fesselte er mich durch seine Erscheinung, wie durch das Freie und Kühne in seinem Wesen und Benehmen. Vorurteile, welche gegen neue Persönlichkeiten durch üble Nachrede,

durch verleumderisches Geklätsch der Biedermänner bei der Mehrheit der Menschen so leicht erweckt werden, kannte ich so wenig als die Hausherrin. Vor der Wirklichkeit, vor der Person dieses Mannes, wie er mir hier gegenübertrat, verschwand all das Gerede über ihn und das ganze Zerrbild, das die trefflichen Tugendwächter von ihm entworfen und verbreitet hatten, in Nichts. Daß ich ihm ein auch nur annähernd ähnliches Interesse für mich einflößen könnte, wie er mir für ihn, — ich war nicht eitel genug, um mir das auch nur einen Augenblick lang einzubilden. Der größte Gegensatz bestand zwischen seiner und meiner Lebensstellung, seinem und meinem Naturell, seinen und meinen Anschauungen von der Kunst, der Dichtung, der Natur und Geschichte. Aber trotzdem entwickelte sich bald genug ein freundlicher und mir sehr werter Verkehr zwischen uns. Die Sprache, die Lassalle redete, war mir ja bekannt und vertraut genug, wenn sie mir auch wie aus einer längst versunkenen Welt erklang. Sehr merkwürdig und schwer verständlich erschien es mir, daß die furchtbare, vernichtende praktische Kritik, welche doch die von uns Allen mit erlebte Weltgeschichte von 1849—57 an den Ideen von 1848 geübt hatte, auf ihn ganz ohne Eindruck geblieben war und seinen Glauben durchaus unerschüttert gelassen hatte. Er schien immer noch auf die Wahrheit der revolutionären Legende zu schwören. Die Gestalten der Väter, blutigen Propheten und Werkzeuge der großen französischen Revolution, lebten

in seiner Anschauung noch immer in der Form jener dichterischen erhaben-schrecklichen Phantasiegeschöpfe, die Lamartine in seiner „Geschichte der Girondins“ gezeichnet und für treue lebendige Bildnisse ausgegeben hatte, während sie kaum einen Zug von wirklichen lebensfähigen Menschen haben. Von der Wiederkehr solcher Naturen und von der Aktion der von ihnen geführten und elektrisierten Volksmassen erwartete er die Wiedergeburt Deutschlands und Europas! Bei all seiner durchdringenden praktischen Klugheit, von der er in seinen Kämpfen für die Gräfin Hatzfeld so glänzende Proben gegeben hatte, wurzelte sein Denken doch zu tief und fest im Boden der Hegelschen Philosophie, als daß er einer realistischen Anschauung und Auffassung der Geschichte, ihrer Vorgänge und Persönlichkeiten fähig gewesen wäre. Für die Natur fehlte ihm jeder Sinn. Offen gestand er mir, sie und die Wissenschaft von ihr interessierte ihn nicht im mindesten, hätte gar keine Bedeutung für ihn. Ihm war das Wort aus der Seele gesprochen: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Schillers Gedankenpoesie stand in seiner Schätzung wolkenhoch über Shakespeares und Goethes, auf dem festen Grunde der Natur und Menschlichkeit basierender, Dichtung.

Wenn er übrigens in seiner eigenen Person, seinen Sitten und seiner Lebensführung dem Vorbilde eines jener „Großen“ von 1792, 93 und 94 nachzueifern trachtete, so waren es keineswegs der „tugendhafte“ be-

dürfnislose Robespierre, der strenge puritanische Saint-Just, oder der mit Schmutz und Blut besudelte Marat, — wie sehr Lassalle sich auch an dem hohlen, tönenden Bombast des Freiligrathschen Gedichtes, das diesen widerlichen Gräuelmenschen in so süßlicher, verlogener Weise verherrlicht, begeistern mochte, und mit wie selbstgefälliger Wonne er dasselbe auch vorzutragen liebte. Mit dem Ruhm des Philosophen, des Mannes von allumfassendem Wissen, des künftigen Volksführers in der neuen roten Revolution, und Diktators in der sozialdemokratischen Republik der Zukunft, ja auch des dramatischen Dichters, wollte er den des modernen Alcibiades, des Berückers aller Frauenherzen, des Freundes geistreicher Aristokraten, des glänzenden Lebenskünstlers im großen Stil verbinden. —

Er bewohnte bis zum April 1859 die Parterrewohnung in dem Nr. 20 schräg gegenüber liegenden Hause in der Potsdamer Straße an der östlichen Ecke der damals erst wenige Jahre zuvor durchgebrochenen Eichhornstraße. Trophäen von orientalischen Waffen, die französischen Kupferstiche der Bilder aller Hauptszenen der großen Revolution, nicht wenige, gut ausgewählte Fragmente antiker Marmorarbeiten, die er in Italien und Paris erworben hatte, und einige Gipsabgüsse bildeten die Elemente der künstlerischen Dekoration seiner Räume. Der eine derselben enthielt die für einen Privatmann außerordentlich vielumfassende Bibliothek. Die Dekorationsstücke freilich, ohne welche wir uns heute eine luxuriös

eingerichtete Wohnung kaum mehr denken können: orientalische Teppiche, farbenreiche Vorhangstoffe, entsprechende Wandbekleidungen und Möbelbezüge von prächtig und harmonisch gestimmter Tonkombination und Mustern, fehlten dieser Wohnung eben so wie damals jeder anderen, auch unserer Reichsten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme weniger Künstler. Ich entsinne mich noch sehr genau des Abends oder vielmehr der Nacht, im Spätherbst 1857, als ich dies Heim Lassalles zum ersten Male betrat. Wir hatten drüben im Hause Nr. 20 bis weit über Mitternacht hinaus in angeregtester Unterhaltung zugebracht. Als wir Letzten, Lassalle, Julius Frese, Herbert König und ich uns gegen 2 Uhr endlich verabschiedet hatten, lud jener uns ein, noch mit zu ihm herüber zu kommen, um das Gespräch fortzusetzen. Der Diener erwartete seinen Herrn. Die Gaskronen und Kerzen brannten im Salon und Speisesaal. Die Kohlen glühten im Kamin. „Welche Sorten wünschen Sie?" fragte Lassalle, als wir uns bei ihm niedergelassen hatten. Wir machten die Probe. Aber er und sein Keller bestanden sie vortrefflich, und der Geist der gewünschten Sorten wie der unseres Wirtes hielten uns bis zur Morgendämmerung bei ihm festgebannt. Noch höre ich beim Heimgehen Herbert Königs enthusiastische Ausrufe des Staunens: „Aber das ist ja ein Mensch aus einem Hackländerschen Roman! Giebt es denn so etwas in unserem philiströsen Berlin?"

In dem Speisesaal dieser seiner ersten Wohnung ver-

sammelte Lassalle bereits in jenem Winter von 57—58 an manchen Abenden zum späten Diner oder Souper eine ziemlich große Versammlung von Persönlichkeiten, die unter sich sehr verschieden nach Beruf, Stellung, selbst politischen Anschauungen und Standpunkten, Alter, Charakteren, doch das gemeinsame hatten, daß sie durch geistige Eigenschaften, Talente, Bildung, Leistungen, Lebensschicksale über das Durchschnittsniveau der Menge hervorragten. Dieser Kreis erweiterte sich später mehr und mehr, nahm auch Frauen in größerer Zahl als zu Beginn in sich auf. In dem Salon und Speisesaal der 1859 von Lassalle bezogenen glänzenden Wohnung im Erdgeschoß des Hauses Bellevuestraße 13 vereinigte sich oft eine noch merkwürdigere, noch seltsamer gemischte und noch lebhafter und feuriger angeregte Gesellschaft als vordem dort in der Potsdamerstraße. Unter den Besuchern und Freunden Lassalles, denen ich hier wie dort begegnet bin, waren nicht wenige Männer, deren Namen aus der Geschichte der deutschen Politik, Wissenschaft, Kunst, des gesamten deutschen Geisteslebens nicht verschwinden werden. Da sah ich den damals bald dreiundsiebzigjährigen vielgenannten schöngeistigen Diplomaten und Geschichtsschreiber, den verwitweten Gatten Rahels, Varnhagen von Ense, dessen ganze Erscheinung, Sprache, Manieren noch immer wie vom Duft der Zeit des Wiener Kongresses umweht waren; eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung und

jugendlicher Biegsamkeit, das bartlose Gesicht von etwas weichlichen Formen und Zügen mit dem Ausdruck selten abgelegter verbindlicher, Freundlichkeit das Haupt noch mit vollem silberweißen Haar geschmückt; in seiner dem greisen Goethe nachgebildeten Ruhe, heiteren Gelassenheit und milden ironischen Schalkhaftigkeit, es nie und keinem außer seinem Freunde A. v. Humboldt verratend, welcher bissige Grimm und Haß gegen die damals in Preußen und Deutschland herrschenden Mächte und Persönlichkeiten in seinem verschwiegenen Busen kochte und sich in Tagebuchergüssen, wie in fast täglichen Billets an jenen, Luft machte, während er auch gegen die Regierenden anscheinend ganz Ergebenheit war, lächelte und lächelte . . . Ein vollendeter Künstler der Causerie, des „geistreichen" Geplauders, zu dem ihm ein enormer Schatz angesammelter Erinnerungen und Kenntnisse den reichsten Stoff bot. Varnhagens Nichte, Fräulein Ludmilla Assing, die Leiterin seines Hauswesens, die Seele des berühmten Salons in der Mauerstraße, deren, ob auch längst nicht mehr jugendliches, Mädchenherz von einer tiefen, rasch wachsenden, nicht zu bergenden leidenschaftlichen Neigung für Lassalle ergriffen worden war, welche die eben so geistvolle und hochgebildete als reizarme Dame zu den bedenklichsten, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorbringenden, phantastischen Toiletten-Extravaganzen veranlaßte. Da erschien Hofrat Dr. Friedrich Förster, der sogenannte „Hofdemagoge", der Busenfreund und Waffengefährte Theodor Körners,

Besitzer der schönsten und kostbarsten künstlerischen Reliquien aus dessen und seiner Familie Nachlaß. Sechs Jahre jünger als Varnhagen, von hohem noch immer auffällig schönem Wuchs, mit schön und kühn geschnittenem blauäugigen, mit wohl gepflegtem kleinem Schnurrbart und Backenbart geschmückten, Gesicht, das übrigens ein Blender war und den Glauben an das Vorhandensein von Charaktereigenschaften erweckte, die Förster ziemlich fern lagen; mit vollem silbergrauen, altmodisch schwungvoll frisierten Haupthaar. Die beiden großen deutschen Geistessterne, Goethe und Hegel, hatten ihm noch persönlich gestrahlt, ersterer ihm bekanntlich sogar „die Waffen gesegnet", die der junge Lützower Freischärler, zum heiligen Kampf ausziehend, führte. Etwas wie ein Nachleuchten des Abglanzes jener beiden schien noch immer an Försters Wesen zu haften. Seine, trotz seines diplomatischen Verhaltens doch nicht völlig zu verbergenden, ketzerischen, politischen und unkirchlich philosophischen Überzeugungen hatten den patriotisch-preußischen Dichter und Geschichtsschreiber dem Hofe mißliebig gemacht und seine Strafversetzung aus der Direktion der „Königl. Kunstkammer" an die Königl. Bibliothek veranlaßt. — Der Dritte in diesem Bunde der Alten an Lassalles Tafel war der damals siebenundsiebzigjährige General a. D. von Pfuel, der Jugendfreund H. v. Kleists, der ehemalige preußische Ministerpräsident im, wie es die Kreuzzeitung nannte, „Ministerium der Schande" (vom 21. September 1848 bis 31. Oktober), welches dann Ab-

20*

fang November dem der „Retter Preußens“ Brandenburg-Manteuffel, weichen mußte; er, der in der verhängnisvollen Oktober-Sitzung der Nationalversammlung im Königlichen Schauspielhause für den Antrag gestimmt hatte, die Regierung des Reichsverwesers in Frankfurt a. M. aufzufordern, dem, von den kaiserlichen Truppen eingeschlossenen und bedrängten, revolutionären Wien zu Hilfe zu ziehen. Eine vom Alter ungebeugte, eisenfeste Gestalt mit scharfgemeißeltem blauäugigen schnurrbärtigen Antlitz und schneeweißem, ganz unmilitärisch lang getragenen vollen Haar; straff soldatisch in Haltung und Benehmen, von ungebrochener Jugendkraft, meist streng und ernst im Aussehen; ein Meister des Erzählens aus der Fülle seiner bis in die französischen Revolutionskriege zurückreichenden Erinnerungen. — Hier traf ich auch wieder mit Ernst Dohm zusammen, dem Redakteur des Kladderadatsch, Lassalles sechs Jahre älterem Breslauer Landsmann und Freunde, den ich noch vom demokratischen Klub im Jahr 1848 her kannte, aber seitdem nur flüchtig gelegentlich bei Albert Hofmann auf dem Karlsbade gesehen hatte. Ein blonder Herr von mittelgroßer untersetzter mäßig gerundeter Gestalt, von sauberstem korrektesten Aussehen, mit bebrilltem Gesicht, das sich in sehr ernste Falten legen konnte, in dem aber viel häufiger noch die Geister eines bald graziösen und gemütlichen, bald schneidenden satirischen Humors zuckten; ursprünglich protestantischer Theologe, (wenn auch einer israelitischen

Familie entstammend), von tiefer, reicher, gelehrter, klassischer Bildung und einem zur hohen Meisterschaft ausgebildeten glänzenden natürlichen Form- und Sprachkünstlertalent, verbunden mit einer Gabe des anmutigen, immer anregenden, Weib und Mann gleich fesselnden und gewinnenden Plauderns, wie sie gelehrten deutschen Männern nur äußerst selten gewährt war. Später trat auch seine junge dunkellockige Gattin, aus deren großen, braunen, sammtweichen, breitlidrigen „Märchenaugen" der schwungvolle Geist und die reiche Phantasie der kleinen, zierlich gewachsenen Dame strahlte, in diesen Lassalleschen und Dunckerschen Kreis ein und schmückte die dortigen Feste mit dem Zauber ihrer fremdartigen Schönheit. Mit Frau Hedwig Dohm zugleich kam auch ihre nicht minder anmutige Schwester Asta Schleh, (ihr Elternhaus war mit fünf Töchtern, eine von ihnen eine bekannte talentvolle Malerin, jede verschieden und fast jede damals noch von gleichem Reiz der Erscheinung, gesegnet), die sich in jenen Jahren mit Dohms und Lassalles Landsmann und Jugendfreunde, dem gelehrten Juristen Dr. Hiersemenzel vermählt hatte, einem körperlich eigentümlich marklosen Herrn von gemacht genialischen Manieren, aber großem Wissen und glänzender Begabung. Ein andrer getreuer Jugendfreund Lassalles, den man völlig unzertrennlich mit ihm verbunden sah, war Dr. Prietzel, der gelehrte Botaniker und Beamte an der königl. Bibliothek, ein tiefer und feiner Geist von ganz eigenartigem, stillen, sinnigen

und behaglichen Humor, dem Freunde unbedingt ergeben. Adolf Stahr und Fanny Lewald waren hier wie drüben bei Dunckers gern gesehene Gäste, wenn die satirische Laune der Intimsten sie auch so wenig schonte, als die rasch herausgefundenen schwachen Seiten jedes andern „guten Freundes". Hans von Bülow, der philosophische Musiker, schon damals in seinem siebenundzwanzigsten Jahr ein gefeierter Meister des Klavierspiels und ebenso gewandt, die Feder des Schriftstellers zur Verteidigung und zum kritischen Angriff mit gleicher Schärfe, gleichem Temperament und gleich glänzender Virtuosität zu führen, mit Dohm nahe befreundet, schloß sich Lassalle mit enthusiastischer Sympathie an. Mit jenem gemeinsam stand er in der ersten Reihe der Kämpfer für das, in jener Zeit noch so neue, musikalische Evangelium Richard Wagners, dessen „Tannhäuser" schon vor seiner ersten Aufführung in Berlin und erst recht nach derselben (1856, Lohengrin 1859) den leidenschaftlichen Streit der Meinungen in der hiesigen Gesellschaft entfesselt hatte. Lassalle, wie die meisten von Natur unmusikalischen, mehr denkenden als empfindenden Menschen (aber freilich auch eben so zahlreiche musikalische Naturen) sah in R. Wagner den größten aller Meister der holden Kunst. Hatte doch keiner seiner naiven Vorgänger über ein so mächtiges deklamatorisches Pathos geboten, wie er; die musikalische Sprache, für die Lassalle einzig einiges Verständnis besaß. Wenn auch die Sache der Zukunftmusik dem radikalen Sozialpolitiker im

Grunde zu wenig am Herzen liegen konnte, um sich mit ähnlichem Feuereifer dafür zu engagieren, wie jene beiden Freunde, so war er mit seinen Sympathien doch so entschieden auf Wagners Seite, wie W. Lübke auf der der prinzipiellen Gegner, und konnte in der damals noch nicht besonders zahlreichen Schar seiner Anhänger in der Berliner Gesellschaft als ein nicht zu unterschätzender Mitstreiter gelten.

Ebenso wenig wie Lassalle ein innigeres Verhältnis zur Musik hatte, war ihm auch der Sinn für die Malerei erschlossen. Seine Auffassung derselben war immer eine rein litterarische. Diese Kunst hatte für ihn nur Bedeutung als Interpretin der Ideen. Das eigentlich Künstlerische in der Malerei, was ihren Schöpfungen doch erst den wirklichen Wert verleiht, war für ihn nicht vorhanden. Er war völlig blind dafür. Die Kämpfe für die Freiheit, ihre Siege und das heroische Märtyrertum für sie zu schildern, erklärte er für die höchste Aufgabe der modernen Malerei. Eine Debatte mit ihm über diesen Punkt, über diese Anschauung, die jedem Künstler und jedem künstlerisch denkenden und empfindenden Menschen durchaus verkehrt erscheinen muß, war unmöglich und nutzlos. Sein Umgang mit Künstlern blieb hier denn auch jederzeit ein sehr beschränkter; auf Reinhold Begas, den ich 1859 mit ihm bekannt machte, und auf Georg Bleibtreu, zu dem er wohl bereits in Düsseldorf in Beziehung getreten sein mochte. Für diesen hegte Lassalle unter den

Malern die wärmste Bewunderung. In dem Maler der Freiheitskriege und der Kämpfe Schleswig-Holsteins sah er den berufenen Schilderer der vermeintlich so nahen neuen Freiheitsschlachten des Deutschen Volks. Bleibtreu war mit seiner jungen Frau und dem kleinen Knaben Karl eben damals nach Berlin übersiedelt. Ein junger Mann, nahe den Dreißigern, von kleiner zarter Gestalt und einer gewissen schüchternen Freundlichkeit des Auftretens, das den Maler jener vielbewunderten Schlachtenbilder von unvergleichlicher packender Macht des Ausdrucks und der leidenschaftlichen Bewegung zunächst in keinem Zuge erkennen ließ. Aber seine langsame nachdrückliche Redeweise vibrierte desto vernehmlicher von der Glut seiner ehrlichen Vaterlands-, Freiheits- und Kunstbegeisterung, die sich in seinen Compositionen aussprach und im Verein mit starker Willensenergie diese zarte Hülle beseelte.

Wie der Maler der Schlacht von Waterloo, so wurde auch deren Dichter, Friedrich Scherenberg, hier bald mit Lassalle bekannt und herzlich befreundet. Der preußische königstreue Patriotismus hinderte den Poeten nicht, das eigentümlich Große in der geistigen Persönlichkeit des verwegenen Revolutionärs richtig zu erkennen und zu würdigen und gerne mit ihm zu verkehren.

Von solcher Schätzung Lassalles, dem Umgang mit ihm und der Teilnahme an seiner Tafelrunde ließ sich auch durch sein preußisches Offiziersbewußtsein einer der schneidigsten Reiteroffiziere der Armee, der freilich zugleich

als einer der gescheidtesten, gebildeten, geistreichsten Köpfe in ihr und einer der glänzendsten Cavaliere bekannt war, Baron v. Korff, Rittmeister im 2. Gardedragoner-Regiment, nicht zurückhalten. Im Laufe der nächsten Jahre traten in diesen Kreis noch manche andere hervorragende Männer ein, von denen gleich hier die vier merkwürdigsten und bedeutendsten genannt sein mögen.

Im Jahre 1858 von seiner großen ägyptischen Forschungsreise heimgekehrt, machte Heinrich Brugsch die Bekanntschaft Lassalles, und wurde bald zu einem seiner Intimsten. Der damals zweiunddreißigjährige berühmte Ägyptologe, der Sohn eines Unteroffiziers, hatte schon als Knabe auf dem Kölnischen Gymnasium zu Berlin die gelehrte Welt durch seine rätselhafte phänomenale Begabung für diese Spezialwissenschaft und seine dafür zeugenden Leistungen in Erstaunen gesetzt. Durch Alexander von Humboldt dem Könige empfohlen und in seinem Studium mächtig gefördert, erfüllte er als Mann glänzend die in so früher Jugend erweckten großen Erwartungen. Jene erste ägyptische Forschungsreise war an Erfolgen und neuen Errungenschaften außerordentlich reich gewesen. Der junge Gelehrte galt bereits als eine der ersten europäischen Autoritäten dieser Wissenschaft und erfreute sich des gleichen Ruhms bei den Ägyptologen aller Nationen. Aber nie hat ein gelehrter deutscher Professor weniger von dem typischen Wesen eines solchen an sich gehabt, weniger Pedanterie, weniger Weltfremdheit gezeigt, als dieser. Er

verstand sich auf den Genuß „der holden Güter dieses Lebens“ jederzeit in jungen und älteren Tagen und im Westen wie im Osten so gut, wie auf das Lesen der Hieroglyphenschrift, die Ausdeutung der Denkmale, die demotische Sprache der alten Bewohner des Nillandes; und das Gebiet der heitern Thorheit und Weltlust lag ihm nicht viel ferner und war ihm nicht weniger vertraut, als das der ernsten Forschung und strengen Geistesarbeit. Um so mehr Grund für Lassalle, Geschmack an seiner Person und seinem Umgang zu finden. Im Orient hatte Brugsch unwillkürlich manches vom Wesen der Orientalen angenommen: die Ruhe in der Haltung und Sprache, den vornehmen Gleichmut. Die großen, tiefen, weichen und glutvollen, dunkeln Augen hatte ihm von Haus aus die Natur schon mitgegeben, und für das Bräunen seines charaktervollen schnurrbärtigen Gesichts hatte die Sonne Ober-Ägyptens genügend gesorgt.

Die Amnestie für politische Verbrecher führte Lothar Bucher, den ehemaligen Steuerverweigerer der preußischen Nationalversammlung, aus seinem Londoner Exil nach Berlin zurück. Er hatte seinen vieljährigen Aufenthalt in England zu gründlichen Studien der britischen Politik, zu Correspondenzen an die Nationalzeitung und Feuilletons benutzt, durch die zum erstenmal eine klarere und richtigere Kenntnis der *wirklichen* politischen und sozialen Zustände des Inselreichs, seiner bestimmenden Mächte und Persönlichkeiten in Deutschland verbreitet und eingewurzelte

altüberlieferte Legenden in Bezug darauf zerstört worden sind. Adolf Stahr, sein enthusiastischer Bewunderer, nannte diesen unter dem Zeichen des □s schreibenden National-zeitungs-Correspondenten den „Aufklärer Europas“. Hier in Berlin sah ich den Heimgekehrten zuerst bei Lassalle wieder; einen kleinen Herren, von 42—43 Jahren, dessen, damals noch mit starkem Vollbart geziertes, Gesicht die auffälligste Ähnlichkeit mit dem bekannten antiken Bildniskopf des Demosthenes zeigte. Er verhielt sich meist sehr schweigsam und zurückhaltend in der Gesellschaft von andern. Wer nicht aus seinen Schriften wußte, wer und was er sei, würde es daraus, wie er sich in diesem großen Kreise gab, nie erraten haben. Er setzte hier seine schriftstellerische Thätigkeit als Feuilletonist der Nationalzeitung fort, ohne eine Ahnung von seiner spätern großen Carrière und staatsmännischen Wirksamkeit zu hegen.

Früher noch als Lothar Bucher dort erschien, gab einmal Karl Marx, der geistige Vater des modernen Sozialismus, der für einige Wochen von England herübergekommen war, in Lassalles Hause gleichsam Gastrollen. Man sah den gefürchteten Prediger des allgemeinen Umsturzes und der Vernichtung der alten Gesellschaftsordnung, der sich hier als ein heiter behaglicher, sarkastischer, lebenslustiger, vollkräftiger Herr in seinem Wesen wie in seiner ganzen Erscheinung zeigte, mit einer aus Scheu, Grauen, Neugierde und Wohlgefallen eigentümlich gemischten Empfindung an.

Eine noch größere und beglückendere Genugthuung aber schien Lassalles demokratisches Herz zu empfinden, wenn bei gelegentlichen Aufenthalten in Berlin „Semilasso", „der Verstorbene", der damals noch sehr lebendige, ob auch greise und seines Podagras wegen sich beim Gehen auch im Zimmer auf einen schwarzen Stock mit Elfenbeinkrücke stützende, Fürst Pückler-Muskau bei ihm eintrat und an seinem Tisch zwischen den andern Freunden und Gästen des Hauses Platz nahm. Welch ein feingeschnittenes Aristokratengesicht zeigte dieser, mit ganz kurzem, wie oxydiertes Silber glänzenden Haar geschmückte, zierliche Kopf; welche Geschmeidigkeit und Eleganz in der Gestalt des (1859) Vierundsiebzigjährigen; welche einfache natürliche Vornehmheit und Verbindlichkeit in seinem Benehmen und Bezeigen auch in diesem Kreise, in welchem so manche Figuren ihm doch in innerster Seele ein Gräuel sein mußten.

Neben den alten Herren und den Altersgenossen Lassalles fehlte es in seiner Umgebung auch nicht an jungem Nachwuchs, an begeistert zu ihm aufblickenden Schülern. Besonders zwei von ihnen haben im späteren Leben die großen Hoffnungen durchaus gerechtfertigt, die man damals für ihre Zukunft hegte und durchgesetzt, was sie erstrebten: Dr. Schönberg, der sich dem Studium der Volkswirtschaftslehre gewidmet hatte und sich unter Lassalles mächtigem Einfluß durch die Theorien der orthodoxen Freihandelslehre zu den Überzeugungen hindurch-

gearbeitet hatte, welche man zehn bis fünfzehn Jahre später als die des „Kathedersozialismus" zu bezeichnen liebte. Zu dessen namhaftesten Vertretern unter den deutschen Universitätsprofessoren zählt bekanntlich dieser heute in Tübingen wirkende Gelehrte und Dozent der Volks- und Handelswissenschaften, damals ein auffallend hübscher junger Mann, der, trotz eines gewissen frühreif ernsten unjugendlichen Wesens, im hohen Rat der jungen wie der reiferen Frauen nicht wenige bestochene Richter sitzen hatte. — Erst im Beginn der sechsziger Jahre schloß sich ein anderer jugendlicher begeisterter Jünger an Lassalle als seinen Meister an: Ludwig Löwe, der spätere Reichstag-abgeordnete, Volksführer und Begründer der vielgenannten Maschinen- und Gewehr-Fabrik zu Berlin, der Sohn eines kinderreichen jüdischen Lehrers oder Synagogen-beamten in Heiligenstadt im Eichsfelde; ein junger Mann von eiserner Energie und durchdringender praktischer Klugheit, der, gänzlich mittellos nach Berlin gekommen, es in kaum glaublich kurzer Zeit erreichte, durch richtige Erkenntnis und Benutzung der Menschen und Verhältnisse, bei zäher, sein Ziel unausgesetzt verfolgender Willenskraft von Stufe zu Stufe aufklimmend, sich zu einer ungewöhnlichen Machtstellung und Bedeutung im Parlament, der städtischen Verwaltung, der Gesellschaft und der Industrie emporzuringen.

Selbstverständlich gehörten zu den liebsten und geehrtesten Gästen des Lassalleschen Hauses Franz Duncker und Frau

Lina. War er doch rasch zum intimsten Freunde des ihrigen geworden, der dort Regen und Sonnenschein machte, bald jeden andern in den Schatten drängte und tiefgreifende Wirkungen auf den dort herrschenden Ton und Stil der Geselligkeit, wie auf die Stimmungen der dort verkehrenden Männer und Frauen und ihre Beziehungen zu dem Hause und der Familie, ausübte. Gegen den blendenden Glanz seiner Persönlichkeit, welchen der sie umgebende geheimnisvolle abenteuerlich-romantische Schimmer noch verstärkte, konnten weder der Geist, die Bildung, noch die künstlerischen und gesellschaftlichen Talente und sonstigen Vorzüge der Freunde von älterem Datum aufkommen. Selbst die sich am sichersten im Besitz ihrer Privilegien glaubten, fühlten sich zu ihrem Schrecken und Ärger plötzlich darin durch diese neue Macht ernstlich bedroht. Wer sich nicht zur neidlosen Bewunderung oder Zuneigung für Lassalle bewogen fühlte, oder sich nicht philosophisch zu resignieren vermochte, verfiel unrettbar dem Ärger, der Verbitterung, der Eifersucht.

XVIII.

Daß jener romantische Schimmer immer wieder neue „Uppermünterung“ erhielt, dafür verstand Lassalle vortrefflich zu sorgen. Es war ihm ein Bedürfnis, durch ungewöhnliches zu überraschen und die öffentliche Meinung zur Beschäftigung mit ihm zu nötigen. Bald geschah das durch ein wissenschaftliches Werk voll reicher Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Untersuchungen; bald durch ein Pamphlet voll beißendem Spott und zornigen rücksichtslosen Ausfällen gegen Männer von bekanntem Namen, oder durch eine Broschüre, welche die Augen der Menge und des Staatsanwalts auf ihn lenkte. Bald durch die Herausgabe einer eignen Dichtung, die niemand von ihm erwartet hätte. Bald durch eine glänzende Verteidigungsrede vor Gericht. In den Zwischenzeiten aber verschmähte er auch kleinere Mittel nicht, um sich Triumphe der Eitelkeit zu verschaffen. Die in seinem Hause veranstalteten

Symposien gehörten gleichfalls dazu. Diesen aber mußte von Zeit zu Zeit wieder noch eine ganz besondere Würze beigegeben werden, die ihren Effekt auf die Teilnehmer verstärkte. So veranstaltete er im Winter 1858 einmal einen Herrenabend, an welchem er seinen Gästen zunächst, statt Speise und Trank, gestopfte lange türkische Pfeifen darbieten ließ, auf deren glimmenden Taback er Pastillen aus — Haschisch legte. H. Brugsch hatte letztere frisch aus Persien bezogen. Lassalle selbst versagte sich den Genuß, dies orientalische Narcoticum zu rauchen und dessen oft so glühend geschilderte wundersame Wirkungen auf Gehirn und Nerven an sich selbst zu erproben. Er wollte den Kopf freibehalten, um die Vorgänge zu beobachten und zu studieren, die das Einsaugen des Haschischaroms bei jedem Einzelnen zur Folge haben würde.

Sie waren grundverschieden, je nach Temperament und körperlicher Organisation der Raucher Die Wirkung auf mich selbst empfand ich sehr bald, zunächst als ein süßes, wohliges Behagen, ein Gelöstsein aller Glieder im Gefühl einer tiefen angenehmen Müdigkeit. Dann aber geschah etwas sehr Überraschendes, das mir doch auch wieder als etwas ganz Natürliches erschien. Die Wände des Zimmers waren verschwunden. Unabsehbar dehnte sich eine weite, weite öde Ebene vor mir aus; — und über diese ganze Fläche hin erstreckten sich meine ins Endlose gewachsenen, von meinem Sitz aus vorgestreckten Beine. Am fernen Horizonte erkannte ich meine dort von der Erde aufragen-

den Füße! Die Decke des Lassalleschen Zimmers über mir aber war nicht wie die Wand verschwunden, sondern an ihrer Stelle in ihrer alten Höhe verblieben. So erfaßte mich das trostlose Bewußtsein: du kannst nun nie wieder aufstehn, mußt hier sitzen bleiben bis ans Ende deiner Tage! Müßtest du dir doch notwendig den Kopf an der Decke einstoßen, wenn du dich auf die Füße stellen wolltest. Dieser Gedanke und diese Aussicht erfüllten mich mit tiefer Traurigkeit. Schwermütig resigniert saß ich da, bis jene wieder näher und näher kamen, die Beine kürzer wurden, die Wände wieder den Raum schlossen und das Traumbild zerrann.

Hans von Bülow sah man sehr bald in eine Art poetisch-musikalischer Verzückung geraten. Von goldig leuchtenden Abendwolken, wie er es begeisterungstrunken schilderte, fühlte er sich emporgehoben und durch die Lüfte getragen, und vernahm, während seine Augen und sein Antlitz in seliger Verklärtheit leuchteten, wunderbare überirdische Harmonien, Sphärenklänge, die er nachzusingen vergebens versuchte. Leider schien er die Vorsicht nicht beobachtet zu haben, sich während mehrerer Stunden vor dem Beginn der Sitzung aller Nahrung zu enthalten. So trat bei ihm nur zu bald schon ein sehr prosaischer Sturz aus seinen Himmeln ein. Die hohe Intuition wurde, ich will nicht sagen wie, geschlossen und der Leidende zu Bett gebracht. —

Franz Duncker sahen wir plötzlich von einer wilden Rauflust ergriffen, die aber durchaus keiner zornigen Erregung entsprang. Während sein Gesicht die herzlichste Heiterkeit ausdrückte und er sich vor Lachen schüttelte, hieb er mit den Fäusten auf seine besten Freunde in aller Fröhlichkeit ein, denen es nicht ganz leicht wurde, ihm zu entgehen, oder ihn abzuwehren und zu bändigen.

Am merkwürdigsten und lustigsten äußerte sich der Haschischrausch bei Ernst Dohm. Die Kraft seines Witzes schien verzehnfacht zu sein. Er sprühte von geistreichen tollen Einfällen, die ihm unaufhaltsam von den Lippen perlten, wie Juwelen von denen der „goldenen Jungfrau" im Märchen. Wenn ein Stenograph zugegen gewesen wäre und sie niedergeschrieben hätte, — in einer Stunde würde er genügendes Material gewonnen haben, eine ganze Nummer eines Kladderadatsch damit zu füllen, wie er noch nie geschrieben und gelesen worden war. Dann aber erkannte Dohm zu seinem Schrecken, daß er in eine Eule verwandelt sei und mit den Flügeln schlagen müsse, und noch dazu in eine für Eulen ganz ungewohnte Situation geraten wäre. Er fühlte sich auf einer Postwagenreise begriffen und augenblicklich in der Passagierstube eines Stationshauses den Beginn der Weiterfahrt erwartend. Hier verlangte er mit krähender Stimme nach dem „Beschwerdebuch", um seine Klagen über den schlechten Wagen und Ungehörigkeiten im Betriebe einzeichnen zu können. Auch bei ihm klang, wie bei den meisten vom

Haschischrausch ergriffen Gewesenen, der Traumzustand allmählich aus, ohne daß die Erinnerung an das in ihm Erlebte und Empfundene damit erloschen wäre. Irgend ein unangenehmer katzenjämmerlicher Zustand, wie nach dem Opiumrausch, blieb zu unserer Überraschung nicht zurück. Der Abend schloß mit einem Nachtessen und einer langen Sitzung beim Wein in einer, durch keine üblen Nachwirkungen getrübten, durch das eben Erlebte aufs angenehmste erregten Stimmung.

Seltsamer Weise hatte Lassalle trotz seines immer regen dringenden Wunsches, sich vor allen hervorzuthun, die Blicke auf sich zu lenken, den Neid zu erwecken, den revolutionären Cavalier heraus zu kehren, anscheinend unterlassen, das, was doch zu einem solchen am unerläßlichsten gehörte, die Fertigkeit in allen ritterlichen Übungen, zu erwerben. Nie hat man ihn ein Pferd tummeln, ein Boot rudern, ein Segel stellen, einen Wagen lenken, nie eine Jagd mitmachen, nie ihn auf Schlittschuhen gesehen. Der einzige Sport, den er mit ziemlichem Eifer übte und in dem er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, war das Pistolenschießen; und diese ließ ihn gerade da im Stich, wo sie ihm den allerwichtigsten Dienst leisten sollte: einen gehaßten Gegner nieder zu strecken, ehe dieser, trotz seiner Kurzsichtigkeit und Ungeübtheit, ihn seinerseits tötlich traf. — Auf unsern gelegentlichen gemeinsamen winterlichen Eispartieen nach Saatwinkel auf dem Spree-

21*

Havelkanal quer durch die Jungfernhaide und weiter über den Tegler Havelsee, wie sie von Frau Lina Duncker von Zeit zu Zeit veranstaltet wurden, spielte Lassalle infolge seiner Unfähigkeit zum Eislauf eine nicht eben beneidenswerte Rolle. Ein jugendlicher Held des Worts und der Feder, ein Löwe der Gesellschaft, ein vielgeliebter und gefürchteter Frauensieger und Volksführer, der sich, zwischen tüchtigen unermüdlichen und begeisterten Schlittschuhläufern und -Läuferinnen im Stuhlschlitten sitzend von einem dazu gemieteten Mann über die Eisfläche schieben lassen muß! . . .

Einmal an einem Abend im Januar 1858 überraschte Lassalle die Gesellschaft im Dunckerschen Hause im Verlauf des Gesprächs über das noch immer modische Tischrücken und den auch in Berlin immer zahlreichere Bekenner findenden Spiritismus, durch die Mitteilung, daß er über eine außerordentlich magnetische Kraft geböte. Die Beweise davon wolle er sofort geben. Unleugbar machte er seinen Hokuspokus und seine magnetischen Kunststücke sehr geschickt und mit oft wahrhaft verblüffender Wirkung, zu welcher der täuschende Anschein des eignen Glaubens daran, den er sich zu geben verstand, nicht wenig beitragen mochte. Er nahm beim Magnetisieren derer, die sich dazu hergaben, bei den gegen sie gerichteten Stoß- und Streichbewegungen der weit vorgestreckten Hände und Arme, Stellungen und Mienen an, die seinem Schauspielertalent alle Ehre machten. Sein Atem wurde zum gewalt-

samen hörbaren Schnaufen und aus den Fingerspitzen schien das magnetische Fluidum bei jedem Vorstoß mit vernehmlichem Knistern, wie die Funken aus den Kolben einer Elektrisiermaschine, heraus zu sprühen. Ehe man erkannt hatte, daß dieser Laut durch das Knipsen der langen Nägel seiner Mittelfinger jeder Hand gegen deren Daumen hervorgebracht wurde, unterstützte der Klang den Eindruck der Manipulation höchst erfolgreich. Der in solcher Manier von Lassalle Magnetisierte suchte anscheinend vergeblich die Augen offen zu halten. In der Haltung eines Halbbetäubten und Willenlosen bewegte er sich vorwärts in der von dem Magnetiseur innerlich gewollten Richtung und führte, nur durch dessen unausgesprochenen Willen getrieben, die Handlungen aus, die man von ihm gethan zu sehen gewünscht und auf einem, Lassalle heimlich übergebenen Zettel, schriftlich vermerkt gehabt hatte. Es gelang fast immer, und umsonst war jeder bemüht, Beweise eines heimlichen Einverständnisses zwischen dem Wundermann und dem Medium zu erspähen, wodurch die Vorgänge ihre natürliche Erklärung gefunden hätten.

Der vollständige Erfolg seiner Experimente in einer dieser „magnetischen Soiréen" hatte Lassalle mit einer solchen Genugthuung erfüllt, daß es ihn trieb, sich von Dunckers Hause noch zu Dohms zu begeben, um diesen von seinen Thaten und seiner Zauberkraft zu erzählen. Er bat mich, ihn zu begleiten, hauptsächlich wohl zu dem

Zwecke, ihm dabei als seine Mitteilungen bestätigender Zeuge zur Seite zu stehen. So betrat ich zum ersten mal die Dohmsche Wohnung.

Sie lag im zweiten Stockwerk des einen der drei ganz gleichmäßig gebauten Häuser mit den kleinen Mittelbalkons in jedem ihrer Geschosse, an der Südseite der heutigen Sigismundstraße, die, wenig verändert, noch gegenwärtig dort stehen. Neben dem östlichsten an der Ecke der Matthäikirchstraße stand inmitten seines Gartens das kleine Häuschen des Hegelianischen Philosophen Professor Michelet, des ersten, der sich zu Anfang der Vierziger Jahre in dieser weiten Gartenregion angebaut und das Unternehmen des Durchbruchs der Matthäikirchstraße vom Tiergarten her zum „Schafgraben“ angeregt und veranlaßt gehabt hatte. Die Regentenstraße existierte noch nicht im Jahre 1858. Bald hinter jenen drei Häusern schloß noch der Plankenzaun eines großen Holzlagerhofes oder Zimmerplatzes, das Rudiment der späteren Sigismundstraße nach Westen hin ab. An deren Nordseite stand noch kein einziges Haus, und ebenso auch keins an dem die Kirche (im Volksmund „Polkakirche“ geheißen) umgebenden Platz. Überall wurde er nur von großen Gärten eingefaßt. Der größte von allen erstreckte sich von dem Gitterzaun an der Nordseite jenes Ansatzes zur künftigen Sigismundstraße bis zu dem, zum Hause des Verlagsbuchhändlers Lehfeldt, Matthäikirchstraße 3 gehörigen, über den ganzen Raum hin, der heute von den Häusern an dieser

Seite der ersteren und von denen an der Westseite des Kirchplatzes eingenommen wird. Dieser große Garten, ein wahrer Park mit den schönsten alten Bäumen, Blumen-, Frucht- und Gemüsebeeten, Wandelgängen, traulichen Bosketts und Rasenplätzen, durfte von den Bewohnern jener gegenüberliegenden Häuser beliebig als Aufenthalt mitbenutzt werden. In den kleineren aneinander grenzenden Gärten auf der Ostseite des Kirchplatzes, gegen den sie hier nur durch Stacketenzäune abgegrenzt waren, wurden für die Sommermonate Lauben an einzelne Familien vermietet. Zu allen Stunden des Tages waren sie von solchen städtischen Mietern eifrigst benutzt, die sich damit eine Sommerreise und einen Badeaufenthalt ersparten und ersetzten.

Ich lernte den ganzen Reiz dieser Gartengegend erst während des Sommers und Herbstes 1858 durch meinen Verkehr mit der Familie Ernst Dohms und meine häufige Anwesenheit in ihrer Wohnung kennen. Durch jenen ersten winterlichen Abendbesuch mit Lassalle war für mich der Umgang mit dem Dohmschen Paar eingeleitet worden, der bald ein sehr lebhafter wurde. Ein kleiner blonder Bube mit prächtigen braunen klugen Augen und zwei noch jüngere Mädchen, die zierlichsten blondlockigen Elfenfigürchen, auf welche die poetische Schönheit, und wie auf ihren Bruder, die, bei der Jüngsten nur um eine Nuance helleren, wunderbaren Augen der Mutter sich vererbt hatten, brachten zu dem hier herrschenden feinen und

reichen geistigen Leben, noch das natürliche lachende fröhliche kindliche hinzu. Wenn dann noch gar die reizenden Schwestern der Hausfrau sich bei ihr einstellten, so war innerhalb der Wände dieser Räume eine solche Fülle jugendlicher weiblicher Anmut vereinigt, wie sie, einer Familie entstammend, sicher nur äußerst selten von einem bescheidenen menschlichen Heim beherbergt werden mag. Viele unvergeßliche gute Stunden habe ich hier mit dessen erwachsenen und dessen kleinen kindlichen Bewohnern, wie mit den hier verkehrenden Freunden und weiblichen Verwandten der Familie, in Sommer- und Wintertagen verlebt; Stunden, deren Glanz und Reiz die dazwischen liegenden vierunddreißig Jahre nicht zu verwischen, in meiner Erinnerung nicht abzustumpfen vermocht haben. Zu jenen Freunden gehörte bald auch das Dunckersche Paar, das ebenfalls durch Lassalle mit dem Dohmschen zusammengeführt wurde. Beide Frauen schlossen sich ziemlich eng an einander an, wie verschieden sie auch, nicht nur in ihrer Erscheinung, sondern auch in ihren Geschmacksrichtungen sein mochten. Eine Passion war bei beiden in ziemlich gleicher Stärke entwickelt: die für den Eislauf. Auch beider Geschicklichkeit darin war beinahe gleich. Es war eine Lust, sie zusammen oder jede für sich über die glatte Fläche in graziös sich wiegender Bewegung gelassenen Fluges dahin gleiten zu sehen. Eine größere noch, sie dabei in gleichem Takte zu begleiten. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals verdoppelten Anlaß

und Grund zu haben meinte, die glückliche Fügung zu preisen, welche mich, wenn auch spät doch noch eben rechtzeitig, dahingeführt hatte, die Kunst zu erlernen. Während vieler Spätsommer-Abende jenes ersten Jahres unserer Bekanntschaft (1858) gewährte bei unbewölktem Himmel der Aufenthalt auf dem Balkon der Wohnung noch einen ganz besonderen Genuß, durch einen wunderseltsamen höchst eindrucksvollen ungewöhnlichen Anblick, der sich uns dort zeigte. Er ist mir unauslöschlich eingeprägt geblieben. Am ausgestirnten Abendhimmel über der herrlichen Gartenwelt, die sich unten gegenüber weit hin ausbreitete, stand damals mit gewaltigem feurig leuchtendem Schweif der große Komet zwischen den, vor seinem Schimmer fast verblassenden, beständigeren Sternen; er, der dem uralten Glauben der Menschheit an die prophetische Bedeutung dieser „herausgehängten Himmelsruthe", ähnlich wie der von 1811, neue Nahrung und Kräftigung geben sollte. Folgte auf dieses Kometenjahr doch das Jahr 1859, das des großen italienisch-österreichischen Krieges, in welchem der Stein endlich ins lang erwartete, heiß ersehnte und gefürchtete Rollen kam.

Nicht selten traf an den Frühsommer- und Herbstabenden vor und nach der Sommerreise der engere, innere Kreis der Duncker-, Lassalle-, Dohmschen Gesellschaft mit uns in dem merkwürdigen Biergarten an der Ecke des Kanals und der Südostseite der Potsdamer Straße zusammen, dessen ich oben schon erwähnte, dem der Wittwe Heisler.

Er war in dieser Gegend damals der einzige und wurde allmählich zum abendlichen Sammelplatz der namhaftesten, hervorragendsten Männer, der ersten Künstler, Gelehrten, und Schriftsteller, deren Wohnungen im Potsdamer Viertel oder zwischen dem Brandenburger und dem Anhaltischen Thor lagen. Der Garten, welcher das sehr viel tiefer als der Straßenboden gelegene Terrain einnahm, hatte keine Ähnlichkeit mit unsern heutigen Biergärten. Er bewahrte bis ans Ende seiner Existenz in den Sechsziger Jahren seine ursprüngliche ländliche Eigenart. Laubengänge aus kurz gehaltenen geschorenen Linden mit in einander gebogenen, ein grünes Tonnengewölbe bildenden Kronenzweigen durchzogen den Raum von der kleinen Thür im niedrigen Plankenzaun an der Potsdamer Straße bis zu dem höheren hin, der ihn an der Grabenstraße begrenzte. Nahe dem letzteren, im tiefen Schatten der Laube war der Bierausschank etabliert, standen die an heißen Sommertagen meistbegehrten und umsessenen Holztische. Parallel mit diesem Laubengang links von ihm lief eine ganz primitive kleine Kegelbahn. Im Gartenraum zur andern Seite, wucherten üppige Fliedergebüsche, zwischen denen sich einige Wege schlängelten, um die Tische, Holzbänke und Gartenstühle gruppiert waren. An dem hohen Zaun an der Grabenstraße war eine Plattform aus Dielen errichtet und mit einigen Tischen und Stühlen besetzt, zu der eine wacklige alterschwache Holzstiege hinaufführte.

Dies Belvedere war der beliebteste Platz an lauen Abenden, auf dem es immer nur sehr schwer und durch besondere List gelang, einen Sitz zu erobern. Seltsamer noch als der Garten war das Gebäude des Wirtshauses, zu dem er gehörte. Es steckte ganz tief im Boden, lag der kleinen Zaungitterthür zunächst gegenüber, und erstreckte sich, im spitzen Winkel gegen die Flucht der Potsdamer Straße gerichtet, an der Ostgrenze des Gartens bis zum Anfang der Kegelbahn. Die Form seines Grundrisses lief gegen Südosten hin immer schmaler und spitzer zu. Über dem Erdgeschoß lag noch ein niedriges Stockwerk, über dem das lange, hohe, windschiefe, altersbraune Dach, von einigen Mansardenfestern durchbrochen, aufstieg. Wie es möglich gemacht wurde, im niedrigen Erdgeschoß außer dem Schankzimmer in seinem ersten, breitesten Teil, noch zwei „Salons" herzustellen und in den oberen Geschossen Wohnräume für die Frau Wirtin, ihre vier liebenswürdigen Töchter und das unentbehrlichste Dienstpersonal zu schaffen, ist mir immer ein unlösliches Rätsel geblieben. Von den Töchtern, die, im Alter immer um ein Jahr unterschieden, damals eben in der Blütezeit ihres Mädchendaseins standen, waren besonders zwei, Ottilie und Lieschen, die jüngste, Erscheinungen von gewinnender, frischer Jugendanmut. Die erstere fiel noch besonders auf durch die überraschende Ähnlichkeit ihres Gesichts und der großen, sanften, dunkeln Augen mit dem und denen der, damals die Berliner völlig

bezaubernden, jugendlichen, ersten Liebhaberin des königlichen Schauspiels, Frl. Lina Fuhr. Diesen wohlerzogenen, geistig ungewöhnlich gebildeten Wirtstöchterlein wurde, wie sie es in jeder Hinsicht verdienten und beanspruchen durften, von den Gästen jederzeit alle Höflichkeit erwiesen und aufrichtiger Respekt bezeigt. Wenn sie an sonnigen Frühlingstagen im Garten an den von Baum zu Baum gespannten Leinen die selbstgewaschenen Tisch- und Leibwäschestücke zum Trocknen aufhingen, andere über die Fliederbüsche breiteten, blieb wohl mancher auf der Straße Vorübergehende stehen, um das anmutige, lebendig und graziös bewegte Bild länger zu betrachten und sich an seinem Anblick zu freuen. —

Unsre Gesellschaft fand ein solches Wohlgefallen an diesem Gartenlokal, trotzdem seine Bedienung so primitiv und ländlich war, wie alle seine Einrichtungen und sein Aussehen, daß wir uns nicht nur auf die dortigen Zusammenkünfte an schönen Frühlings-, Sommer- und Herbstabenden beschränkten, sondern sie auch während des Winters nicht ganz aussetzten. In den ersten Monaten des Jahres 1858 fanden diese Zusammenkünfte im Heislerschen Parterre-Salon an jedem Montag statt. Auch das Dröhmersche Ehepaar, Herbert König, Fritz Giebe, zuweilen auch Prince-Smith beteiligten sich daran. Einmal sogar veranstalteten wir ein wirkliches Privat-Maskenfest in diesem Raum, in dem kaum fünfzehn Menschen genügenden Platz finden konnten, um sich zu bewegen. Es war darum nicht weniger lustig.

Herbert König zumal verstand mit seiner ausgelassenen Laune, mit seinem tollen Humor und seiner komischen Kraft der Mimik und der Bewegungen in der konsequenten Durchführung der gewählten Maske und Rolle eines altfranzösischen Tanzmeisters Alle zu elektrisieren und gleichsam mit seiner eignen Tollheit anzustecken. Dröhmer tobte, keuleschwingend und blutgierig heulend, als herkulischer schwarzer Kannibale umher. Seine reizende junge Gattin erschien zum Debardeur, der bekannten Figur der damaligen Pariser Maskenbälle, verwandelt, die lebendige Verwirklichung der berückendsten Typen dieser weiblichen Gattung, wie sie uns in den unerreichten lithographischen Darstellungen Gavarnis und de Beaumonts aus den Vierziger Jahren entgegentreten. Frau Hedwig Dohm, ganz in schwarzer Seide und schwarzen Schleiern, bereitete Lassalle die Freude, sich als „Herakleitos der Dunkle“ zu bezeichnen. Ernst Dohm verwirklichte mit überraschend einfachen Mitteln die kühne und geniale Idee, in seiner einzelnen Person eine wandelnde — Laokoon-Gruppe zu verkörpern. Meine Frau war eine römische Bäuerin von einer natürlichen Wahrheit und Echtheit im ganzen Stil der Erscheinung, als wäre sie direkt aus dem Bilde der „Schnitter“ von Leopold Robert, oder dem der ruhenden Cinciarenfamilie auf dem St. Petersplatz von Delaroche herausgetreten. Lassalle hatte sich in einige aus Ägypten mitgebrachte orientalische Seidengewänder gekleidet und wandelte in stolzem Wohlgefallen an seinem eigenen Aussehen und in richtigem

Pascha-Würde-Bewußtsein daher, anscheinend ahnungslos, daß gerade ihm zum vornehmen Orientalen die erste natürliche Hauptbedingung gänzlich fehlte: die würdevolle Ruhe und Gelassenheit.

XIX.

Im letzten Monat des Jahres 1857 hatte Berlin einen großen Verlust zu beklagen; im zweiten des folgenden Jahres sich eines desto größeren Gewinns zu erfreuen. Am 3. Dezember des ersteren verstarb Christian Rauch. Ich zeichnete eben ein paar in Terrakotta ausgeführte Apostelstatuen von Albert Wolff, die noch in der Werkstatt von March in Charlottenburg standen, als jener in den Mittagsstunden dieses Tages die Nachricht von dem Tode seines großen Meisters brachte, die ihn aufs tiefste erschüttert hatte. Der Eindruck war auf mich, wie auf jeden Künstler in Berlin und wohl auch auf einen großen Teil der Bevölkerung, ein ganz gewaltiger. Man wußte ja, daß des Meisters Leben über jene Grenze hinaus gelangt sei welche einem Menschendasein, auch wenn es hoch kommt, von der Natur gesetzt ist. Aber nichts Greisenhaftes war weder in seiner Erscheinung, — abgesehen von seinem leuchtenden Silberhaar, — noch in seinem künstlerischen Schaffen. Der

Stempel des Olympiers, des Unsterblichen, war ihm so aufgeprägt, daß die Nachricht von dem Erlöschen auch dieser Persönlichkeit mit einer, durch das Überraschende verdoppelten, Macht auf die Überlebenden wirkte. Mir gab die Nachricht von seinem Tode den Gedanken zu einer Komposition ein, die ich dann auch als Beilage für das „deutsche Kunstblatt" auf Stein ausgeführt habe: Rauch am Sockel seines letzten Bildwerks sterbend zurück in den Sessel sinkend, während ein herabschwebender weiblicher Genius den Lorbeerkranz auf das Haupt des Sterbenden senkt; — eine zeichnerische Sünde, die ich manchmal ungeschehen zu machen gewünscht hätte; aber im Grunde keine schlimmere als die meisten derartigen Apotheosen, zu welchen der Tod berühmter Menschen, besonders aber gekrönter Häupter, strebsame und honorarbedürftige Künstler nicht nur in jungen Jahren zu veranlassen pflegt. —

Von einer herzlicheren, freudigeren Jubelstimmung war die Bevölkerung Berlins seit dem Jahr 1840, als die ersten klang- und schwungvollen Reden König Friedrich Wilhelms IV. von Königsberg herübertönten, nicht ergriffen gewesen, als während der ersten Februartage des Jahres 1858. Drüben in England war der Ehebund zwischen dem künftigen Thronfolger, dem Sohn des Prinz-Regenten von Preußen, der eine neue Ära des Glücks für unser Vaterland herauf zu führen bestimmt schien, mit der jungen, geist- und anmutreichen britischen Königstochter geschlossen worden.

Das neuvermählte fürstliche Paar näherte sich der Hauptstadt seines künftigen Königreiches. Am 8. Februar sollte der feierliche Einzug durch das Brandenburger Siegesthor zum ehrwürdigen Schloß der Ahnen des Prinzen erfolgen. Seit vielen Jahren schon hatte Berlin sich nicht in solchem Maß als loyal, monarchisch und royalistisch fühlende Stadt gezeigt, wie in diesen Tagen der patriotischen Freude. Trotz aller Bemühungen Lothar Buchers um die kritische Auflösung der Legende, welche England als die „Tyrannenwehre", den Hort der Freiheit der Nationen, die Stütze der Unterdrückten feierte, war dieser Glaube noch immer bei uns unausgerottet geblieben. Ja er hatte durch den Krimkrieg eine neue, nur noch festere Bekräftigung erhalten. Was diese britischen Verteidiger der Freiheit der Völker inzwischen im Jahr 1857 und eben jetzt noch Anfang 1858 da drüben, fern in Ostindien thaten, um den Aufstand des von ihnen geknechteten und erdrückten Volkes der Hindus in Strömen von Blut zu ersticken und mit ebenso brutaler als raffinierter Grausamkeit zu strafen, hatte jenem Glauben nichts von seiner Kraft über die Gemüter zu nehmen vermocht. Der Ehebund eines preußischen Thronfolgers mit einer britischen Prinzessin erschien der liberalen Bevölkerung, wie ein Symbol einer neuen „Belle-Alliance" zwischen Preußen und dem „freien Albion" und wie eine Bürgschaft, daß auch ersteres fortan nach den Prinzipien geleitet und

regiert werden würde, auf welchen Englands Freiheit und Größe beruhte. In der Verbindung mit der Tochter des britischen Königshauses sah die Masse des Volks das bündigste Zeugnis unseres Bruchs mit Rußland, das Ende jener intimen Freundschaft des preußischen Königstums mit den moskowitischen Zaren, welcher man nicht mit Unrecht die Hauptschuld an all den Irrgängen, Fehlgriffen und Sünden der preußischen Regierung zuschrieb, unter denen das Vaterland seit dem zweiten pariser Frieden von 1815 andauernd zu leiden gehabt hatte. Die glückliche vertrauensvolle Stimmung der Berliner, mit der sie das Ereignis ansahen und auffaßten, wurde noch durch einen, anscheinend sehr unwesentlichen Umstand, durch die an den Anschlagsäulen erscheinende und in den Zeitungen veröffentlichte Polizeivorschrift gefördert und gesteigert, welche das Publikum aufforderte, während des Einzugstages und -Abends, an denen ein ungeheures Gedränge enormer Menschenmassen in den Straßen unvermeidlich sein würde, „immer links zu gehen". Es erscheint heute kaum glaublich, welche kindliche Freude diese hohe obrigkeitliche Anordnung bei unseren lieben Berlinern erweckte. Schienen sie doch wirklich zu meinen, oder redeten sich doch ein, es zu glauben, daß aus dieser Vorschrift des Polizeipräsidiums die Veränderung des alten preußischen Kurses und das Hinüberlenken der Regierung von den Tendenzen der Rechten zu denen der Linken deutlich heraus zu lesen sei!

Am Tage des Einzuges herrschte empfindliche Kälte. Sie hatte es natürlich nicht verhindern können, daß ganz Berlin in des Worts verwegenster Bedeutung auf den Beinen war; daß die Gewerke vollzählig mit ihren Bannern und ihren, meist so kunstreich und zierlich gearbeiteten, Innungszeichen, an ihren Aufstellungsplätzen erschienen, um Spalier längst der Einzugsstraße nach dem Schloß hin zu bilden, und daß eine gewaltige, festlich erregte Volksmenge sich hinter ihnen und den militärischen lebendigen Hecken auf allen Punkten des Weges ansammelte. Dieser Weg führte u. a. auch durch die neue Straße, welche erst im Spätherbst 1857 durch den prächtigen weiten Konzert- und Wirtsgarten „Kemperhof", von der Tiergartenstraße nach der Grabenstraße durchgebrochen worden war und an welcher unser junger Freund Lucae eins der ersten Häuser für sich und die Seinen erbaut hatte das heute noch dort (Nr. 31) in der ursprünglichen Schlichtheit und bescheidenen Anmut seiner Fassade zwischen den später errichteten, sehr viel prunkvolleren Gebäuden dasteht. Von den alten Bäumen des Kemperhofgartens war mitten in dieser neuen Straße eine besonders stattliche Platane von der Art mitleidig verschont geblieben. Man hat sich später mit einem runden Schutzgitter umgeben, an welchem eine heute schon halbverwitterte Gußeisenplatte mit dem Datum des Einzugtages zur Erinnerung an dies festliche Ereignis angebracht worden ist, dem die Straße den ihr damals verliehenen Namen „Viktoriastraße" verdankt. —

22*

Mir war durch Vermittlung des Herrn Konsul Bamberg von einer französischen illustrierten Zeitung wenn ich nicht irre der „Monde illustré", der Auftrag geworden, eine große, zwei volle Blattseiten bedeckende, Zeichnung des Einzugs auszuführen. Damals war der Umbau des alten kleinen „Königpalais", der einstigen Residenz Friedrich Wilhelms III., welches zum künftigen Wohnsitz für das neuvermählte prinzliche Paar eingerichtet werden sollte und zu diesem Zweck eine gründliche Umgestaltung erfahren mußte, noch unvollendet. Von den Säulen, die heute auf der Rampe den Balkon des ersten Geschosses stützen, standen erst die untersten Trommeln. Vom Trottoir bis zu ihnen herauf, stieg die für den Einzugstag errichtete Zuschauertribüne. Durch Prof. Strack, den Baumeister, nach dessen Entwürfen und unter dessen Leitung der Umbau des Palais ausgeführt wurde, war mir der Zutritt und ein Platz auf der Rampe selbst, noch über den Köpfen der auf der obersten Stufe dieser Tribüne sitzenden, Zuschauer und zwar auf einem der Säulenstumpfe zugewiesen worden. In einen dicken Plaid, noch über dem dicken Winterüberzieher, fest eingewickelt, mit genügendem flüssigen Material zur inneren Heizung ausgerüstet, konnte ich auf meinem Säulenthron der schneidenden Kälte hinreichend Trotz bieten, um während der Stunden des ganzen, langen Vormittags, welche der Einfahrt und dem Erscheinen des großen, pomphaften Kutschenzuges auf dem Platz vor der Universität vorauf gingen,

eifrig nach der Natur skizzierend, auszuharren. Die goldene Hochzeitskutsche, die verschiedenen Galawagen, Bespannungen, Kutscher- und Stalldiener-Livreen hatte ich mir schon Tags zuvor notieren können. Den vollen Eindruck des glänzenden, lebendigen, festlichen Bildes empfing ich in den nur zu kurzen Momenten während der Vorbeifahrt selbst. Das lieblich-ernste, rundliche jugendliche Antlitz der hohen Frau hinter der großen Spiegelscheibe der goldenen Hochzeitskutsche sah ich für einige Sekunden bei ihrem langsamen Vorüberfahren durch mein Opernglas genau genug; und ebenso das des Prinzen, ihres Gemahls, das damals noch von einem, das ausrasierte Kinn frei lassenden, blonden Bart nur zu beiden Seiten eingefaßt war. Auch hier vernahm ich keine innere Prophetenstimme, welche mir die wunderbare und unglaubliche Mähr verkündet hätte, wie oft, in welcher Weise, in welcher Nähe und bei welchen Anlässen ich zehn, elf, zwölf, dreizehn und noch manche Jahre später dieser edlen Fürstengestalt gegenüber stehen würde und wie vertraut und gütig, bald heiter, bald voll hoher ernster Begeisterung die strahlenden blauen Augen in diesem herrlichen blondbärtigen Antlitz mir dereinst noch leuchten sollten.

Die hier vor der Wirklichkeit entworfene Zeichnung mußte im Fluge vollendet werden. So ist mir an jenem Tage wenig Zeit geblieben, um mich in den Strudel zu stürzen, „links zu gehen“, die Wunder der Ausschmückung und der abendlichen, festlichen Beleuchtung

der Stadt zu beschauen. Am nächsten Tage, als ich noch an dem Blatt arbeitete, richtete der Vermittler des Auftrags ein überraschendes Ersuchen an mich. Ich möchte in jedem Fall an irgend einer Stelle der auf der Zeichnung dargestellten Gebäude den Firmanamen eines allbekannten berliner Musikalien-Verlag-Instituts anbringen. Aber auf der ganzen Zeichnung konnten, für meinen Standpunkt auf der Rampe jenes Palais, keine anderen Architekturen Platz finden, als links ein Stück der Akademie und eine Ecke des Palais des Prinz-Regenten im nächsten Vorgrund, hinter dem Zuge die Universität, rechts noch die neue Wache und eine Ecke vom Zeughaus. Wohin also mit dem Firmaschilde? Ich beharrte auf meiner Weigerung, die ich durch die Unmöglichkeit, dem Wunsch zu willfahren, genügend motiviert glaubte. Als ich aber zwei Wochen später den Holzschnitt meiner Zeichnung in jener französischen illustrierten Zeitung zu Gesicht bekam, sah ich zu meiner heiteren Überraschung und mit aufrichtiger Bewunderung der zähen Willenskraft eines geschäftstüchtigen Mannes, welcher das durchzusetzen vermocht hatte, quer über den obersten Fenstern des Akademie- oder des Universitätsgebäudes in verhältnismäßig riesigen Lettern den Namen der berühmten Firma prangen! —

Für mich fiel in dieselbe Zeit ein Privaterlebnis und Ereignis, welches mir als eins der freudvollsten und beglückendsten erschien, die ich mir wünschen und träumen gekonnt hätte. Auf der Rückreise von einem, an glänzenden

Erfolgen außerordentlich reichen Gastspiel war Frau Pauline Viardot in Begleitung ihres Mannes Ende Januar nach Berlin gekommen, um hier die folgenden drei Monate zu verweilen. Diesmal ließ ich mich durch keine falsche Scheu zurückhalten, die vor elf Jahren gemachte Bekanntschaft zu erneuern. Ich suchte die große Künstlerin sofort nachdem ich von ihrer Ankunft gehört hatte, in ihrer Wohnung im British Hotel Unter den Linden auf und wurde mit erquickender Herzlichkeit von ihr empfangen. Damals, in ihrem 37. Jahr erschien sie mir, selbst in ihrem Aussehen, — und wie erst in ihrem ganzen Sein, ihrem Gespräch und ihrem Gesange! — mindestens so herrlich wie am ersten Tag, an dem ich sie gehört und gesehen hatte. Sie trat während ihrer damaligen Anwesenheit einige Male im Opernhause auf, gab einige Konzerte in der Singakademie und im großen Saal des königlichen Schauspielhauses und erzeugte mit der unvergleichlichen genialen Macht ihres Spiels und der unerreichten Kunst ihres Gesanges die größten und tiefsten Wirkungen, welche durch Sängerinnen nur hervorgebracht werden können. Aber mehr noch als selbst diese künstlerischen Gaben fesselte und beglückte mich der tägliche Verkehr mit ihr in ihrer Wohnung. Um dessen möglichst lange und möglichst ungestört froh werden zu können, griff ich nach dem bewährten Mittel, das nur Malern und Zeichnern zu Gebote steht. Ich bat sie, mir zu zwei Porträtzeichnungen, für mich oder für sie, zu sitzen. Einmal im Haus- und Straßen-

kleide, wie man sie täglich sah, einmal im Charakter und Kostüm der „Norma“, ihrer großartigsten Rolle, mit dem Eichenkranz im schwarzen Haar. Die Stunden dieser Sitzungen gewährten mir durch die Arbeit an solchen, immer ersehnt gewesenen Lieblingsaufgaben, wie durch das Gespräch mit der über alles verehrten Frau und Künstlerin den reichsten Genuß. Sie boten mir zugleich auch den der vollkommenen Erfüllung von bestimmten Lieblingsträumen, wie sie mir im späteren Leben auch auf anderen Gebieten noch so oft in überraschendem Maß zuteil geworden ist. Während dieser Sitzungen und während der kaum minder interessanten Stunden am abendlichen Theetisch wurde ich hier mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten der musikalischen Welt Berlins bekannt; ebenso mit einzelnen älteren, teils hier ansässigen, teils Berlin auf der Durchreise passierenden, Freunden und Freundinnen der Familie, russischen, polnischen, englischen, französischen und deutschen; mit andern, welche die Bekanntschaft der berühmten Frau hier erst suchten und, von ihrem geistigen Zauber gebannt, dann auch nicht mehr aus ihrer Nähe weichen mochten. Von den Damen dieses Umgangskreises machten mir den bedeutendsten Eindruck Johanna Jachmann-Wagner, die im vollen Glanz ihrer lichtblonden, heroischen, germanischen, jugendlichen Frauen-Schönheit und ihres Sängerinnenruhmes prangte, und Hans v. Bülows junge Gattin, Frau Cosima, die unter allen der großen spanisch-

französischen Künstlerin an reichem, scharfen, durchdringenden, tiefen Geist zumeist ebenbürtige, wenn auch in ihren künstlerischen Anschauungen, ihrem ganzen Denken sehr viel einseitigere, Tochter Franz Lißt's. —

Ich fühlte mich stolz, im Bewußtsein der Freundschaft beider Gatten, auch manche mir dessen am wertesten erscheinende Männer unter meinen Freunden und Bekannten bei ihnen einführen zu können. Das geschah mit Ernst Dohm und Lassalle. Ersterer teilte meine Empfindungen für Frau Pauline, wie meine Meinung von ihr und ihrer überragenden künstlerischen und geistigen Bedeutung im vollen Umfang. Auch Frau Viardot fühlte sich lebhaft angezogen und gefesselt durch diesen umfassenden, originellen, feinen, witzfunkelnden, kühnen Geist, der sich bei Dohm mit so tadellos guten Manieren, so sicherem Takt und dem täuschenden Anschein gemütlicher Bonhommie verband. Lassalles Persönlichkeit mußte sie wie ihren Gatten, den überzeugungstreuen Republikaner. den alten Freund, Gesinnungs- und Strebensgenossen Armand Marrast's, in hohem Grade interessieren. Für seine theoretische Richard Wagner-Begeisterung fand Lassalle damals hier freilich noch kein rechtes Echo. Ich höre ihn noch, wie er mit dem gewohnten Pathos, als stünde er auf der Rednerbühne, seine musikalischen Überzeugungen, dieser großen Musikkundigen gegenüber in den lapidaren Satz zusammengefaßt herausschlenderte: j'aime Mozart, mais j'adore Wagner! Trotz alles Pathos dieser

Versicherung habe ich, wenigstens an jene „Liebe“, ihre Aufrichtigkeit und Innigkeit nie bei ihm zu glauben vermocht. Zu den dort in der Hôtelwohnung des Viardotschen Ehepaares während jener Wintermonate aus- und eingehenden älteren Freunden, gehörten auch Emil Naumann, der später nach Dresden übersiedelte, damals in Berlin ansässige gelehrte Musiker, besonders Kirchenmusik-Komponist, Musikgeschichtsschreiber und Kritiker, und der alte Hofrat Friedrich Förster. Der erstere war für die Freundin von einer Verehrung erfüllt, deren Wärmegrad dem der meinigen mindestens gleich kam. Hatte ich den Vorzug, sie zu zeichnen und dadurch während vieler Stunden in vertrauter Unterhaltung mit ihr ungestört zubringen zu dürfen, so genoß Naumann dafür den in solchem Fall wohl noch höher zu schätzenden, mit ihr zusammen musizieren, sie musikalisch beraten zu dürfen und sich von ihr beraten zu lassen. Er war ein ernster Mensch, von ganz fest stehenden, mit ehrlicher Leidenschaft verfochtenen künstlerischen und sittlichen Überzeugungen und Prinzipien; aber leider ohne die kleinste Ader des Humors, während doch gerade diese bei der angebeteten Frau so reich und voll, wie nur bei ganz seltenen weiblichen Ausnahmemenschen strömte, was Dohm und ich desto besser zu würdigen verstanden . . . Dieser Humor verschonte selten die komischen Seiten und Schwächen auch der besten Freunde. Friedrich Förster hätte ein Lied davon singen können, wenn er nicht durch die glückliche

Gabe des unerschütterlichen Selbstbewußtseins, des Glaubens an die sieghafte Macht seiner unwiderstehlichen Persönlichkeit auch noch in seinen damaligen greisen Tagen gegen jeden Verdacht gefeit gewesen wäre, auch er könne einmal den Spott der anderen herausfordern und komisch auf sie wirken.

Zuweilen brachte der Hofrat aus seiner reichen Schatzkammer köstlicher Reliquen, eine oder die andere von gleich hohem künstlerischen und historischen Wert zum Viardotschen Theetisch mit. Aber mit keiner von allen machte er einen so entzückenden und so nachhaltigen Eindruck als mit einer winzig kleinen Silberstiftzeichnung; einem Bildnis des Profil-Kopfes Mozarts, etwa in seinem dreißigsten Jahr, das von Doris Stock, der bekannten Meisterin der Radierung, der Schwester der Gattin des Schillerschen Freundes, des Vaters Theodor Körners, nach dem Leben ausgeführt war. Es ist eine der bewundernswertesten Darstellungen eines beseelten Menschengesichts unter allen farblosen Bildnissen, die ich kenne, und unter allen Portraits jenes großen Freuden- und Segenspenders der Menschheit; dasjenige, in welchem sein Aussehen am überzeugendsten wiedergegeben ist, sein Wesen, seine Geistesart, sein Naturell sich am reinsten aussprechen. Auch rein künstlerisch, als Zeichnung und in Bezug auf verständnisvolle Wiedergabe der Form in ihren zartesten Schwingungen, ist es allen anderen weit überlegen. Frau Viardot, in ihrer Begeisterung dafür, gestand lachend ein, daß dieser Schatz einer von denen sei, welche

ihr das Verbrechen des Raubes und Diebstahls als begreiflich und entschuldbar erscheinen lassen würde. Ich teilte diese Meinung vollständig. Aber der angeborenen Farbe der Entschließung blieb auch hier des Gedankens Blässe angekränkelt und Gewissen machte Feige aus uns. Wir kamen über das theoretische Begreifen nicht hinaus. Die That, der Raub, unterblieb. Der Hofrat konnte seinen Schatz ruhig wieder nach Hause tragen, wie gern wir ihn auch behalten hätten. Aus Försters Nachlaß ist diese Zeichnung durch Vererbung in den Besitz seines ehemaligen Pflegesohns, meines lieben Freundes, Hofkapellmeister Eckert, übergegangen. Wo sie nach dessen und seiner Gattin, der schönen Frau Kathi, Tode hingekommen ist, weiß ich in diesem Augenblick nicht zu sagen. —

Als im April nach dem Schluß dieser glücklichen Wochen Viardots auf dem Bahnhof Abschied von uns nahmen, waren die letzten Worte aus ihrem Munde: „à bientôt, au revoir à Paris.“ Die Überzeugung, daß dies Wiedersehen an dem ersehnten Ort nie stattfinden werde, vermehrte noch die Wehmut, mit der mich diese Trennung erfüllte.

XX.

Wenig über einen Monat später hatte Ferdinand Lassalle eine Erfahrung zu machen, welche seinen engeren Freundeskreis und ebenso auch den der Familie Franz Dunckers, lebhaft erregen mußte. Die meisten der älteren Freunde dieses Hauses hegten nur geringe Sympathien für den „Abenteurer". Sie verhielten sich kühl und ablehnend gegen das neue, Alle überstrahlende Meteor, den funkelnden Irrstern aus einer fremden Welt, der in das harmonisch, ruhig und gleichmäßig kreisende Planetensystem hineingefahren war. Bei Einem aber wuchs die Abneigung, die auf dem innersten Gegensatz beider Naturen beruhte, durch verletzte Eitelkeit gestachelt, bis zum blinden tötlichen Haß an. Dieser Eine war der Intendanturrat Fabrice. Schon sechs oder sieben Jahre vor dem Erscheinen Lassalles im Dunckerschen Hause war er dem Herrn und der Herrin desselben in treuer Anhänglichkeit und Freundschaft ergeben und ohne eigene Familie, Jung-

gesell, fast täglich dessen Gast gewesen. Seine, in einem früheren Kapitel bereits charakterisierte, Persönlichkeit mußte von der in jeder Hinsicht so scharf mit ihr kontrastierenden Ferdinand Lassalles notwendig abgestoßen werden. Eine Versöhnung zwischen diesen Männern war undenkbar. Sie konnten auf die Länge nicht dieselbe Luft atmen. In all seinem Behagen, seinen lieb gewordenen Gewohnheiten, seiner bisherigen Stellung in diesem Freundeshause sah Fabrice sich durch den ihm täglich unerträglicher werdenden Eindringling gestört. Man sah es ihm an, wie er bei dessen glänzenden Erfolgen litt, wie der sonst so ruhige, nüchterne Mann seine Selbstbeherrschung mehr und mehr verlor. Es mußte einmal zum Eclat kommen. — Eines Abends im März 1858, als wir im kleinen Kreise im Mittelsalon zusammen saßen, wollte der Rat bemerkt haben, daß Lassalle über ihn gelächelt hätte, als jener sich mit dem jüngsten Töchterchen des Hauses als guter Onkel beschäftigt habe. Seit diesem Abend stellte Fabrice seine Besuche in der Potsdamerstraße 20 ein. Zwei Monate später sendete er eine Herausforderung auf krumme Säbel an Lassalle. Dieser lehnte sie ab, als „prinzipieller Gegner des Duells", wie er sagte, und weil es ihm gar nicht eingefallen sei, über den Herren Intendanturrat zu lachen oder ihn in irgend einer Weise zu beleidigen. Am 27. Mai ging Lassalle um drei Uhr seinen gewohnten Weg zum Hôtel de Rôme, an dessen Wirtstafel er zu speisen

pflegte, in der, von der Hecke gegen den jetzigen Bahndamm des Tramway abgegrenzten Mittelallee. Zwischen der Ecke der Lennéstraße und dem Brandenburgerthor, der Stelle gegenüber, auf welcher gegenwärtig das Goethedenkmal steht, vertrat plötzlich Fabrice, eine schwere Reitpeitsche schwingend und begleitet von einem ihm befreundeten Intendanturassessor, seinem nichtsahnenden Gegner den Weg. „Verfluchter Judenbengel willst Du Dich mit mir schlagen oder nicht?“ rief der Rat; — und in demselben Augenblicke empfing Lassalle bereits mit der Reitpeitsche einen Hieb über das Gesicht. Im nächsten Moment freilich lag Fabrice auch am Boden und der Geschlagene brauchte gegen ihn sein spanisches Rohr so wirksam, daß dessen Krücke abbrach und er mit dem Blut des Feindes bespritzt wurde. Der Zeuge des Rats, Assessor B., griff persönlich in den Kampf mit ein und die drei wälzten sich über und unter einander, sich gegenseitig mit den natürlichsten Waffen bekämpfend, im Sande jenes Weges, bis herbeieilende Schutzmänner sie auseinander brachten. — Aus diesem, für jeden anderen Mann tötlich peinlichen und beschämenden Erlebnis machte Lassalle, kaum begreiflicherweise, ein Heldenstück, von dem er mit stolzer Begeisterung erzählte, dessen Schilderung er in die Zeitungen lancierte, über das er sogar dem Oberbefehlshaber in den Marken, Vater Wrangel, einen Bericht abzustatten sich gedrungen fühlte! Niemand, und am wenigsten der alte General selbst, verstand: warum?

Die Folgen für Lassalles Angreiferpaar waren schwer und traurig genug. In dem gegen beide eingeleiteten Disziplinarprozeß wurde Fabrice zur Kassation und ebenso wie sein Freund und Mithelfer zu mehrmonatlicher Festungshaft verurteilt. Der Staat verlor einen sehr tüchtigen Beamten und dessen Karrière, die so aussichtsvoll und bisher eines glänzenden Ziels gewiß erschienen war, fand ein vorzeitiges Ende. —

Auch die Freunde Lassalles sahen sich durch die ganze fatale Geschichte in eine wenig angenehme Lage versetzt. Die ganze öffentliche Meinung der bürgerlichen Gesellschaft Berlins erklärte sich in ihrem leidenschaftlichen Haß, der sich gar nicht die Mühe gab, zu prüfen, zu untersuchen und abzuwägen, gegen ihn. Im Hause Franz Dunckers aber hielt man um so tapferer und treuer zu dem Freunde. Konnte man ihm doch mit Grund und Recht aus der Ablehnung einer Forderung, die auf einem so rein imaginairen oder erdichteten Anlaß und Vorwand beruhte, und ebenso aus dem Überfall und seiner energischen Verteidigung dagegen unmöglich einen Vorwurf machen oder ihm darum gar die bisher bestandenen freundschaftlichen Beziehungen kündigen. Aber nicht allein von Seiten des Franz Dunckerschen Paares, sondern von allen, die ihm bis dahin nahe gestanden hatten, empfing Lassalle die wohlthuenden Beweise, daß sie auch ferner für ihn die gleichen geblieben seien, jenem ganzen Sturm und Lärm der öffentlichen Meinung Berlins zum Trotz. Friedrich

Förster bekräftigte diese Versicherung mit einem eigentümlichen Geschenk. Zum Ersatz für die, in dem „Straßenkampf" abgesplitterte Krücke des spanischen Rohrs, verehrte er Lassalle den, in des Hofrats Reliquien- und Schatzsammlung befindlichen, angeblich echten und rechten Stockknopf Robespierres! Er bestand in einer kleinen Nachbildung der einstigen Gestalt der Bastille, aus vergoldetem Silber. Mit welchem Stolz trug fortan der damit Beschenkte, die wieder geheilte, so gezierte Waffe, die er in dem Gefecht gegen jene beiden Angreifer geführt hatte!

Meine Beziehungen zu dem Lübke-Eggersschen Freundeskreisen waren in diesen letzten Fünfziger Jahren allmählich etwas lockerer geworden. Aber ich traf, wenn ich auch nicht zu ihrem engeren Bunde gehörte, doch immer wieder gern mit ihnen zusammen. Ich nahm im Sommer 1856 und 1857 wiederholt an ihren kleinen Nachmittagsspaziergängen und ihren Kaffeesitzungen auf der Terrasse der noch heute dort bestehenden Konditorei an der Ecke der Bellevuestraße und des Potsdamer Platzes oder im Birkenschatten des Mielentzschen Gartenlokals teil, das seit kurzem auf der Stelle des ehemaligen Karlsbades am linken Ufer des Schiffahrtskanals errichtet worden war. Dem alten Kreise hatten sich auf diesen Wanderungen zwei neue, den Jahren nach freilich sehr viel ältere, Genossen

angeschlossen, die mir beide aus den vor- und nachmärzlichen Vierziger Jahren her noch wohl bekannt waren: der vom Klavierlehrer zum gefürchteten, geistreich boshaften Kunst- und Musikkritiker, Feuilletonisten, berliner Chroniqueur und satirischen Schilderer des berliner Lebens gewordene Ernst Kossak, und, durch den ihm und uns befreundeten Verleger des Deutschen Kunstblatts, Heinrich Schindler, eingeführt, Dr. Titus Ulrich, der Dichter des „hohen Liedes", der einstige, hochbegeisterte Freiheitssänger, dann Feuilletonist und Mitredakteur der Nationalzeitung, der ungefähr um jene Zeit sein Lebensschiff in den ruhigen Hafen des Generalintendantur-Bureaus der königlichen Schauspiele gelenkt hatte. Kossak, zehn Jahre älter als ich, ein halber Landsmann von mir, zu Marienwerder in Westpreußen (1814) geboren, trug auf einer ziemlich lang gewachsenen, hageren Gestalt einen Kopf, dessen Gesichtsschnitt in auffälliger Harmonie zum russischen Klange seines Namens stand. In der gelblich blassen Gesichtsfarbe verriet sich deutlich, daß an jener galligen Bitterkeit seines satirischen Humors seine körperliche Verfassung nicht geringen Anteil hatte. Ein früh ergrauter, lang getragener Vollbart vollendete das charakteristische Gepräge seiner Erscheinung. Ihm zuzuhören, war immer ein großes, wenn auch nicht ganz ungemischtes Vergnügen. Im anscheinend gemütlichsten, freundlichsten Plauderton geißelte er so unbarmherzig im Gespräch, wie mit der Feder, Menschen und Zustände, die ihm ver-

spottenswert dünkten. Außerordentlich vor allem war seine Gabe der Detailmalerei, des Beobachtens und Zusammentragens der kleinen, feinen, intimen bezeichnenden Züge an Menschen und erlebten Vorgängen, deren damit belebte Bilder er dann mit einer, ihres heiteren Erfolges immer gewissen, subtilen Kunst in effektvollster Beleuchtung hervor zu rufen verstand. — Titus Ulrich, um ein Jahr älter als Kossak (geb. 1813 zu Habelschwerdt, † 1891), war ein kleines feines Männchen, dessen hageres, mit einem dünnen Schnurr- und Kinnbärtchen geschmücktes Gesicht, von tausend Hautfalten und -Fältchen durchfurcht war. Es zirkulierten wunderliche, phantastisch übertreibende humoristische Legenden von seiner bis zur höchsten Virtuosität ausgebildeten Entbehrungskunst, von seiner erstaunlichen Gabe der Erfindung von Mitteln, sein Leben mit den allergeringsten Kosten zu führen. Er sollte ehedem während der Vierziger und ersten Fünfziger Jahre zu diesem Zweck praktische Studien an seiner Person gemacht und Übungen vorgenommen haben, als ob er ähnlichen Ruhmeskränzen nachzustreben gedächte, wie sie der zwei Jahrzehnte später die Welt in Staunen versetzende Dr. Tanner errang. Auch in der Kunst der Konservierung, des langen Tragens und Erhaltens von Hüten, Kleidern und Stiefeln sollte er schlechterdings von keinem Sterblichen übertroffen werden können. Er ließ sich von seinen Freunden um dieser Sparsamkeit willen ruhig lächelnd hänseln und

23*

bespötteln. Wußte er doch genau, zu welchem Zweck er sich in solcher ehrenwerten Tugend übte. Hatte er sich doch vorgesetzt, eine große Reise, vor allem durch Italien, das Land der tiefsten Sehnsucht für seinen klassisch gebildeten Geist, auszuführen, sobald er die dazu erforderliche Summe von seinen sehr mäßigen literarischen Honorareinnahmen erspart haben würde; und trug er sich zugleich doch auch mit einem anderen, freilich vor jedem verborgen gehaltenen, Lieblingsgedanken, mit dessen Ausführung er seine Freunde urplötzlich überraschte: sich mit einem, seinem treuen Herzen teuern, mit Glücksgütern durchaus nicht gesegneten, Fräulein zu verheiraten. Beide Pläne hat er bald nach jener Zeit ausgeführt und auch das erhoffte Glück in ihrer Realisierung gefunden. Unerfüllt aber ist ihm ein dritter Lieblingstraum geblieben: das gewaltige, geschichtliche Drama, dessen Grundplan er während des größten Teils seines Lebens in seiner unsterblichen Seele wälzte, sein Trauerspiel „Nero" wirklich ans Licht zu fördern. Dafür hat er noch in seinem 77. Jahr die Welt mit einem starken Bande lyrischer Gedichte, zum Teil ungewöhnlich reich an großen poetischen Schönheiten, an tiefen feinen Gedanken, an Farbenpracht, und von oft wahrhaft kunstvollendeter Form, überrascht und damit einen ihm in seinen Greisentagen doppelt lieben und wertvollen, litterarischen Erfolg errungen. Damals in jenen letzten Fünfziger Jahren hatte sich die einstige revolutionäre und titanisch-himmelstürmerische Glut, die

ihn in der Zeit beseelte, als er noch mit dem Schleppsäbel umgürtet, mit seinem gleichgesinnten, hochgestimmten Freunde, dem Maler Uhl, durch die Straßen des vom Märzsturm erregten Berlin stolzierte, bereits bedeutend abgekühlt. Er war ein sehr ruhiger Beobachter und Beurteiler der öffentlichen Dinge und ein meist liebenswürdiger und wohlwollender Kritiker der Werke der bildenden Kunst wie der Litteratur geworden, mit dem es sich sehr behaglich verkehrte und plauderte, aus dessen Gesprächen, in denen er stets die Anrede „lieber Schatz" gebrauchte, man immer eine feinsinnige Betrachtung, eine graziöse, geistreiche Bemerkung, ein treffendes Urteil mit nach Hause nahm. —

Noch eines anderen, auf mein Leben sehr viel einflußreicher als diese beiden gewordenen, Mannes sei hier gedacht, dem ich zum ersten Mal 1857 begegnete, wenn meine intimeren Beziehungen zu ihm auch erst zwei Jahr später, von 1859 her, datierten. Herbert König traf ich einmal auf einem Gange in der Leipziger Straße. Er fragte, ob ich ihn nicht begleiten wolle; ich könnte einen sehr interessanten Menschen kennen lernen: den Photographen Gustav Schauer, der in einem kleinen Dachatelier, in dem Hause der großen Friedrichstraße 188 arbeite. Damals zuerst hatte man auch in Berlin angefangen, nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen, kleine

photographische „Visitenkartenportraits“ herzustellen, die rasch zu allgemeiner Beliebtheit gelangten. Wie mir Herbert König sagte, ließe er sich von Gustav Schauer, der, im Gegensatz zu den meisten damaligen Photographen, ein Mensch von begeistertem Interesse auch an der bildenden Kunst und von wirklichem Verständnis für sie sei, um irgend eines Fehlers willen verworfene, wertlos gewordene Visitenkartenportraits in Menge geben, die ihm für seine Zeichnungen aus dem modernen Gesellschaftsleben schon als die besten Vorbilder für Kleiderschnitt und Sitz außerordentlich brauchbar wären. Ich sollte mir doch auch dergleichen von Schauer ausbitten, der sehr gern bereit sein würde, einen dahin gerichteten Wunsch auch von mir zu erfüllen. So kam ich zum ersten Mal in das kleine Haus, das für mich der Ausgangspunkt mancher tief greifender Wandlungen in meinem Lebensschicksal werden sollte.

Ich fand einen hochgewachsenen breitschultrigen, meine eigene Länge noch um etwas überragenden Mann, von etwa 31 Jahren, mit kurzem blonden Haar und Schnurrbart, glattem Kinn und Wangen, mit volltönender Stimme, die wohlklingend aus der Tiefe der mächtigen Brust heraufdrang und mit eigentümlich wuchtiger, nachdrücklich betonender, sich gerne in sentenziösen Sätzen ergehender Redeweise. Ehrlicher poetischer Idealismus im Anschauen, Denken und Empfinden des Mannes schien sich in ihm ganz eigentümlich mit praktischer Klugheit, Energie

und Geschäftstüchtigkeit zu verbinden. Er hatte als Schullehrer in sehr bescheidenen kleinen Verhältnissen begonnen, dann das Daguerreotypieren erlernt, sich selbstständig in der photographischen Technik weiter gebildet und betrieb damals schon mit gutem Erfolge in jenem kleinen Atelier im höchsten Geschoß des schmalen Häuschens ebensowohl die Bildnisaufnahme, wie die photographische Kopierung von Kupferstichen, Lithographien und Zeichnungen; die von farbigen Gemälden wollte zu jener Zeit nur erst schlecht gelingen und Schauer hatte sich auf solche Versuche noch nicht eingelassen. Aber er war, wie ich mich schon in der ersten Zeit unseres Umganges überzeugen konnte, in Bezug auf die künftige Entwicklung der Photographie, ihre kulturgeschichtliche Mission und ihre dereinstigen Leistungen mit einer ähnlich merkwürdigen Prophetengabe ausgerüstet, wie sie Prince-Smith auf seinem ökonomischen Gebiet bewies. Er sah und sagte diese Zukunft der damals noch ganz in ihren tastenden Anfängen begriffenen Photographie, in ihrer ganzen Großartigkeit klar voraus und ließ sich in seinen Überzeugungen davon nicht irre machen durch die Zweifel Kurzsichtiger und Kleingläubiger, noch durch den Spott über seinen hohen Dichterschwung, mit dem er der Erde Schranken so weit zu überspringen schien. Auch in Bezug auf seine eigene Privatlaufbahn und Lebensgestaltung malte er sich ganz bestimmte schöne Zukunftsbilder. Da er sich aber, statt nur davon zu träumen, von der konse-

quenten plangemäßen Verfolgung seiner Ziele durch nichts ablenken ließ, so hat er sie denn auch vollständig erreicht und gewisse Lieblingsträume seiner Kindheits- und Jünglingsjahre in vollem Umfange noch während seines kräftigen Mannesalters verwirklicht. Der eine derselben war der: in einem großen, schön gelegenen Garten, im Schatten der Fruchtbäume, die er selbst gepflanzt und in den traulichen Gemächern des stattlichen Hauses, das er sich inmitten solcher Umgebung selbst gegründet haben würde, zu sitzen und seinen geistigen Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen. Der zweite: sich nicht nur als Photograph, sondern als wirklicher Maler hervorzuthun, und zwar nicht nur als Dilettant, sondern als ganzer Künstler von Fach, der als solcher von den Genossen respektiert wird. Und vierzehn Jahre nach jener Zeit unseres ersten Bekanntwerdens saß ich mit ihm und seiner gütigen warmherzigen Lebensgenossin beim Weine, im weit ausgedehnten, in Terrassen am langen sanften Hügelrücken aufsteigenden, parkartigen Garten, seiner herrlichen Besitzung in Coburg, unter den von ihm gepflanzten Fruchtbäumen und Rebenlauben, schlief ich als sein Gast unter dem Dach seines, mit den edelsten Kunstwerken geschmückten, traulichen Hauses und freute mich mit ihm und in seine Seele hinein an dieser Verwirklichung seines Jugendtraumes. Und ebenso sah ich später in München und Berlin mehr als ein treffliches poetisch concipiertes, in Zeichnung und Malerei gediegen

und tüchtig durchgeführtes, Gemälde von seiner Hand ausgestellt, — in zäh ausdauerndem Studium in der Werkstatt von Defregger und anderen Meistern hatte er sich die Fähigkeit dazu erobert, — sah ihn damit die verdiente Anerkennung der Künstler, wie des Publikums erringen; und ihn schließlich noch gar vom preußischen Ministerium durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet werden! —

Von jenem kleinen Atelier auf dem Dach ausgehend, mietete er nach einander die Räume des dritten, des zweiten, des ersten, des Erdgeschosses, da der Betrieb seiner photographischen Anstalt immer größere Dimensionen annahm, und erwarb zuletzt gar das ganze Haus als Eigentum. Nach mehreren Jahren tüchtiger Arbeit verkaufte er es mitsamt der von ihm so hoch gebrachten photographischen Anstalt und dem Verlage, (1865) und gewann so die ersehnte Freiheit, sich dem längst geplanten Studium der Malerei widmen zu können. Bis zum Eintritt dieser großen Veränderung in seinem Leben und seiner Berufsthätigkeit bin ich von ihm für seinen Kunstverlag viel beschäftigt gewesen. Er hatte sich eine sehr schmeichelhafte Meinung von meiner litterarischen und speziell kunstschriftstellerischen Befähigung nach den ersten, ihm bekannt gewordenen Proben gebildet. Von meiner litterarischen Zukunft entwarf er mir in gutem Glauben ähnlich glänzende und verlockende Bilder, wie sie mir mehrere Jahre früher Prince-Smith

von meiner künstlerischen vorgespiegelt hatte. Jedenfalls hatte diese „Zukunft“ ersterem mehr Recht gegeben, als dem älteren Freunde.

Ich schrieb für Schauer eine ganze Anzahl von Texten zu photographischen Albums, welche die Nachbildungen von Kupferstichen und Lithographien der berühmtesten Werke verschiedener hervorragender alter klassischer und moderner Maler, und zu solchen, welche ausgewählte Bilder aller Hauptgalerien europäischer Städte enthielten. Daß ich damals von allen diesen Galerien aus eigener Anschauung einzig die Berliner und die Dresdener kannte, konnte mich nicht daran hindern in gleicher Weise auch die St. Petersburger Eremitage, die Münchener Pinakothek, das Wiener Belvedere, die Louvregalerie, die britische National-Gallery, das Madrider Museum des Prado und die Galerien Pitti und Uffizien zu bearbeiten, d. h. ihre Geschichte zu erzählen, ihre Einrichtungen zu schildern, die einzelnen Meisterwerke mit erläuternden Texten zu begleiten. Ich schrieb den Text zu einem großen „Horace Vernet-Album“, bearbeitete, frei nach französischen Originalen, die Texte zu einem „Delaroche-“ und einem „Ary-Scheffer-Album,“ verfaßte kurze, zusammengedrängte Biographien und Charakteristiken Rafaels, Michel Angelos, Tizians, des Rubens u. A. für Miniaturalbums im Taschenbuchformat. Die Stunden, in denen ich mit Schauer zu unsern geschäftlichen Beratungen am häufigsten und liebsten in seiner Wohnung zusammentraf,

waren auch im Winter die von 7—9 Uhr Morgens. Sie sind mir unvergeßlich geblieben durch sein Gespräch, durch den Reichtum origineller glücklicher Gedanken, die er in seinen, mit treffenden Bildern und glänzenden Aphorismen durchwirkten, immer wie von ernster, tiefer Begeisterung beschwingten, Reden entwickelte. Einmal, ich glaube es war kurz vor dem hundertsten Jubeljahr der Geburt Schillers, überraschte er mich mit dem Ausspruch: Berlin habe die Ehrenpflicht, als Hauptstadt der deutschen Intelligenz, dem größten Nationaldichter, seinem (von Schauer über Alle geliebten) Schiller ein Denkmal zu errichten. Er habe nun einmal diesen Gedanken gefaßt und er gäbe mir sein Wort, er würde ihn durchsetzen und andere Leute, die ihn verwirklichen müßten, dafür zu gewinnen verstehen. Wir alle wissen, wie verhältnismäßig rasch das gelungen ist und wie dieser Gedanke der Errichtung eines Schillerdenkmals in Berlin auch zu der eines Goethe- und Lessingdenkmals geführt hat. Aber sicher wissen nur die Allerwenigsten, aus wessen Kopf er zuerst und in Wahrheit entsprungen ist. —

XXI.

Durch nichts wird ein geschlossener Freundeskreis von Junggesellen gewöhnlich leichter und vollständiger zersprengt, als durch die Verheiratung einzelner Mitglieder. Der Lübke-Eggerssche aber bestand siegreich auch diese Probe. Assessor Dr. Zöllner, „der Chevalier", hatte den Anfang mit dem Verheiraten gemacht. Der nächste, der seinem Beispiel folgte, war Ende November 1857 Wilhelm Lübke. Er hatte eine hochgebildete, geistvolle, ihm in der Zahl der Jahre überlegene, verwittwete Dame von reichem, gründlich geschulten und entwickelten musikalischen Talent, der er bereits seit lange vor dem Beginn unserer Bekanntschaft in treuer Freundschaft ergeben gewesen war, zum Altar geführt. Diese Eheschließungen blieben für den engeren Bund der „Rütli"- und „Ellora"-Genossen ohne lockernde Folgen. Meine und dieser Freunde Bahnen aber entfernten sich mehr und mehr von einander. Schon dreiviertel Jahre vor seiner Vermählung war Lübke zum wohlbestallten Königlich Preußischen Beamten auf-

gestiegen. Auf das Dringen Stracks und Schnase's hatte er sich um das, durch Professor Stiers Tod vacant gewordene Lehramt der Geschichte der Architektur an der Berliner Bauakademie beworben. Und nicht vergebens. Ein geborner Meister des freien Vortrags und seinen Stoff vollständig beherrschend, errang er auf dem Katheder einen schönen Erfolg. Aber er erkannte doch die Notwendigkeit, sein, ob auch noch so umfassendes und gründliches, Wissen auf dem weiten Gebiet der gesamten Kunstgeschichte durch eigne Anschauung noch zu bereichern und zu vertiefen. Er erbat sich den erforderlichen längern Urlaub und trat im August 1858 eine Studienreise nach Italien in Begleitung seiner Gattin an.

Am 1. September desselben Jahres sollte wie in jedem, dessen Zahl durch zwei ohne Bruch teilbar ist, die gewohnte große akademische Kunstausstellung stattfinden. Lübke hatte die kritischen Besprechungen dieser Kunstausstellungen, wie auch die Tageskritik über alle wichtigeren künstlerischen und kunstlitterarischen Erscheinungen, die in Berlin auftauchten, während der letzten 5—6 Jahre für die „Haude- und Spenersche Zeitung" geschrieben. Durch seine große Reise war die Redaktion ihres erprobten und beliebten kunstgelehrten Ausstellungskritikers für viele Monate beraubt. Sie hatte ihn ersucht, einen Stellvertreter zu empfehlen. Zu meiner Überraschung kam er zu mir mit dem Vorschlag, das Kunstrichteramt während der Zeit seiner Abwesenheit und zunächst über die aka-

demische Ausstellung statt seiner zu übernehmen. Ich erschrak zunächst bei der Vorstellung, daß ich, der ich, ohne jede schmeichlerische Selbsttäuschung, meine eigenen künstlerischen Schwächen und Unvollkommenheiten nur zu genau kannte, es mir herausnehmen sollte, über Kunstwerke öffentlich kritisch abzuurteilen, von denen so viele dem, was ich selbst zu schaffen vermochte, in jeder Hinsicht weit überlegen sein würden. Aber ich war mir andererseits auch wieder bewußt, manches, Dank meiner Eigenschaft als ausübender Künstler, in den Kunstwerken besser und richtiger sehen, auffassen und gerechter würdigen zu können, vielleicht auch vertrauter mit dem Entwicklungsgange, mit den Werken und den Meistern der modernen bildenden Kunst zu sein, als die Mehrzahl der für unsere Zeitungen schreibenden Herren Kunstrezensenten. So nahm ich nach einigem Zaudern und Erwägen den Vorschlag an und versprach Lübke, der nun beruhigter abreisen konnte, nach besten Kräften für ihn einzutreten, aber unter der Bedingung, daß mein Name nicht genannt werde.

Die „Haude- und Spenersche Zeitung“ unterschied sich von ihrer ältesten Berliner Konkurrentin, der damals und noch viele Jahre später im Quartformat erscheinenden „Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen im Verlage Vossischer Erben“ durch das größere länger gestreckte stattlichere Hochformat, durch einen pedantischeren wohlweisen prätenziöseren Ton, durch gewisse staatsmännische und gelehrte Allüren und durch den

abscheulichen Gebrauch, das Wort „jetzt“ noch immer in seiner altfränkischen Form „itzt“ zu drucken. In ihrer ganzen Haltung war sie das echte Spiegelbild des Alt-Berliner Geheimratgeistes. Ernste und tüchtige Männer, bedeutende Köpfe und solche die sich dafür hielten, arbeiteten an ihr mit. Für den Humor, für den feuilletonistischen Übermut aber war kein Platz in ihren Spalten. Redaktion, Druckerei und Expedition befanden sich an der Straße „hinter dem Gießhause“ in einem alten, schäbigen, winkligen Berliner Hause mit seltsamen, dunklen, windschiefen, niedrigen Hofgebäuden, das mit allen seinen Anhängseln nun seit manchen Jahren durch den zum Finanzministerium gehörigen Neubau verdrängt ist.

Herr Dr. Alexis Schmidt, der Chefredakteur, bewahrte, im Bureausessel am Redaktionstisch thronend, jederzeit auch in seiner Haltung und ganzen Erscheinung viel von der charakteristischen Eigentümlichkeit der Zeitung selbst. Das prägte sich ebenso in seinem ruhig und kühl blickenden, bis auf die kurzen Backenbartansätze glattrasierten, selten lächelnden, blonden Antlitz, wie in seiner hohen weißen Krawatte aus, auf welcher dies Haupt ruhte. In starkem Gegensatz zu diesem Herrn stand das Aussehen und Wesen der Persönlichkeit, welche allem Geschäftlichen bei der Zeitung ebenso wie bei der Druckerei als oberster Leiter vorstand, des Herrn Unger. Er wohnte im Hinterhause im ersten Stockwerk, zu dessen immer dunklen, auch bei Tage durch ein Lämpchen erhellten, engern, schmutzigen

Flur eine wahre Hühnerstiege hinaufführte. Die Thür, die sich dort zu seiner Wohnung öffnete, war so eng und niedrig, daß Herrn Ungers große und ziemlich umfangreiche Gestalt sie fast ganz und gar ausfüllte, wenn er darin stand. Augensäcke, Wangen, Unterlippe, Kinn und Leib schienen vom eignen Gewicht ohne festen Halt, wie schwammig weiche Lasten niederzuhängen. Beide Herren waren ziemlich wortkarg bei aller Höflichkeit und Freundlichkeit, womit sie den von „Herrn Dr. Lübke" Empfohlenen empfingen und mir die nötigen Anweisungen in Bezug auf die allwöchentlich zu liefernden je drei Kunstausstellungsberichte erteilten. Auch dem Herrn Kassierer im Expeditionsbureau im Erdgeschoß des Vorderhauses, einem hagern, gebückten Herrn mit dünnem ergrauten Haar und bebrilltem, faltenreichen Kalkulator-Gesicht, einer Figur wie aus einem Boz'schen Roman, stellte ich mich vor. Während der Zeit meiner Berichterstattung über die akademische Kunstausstellung hatte ich nur wenig mit ihm zu thun. Für diese Arbeit war eine runde Summe, hundert Thaler, ausgeworfen, die mir nach der Beendigung pünktlich ausgezahlt wurde. In seine wahre Rolle trat dieser würdige Beamte mir gegenüber erst später ein, als es das Zeilenhonorar für einzelne sonstige Beiträge zu berechnen galt. Es betrug für die Zeile 9$^1/_8$ Pfennige. Natürlich wollte es mir nie gelingen, trotz der redlichsten Absicht und verzweifelten Bemühens, meine Monatsliquidation so aufzustellen, daß der Herr Kassierer nicht un-

willig irgend einen Rechenfehler von einigen Drittel Pfennigen herauskalkuliert und ihn mir mit einigen spitzigen Bemerkungen vorgehalten hätte.

Ich gestehe, daß mir die Arbeit an diesen Kunstausstellungsbesprechungen, die mir damals so neu und ungewohnt war, ein wirkliches Vergnügen bereitete. Es wurde während ihrer Dauer noch dadurch gesteigert, daß ich darüber von manchen Seiten her, wo man den Verfasser in mir nicht entfernt ahnte, viel Schmeichelhaftes und mir sehr Wohlthuendes zu hören bekam.

Ich habe in jenen ersten wie in allen seitdem von mir geschriebenen Kunstausstellungs-Besprechungen mich stets gehütet, mir das Ansehen eines an künstlerischer Weisheit den Künstlern selbst überlegenen Richters zu geben, sie gleichsam vom Katheder des ästhetischen Docenten her abzukanzeln. Ebenso fern lag es mir immer, meine Leser auf Kosten der ausgestellten schwächeren Werke lachen zu machen, meinen satirischen Humor und Witz an diesen zu üben. Auf das Große, Aufrichtige, Gute, Tüchtige, Gesunde, wo es sich mir in den Arbeiten der neuen, aufstrebenden noch unbekannten Künstler, wie der bekannten Meister auf irgend einem künstlerischen Gebiet zeigte, gleichviel ob es der Menge gefiel oder nicht, energisch hinzuweisen, über das Unbedeutende lieber stillschweigend oder mit wenigen nicht absichtlich kränkenden Worten hinweg zu gleiten, die anspruchsvollen, leeren, von der Reklame aufgebauschten,

prunkenden Nichtigkeit, der sich spreizenden Modethorheit aber rückhaltlos zu Leibe zu gehen, bin ich dafür jederzeit nach bester Einsicht und bestem Vermögen ehrlich bemüht gewesen. Über den geringen Einfluß dieser Tageskritik auf die Künstler und ihr Schaffen habe ich mich nie getäuscht. Aber ich darf, so nahe dem Ende meiner Laufbahn, das befriedigende Bewußtsein hegen, daß meine kunstkritische Thätigkeit dennoch nicht ganz nutzlos, d. h. nicht ganz ohne Wirkung auf das am Leben der Kunst Anteil nehmende Publikum gewesen ist.

Diese Ausstellung war nicht arm an bedeutenden fesselnden Werken neuer deutscher und fremdländischer Kunst. Gerade während der letzten acht Jahre hatten sich unter den deutschen und speziell den Berliner Künstlern glänzende Talente hervorgethan und zur Meisterschaft entwickelt. Auf allen akademischen Kunstausstellungen seit jener im Herbst 1850, auf welcher gleichzeitig A. Menzels „Tafelrunde zu Sanssouci“ und das tief eindrucksvolle zweite Werk des jungen Düsseldorfer Malers Ludwig Knaus (geb. 1829) „das Begräbnis auf dem Lande“ erschienen, waren zahlreiche Proben dieses regen Schaffens, dieses freudigen Aufschwungs, dieses Werdens und Schaffens frischer künstlerischer Kräfte in der deutschen Malerei ans Licht getreten. Adolf Menzel hatte jenes Meisterwerk zum teil noch überboten durch die ihm auf den Ausstellungen von 1852, 54 und 56 folgenden: „Konzert bei Hofe“, „Friedrich der Große auf Reisen“, „Friedrich und

die Seinen bei Hochkirch". In denselben Jahren hatte er in mehr als einer reproduktiven künstlerischen Technik das außerordentlichste geschaffen: auf dem lithographischen Stein jene Kompositionen, in welchen sein erfinderisches und malerisches Genie den unmittelbarsten Ausdruck fand, — den „Versuchen auf Stein mit Pinsel und Schabeisen", und „Christus als Knabe im Tempel"; auf Holz: die geschichtlichen, und so lebensprühend und charakterecht, wie nach dem lebendigen Originale selbst entworfenen, bewundernswürdigen Bildnisse des großen Königs und seiner Paladine; — Holzzeichnungen, die, von Kretzschmar entsprechend geschnitten, in ihrer durch Messer und Stichel des Xylographen nirgends angetasteten und verletzten Ursprünglichkeit herausgebracht waren (unter dem Titel „Aus König Friedrichs Zeit" erschienen sie mit erläuterndem Text von Alex. Duncker 1856 in dessen Verlage.) Von L. Knaus, den Paris dauernd festhielt, wohin er 1852, anfangs nur in der Absicht eines kurzen Besuchs dort eingetroffen, übersiedelt war, und von seinen dortigen künstlerischen Thaten und großen Erfolgen erzählte uns lange nur der immer wachsende Ruf. Unsere großen Ausstellungen blieben von ihm unbeschickt. Nur durch die von dem Berliner Kunstliebhaber und Sammler, Kommerzienrat L. Ravené angekauften und hier 1857 ausgestellten, erlesenen originellen Schöpfungen des Meisters empfingen wir eine Anschauung, wie wohl begründet dieser dort erworbene Ruhm war.

24*

Um sieben Jahre älter als Menzel, stand Fr. Eduard Meyerheim (geb. 1808) während dieser fünfziger Jahre und noch lange nachher, wie während des vorangegangenen Jahrzehnts in der ersten Reihe der Berliner Genremaler, der in der Durchführung seiner gemütvollen, heiteren und rührenden Schilderungen aus dem Familienleben des deutschen Bauern- und Kleinbürgerhauses die Vollendung der alten niederländischen Kleinmeister nicht vergebens erstrebte. Seine beiden jungen Söhne Franz und Paul erweckten bereits durch ihre ersten knabenhaften Anfänge große Hoffnungen, welche sie denn auch in nächster Zeit bereits in vollem Maß erfüllten. — Eduard Magnus, der größte deutsche Bildnismaler der vierziger Jahre (geb. 1799) stand noch auf der Höhe seiner künstlerischen Kraft und Meisterschaft, wenn sich auch bereits die Anzeichen jenes Augenleidens bei ihm einstellten, das ihn in den ersten sechsziger Jahren fast zum völligen Verzicht auf jede malerische Thätigkeit zwingen sollte. — Franz Krüger, der geniale Berliner Meister, der Militär-, Bildnis-, Jagd-, Pferde- und Hundemaler (geb. 1797) hatte bis zu seinem plötzlichen Tode, welcher den Neunundfünfzigjährigen hinwegraffte, in gleicher Frische und Rüstigkeit wie während der dreißiger und vierziger Jahre auch in diesem Jahrzehnt und mit kaum vermindertem Erfolg seine fruchtbare künstlerische Thätigkeit fortgesetzt, unbeirrt durch neue Moderichtungen, durch die von München her

importierte geschichtsphilosophische Kunst, nur bei der lebendigen Natur Lehre und Vorbild suchend. Er sah noch neidlos seinen Schüler Carl Steffeck (geb. 1818), auf den sich so vieles von des Meisters Art und Wesen übertragen hatte, sein reiches, gesundes Talent in trefflichen malerischen Schöpfungen zum großen Teil in Krügers eigenster Richtung bethätigen. Auch August von Klöber (geb. 1793) schien in diesem Jahrzehnt eine erneute künstlerische Jugendkraft gewonnen zu haben. Sein in seinem einundsechszigsten Jahr vollendetes und hier ausgestelltes Bild, „Amor, die vom Rauch des Gefäßes betäubte Psyche mit den Tönen seiner Laute erweckend," bezeichnete den Höhepunkt seines Schaffens. Julius Schrader (geb. 1815) war Ed. Magnus in Bezug auf die Sättigung, die Energie und das warme Leuchten der Farbe, — die als Hauptvorzug auch seiner ziemlich theatralischen, geschichtlich-novellistischen Gemälde, wie „der Abschied Karls I. von seinen Kindern", „Esther vor Ahasver", „Milton und seine Töchter", u. a. gelten mußte, — in seinen besten Bildnissen aus jenem Jahrzehnt noch überlegen, wenn er die Natürlichkeit und einfache Wahrheit der Erscheinung der Dargestellten auch viel mehr als jener einem künstlich gesteigerten und gemachten Habitus zu opfern pflegte. — Gustav Richter (geb. 1823) hatte seine ruhmvolle Laufbahn als der größte deutsche Bildnismaler seiner Zeit 1852 mit dem Porträt seiner Schwester begonnen und dann auf der Ausstellung

von 1856 einen glänzenden überraschenden Sieg auch auf dem Gebiet der großen Geschichtsmalerei mit dem Bilde der „Erweckung der Tochter des Jairus“ errungen. Carl Beckers (geb. 1820) und Wilhelm Ambergs (geb. 1821) Talente hatten sich in ihrer vollen Anmut und Liebenswürdigkeit entwickelt. Fritz Kraus (geb. 1826) wetteiferte mit ihnen und Gustav Richter im Glanz und harmonischen Reichtum des Colorits wie in der Kunst der lebendigen und gewinnenden Schilderung des Liebreizes und der Grazie der schönen Frauen der Renaissance wie der Gegenwart; Oscar Begas (geb. 1826) mit G. Richter auf dem Gebiet der Bildnismalerei, besonders in der treffenden Charakteristik männlicher Persönlichkeiten. Henneberg (geb. 1825) trat mit seinem Bilde „der wilde Jäger“ hervor, in welchem sich ebenso der echt romantische Geist, Feuer und Kraft der schöpferischen Phantasie, als der große malerische Sinn und das ganz ungewöhnliche Können offenbarten. Feuerbach (geb. 1829) hatte die wilde Energie, die noch aus seinem „Hafis in der Schenke“ sprach, in sich gebändigt, folgte hingebend den Spuren der großen alten Venezianer und hatte in seinem „Tod des Pietro Aretino“ den Beweis gegeben, wie viel er von ihnen gelernt, wie tief er in die Geheimnisse ihrer malerischen Kunst und ihrer Farbengebung eingedrungen war. Wilhelm Gentz (geb. 1822) bot in seinen großen biblischen Bildern „Christus und Magdalena auf dem Gastmahl des Simeon“ und „Christus unter den

Zöllnern und Pharisäern“ die gereiften Früchte seiner Pariser Kunst- und seiner orientalischen Naturstudien; interessante, wenn auch noch nicht allbefriedigende Versuche, den vom Evangelium erzählten Vorgängen realistisch wahre Gestalt und das annähernd echte Lokal-Kolorit ihres orientalischen Schauplatzes zu geben. — Hosemann (geb. 1807) vertrat noch immer mit glücklichem Erfolg den echt berlinischen Humor in seinen Ölbildern, wie in seinen Aquarellen und Zeichnungen, welche die Menschen aus unserm Volk und Kleinbürgertum, ihr Wesen und Leben in unverfälschter heitrer Wahrheit schilderten. Oscar Wisniewski (geb. 1819) ein Künstler von unerschöpflich reicher erfinderischer Phantasie auf allen Gebieten der Darstellung, der in einsamer Arbeit, in der Gestaltung der ihm unaufhaltsam zuströmenden innern Gesichte in Zeichnungen auf Stein und Holz, in Öl- und Aquarellgemälden bald von zartestem poetischen Stimmungszauber, bald von streng realistischer Wahrheit, sein Glück fand, beschickte jede Ausstellung dieses Jahrzehnts (wie der nächstfolgenden drei) mit neuen Bildern meist von mäßigem Umfang, und stattete Bücher und Zeichnungen mit Illustrationen aus, die mir, wie einer kleinen Gemeinde von Verehrern dieses großen Talents, immer einen ganz besonderen erlesenen Genuß bereiteten. Ludwig Burger (geb. 1823) bewies in seinen Aquarellen, zahllosen Zeichnungen auf Holz und Stein eine ähnlich umfassende Erfindungskraft vereinigt mit reichem Wissen, gründlichem

Naturstudium und meisterlicher Sicherheit. — Eduard Hildebrand (geb. 1818) erschloß der Landschaftsmalerei immer neue fruchtbare Stoffgebiete und verlieh den Öl- und Aquarellfarben seiner Palette eine bis dahin kaum gekannte Kraft und Fähigkeit, die blendendsten prachtvollsten Licht- und Beleuchtungsphänomene des Himmels, in allen Zonen, treulich im Bilde zu spiegeln. Wilhelm Riefstahl (geb. 1827) fand im Gegensatz zu Hildebrandt seine Aufgabe und seine Befriedigung gerade in der liebevollen Darstellung der deutschen Heimatnatur, die er so wahr und echt in ihrem Grundcharakter und allem Detail ihrer Boden- und Vegetationsformen, wie in ihren intimen stillen Reizen in seinen Bildern und Steinzeichnungen schilderte. Erst gegen Ende der fünfziger Jahre begann das schweizerische Hochgebirge ihn immer mächtiger anzuziehen und der Landschafter entwickelte sich zugleich zu einem der bedeutendsten Darsteller auch des Lebens des Volkes dieser Bergländer. Teutwart Schmitson erstaunte die Künstler und das Publikum durch seine Schilderungen aus dem Alltagleben der Natur, aus der schlichtesten heimisch-norddeutschen und der ungarischen Flachlandschaft, wie aus dem Dasein der Pferde und Rinder, ihrer Führer und Hüter, von einer bisher bei uns kaum gesehenen Wucht und Macht der realistischen Wahrheit. Karl Brendel (geb. 1827) hatte mit glücklichem Erfolg in Paris studiert und sendete von dort Tierbilder, besonders solche von Schafherden im Stall

und auf der Weide, die um ihrer Ton- und Stimmungseinheit, wie um der vollendeten Charakteristik der Tiere willen bewundert wurden. Georg Bleibtreu (geb. 1828) verherrlichte die deutschen Befreiungskämpfe und ihre Streiter in Bildern von hinreißendem Schwung und Feuer der Bewegung und des Ausdrucks kriegerisch-vaterländischer Begeisterung. In Karl Gräb (geb. 1816) sah man nicht mit Unrecht den ersten Architekturmaler der Gegenwart wie der Vergangenheit. In Otto Weber, Karl Arnold, Theodor Weber, Ernst Hildebrand erblühte der Berliner Schule eben damals ein hoffnungsreicher Nachwuchs, der seine Schwingen kräftig regte und im Zeichen des Realismus vorzudringen und zu siegen gedachte. Von Düsseldorf her war ein neues hell leuchtendes Gestirn der modernen Geschichtsmalerei in dem Deutsch-Amerikaner Emanuel Leutze (geb. 1816) aufgegangen. Während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre hatten seine beiden großen Gemälde aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege, „Washingtons Übergang über den mit Eis treibenden Delaware“ und „Washington in der Schlacht von Monmouth“, eine enthusiastische Aufnahme in Berlin gefunden und waren von der hiesigen Kritik mit wahren Jubelhymnen begrüßt worden. — Von Oswald Achenbach, dem jüngeren Bruder des, längst als der größte Meister der Landschaftsmalerei in der Düsseldorfer Schule gefeierten, Andreas Achenbach, waren ebenfalls in diesem Jahrzehnt auf unsern Ausstellungen die ersten jener Schilderungen

römischer und neapolitanischer Landschaft erschienen, welchen man deren eigenste Schönheit, den ganzen Zauber ihrer Färbungen, ihrer Lüfte und Beleuchtungen in einer nie zuvor von einem Maler erreicht gewesenen Feinheit und Wahrheit wiedergegeben zu sehen meinte.

Für W. v. Kaulbachs während der fünfziger Jahre entstandene Kartons zu den philosophisch-theologisch-weltgeschichtlichen großen Wandgemälden und den symbolisch-ornamentalen Fries- und Pilasterkompositionen im Treppenhause des Neuen Museums, wie die danach durch ihn und seine Mitarbeiter Echter und Muhr farbig ausgeführten Bilder, und ebenso seine damals veröffentlichten großen Zeichnungen zu Goethes und Shakespeares Dichtungen „schwärmte" zwar noch immer eine andächtig verehrende Gemeinde in Berlin, wie in ganz Deutschland. Aber die hiesige Künstlerschaft hatte sich entschieden von dieser Art von Kunst, dieser Rebus-Malerei, dieser manierierten „kalligraphischen" Linien-Schönheit abgewendet. Erblich doch auch in München selbst bereits eben damals die Glorie W. v. Kaulbachs und der altmünchnerischen idealistischen Kunst, der Kartonzeichner und Monumentalmaler der Cornelius-Schule, vor der der neuen koloristischen Geschichtsmalerei Karl v. Pilotys. Die einstige feste Burg und hohe Schule jenes Idealismus, welcher der Farbe und der Beherrschung des Handwerks der Malerei entraten zu können geglaubt

hatte, wurde zum Hauptsitz der koloristischen Kunst und der virtuosen malerischen Technik. Nicht nur aus allen Gauen Deutschlands pilgerte, von dem Ruhm des neuen Meisters angelockt, die Künstlerjugend wieder zum Isar-Athen, um dort gerade das zu erlernen und zu erringen, was man sie ehedem daselbst eher zu fliehen und gering zu schätzen gelehrt hatte. —

Des Wirkens und Schaffens deutscher Bildhauer, — besonders der um ihren greisen Meister in Berlin vereinigten Rauchschen Schule, — während dieses Jahrzehnts ist in früheren Kapiteln dieser Erinnerungen bereits wiederholt gedacht worden. Vielleicht noch ruhmvollere, damals noch lauter und allgemeiner gepriesene, Schöpfungen aber waren in derselben Zeit aus der Werkstatt des in Dresden ansässigen ehemaligen Rauch-Schülers Rietschel (geb. 1805) hervorgegangen. Mit seinem 1854 vollendeten, Lessingdenkmal für Braunschweig und seinem Schiller-Goethedenkmal für Weimar (1857) schien eine neue glanzvolle Periode der Monumentalbildnerei in Deutschland eröffnet worden zu sein.

Auf dem Gebiet der vervielfältigenden Künste hatte sich in Berlin vor allem in der Lithographie während der fünfziger Jahre eine überraschende Entwicklung vollzogen. Durch A. Menzel, G. Feckert (geb. 1820) und den jungen Ernst Milster, welche durch den in Paris bei Lemercier gebildeten trefflichen Drucker Korn aufs wirksamste unterstützt wurden, war diese für die Wieder-

gabe der Farbenstimmungen und der persönlichen Malweise mittelst farbloser Töne, wie für den Ausdruck der malerischen Absicht des Zeichners so vorzüglich geeignete, Kunsttechnik auf eine ganz neue Stufe der Leistungsfähigkeit und weit über ihren bisherigen Rang unter den graphischen Künsten hinaus erhoben worden. —

Auf jener ersten von mir besprochenen Berliner akademischen Kunstausstellung des Jahres 1858 waren fast alle die hier genannten Meister durch manches hervorragende neue Werk vertreten. Feuerbach vor allen durch eine seiner herrlichsten Schöpfungen „Dante mit edeln Frauen von Ravenna lustwandelnd“. Ich fand die mir sehr willkommene Gelegenheit, mich über sie auszusprechen und meine Meinung von ihnen und von unsrer Kunst im Allgemeinen den Lesern der Haude- und Speuerschen Zeitung zu entwickeln und zu begründen. Auch ein bis dahin unbekannt gebliebenes Talent unter den Berlinern Bernhard Plockhorst (geb. 1825), der spät erst von der Lithographie zur Malerei übergegangen war, die er in Paris studiert hatte, trat auf dieser Ausstellung zuerst in die Öffentlichkeit und ich konnte ihm, aufrichtig überzeugt, den kräftigen Segen auf seinen Weg mitgeben. Die beiden damals von ihm in der Akademie ausgestellten Gemälde „Maria und Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend“ und „Die Erwartung“ machten ihn an einem Tage zum gefeierten Künstler.

Noch einem andern Berliner Künstler von sehr viel

mächtigerer Begabung war auf dieser Ausstellung ein erster großer Erfolg beschieden: dem jungen Bildhauer Reinhold Begas (geb. 1831). Er hatte, nach dreijährigem Studienaufenthalt in Rom heimkehrend, das Gipsmodell einer Gruppe: „Pan tröstet die verlassene Psyche" mit hieher gebracht und zur Ausstellung gegeben. Dies schöne Werk seiner kühnen jugendfrischen Phantasie und Bildnerkraft brachte eine außerordentliche Wirkung auf die Künstlerschaft wie auf das Publikum hervor. Man erkannte sehr wohl, daß hier ein Künstlergeist von ureigner Art sich offenbarte, daß damit ein ganz neues Element, das Malerische und Realistische in die Berliner Plastik eingedrungen war und sich machtvoll manifestierte. Eine zu diesem Grade der Lebendigkeit und Naturwahrheit gesteigerte Darstellung der Körperformen, wie in der menschlichen Oberhälfte dieses Pan, welcher dem betrübten holdseligen Kinde, das ihm so arglos zwischen den zottigen Schenkeln sitzt, väterlich freundlich Trost zuspricht, und eine Mädchengestalt von so echt naiver Anmut meinte man bisher in einem modernen Bildwerk noch nicht gesehen zu haben. Es war für mich eine wahre Lust, der Verkünder dieses epochemachenden künstlerischen Ereignisses sein zu können, über dessen Bedeutung ich mich keinen Augenblick täuschte. Wenn ich jemals die Zeichen richtig gedeutet, richtig in die Zukunft gesehen und die Bahn eines neu aufsteigenden künstlerischen Sterns richtig erkannt und im

voraus gezeichnet habe, so geschah es damals in diesem Fall. —

Die Bekanntschaft der Brüder und der ehrwürdigen Mutter des jungen Meisters, unsrer nächsten Nachbarn auf dem Karlsbade, hatte ich längst gemacht. Die mit Reinhold wurde nur erneuert, da ich bereits vor seiner italienischen Reise, als ich in Stürmers Werkstatt zeichnete, in der er mit diesem gemeinsam arbeitete, in, freilich nur flüchtige und oberflächliche, Berührung mit ihm gekommen war. Mit dem wiedergekehrten, mit frischem Ruhm gekrönten, trat ich durch die Mutter nun in desto nähere Beziehungen. Seine ganze Persönlichkeit, das Ursprüngliche in seiner Natur und Geistesart, das gänzliche Heraustreten aus den Schranken des Schablonenhaften in seinen Anschauungen, seinem Denken und Empfinden, die geschlossene Einheit seines Wesens, in dem nichts „Reflexions-Wurmstichiges“ und alles „unmittelbar“ war, übte einen starken Zauber auf mich aus. Ich erkannte in ihm eine große und echte Künstlernatur. In allen diesen Eigentümlichkeiten, wie in seiner Kraft, seiner Leidenschaftlichkeit und nicht zum wenigsten in der äußern Erscheinung, — der hohen elastischen mächtigen Gestalt, dem blauäugigen dunkelblondbärtigen Kopf — entsprach er ganz der Vorstellung, welche wir uns aus den erhaltenen Porträts, aus den Thaten und Schöpfungen, von den, von glühender Lebens- und Schaffenskraft überschäumenden, Personen mancher Meister der

italienischen Renaissance bilden. Ohne ein bewußtes Zuthun von seiner Seite nahm er mich bald völlig gefangen. Ich empfand für ihn nicht viel anders, als wir im sechszehnten Jahr für die Genossen fühlen, mit denen wir innige Freundschaft geschlossen haben. Ich wüßte nicht, was ich für ihn damals nicht thun und opfern gekonnt hätte. Daß diese Empfindung nur „meinerseits" blieb, that ihrer Stärke und Wärme keinen Eintrag.

Leider fand die nahe Nachbarschaft nur zu bald schon ein Ende, als die Freundschaft kaum begonnen hatte. Wir gaben unsre Wohnung auf dem Karlsbade um dort vorgenommener großer baulicher Veränderungen willen auf, bezogen eine ziemlich traurige in der Schellingstraße, um diese nach einem halben Jahre bereits wieder mit einer desto angenehmer gelegenen, im südwestlichsten Teil der Potsdamer Straße auf Schöneberger Boden, dem Botanischen Garten gegenüber, zu vertauschen. Aber die Lebhaftigkeit des Verkehrs mit Begas, der seine Wohnung und Werkstatt im Häuschen der Mutter aufgeschlagen hatte, verlor nichts durch die größere Entfernung.

Ich konnte es mir nicht versagen, ihn, wie mit dem Dunckerschen Hause, auch mit Lassalle bekannt zu machen. Die beiden so grundverschieden, so ganz gegensätzlich gearteten Männer, um sechs Jahre im Alter auseinander, beide das mittlere Durchschnittsmaß der Menschengeister

so weit überragend, hatten freilich wenige Berührungspunkte mit einander. Aber jeder war in seiner besondern Art zu bedeutend, als daß sie nicht Interesse an einander genommen haben sollten. Begas wurde ein besonders geehrter und ausgezeichneter Gast an der Tafel Lassalles und modellierte des letzteren Büste; das beste plastische Bildnis seines Kopfes, das erhalten geblieben ist und ihn so zeigt, wie er damals wirklich aussah. —

Was mich mit Reinhold Begas in jenem Winter, der uns während des Dezember und zwei Dritteln des Januar scharfen Frost und gute Eisbahn gebracht hatte, noch näher zusammen führte, war die Leidenschaft des Eislaufs, die er völlig teilte, während er mir an Kunstgeschicklichkeit darin weit überlegen war. Diese Leidenschaft ist durch die seitdem vergangenen Jahre bei ihm so wenig abgekühlt wie bei mir. Immer noch in jedem Winter freuen wir uns dieser Thatsache und bekennen uns gegenseitig auf den Schauplätzen unsrer damaligen Genüsse mit gleicher Begeisterung, daß die Lust daran noch immer die gleiche geblieben, und liefern uns den Beweis, daß — dem Himmel sei Dank! — auch die Kraft und Fähigkeit dazu in unsern Lungen und Beinen noch nicht geringer geworden ist.

XXII.

Dieser Januar des Jahres 1859 und die folgenden Monate waren für Lassalle und wohl für uns alle, die wir Teil an den öffentlichen Dingen und an der Geschichte unsrer Tage nahmen, eine Zeit voll tiefer und mächtiger Aufregungen. Die an den österreichischen Gesandten beim Neujahrsempfange in den Tuilerieen gerichteten Worte des Kaisers Napoleon klangen wie Sturmglockenhall durch das aufgeschreckte Europa. Die große italienische Frage, deren Lösung man immer wieder hinauszuschieben versucht, durch deren energische Anregung auf dem Pariser Friedenskongreß von 1856 Cavour die ganze außersardinische Diplomatie in heftige „sittliche Entrüstung", versetzt gehabt hatte, war endlich in Fluß gekommen und die großen Geschicke nahmen ihren Gang. Bei Lassalle stand die Überzeugung fest, daß der „Dezembermann" wider Willen und unbewußt das Werkzeug des Weltgeistes geworden sei, der ihn gezwungen hätte, für die Freiheit den Kampf zu beginnen, sich da-

durch mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, um schließlich in diesem Conflikt zu Grunde zu gehen und den rechten Männern, den echten Erben der großen Revolutionäre von 1792 und 93, Platz zu machen. „Es hat lange genug gedauert, il faut en finir!" — das war in jenen ersten Monaten des großen Jahres sein immer wiederholtes Lieblingswort. Gerade in dieser Zeit zeichnete ich ein Porträt von ihm. Das mit heißem Eifer geführte Gespräch drehte sich in allen Sitzungen vorzugsweise um die kommenden Ereignisse. „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben" und „das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte," hörte ich ihn oft zitieren. Damals hatte er eben sein Drama „Franz von Sickingen" vollendet, in welchem dem Schwert als dem Löser aller großen geschichtlichen Fragen, als dem eigentlichen Entscheider in jedem Kampf und Ringen um der Menschheit große Gegenstände, die gebührenden Ehren in Strophen voll glühender Begeisterung und echtem Pathos gegeben werden. Natürlich traten für Lassalle die, uns weniger politische Berliner Menschen damals kaum minder aufregenden Meinungskämpfe für und gegen den „Lohengrin" und seinen Dichterkomponisten, Kämpfe, welche die erste Aufführung des Werkes auf der Bühne des Königl. Opernhauses (Febr. 1859) entfesselte, dagegen völlig zurück und ließen ihn sehr gleichgültig. In der Berliner Gesellschaft wurden sie dafür noch lange von seiten der Freunde und

Gegner mit einer fast an die der Religionskämpfe erinnernden Leidenschaftlichkeit geführt. Die Erkältung und Auflösung mancher für fest und dauernd gehaltenen Freundschaft ist damals durch sie veranlaßt worden. —

Immer den Rückschlag auf Frankreich selbst und auf Deutschland erhoffend und erwartend, durchlebte Lassalle die Tage des französisch-italienisch-österreichischen Krieges. Um so niederschmetternder wirkte auf ihn nach all dem Jubel von Magenta und Solferino, wenn beide Tage auch die Macht Napoleons sicher mehr kräftigten als erschütterten, die Nachricht von Villafranca. Nie vergesse ich den Sommerabend in dem oben geschilderten Heislerschen Biergarten, wo Lassalle zuerst die Kunde empfing, die zunächst alle sein kühn gebauten Luftschlösser über den Haufen zu werfen, alle seine Hoffnungen für die Durchführung der Befreiung Italiens in der ersten Blüte schon zu ersticken schien . . . Aber er überwand den großen Schlag schnell genug. Er sagte sich: die Weltgeschichte hat Zeit! Und — er ging wieder mit voller konzentrierter Kraft an die Arbeit. Bald genug auch sorgte Garibaldi dafür, daß Lassalle die Genugthuung wurde, doch nicht so absolut falsch geurteilt und prophezeit zu haben. Der „Stein kam“ wirklich „ins Rollen“. Die revolutionäre Lawine begrub wenigstens die italienischen Despoten und der Freiheit war wirklich wieder ihr Heldenführer und Streiter er-

25*

standen, ein größerer und reinerer, als alle jene, welche die Wehen der großen französischen Revolution zur Welt gebracht hatten.

Damals war Lassalle genötigt, die Treue und Standhaftigkeit seiner Freunde noch einmal auf eine etwas gewagte Probe zu stellen. Die „gute Gräfin", die „mütterliche Freundin", der er die besten Jahre seiner Jugend geopfert, für deren Sache er alle Hilfsmittel seines reichen Geistes verwendet gehabt hatte, mochte nicht ferner durch einen so weiten Raum wie bisher von ihrem Ritter getrennt leben. Sie erschien plötzlich in Berlin. An Franz Duncker, Frau Lina und die ihnen Nächststehenden trat damit die heiklige Frage heran: wie sollen wir uns zu dieser berühmten Dame verhalten? Man mochte Lassalles Beziehungen zu ihr noch so vorurteilslos ansehen und noch so wenig durch die öffentliche Meinung und die Anschauungen des gebildeten moralischen Philisteriums beeinflußt sein, — ganz leicht konnte keiner soliden bürgerlichen Familie damals der Entschluß werden, die Freundschaft für Lassalle auch auf die Gräfin auszudehnen. Aber er kannte inbezug auf diesen Punkt keine Halbheit. „Wer nicht für sie ist, ist gegen mich" war sein Wort. Er schrieb an seine Freunde, und wahrhaft rührend war es, wie er dabei den Vers des alten Simon Dach heranzog: „Der Mensch hat nichts so eigen, nichts steht so wohl ihm an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann."

— Ihn aufgeben um eines gesellschaftlichen Vorurteils willen? Unmöglich! Niemand hätte sich dazu entschließen können. So trat denn auch die Gräfin — damals noch immer eine imposante Erscheinung, in welcher man die Spuren der einstigen blendenden Jugendschönheit noch keineswegs völlig verwischt fand, die sie mit dem Aufgebot aller Toilettenkünste und -Mittel an sich zu fesseln bemüht war, — im Frühling 1859 in den Kreis der Freunde und ständigen Gäste des Dunckerschen Hauses ein. Gleichzeitig war Lassalles Schwester, die blonde, für ihr geringes Längenmaß etwas gar zu rundliche, hübsche Frau von Friedland aus Wien, die einst in ihren Mädchentagen von Heinrich Heine in glühenden Strophen besungene Gattin des, später von dem Dichter eben so glühend als grundlos gehaßten, Finanzmannes und Direktors der Wiener Museen, mit Tochter und Sohn für einige Monate nach Berlin gekommen. Die Gräfin mietete die schöne Wohnung im ersten Geschoß des damals Schleicherschen Hauses an der Grabenstraße, das im vorigen Jahr abgerissen wurde, um nun dem monumentalen Neubau des Reichsversicherungsamtes Platz zu machen (nahe der Regentenstraße). Es gelang der Dame wirklich ziemlich rasch und leicht, ungefähr denselben Kreis, wenn auch mit einigen Lücken, um sich zu versammeln, dem man im Salon des Dunckerschen Hauses und in dem der Lassalleschen Wohnung am häufigsten begegnete. Wer etwa die Besorgnis

gehegt hatte, bei der Gräfin durch „freie Sitten" verletzt zu werden, sah sich sehr bald völlig enttäuscht oder beruhigt. Sie verlor nie den ruhigen natürlichen Ton der vornehmen Dame und verleugnete in keinem Augenblick die tadellosen Verkehrsformen einer solchen. Selbstverständlich herrschten dieselben auch in ihren Mittags- und Abendgesellschaften, wenn man sich auch in der Unterhaltung, im Bekennen der verwegensten Anschauungen und Meinungen in Sachen der Politik, Religion und Moral nicht den geringsten Zwang aufzuerlegen hatte. In ihres Freundes Wohnung war die Gräfin, — mütterlich besorgt um ihn, damit er an Leib und Seele keinen Schaden nehme, — fast noch mehr zu Hause als in ihrer eigenen. Bis zu jener verhängnisvollen Schweizer Reise im Sommer 1864, die ihn in den Tod führen sollte, hat sie sich nicht mehr für längere Zeit von ihm trennen mögen.

Während der zweiten Hälfte jedes Tages brachte sie sicher bei ihm zu, saß in seiner Bibliothek, unendliche Mengen von Papiercigarretten rauchend, teilte seine damals immer in der eignen Wohnung eingenommenen Mahlzeiten, präsidierte in großen pompösen Toiletten in enormen und nicht vergeblich decolletierten modernsten Reifrockroben bei seinen großen Diners, und wußte ihre etwa durch jüngere Frauen und Fräulein, die ihm nicht gleichgültig erschienen, erweckten Eifersuchtsregungen so energisch zu unterdrücken oder so geschickt zu maskieren, wie

Mad. de Pompadour die, zu welcher ihr der „vielgeliebte" Louis XV. so überreichlichen Grund gab. Ich zeichnete das Porträt der Gräfin, das auch damals noch eine fesselnde und lohnende künstlerische Aufgabe bildete; — wenigstens für den Zeichner, für den Maler wäre die Nachbildung des ganz und gar bemalten Antlitzes minder anmutend gewesen; — und lernte so im Gespräch während der mehrstündigen Sitzungen die merkwürdige Frau noch näher kennen, richtiger beurteilen und schätzen als zuvor. Sie machte auf manche der in ihren Kreis eintretenden Männer noch immer einen starken Eindruck, der auch durch die Einsicht nicht aufgehoben werden konnte, wie großen Anteil die kosmetischen und Toilettenkünste an der Erscheinung hatten, in der sie sich uns zeigte. Einen aus unsrer Gesellschaft begeisterte sie im Jahr 1859 oder 60 sogar zu folgendem Geburtstagsgedicht (Genre G. Herwegh), das von ihr und besonders auch von Lassalle mit dankbarem herzlichem Beifall aufgenommen wurde. Es ist mir noch im Gedächtnis geblieben und möge hier als Denkmal jener Tage und ihrer Stimmung seinen Platz finden:

Zum 10. August.

An allerhöchstem Feiertage
Erblicktest Du das Licht der Welt,

Von dem noch reden wird die Sage
Bis dieser große Ball zerfällt.
Bei seines heiligen Namens Klange
Schwellt stolze Freude unsre Brust.
Preis ihm für ewig im Gesange
Und Heil dem Zehnten des August!

Da klang von Notre-Dâmes Thürmen
Der Freiheit wildes Wiegenlied.
Da sprengte heißen Kampfes Stürmen
Der alten Kette letztes Glied.
Es schmückt' sich in erhabnem Grimme,
Das Volk mit blutgen Purpurs Pracht,
Das seines Danton Löwenstimme
Erweckt' zur heilgen Opferschlacht.

Der große Tag gab Dich der Erde,
Der einst die Freiheit ihr gebar.
Zur Schönheit kam das Wort: „Sie werde
Mit lichtem Aug' und goldnem Haar." —
Du wardst, die Tochter hoher Ahnen,
Doch aller Hoheit Glanz und Lust
Schloß nie des Geistes freiste Bahnen
Dem Kind des Zehnten des August.

Du, die in sich verkörpert beide,
Die Freiheit wie die Schönheit, zeigt,
Und doch so oft dem herbsten Leide
Dein edelstolzes Haupt gebeugt, —
Des Lebens duft'ge Blüten wehe
Dir zu des Schicksals milder Wind,
Und nichts als holde Geister sehe
Der Freiheit schönes Sonntagkind!

Ich greife zwar über den Rahmen oder die Grenze dieser meiner Erinnerungen aus den fünfziger Jahren hinaus, wenn ich in das folgende Jahrzehnt hinüberschweife. Aber ich mag diese Blätter nicht schließen, ohne das Lebensbild Lassalles, so weit mir meine Beziehungen zu ihm es zu beobachten gestatteten, hier zum Abschluß zu bringen.

Er war, mit der Gräfin, von einer Sommerreise in die Schweiz, im Oktober 1859 nach Berlin zurückgekehrt, während des folgenden Winters und des ganzen Jahres 1860 in die ernstlichste Arbeit völlig vergraben. Er besaß in hohem Grade die beneidenswerte Fähigkeit, zu jeder Zeit arbeiten zu können. Nach den bis weit über Mitternacht hinausgedehnten Symposien bei ihm oder in dem Hause seiner Freunde pflegte er sich kühl und ruhig an seinen Schreibtisch zu setzen und bis zum Morgen durchzuarbeiten. In jener Zeit beschäftigte ihn das große, grundgelehrte, rechtsgeschichtliche und rechtsphilosophische

Werk, das ihn unseren ersten Juristen als ein Phänomen an Wissen und durchdringendem logischem Verstande erscheinen ließ: „Das System der erworbenen Rechte." Schon damals drängte sich in ihm mehr und mehr die Erkenntnis zum Durchbruch, daß sein Platz nicht ferner zwischen den Männern der großen liberalen freihändlerischen Partei sein könne, deren Zeit mit der „neuen Aera" gekommen schien und für welche das Haus Potsdamerstraße 20 einen der willkommensten Vereinigungspunkte, die von dem Herrn desselben herausgegebene „Volkszeitung" eins der wichtigsten und einflußreichsten Organe bildete. Dem boshaften Pamphlet gegen Julian Schmidt und seine Litteraturgeschichte, das Lassalle unter Mitarbeiterschaft des eben amnestierten und heimgekehrten Lothar Bucher geschrieben hatte, folgte das noch schärfere, nach seiner Meinung völlig vernichtende, gegen „Bastiat-Schulze aus Delitzsch". Erbarmungslos zerstörte er darin die Legende von der Heilung der großen Krankheit des modernen Gesellschaftsorganismus durch die nach den milden ökonomischen Rezepten des Apostels der Selbsthilfe ausgeführten Arzneien; eine Legende, welche von den Wortführern der herrschenden liberal-demokratischen Partei in Rede und Schrift so lange und so eifrig gepredigt worden war, bis nicht nur sie selbst, sondern auch Millionen von Arbeitern daran glaubten und die Erlösung von ihren Übeln durch diese Allheilmittel erhofften. —

Mit dieser Broschüre, auf deren Entstehen die Anwesenheit von Karl Marx in Berlin nicht ohne starken Einfluß gewesen sein dürfte, hatte Lassalle 1861 das Tafeltuch mit jener Partei in der Presse, dem Parlament und auch in der Gesellschaft bewußt und rücksichtslos zerschnitten. Seinem politischen und sozialen Glauben brachte er ohne Zögern die Freundschaft zum Opfer. Von Allem, was ihm teuer gewesen in dem Hause der Potsdamerstraße — und daß er der wärmsten, innigsten und zartesten Empfindung fähig war, hat er in allen Lebenslagen seinen Freunden und vor Allem seinen Eltern gegenüber bewiesen, — nahm er Abschied. Offen erklärte er sich fortan als Gegner des Hausherrn; und — der Partei desselben und ihrem Organ den Krieg. Es ist wohl noch in gutem Andenken, mit welcher Energie, welcher überlegenen Geisteskraft, welchem Aufgebot aller Waffen des Wissens, der Logik, des Witzes und Spottes, der hinreißenden Beredsamkeit er in der Folgezeit diesen Kampf vor und während der Konfliktsperiode persönlich in Volksversammlungen in Berlin wie am Rhein und in einer Reihe von glänzenden Broschüren geführt hat. Gleichzeitig trat er mit seinem Programm der sozialistischen Bewegung, mit der Proklamation seiner Ziele und der Mittel zu deren Erreichung durch den „vierten Stand," hervor. Im steten, lebendigen Kontakt mit den ihm zujubelnden Volksmassen und befreit von allen jenen Banden, welche seinen Willen und seine Kraft, so lange gezähmt

und bis zu einem gewissen Grade lahm gelegt hatten, fand er die ganze Macht, die ganze Glut und den ganzen Ernst seiner, nun einer großen öffentlichen Sache gewidmeten, Leidenschaft wieder. Damals entfaltete er jene agitatorische Wirksamkeit, durch welche die sozialistische Partei in Deutschland erst wahrhaft ins Leben gerufen wurde, die festen Grundzüge ihrer Organisation empfing und zuerst eine Ahnung von ihrer so lange fast ungenutzt gewesenen Kraft erlangte. Diese ganze Thätigkeit des großen Demagogen, sein Prozeß, seine berühmte Verteidigungsrede, — alles das gehört der Geschichte an. Ebenso auch die Beziehungen, in die er dann 1863 zum Ministerpräsidenten Herrn v. Bismarck trat, aus welchem er, in dem charakteristischen Hochmut und der Verblendung des fanatischen Idealisten, das Werkzeug seiner Pläne machen zu können hoffte! Denn daß ihm, Ferdinand Lassalle, persönlich, zuletzt doch die Frucht des Sieges der sozialen Revolution zufallen müsse, und er als „Präsident der Republik," — wohl gemerkt mit „acht Schimmeln vor dem Triumphwagen," — in das Brandenburgerthor einziehen werde, — daran kam ihm nie ein Zweifel. Ihm zur Seite aber sollte dann sein geliebter und ihn anbetender „Fuchs", sein Rotkopf, Helene von Dönniges, auf jenes Wagens üppigen Polstern thronen!! —

Mein Verhältnis zu dem Agitator war schon seit seinem Pamphlet gegen Julian Schmidt, den ich per-

sönlich herzlich schätzen gelernt und lieb gewonnen hatte, allmählich lockerer und kühler geworden. Aber ganz aufgegeben von mir war der Verkehr mit jenem dennoch nicht. Im Sommer 1864 nahm ich von Lassalle in der vor einem Jahr von ihm bezogenen neuen Wohnung im zweiten Geschoß des Hauses Potsdamerstraße 13 Abschied. Er reiste mit der Gräfin nach Ragaz, ich ging zu Turgenjew nach Baden-Baden.

In den letzten Augusttagen war ich von dort aus nach Zürich gefahren. Am ersten Morgen nach meiner Ankunft besuchte ich meinen alten Freund W. Lübke, der damals eine Professur an dem dortigen Polytechnikum bekleidete. „Haben Sie's schon gehört?" sagte er, „eben ist die Nachricht von Genf gekommen: gestern ist Lassalle im Duell getötet; ein Herr v. Rakowicz hat ihn erschossen, der Bräutigam einer Dame, Fräulein v. Dönniges, der Lassalle erst stark den Hof gemacht und die er dann beleidigt hat."

War es denn möglich? „Absurde Liebschaft wandelt den ausgepichten Teufel an!" Um eines Weibes willen war er nun doch auf „das Terrain" hinausgetreten! Und mit der Pistole, die er so sicher zu handhaben vermeinte, hatte er seinen Gegner verfehlt?!

Jeder kennt heute die traurige Geschichte dieses unwürdigen, kläglichen Ausgangs eines solchen Lebens, dieses Untergangs durch verletzte Eitelkeit, in allen

Details. Es wäre überflüssig, hier darauf zurück zu kommen.

* * *

Während des Jahres 1859 habe ich noch so viel gezeichnet, lithographiert und selbst gemalt, wie in irgend einem jener früheren Jahre, als meine Hände noch rein waren von aller in Manuscripten für den Druck vergossenen Tinte. Durch Heinrich Schindler damit beauftragt, entwarf ich eine Menge von Holzschnittillustrationen zur der von ihm verlegten „Nordischen Mythologie" von Dr. Mannhardt. Die alte Begeisterung, die mich in meinen Kinderjahren für die Göttersagen des traurigen Nordens erfüllt gehabt hatte, wurde durch den gelehrten Autor, meinen lieben Landsmann, dessen feurige, enthusiastische Seele sich in einem kleinen verwachsenen, gebrechlichen Körper barg, aber mit zündender Beredsamkeit aus seinen großen tiefen schwarzen Augen und seinen Worten voll Schwung und poetischem Tiefsinn sprach, aufs neue erweckt. Mit wahrer Lust widmete ich mich der Aufgabe, wenn sie auch, wie ich mir wohl bewußt war, nicht innerhalb der eigentlichten Tragweite meines Talentes lag. Daß die Zeichnungen Mannhardts lebhaften Beifall errangen, konnte mich über letztere Thatsache nicht täuschen.

Ganz anders heimisch fühlte ich mich in d e r Welt, in die ich mich mit der Phantasie zu versenken durch

den Auftrag von Frau Prince-Smith veranlaßt wurde, eine Reihe von bildartig abgeschlossenen Zeichnungen zu Goethes Leben, Werther und Wilhelm Meister für sie auszuführen. Meine Seele war gerade damals ganz voll von Goethe, der unsre gebildete Gesellschaft in denselben Jahren wieder mehr beschäftigte als während der zwei vorangegangenen Jahrzehnte. Durch Julius Freese's meisterhafte Übersetzung von des Engländers Lewes „Leben Goethes", die um Weihnachten 1857 in Franz Dunckers Verlag erschien und durch die so lange vergebens erharrt und begehrt gewesene, endliche Herausgabe des Goethe-Kestnerschen Briefwechsels („Goethe und Werther") war uns allen die geistige Gestalt und die menschliche Persönlichkeit des Dichters näher gerückt und lebendiger geworden, als je zuvor. Er trat wieder in die erste Stelle des litterarischen Interesses, nachdem er in den Zeiten der hochgehenden, politischen und revolutionären Erregung der deutschen Volksseele gänzlich zurückgedrängt gewesen war Die jungen Mädchen und Frauen begeisterten sich wieder für den jungen Goethe, den seine Deutschen über dem stolzen greisen Geheimbderat, dem Jupiter gleich, gebieterisch in Weimar thronenden, Dichterfürsten, so lange fast vergessen gehabt hatten. Mays bekanntes schönes Profilbildnis jenes jungen Goethe gelangte plötzlich wieder zu Ehren und wurde in unzähligen Exemplaren verbreitet. Julian Schmidts sehr populär gewordene Litteraturgeschichte wirkte auch ihrer-

seits erfolgreich zur Förderung dieses neuerwachten glühend andächtigen Goethe-Kultus mit. Während ich an jenen Zeichnungen arbeitete, unternahm ich, von Prince-Smith dazu angeregt, gleichzeitig den Versuch, so spät noch die Lücken meiner malerisch-technischen Ausbildung so viel wie möglich auszufüllen. Nach der damals genau wie heute bei den deutschen Malern verbreiteten Meinung war freilich der einzige Ort, die einzige hohe Schule, wo man das Malen wie es sein soll, erfolgreich studieren und in alle Geheimnisse dieser Kunst und ihres Handwerks eingeweiht werden könne, Paris. Zu einem dortigen Studienaufenthalt bot sich mir vorläufig indeß nicht die geringste Aussicht. Wohl aber erklärte sich Oscar Begas, der als einer der besten Maltechniker und Lehrer galt, gerne bereit, mich zu lehren, was sich auf diesem Gebiet lehren ließe, wenn ich unter seiner Aufsicht bei ihm nach der Natur malen und kopieren wolle. Ich nahm dies freundliche Erbieten mit Freuden an, setzte meinen Malkasten wieder instand und arbeitete während der Sommer- und Herbstmonate 1859 an mehreren Vormittagen jeder Woche in des jüngeren Meisters Werkstatt, von ihm vortrefflich unterwiesen. Er war ein grundgescheiter, klarer, kluger Kopf, zu klar und klug vielleicht für einen rechten Künstler; in allen praktischen Dingen tüchtig und geschickt; an den öffentlichen, staatlichen und städtischen Angelegenheiten lebhaften, thätigen Anteil nehmend; ein vorzüglicher

Hausvater, der seinen stattlichen Besitz wohl zu verwalten, zu erhalten und zu mehren, seine Kinder musterhaft zu erziehen und das Glück seiner Familie auf solider Basis zu begründen verstand. Seine Erscheinung freilich, die schlanke, hohe, in allen körperlichen Übungen erprobte und gestählte Gestalt, der fein geschnittene Kopf mit den, von langen dunklen Wimpern weich beschatteten, schönen bräunlich-grauen Augen, den glatten, schmalen Wangen, dem kurzen Bart um Lippen und Kinn und dem schlichten braunen Haar, deutete auf ein ganz anderes Naturell als auf das eines Mannes, bei welchem der klare Verstand die Phantasie überwog. Glich doch sein ganzes Aussehen während seiner zwanziger und dreißiger Jahre auffälligst dem Rafaels, wie wir es aus manchen Bildnissen kennen.

Ich träumte ernstlich davon, mein neugewonnenes malerisches Können auch in der Ausführung eines Ölgemäldes eigner Komposition zu erproben. Ich führte eine mir bestellte große Steinzeichnung für einen reichen und liebenswürdigen Berliner Kunstfreund nach einem in seinem Besitz befindlichen köstlichen Meisterwerk Gaspar Netzschers aus, und hatte die Genugthuung in ihr auch in dieser Kunsttechnik eine sehr wohl stichhaltige anständige Leistung mit allen jenen Ausdrucksmitteln und wirksamen Kunstgriffen ausgeführt zu liefern, um welche die moderne Lithographie in vordem nie gekannter Weise

damals bereichert worden war. Ich illustrierte die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen für Franz Duncker, zeichnete das Bildnis jenes Kunstfreundes und das der damals vielverehrten, ebenso schönen als koketten Bühnenkünstlerin vom königl. Schauspielhause, Frau Formes, mit den dunklen üppigen Locken, den braunen lachenden Augen. Ich zeichnete nach wie vor die neuen Werke unsrer Bildhauer in deren Ateliers, — alle von Reinhold Begas geschaffenen mit doppelter Freude daran, ja mit wahrem Enthusiasmus.

Die Aufträge kamen nicht mehr ins Stocken und ich hatte um so mehr Ursache, dies gute Glück zu preisen, als meine Sorgen durch eine abermalige Bereicherung meines Besitzes an — Kindern um einen sechsten (und letzten) Sprößling und durch neue störende Krankheitsperioden wieder sehr merklich vermehrt worden waren. Aber alle jene künstlerischen Studien und Brotarbeiten konnten mich der schriftstellerischen Thätigkeit dennoch nicht mehr entfremden. Ich hatte, indem ich die Ausstellungsberichte für die Haude- und Spenersche Zeitung schrieb, (litterarisch) „Blut geleckt", war ihr attachiert geblieben, schrieb auch nach dem Schluß des Berliner Salons von 1858 Besprechungen künstlerischer Erscheinungen für dies geschätzte Organ der geheimrätlichen Meinung Berlins. . . . Es half kein Verleugnen und kein Sträuben mehr. Mein Verhängnis nahm seinen Lauf. Am Schluß der fünfziger Jahre mußte ich mir

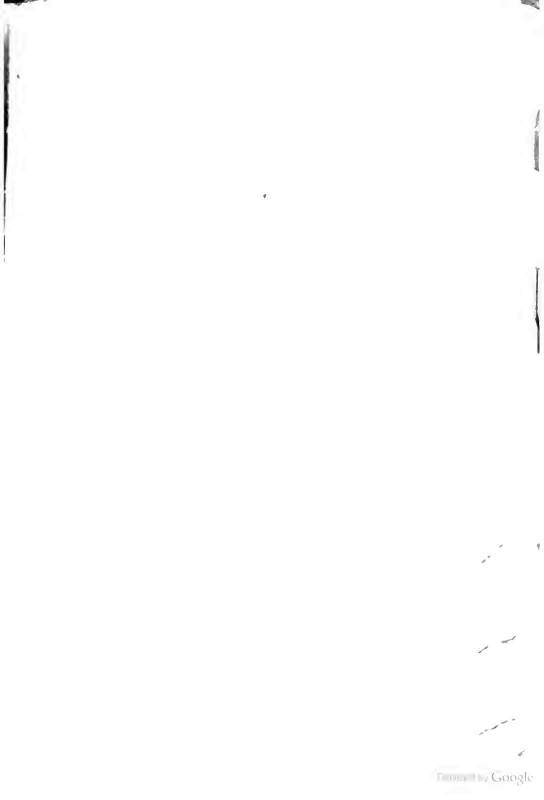
gestehn: Prince-Smiths Befürchtung, die ich damals als so gänzlich grundlos lachend zurückgewiesen hatte, sie war nun dennoch erfüllt: ich war zum Schriftsteller geworden, — wenn auch vorläufig für die nächsten zwölf Jahre, erst zu einem halben.

Ende.

Namenregister.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Wie ich Schriftsteller geworden bin.





Ludwig Pietsch
(1862)

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Erinnerungen

aus den sechziger Jahren

von

Ludwig Pietsch.

Zweiter Band.



Berlin W
F. Fontane & Co
1894

I.

Am Morgen des 7. Januar 1860 las ich in der Vossischen Zeitung den Bericht Ludwig Rellstabs über die erste Vorstellung, welche am Abend des 5. auf der Winterbühne des neuen Viktoriatheaters in der Münzstraße durch die, zu einem Gastspiel während der nächsten drei bis vier Monate engagierte, italienische Operngesellschaft des Signor Lorini gegeben worden war. Seit Rellstabs Besprechungen Jenny Linds hatte ich den allmächtigen und gefürchteten Berliner Musikkritiker kaum jemals einer neuen Erscheinung auf dem Gebiet der Oper gegenüber so warm werden, so das volle Register rückhaltloser Begeisterung ziehen gesehen, wie in diesem kritischen Bericht. Die Reihe der Gastvorstellungen war mit Rossinis unsterblichem „Barbiere di Seviglia“ eröffnet worden. Rellstab schien sich, ganz wider seine Gewohnheit, gar nicht genug thun zu können in der Anerkennung der gesanglichen und schauspielerischen Leistungen der Mit-

wirkenden, des Sängers delle Sedie, der den Figaro, Frizzis, der den Bartolo, Carrions, der den Almaviva gegeben hatte, vor allem aber im Lobe und Preise der Darstellerin der Rosina, einer jungen Belgierin, Fräulein Desirée Artôt. Als ein Muster aller künstlerischen Vollendung verherrlichte er ihren Gesang; ein Stern erster Größe sei hier einmal wieder dieser holden Kunst aufgegangen. Der Größe der Begabung, der natürlichen Schönheit, Süßigkeit, quellenden Fülle ihrer Stimme, eines hohen Mezzosopran, käme die Meisterschaft der Behandlung gleich. Auch für die Schule ihrer großen Lehrerin Pauline Viardot lege die von dieser gebildete junge Sängerin damit zugleich ein glänzendes Zeugnis ab.

Diese Besprechung berührte mich ganz eigentümlich; besonders durch das darin über den neuen Stern, Desirée Artôt, gesagte. Schon ihr Name klang mir so sympathisch durch seine Verwandtschaft mit dem mir so teuern ihrer Meisterin Pauline Viardot. Die Erinnerungen an das Auftreten der letzteren in derselben Rolle jener Oper, — der geistsprühenden, ewig jugendfrischen Schöpfung des heitersten und glänzendsten musikalischen Genius Italiens, — auf der Bühne der alten Königsstadt und auf der des königlichen Opernhauses vor damals dreizehn Jahren, wurde plötzlich wieder in mir so lebendig wach gerufen.. Und damit zugleich das dringende Verlangen, diese Schülerin der über alles verehrten Frau zu sehen, singen

zu hören, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Aber die Eintrittskarten waren im Verhältnis zu meinen verfügbaren bescheidenen Mitteln ziemlich teuer und der Zudrang zu den Vorstellungen der Gesellschaft nach dem ersten großen Erfolg ganz enorm. Im günstigsten Fall würde ich ein Billet zum dritten Rang oder zur Gallerie erschwingen können. Da traf ein Brief bei mir ein, dessen Kouvert meine, mit einer mir unbekannten auffällig schönen, großen, charaktervollen Handschrift in lateinischen Lettern geschriebene, Adresse trug. Ich öffnete ihn und fand darin zwei Eintrittskarten für den Balkon des ersten Ranges zur nächsten italienischen Opernvorstellung im Viktoriatheater und ein Kartonblättchen, auf dem die Worte standen: „Avec les compliments de Mad. Pauline Viardot. D.A."

Die Freundin in Paris hatte meiner nicht vergessen. Sie mußte es ihrer Schülerin eingeschärft haben, dafür zu sorgen, daß ich diese während ihrer hiesigen Gastvorstellungen höre und sehe. Der Beweis, daß jene mir ein so treues Gedenken bewahre, erschien mir fast eben so wert und beglückte mich kaum minder, als die überraschende Erfüllung meines noch unausgesprochenen Wunsches. In meiner Freude zögerte ich nicht lange, die, welche mir eine so frohe Botschaft gesendet hatte, in ihrer Wohnung in Schmelzers Hotel in der Heiligen-Geiststraße aufzusuchen, um ihr meinen Dank zu sagen und mir Nachricht über Frau Viardot geben zu lassen.

1*

Desirée Artôt wohnte dort in Gesellschaft ihrer Mutter, einer blonden Dame in gewissem Alter mit grauäugigem, ruhig beobachtend und wohlwollend blickendem Gesicht von flandrischem Gepräge. Diese empfing mich freundlich, — die Tochter sei bei der Toilette, werde aber gleich erscheinen. Nach wenigen Minuten trat Desirée durch eine Nebenthür ins Zimmer. Die unbändige Fülle ihres ins rötliche schimmernden, blonden oder löwenfarbigen Haares wallte ihr noch unaufgenommen und ungeflochten in prachtvollen Wellen über Schultern und Nacken, tief in den Rücken hinab. Unter etwas dunkleren Brauen strahlten die, von schwarzen langen Wimpern umsäumten, grauen Augen mit heiterm Glanz. Zwischen den frischen Lippen schimmerten zwei Reihen untadliger, herrlicher elfenbeinweißer Zähne beim Lachen und Sprechen. Aus allen Mienen des nichts weniger als formenschönen, vlämisch breiten Gesichts sprach Geist, kraftvolles, gesundes junges Leben und Temperament Dieser Kopf krönte eine noch bis fast zur Magerkeit schlanke Gestalt in weißer Morgentoilette. Die Stimme im Sprechen hatte den vollen warmen, etwas dunkel gefärbten Klang, wie man ihn viel häufiger bei Italienerinnen als bei Flamänderinnen findet; auch die Aussprache des R war die eigentümlich italienische. Das Benehmen, die ganze Redeweise entzückte mich durch die Natürlichkeit, den prächtigen Freimut, die Abwesenheit alles komödienhaften Gethues, alles künstlich Gemachten

und Affektierten, die sich in ihrem Gespräch mit so feinem und munterem Geist verband. Zu alledem diese innige ehrliche Liebe, Verehrung und Dankbarkeit für ihre große Meisterin! In London war Desirée Artôt durch ihren Onkel, den dort lebenden belgischen Maler Baugniet, Frau Viardot zugeführt worden. Da hatte diese die wahre Stimme des jungen Mädchens, den hellen Mezzo-Sopran in der Kehle der vermeintlichen Altistin, zuerst gleichsam entdeckt, ihn dann — ebenso wie das außerordentliche Gesangstalent der gelehrigen Schülerin, — allmählich zur prächtigen Entfaltung gebracht und jene zur Meisterin ihrer Kunst herangebildet, die heute jedes Hörers Ohr und Seele entzückte. Desirée bestätigte mir meine Vermutung: Frau Viardot hatte ihr beim Scheiden noch ganz besonders eingeschärft, mir ihre Grüße zu bringen und dafür zu sorgen, daß ich sähe und höre, was diese Schülerin leiste.

Wir schieden nach diesem ersten Besuch wie ein paar gute alte Bekannte. Die gleiche Liebe und Begeisterung für denselben Menschen verbindet die, welche sie hegen, am schnellsten miteinander. Aus dieser Begegnung mit Desirée Artôt hat sich eine Freundschaft entwickelt, die während der seitdem verflossenen Jahre allen Wechsel der Zeiten, Stimmungen, Schicksale, Anschauungen, Geschmacksrichtungen überdauert hat. Ich danke dieser Freundschaft viel des besten Glücks, das mir gerade in den letzten drei Jahrzehnten zu teil geworden ist; so manche Würze

meines Daseins, meiner seitdem in Berlin wie in Paris verlebten Tage, die Bereicherung mit so vielen der köstlichsten reizvollsten Erlebnisse und Erinnerungen, — was ja dasselbe sagen will. Um eingeleitete Bekanntschaften mit Menschen, die uns gefallen, und die uns keinen Zweifel darüber lassen, daß auch wir ihnen sympathisch sind, rasch zu intimeren werden zu lassen, giebt es für den, der sich einer genügenden Treffsicherheit im Bildnis-Zeichnen oder -Malen erfreut, kein besseres, seines Erfolges sichereres Mittel, als eine Reihe von Portraitsitzungen, zu deren Gewährung wir ihn zu bestimmen vermochten. Ich habe dies Mittel ziemlich häufig und kaum jemals vergeblich angewendet. Auch in diesem Fall versagte es seine gewohnte Wirkung nicht. Die junge Künstlerin willigte gerne in meine Bitte. Ich kam mit meinem bespannten Reisbrett zu ihr, die mir so viele Sitzungen schenkte, als ich begehren mochte. Durch das Leben im Hause ihres Onkels Baugniet in Brüssel, Paris und London war sie auf dem Gebiet der zeichnenden Künste fast eben so heimisch, wie auf dem der Musik und des Gesanges. An meiner Arbeit, einer Kreidezeichnung, nahm sie verständnisvolles, lebhaftes Interesse. Während der, natürlich meinerseits möglichst lang ausgedehnten, Sitzungen lernte ich den früh gereiften, klugen, gesunden Verstand, die scharfe Beobachtungsgabe, den glänzenden Esprit, das tiefe Gemüt, die echte Herzensgüte, den feinen sichern Takt, die ganze bezaubernde Liebenswürdigkeit und echte

Vornehmheit dieser weiblichen Elitenatur besser und gründlicher kennen, als es allein auf dem Wege des gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehrs möglich gewesen wäre. Wie blendend aber auch der damalige Eindruck ihrer Persönlichkeit auf mich und alle, die in Beziehung zu ihr traten, sein mochte, — sie war darum doch nichts weniger als das, was man einen „Blender" nennt. Nie hat sie sich mit fremden Federn geschmückt, mehr und anders scheinen wollen, als sie war. Alle die Kleinlichkeiten, an welchen Bühnenkünstlerinnen gemeinhin kranken, — Neid auf die Erfolge anderer, Eitelkeit, kühlberechnender Egoismus, Strebertum, — haben ihre hochsinnige Seele nie berührt, geschweige denn Macht über sie gegewonnen und auf ihre Handlungen, ihre Lebensführung eingewirkt. Während ihrer ganzen erfolgreichen Bühnenlaufbahn, wie in den späteren Jahren, nach ihrem Abschied vom Theater, ist sie darin die Gleiche geblieben, während ihr origineller Geist durch die enorme Fülle ihrer Erfahrungen und Beobachtungen, wie durch stetige ernste Arbeit an sich selbst, sich immer noch vertieft, verfeinert und bereichert hat. Die gründliche Menschenkenntnis, zu welcher ihr dies reiche vielbewegte Leben in allen Ländern Europas verholfen hat, konnte sie dennoch nicht zur Menschenverachtung bewegen, ihr nicht die sonnige Heiterkeit und die unverwüstliche Herzensgüte rauben. Die Verehrung, die innige Hochschätzung und treue Anhänglichkeit so vieler der Besten ihrer Zeit für sie hat,

so wie die meine, der ich mich leider nicht zu diesen zählen kann, die Jugend- und künstlerische Glanzzeit der Sängerin weit überdauert und hat bis diesen Tag nichts von ihrer Intensität und Festigkeit eingebüßt. Gewiß das beweiskräftigste Zeugnis für die Gediegenheit und Dauerbarkeit der großen und guten Qualitäten dieser Frauennatur.

Ihre damaligen Wirkungen auf die Berliner von der Bühne her sind noch in gutem Andenken. Desirée Artôt im Zusammenspiel der andern ausgezeichneten Kräfte dieser italienischen Gesellschaft, in der es so wenige — Italiener gab, versetzte unser Publikum in einen ähnlichen Rausch des Enthusiasmus, wie er sechs Jahren zuvor durch die auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters auftretende schöne spanische Tänzerin Pepita de Oliva, vor vierzehn und fünfzehn Jahre aber durch Jenny Lind erzeugt worden war. Die beste Gesellschaft Berlins war völlig Artôt-toll geworden. Man riß sich um die Eintrittskarten zu den Vorstellungen der Italiener. Das große Haus der Winterbühne des Viktoriatheater war jedesmal vollständig ausverkauft. Der Billethandel florierte, wie noch nie. Unerhörte Preise, wurden für die besseren Sitze an die Aufkäufer gezahlt. An den Abenden der Italienischen Opernvorstellungen war während der dem Beginn voraufgehenden halben Stunde die verkehrsreiche entlegene Münzstraße völlig obstruiert durch die endlose dichte Wagenkolonne, welche

die Gesellschaft des Berliner Westens, — der sich damals freilich noch nicht weit über die Linden, das Brandenburger- und das Potsdamer Thor hinaus erstreckte, — in diesen, sonst kaum je freiwillig aufgesuchten, entlegenen Berliner Orient beförderte. Selten oder nie fehlten in dieser Kette vornehmer Equipagen an solchen Abenden auch die des Hofes. Der Prinzregent und seine Gemahlin Augusta übertrugen von Beginn an die, jederzeit Frau Viardot bewiesene, Gunst und herzliche Wertschätzung als Dame wie als Künstlerin auch auf deren congeniale Schülerin, Desirée Artôt; und bis ans Ende der eignen Tage hat das erlauchte Fürstenpaar letzterer die gleichen Gesinnungen das unwandelbare persönliche Wohlwollen der damit Beglückten und Geehrten treulich bewahrt.

Während die wohlsituierten und die reichen Artôt-Enthusiasten und Berliner, „Italianissimi" — wie Ernst Kossak sie in den vielgelesenen, vielbewunderten und vielgefürchteten Wochenchroniken seiner „Montagpost" und der „Schlesischen Zeitung" nannte — oder ihre Diener und Kommissionäre, sich an der Straße wie in Hungersnot um Brot an Bäckerthüren um ein Billet sich fast die Hälse brachen, konnte ich jeder dieser Vorstellungen mit dem himmlischen Sicherheitsgefühl entgegen sehen, das der Besitz der Anweisung auf zwei der schönsten Plätze im ganzen Hause uns gewährte. Die abendliche Reise von unserer Wohnung gegenüber dem botanischen Garten bis zum Viktoriatheater und wieder heimwärts, die oft

bei entsetzlichem Berliner Winterwetter auf der bald in einen eisigen Sumpf aus Schnee und Schlamm verwandelten, bald mit halsbrecherischem Glatteis bedeckten, endlos erscheinenden ungepflasterten trottoirlosen Potsdamerstraße und meist zu Fuß gemacht werden mußte, war zwar ziemlich unbequem. Aber wir hätten wohl noch ganz andere Mühen willig auf uns genommen, wenn nur dadurch ein so köstlicher Preis errungen werden konnte, wie die Genüsse, die uns am Ziel unserer Pilgerfahrt nach dem Viktoriatheater erwarteten. — Diese italienische Opernsaison währte bis in den Frühling hinein, ohne daß das einmal entflammte Feuer des Enthusiasmus der Berliner „Italianissimi" für die Vorstellungen, für den strahlenden Stern der Gesellschaft, Desirée Artôt, für den prächtigen Heldentenor, den Spanier Carrion, den vornehmen einschmeichelnden Bariton delle Sedie, die anmutige seelenvolle Ungarin de Ruda, verlöscht und verraucht oder auch nur gedämpft worden wäre. Vielleicht trugen zur Nahrung und Erhaltung dieser Begeisterung, wenn nicht der konservativen hoffähigen Gesellschaftskreise, so doch der gebildeten liberalen mittleren Schichten des Berliner Publikums, die Nachrichten über die gleichzeitigen geschichtlichen Vorgänge in Italien das ihrige bei. Seit Cavour im Sommer dieses Jahres wieder die Leitung der Geschäfte des Königreichs Sardinien übernommen hatte, war eine neue Bewegung in die italienischen Angelegenheiten gekommen. Als der große revolutionäre

Minister Nizza und Savoyen, die „Wiege des Herrscherhauses" kalten Blutes an Napoleon III. und Frankreich abtrat, ließ sich leicht voraus sehen, daß ein solches Opfer von dem kühnen und klugen Patrioten nicht umsonst gebracht worden, sondern nur die Einleitung zu bedeutenden die Welt überraschenden und erstaunenden Ereignissen sein könnte. Diese Erwartung täuschte denn auch nicht. Es erfolgte die Annexion Toscanas und der Emilia durch Sardinien, welche durch die Volksabstimmung sanktioniert wurde. Aber man fühlte instinktiv, auch das sei nur der Anfang einer, die Zustände Italiens und wohl auch die Landkarte Europas umgestaltenden, großen politischen Aktion, die Fortsetzung des mit dem französisch-österreichischen Kriege von 1859 eingeschlagenen Weges, dessen letztes Ziel kein anderes sein werde, als die Befreiung des italienischen Volkes von seinen kleinen und großen Tyrannen und das einheitliche und unteilbare konstitutionelle Königreich Italien unter dem Scepter des Hauses Savoyen. Daß diese Ereignisse jenseits der Alpen aber nicht ohne segensreiche Rückwirkung auf die diesseitigen Zustände und auf die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes bleiben könnten und würden, war bei uns ein feststehender über jeden Zweifel erhabener Glaubensartikel. So klang aus dem stürmischen Beifall mit dem Berlin die „Italiener" überschüttete, jedem feinern Ohr vernehmlich, der ganze Jubel heraus, mit dem man hier das kühne und kluge Vorgehen Cavours und die durch ihn herbeigeführte Auf-

erstehung Italiens, die nichts mehr hindern und hemmen zu können schien, begrüßte.

Ich hatte im Jahre 1859 durch meinen jungen Freund und Landsmann den Architekten Schirrmacher die Bekanntschaft des Maurermeisters Schma gemacht, eines lebhaften, groß und schlank gewachsenen Herren, der, wie man es bei Berliner Gewerbetreibenden und Bauunternehmern nicht selten findet, geriebenen, schlauen Geschäftsverstand, mit nicht nur gemachter, sondern natürlicher Bonhommie und frischer, oft an lustigen Uebermut streifender, guter Laune in seinem Wesen verband. Er erzählte von seiner Absicht, auf einem von ihm erworbenen Terrain in der, erst zur Hälfte ihrer Länge bebauten, Bendlerstraße ein paar Häuser aufzuführen, welche schon durch ihre Form Aufsehen erregen würden. In einem von ihnen wolle er für mich eine passende Wohnung mit einem wirklichen Atelier einrichten, die er mir für einen ganz billigen Preis überlassen werde. Diese Aussicht war mir um so erfreulicher, als ich mich wieder ernstlich mit dem Gedanken beschäftigte, meine bei Oskar Begas erworbenen neuen Fertigkeiten in der Oelmalerei möglichst bald in den Ausführung eines Bildes eigner Erfindung zu verwerten. Aber der Beginn des Baues ließ lange auf sich warten. Die Sumpfwiese zwischen dem, an das, früher von mir bewohnt gewesene, Friebesche

angebauten, Hause und dem Kanalufer, von welcher Schma einen Teil als Baugrund erworben zu haben versicherte, blieb noch lange nach jener Mitteilung meines neuen Bekannten völlig unberührt. Ich hatte in meiner Freude bereits von dem, mir in bestimmte Aussicht gestellten, Glück, von dem hübschen Atelier, das mir dort gebaut werden würde, erzählt. An einem Sommerabend gingen wir mit Dohms durch die Bendlerstraße vom Kanal her zum Tiergarten. Aus jener Wiese her klang der vielstimmige lärmende Chorgesang ihrer schwimmfüßigen, glotzaugigen Bewohner. Ernst Dohm, der eine Gelegenheit zu kleinen Malicnen nie gern unbenutzt vorüber gehen ließ, bemerkte: „Hören Sie, in L. Ps. Atelier quaken die Frösche." —

Aber Schma hielt dennoch Wort. Endlich wurde der verheißene Bau wirklich in Angriff genommmen und im Frühling 1860 stiegen auf der zugeschütteten früheren Sumpfwiese die beiden gothischen Wohnhäuser Schulter an Schulter auf, die später gänzlich umgebaut, lange einen Gegenstand des Staunens für die ganze Gegend und den Stolz der Bendlerstraße bildeten. Doch erst im Oktober war meine Wohnung darin zu beziehen. Am 1. April aber mußte ich die in der Potsdamerstraße gegenüber dem Botanischen Garten bewohnte, verlassen, da ich in der bestimmten Erwartung, einer früheren Vollendung meines künftigen „Atelierhauses" vorzeitig gekündigt hatte. Noch einmal mußte ich mich entschließen, die „erste beste"

Wohnung, wo ich sie fände, für die Zwischenzeit von sechs Monaten zu mieten. Diese „erste beste", die ich endlich ausfindig machte, verdiente das letztere Eigenschaftswort in keiner Weise. Sie lag in dem östlichen Teile der Dessauer Straße und war nichts weniger als angenehm und behaglich. Unsern an Gartenumgebungen gewöhnten Augen kam es hart an, daß sie aus den Fenstern „nichts Grünes, keinen Baum" sahen. Um so willkommener erschien uns nach diesem sommerlichen Halbjahr der Entsagung die ganz entgegengesetzte und wahrhaft beglückende Eigenart der Wohnung im gothischen Hause, in die wir Ende September unsern fröhlichen Einzug hielten

Meine schriftstellerische Thätigkeit war während der in der Dessauer Straße verlebten Monate eine ziemlich geringe. Zeichnerische Aufträge beschäftigten mich in viel ausgedehnterem Maß. Franz Duncker hatte den Plan gefaßt, ein populäres Geschichtswerk über die Zeit der Niederwerfung und der Erhebung und Befreiung Deutschlands (1806 bis 1815) herauszugeben, das mit großen Holzschnittbildern besonders bedeutsamer Vorgänge geschmückt werden sollte. Eigentlich mehr ein Bilderwerk mit Text, den er selbst zu schreiben beabsichtigte. Die Zeichnungen für den Schnitt auszuführen, hatte er Bleibtreu und mich ersucht. Jener behielt sich hauptsächlich die kriegerischen Szenen vor. Ich übernahm die Composition der andern, in denen weniger Mord und Totschlag die

Gegenstände bildete: z. B. die Begegnung Napoleons mit der Königin Luise in Tilsit, York unterzeichnet in der Mühle zu Poscherun den Traktat mit Diebitsch (Convention von Tauroggen), die Vorlesung des Aufrufes „an mein Volk" in Breslau, die Einweihung der Lützower in der Kirche zu Rogau und auch ausnahmsweise eine kriegerische Darstellung: der Tod Theodor Körners. Die beiden erstgenannten und das letzte Bild sind denn auch von mir nicht nur entworfen und auf den großen Holzstöcken gezeichnet, sondern auch durch Baum und v. Steindel nicht übel geschnitten worden. Bleibtreu hat, glaube ich, sechs oder sieben ausgeführt. Aber das ganze Unternehmen geriet ins Stocken. Duncker kam nicht dazu, den Text zu schreiben, seine Zeichner- und Holzschneiderhonorare waren vergeblich gebracht und die Bilder sind nie erschienen, oder doch nur, sehr viel später und nur zum Teil, im illustrierten Sonntagsblatt der Volkszeitung veröffentlicht worden.

Für Bleibtreu waren diese Aufträge, wenn er sie auch mit seiner schon den Gegenständen geltenden ehrlichen Begeisterung und gewohnten Gewissenhaftigkeit ausführte, — ebenso wie die in derselben Zeit von ihm für die Leideritzsche Kunsthandlung ungemein kraftvoll in Ton und Behandlung auf Stein gezeichneten großen Darstellungen von Szenen aus den deutschen Befreiungskämpfen, — immer nur ein ungenügender Ersatz für den Mangel an allen Bestellungen von nationalgeschichtlichen Gemälden. Nach

den großen Erfolgen seiner in den fünfziger Jahren gemalten Schlacht-Bilder durfte er bei seiner Uebersiedelung nach Berlin sich der Hoffnung einer ganz anderen Verwertung seiner großen künstlerischen Kraft hingeben, als sie dieser hier zunächst zu Teil werden sollte. Gerade die letzten fünfziger und ersten sechsziger Jahre waren äußerst magere Zeiten für viele unserer Künstler und nicht eben für die Schlechtesten. Friedrich Wilhelms IV., des „Künstler-Königs" geistiges Licht war für immer erloschen. Der Prinz-Regent mochte und konnte mit selbständigen Unternehmungen auf künstlerischen Gebieten noch nicht hervortreten und war von ganz anderen Sorgen in Anspruch genommen, als von denen um das Gedeihen und die Förderung der schönen Kunste im Vaterlande. Für den stark demokratisch angehauchten Verherrlicher der Thaten des preußischen Volkes, der Landwehr und der Freikorps schienen die Aussichten sehr gering, zu großen öffentlichen Arbeiten für die Regierung und des Königshaus berufen zu werden. Um so weniger, als er gar kein Hehl aus seinen Gesinnungen und politischen Ueberzeugungen machte. Der kleine ruhige Mann mit dem jugendlichen, freundlich blickenden Gesicht, der bescheidenen Haltung, der langsamen sanften Sprache geriet in ein ganz überraschendes Feuer, die Zunge wurde ihm merkwürdig gelöst und er redete mit Kraft, Wucht und Nachdruck, sobald das Gespräch nicht nur auf seine künstlerischen, sondern mehr noch, wenn es auf seine politisch-patriotischen Ideale kam. Da

kannte er keine Rücksichtnahme, keine diplomatische Verschleierung der eigenen Meinung und die Rede rollte zwar langsamen Tempos aber mit sehr energischen eindrucksvollen Accenten von seinen Lippen. — Der feste Glaube an das Kommen einer Zeit der Wiedergeburt Deutschlands, der neuen Erhebung unseres Volkes zu herrlichen gewaltigen Thaten, durch welche jene Ideale verwirklicht werden mußten, verließ ihn keinen Augenblick. Und mit diesem trostreichen Glauben war denn auch der innig verbunden, daß er, Georg Bleibtreu, dann berufen sein würde, diese Thaten in monumentalen Gemälden zu schildern. Wir wissen alle, in wie vollem Umfange sich diese Zuversicht schon innerhalb jenes Jahrzehntes und in dem folgenden erfüllt hat. In ruhiger Erwartung der kommenden Dinge und der großen seiner würdigen künftigen Arbeiten half Bleibtreu sich über die entbehrungsvolle Zwischenzeit mit der Uebernahme solcher Aufträge und der Ausführung solcher Zeichnungen auf Holz und Stein hinweg, wie die oben genannten.

Wie ihn und unsern ganzen Kreis die epochemachenden geschichtlichen Ereignisse erregen und ergreifen mußten, welche uns der Mai und die zweite Hälfte dieses denkwürdigen Jahres 1860 brachten, ist leicht zu ermessen. Am 11. Mai landetet Garibaldi mit seinen „Tausend" in Rothemden auf Sicilien und jagte die königlichen Truppen bei Marsala in die Flucht. Damit begann jene ununter-

brochene Reihe unerhörter märchenhafter Thaten und Vorgänge, welche wie „mit heiligen Wetterschlägen“ das verrottete Bourbonenreich König Bombas von Neapel zertrümmerten. Mit welchem Enthusiasmus wurden alle diese Nachrichten aus Italien in unser Beider, wie in Lassalles und Dunckers Häusern aufgenommen! Wie erglühten die Herzen für den großen, glaubensstarken, reinen, selbstlosen Volkshelden, der den Italienern als Heiland und Erlöser aus Jahrhunderte alter Schmach erschienen war. Und — wie beneidete ich persönlich Hans Wachenhusen um des Glückes willen, jenen heroischen Zug begleiten, alles das mit eignen Augen sehen, selbst mit durchleben, es seinem ungeheuern Leserkreise schildern zu können!

II.

Die Wohnung, welche ich im Herbst bezog, lag in dem hinteren Seitenflügel des südlicheren der beiden Schmaschen gothischen Häuser, das heute nach seinem gänzlichen Umbau die Nummer 20 führt. Es war noch nach jener generösen Art erbaut, die gegenwärtig in den Straßen Berlins fast ohne Beispiel ist. An das Vorderhaus schloß sich nur an der Südseite des Grundstückes dieser eine gegen Westen hin vorspringende Hinterflügel. An den offenen Hof, welcher nur an dieser Seite durch das Flügelgebäude, auf der anderen durch einen Bretterzaun begrenzt war, der ihn von dem ebenso gestalteten Nachbarhof trennte, schloß sich, wie an letzteren, im Westen ein großer langgestreckter Garten. An der Graben-, der späteren Königin-Augusta-, Straße standen westlich neben der Mündung der Bendlerstraße erst wenige vereinzelte Häuser und Villen. Sie alle hatten keine Hinterhäuser sondern nur Gärten an der Rückseite. Unabsehbar gegen

2*

Abend hin, wo es in den Seepark des Tiergartens überging und mit diesem zusammenfloß, breitete sich dies Gartenmeer, in welchem die Trennungen der einzelnen Grundstücke durch Gitterzäune und Mäuerchen sich kaum als eine Unterbrechung bemerklich machten, dort zwischen dem Kanal im Süden und den Rückseiten der Villen des westlichsten Teils der Tiergartenstraße vor uns aus. Zu unsrer, selbstverständlich im dritten Geschoß gelegenen, Wohnung, aus deren Westfenstern wir diese ganze grüne Herrlichkeit überblickten, und jenseits des Kanals über den Zoologischen Garten hinweg ungehemmt bis zum Höhenzuge des Spandauer Jochs schauen konnten, führte eine wunderliche enge steinerne Wendeltreppe. Es schien kaum möglich, größere Möbel auf ihr herauf zu transportieren. Zum Glück besaß ich noch keins von solcher Art. Auch oben war das Innere dieses Hauses sehr seltsam und originell angeordnet und konstruiert. Von dem kleinen Flur auf dem, — welche Wohlthat! — ein Wasserleitungshahn mit dem Becken davor angebracht war, trat man gleich links in mein sogenanntes „Atelier", d. h. ein ziemlich langes Zimmer mit zwei sehr großen und breiten Fenstern in der Nordwand und einem, durch ein Säulchen geteilten, mittelgroßen gothischen Spitzbogenfenster in der westlichen Schmalwand. Das südlich angrenzende Zimmer von gleicher Größe, wurde nur durch ein, jenem entsprechendes, in der Westwand erhellt. Links von der Thür des Ateliers führten ein paar Stufen zu

einem höheren Flur hinauf, von dem man wieder über eine kleine Stiege in jenes zweite Zimmer hinabzusteigen hatte. Ein drittes niedrigeres lag in einem Niveau mit diesem erhöhten Flur, das ebenfalls durch ein großes Fenster von der Gartenseite her sein Licht empfing. Dies Licht vermochte freilich nicht den östlich angrenzenden, durch eine Thür mit diesem Zimmer verbundenen Raum zu erhellen. Das gelang ebenso wenig dem Fenster in des letzteren Nordwand. Ging es doch auf den, zwischen ihm und der jenseits und tiefer gelegenen Küche hindurch zu den Bodenkammern führenden Gang hinaus. Diese nahmen hinter der Straßenfront des merkwürdigen Hauses schon das dritte Geschoß ein. — Alle diese Eigentümlichkeiten des von dem gewohnten Schema einer Berliner Mietswohnung so gänzlich abweichenden, Quartiers gaben ihm in meinen Augen nur einen Reiz mehr. Und wären die Einrichtungen auch noch sehr viel verschrobener und unpraktischer gewesen, — schon allein der Blick auf jene Gartenpracht vor den Westfenstern der drei Zimmer und der zum Hause selbst gehörige, den Mietern und ihren Kindern zu beliebigem Aufenthalt offen stehende, große Garten hätten genügt, um mir die ganze Wohnung in einem verklärten Licht und als die wünschenswerteste Behausung erscheinen zu lassen. Ich bin denn auch, zum ersten mal in einer solchen, in ihr seßhaft geworden und habe volle sieben Jahre, reich an Glück wie an Schmerz und herbem Leid, darin ausgehalten. Es sind jene Jahre, während derer

ich wirklich und endgültig zum Schriftsteller geworden bin, trotzdem ich gerade noch einmal in ihnen die kräftigsten Anstrengungen gemacht habe, ein Maler in der vollen Bedeutung des Wortes zu werden.

Mein Besitz an Möbeln und sonstigen raumeinnehmenden Gegenständen war, als ich dort einzog, noch immer so gering, daß das große schöne Zimmer neben dem „Atelier" fast während des ganzen ersten Jahres völlig leer bleiben mußte. Dagegen ließ mein Reichtum an mitgebrachten lebendigen Wesen um so weniger zu wünschen übrig. Ihre Zahl beschränkte sich nicht auf meine Frau, mich, sechs Kinder und ein Dienstmädchen, — das erste, während unsrer Ehe, das wir vor noch nicht einem Jahr ins Haus genommen hatten, — ein junges, gutgeartetes, schmuckes und blühendes Musterexemplar der Gattung, von überraschender Aehnlichkeit des Gesichts mit dem der berühmten Schadowschen Portraitbüste der Königin Luise. Auch meine geliebte jüngere Schwester, — eine vom Schicksal mit zäher Unerbittlichkeit verfolgte und gequälte und doch nie dadurch an der innern Schönheit und Güte ihrer Natur geschädigte Frau, — die sich veranlaßt gesehen hatte, ihre anfangs durchaus glücklich scheinende Ehe nach wenigen Jahren zu lösen, mit dem etwa siebenjährigen zierlichen blonden Töchterchen, für das ich die Sorge übernommen hatte, teilte für längere Zeit diese Wohnung mit uns. Unserm Hausstande von elf Menschen aber

waren nicht weniger als sechs Katzen beigesellt, von denen wir nicht eine missen mochten.

Ich hatte immer eine starke Vorliebe für diese Haustiere gehabt und schon als „Chambregarnist“ selten ohne den Besitz wenigstens eines Exemplars der Gattung gelebt. Dieser Liebhaberei war ich auch nach meiner Verheiratung fast immer treu geblieben. Katzen waren die unentbehrlichsten Spielgenossen unserer Kleinen. Die mehr oder weniger herrenlos in Höfen und Gärten der von uns bewohnten Häuser hausenden, hatten gemeinhin eine richtige Witterung von diesen meinen Sympathieen für ihr Geschlecht. Den besten Beweis dafür empfing ich einmal in meiner Wohnung auf dem Karlsbade. In der Frühe eines Maimorgens hörte ich an der Hinterthür ein eigentümliches Geräusch. Ich öffnete und sehe auf der Schwelle eine mir bekannte graue Hofkatze, die in ihrem Maul ein winziges neugeborenes Kätzchen hält, mich, mit, ich möchte sagen, verständnisinnigem Blick, ansieht und dies Junge zu meinen Füßen niederlegt. Dann läuft sie wieder die zwei Treppen hinab, um ein zweites Junges zu holen, bei mir zu deponieren und dasselbe Manöver noch vier oder fünf Mal auszuführen. Als sie den letzten Sprößling herauf brachte, fand sie die uns zuerst anvertraute Nachkommenschaft bereits so bequem als möglich in einem schattigen Kammerwinkel gebettet. Jenes letzte Geschwister wurde hinzugethan und die menschenkundige Mutterkatze, welche das alles wie etwas Selbstverständliches hinnahm,

schickte sich sofort an, ihren Ernährerpflichten gegen ihren durcheinander wuselnden Nachwuchs zu genügen. Dieser blieb von ihr ruhig unserer Obhut überlassen, wenn ihre auswärtigen Geschäfte die Alte zum Hinuntergehen in den Hof und Garten und zu längeren Expeditionen in die Nachbarschaft veranlaßten. Als die Kleinen aber eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten und der Mutterliebe zarte Sorgen nicht mehr bedurften, wurde uns der Besitz dieser Katzenfamilie und das Recht ihrer weiteren Pflege und Erziehung in keinem Augenblick durch die Erzeugerin streitig gemacht. — Daß Theodor Storm, meinen Geschmack für die Katzen in vollem Maße teilte, — sein allbekanntes graziös schalkhaftes Gedicht „Vergangnen Maitag" giebt ein beredtes Zeugnis dafür, — hat meine Neigung für ihn, wenn möglich noch verstärkt. Jene Katzenfamilie die mir auf dem Karlsbade gleichsam ins Nest gelegt worden war, hatte sich zwar längst in alle Winde verstreut. Aber immer wieder war auch Ersatz dafür gefunden, so daß die Sechszahl wieder vollständig war, als wir unsern Einzug ins gothische Haus hielten. Es waren prächtige Geschöpfe darunter, besonders zwei mit glänzend schwarzem Pelz, kleinen schwarzen Panthern ähnlich. An jedem Morgen hatte ich meine herzliche Freude daran, wenn die ganze Gesellschaft mit unhörbarem sammetweichem Schritt oder auch mit einigen kühnen Sätzen durch die offne Thür des Nebenzimmers in mein „Atelier" kam, wo dann, an Wintertagen, die einen hingestreckt

auf der Blechplatte vor dem Eisenofen, ihre geschmeidigen Körper und Glieder wohlig dehnten und reckten, während andere an mir, der ich zeichnend am Arbeitstische neben dem einen großen Nordfenster saß, heraufkletterten und behaglich schnurrend sichs auf meinem Schoß oder meinen Schultern bequem machten.

III.

Wilhelm Lübke war zwar von seiner italienischen Studienreise nach Berlin und auf seinen Posten an der Bauakademie zurückgekehrt. Aber im Sommer 1860 brach er zu einer neuen Fahrt auf, deren Zweck das Studium der Denkmale der Kunst in Belgien und Frankreich war. Wieder erging an mich von seiten der Haude- und Spenerschen Zeitung das Ersuchen, für den Abwesenden einzutreten und die Besprechung der im September beginnenden akademischen Kunstausstellung zu übernehmen. Ich that es mit aufrichtigem Vergnügen. Die oberen Gemäldesäle der Akademie enthielten, wie immer, überwiegend Mittelgut. Aber es leuchtete doch auch diesmal wieder aus der gleichgültigeren Menge manches Werk hervor, das den Stempel kraftvoller, fesselnder Individualität und eines ungewöhnlichen Könnens trug. Tief eingeprägt meinem Gedächtnis sind besonders zwei Gemälde, die bedeutendsten Schöpfungen jener Kunstausstellung geblieben: der „Sklaventransport durch die Wüste“ von Wilhelm

Gentz und der „Rattenfänger von Hameln“ von Gustav Spangenberg. Der erstgenannte Künstler war hier bereits auf früheren akademischen Ausstellungen bekannt geworden durch seine großen Darstellungen von Szenen aus der Geschichte Christi. Diese Bilder erhielten durch die Einführung einiger, realistischer Nebengestalten echt orientalischen Charakters ein sehr eigenartiges Gepräge, welches dem, bei Bildern aus dem Evangelium bisher gewohnten, akademisch idealistischen schnurstraks entgegengesetzt war. Man erkannte das energische malerische Talent und die Tüchtigkeit in diesen Gemälden an. Aber man mochte eine solche Auffassung der heiligen Geschichte nicht gelten lassen. Der „Sklaventransport durch die Wüste“ gab zu derartigen Einwendungen keinen Anlaß. Hier war ein echtes, selbstbeobachtetes Stück afrikanischen Lebens in voller ungeschminkter Wahrheit mit ungewöhnlicher Kraft der Charakteristik der Zustände, der barbarischen Sitten, der Rassetypen, der Wüstenlandschaft geschildert, wie es durch einen deutschen Maler bis dahin noch nie geschehen war. Das Bild packte und erschütterte, durch das, was es darstellte und fesselte durch das Wie. Noch ein zweites kleineres Werk seines Malers, das auf jener Ausstellung erschien, machte auf mich einen mächtigen Eindruck: eine der uralten lückenhaften Alleen aus kolossalen in Stein gemeißelten halb zertrümmerten Sphinxen und Widdern, wie sie zu den Pylonen ägyptischer Tempel in der Thebaide führen, in der steinigen Wildnis unter dem heißen,

leuchtenden blauen Himmel sah man dargestellt, und zwischen diesen starren Steingebilden eine fellachische Hirtin im dunkeln, blauen und schwarzen langwallenden gürtellosen Gewande, welche die lebendigen Urbilder jener Riesenwidder hütet, die zwischen den Trümmern der einstigen Herrlichkeit ihr spärliches Futter suchen.

Gustav Spangenbergs Namen hörten wir damals zum ersten Mal. Seine Darstellung des unheimlichen Pfeifers, der, auf dem Dudelsack blasend, von den völlig verzauberten lauschenden Kindern umdrängt, unter dem Vortritt eines wilden braunen, tote Ratten auf einer Stange tragenden, Zigeunerbuben, dem in die Dämmerung des Herbstabends gehüllten Walde zuschreitet, war von seltsamem, bänglichem, dämonischem Reiz in den Köpfen, den Gestalten, der Landschaft wie der gesamten Farbenstimmung. Dabei zeigte das Bild eine gediegene Durchbildung in allen Teilen und bewies, daß ihr Urheber mit glücklichem originellem Talent eine grundtüchtige Schulung und das ernstlichste gewissenhafteste Studium verband. Ebenso wie W. Gentz hatte er, wie man erfuhr, in Paris das solide Fundament seiner künstlerischen Bildung gelegt, und in Italien die großen Meister der Renaissance auf sich einwirken lassen. Mehr aber noch als diesen dankte er dem Studium der Deutschen und Altniederländischen Meister, deren herbes, ernstes, strenges und tiefsinniges Wesen seinem eigensten verwandt und besonders sympathisch sein mußte.

Neben diesen Bildern war es Feuerbachs Madonna mit dem Jesuskinde, welche mir auf jener Ausstellung den bedeutendsten und nachhaltigsten Eindruck machte. Den größten populären Erfolg freilich hatte Camphausens „Uebergang der Preußen über den Rhein bei Caub, Neujahr 1814." In der Skulpturabteilung war Reinhold Begas auch diesmal wieder durch ein frisches originelles Bildwerk vertreten, das in der Kühnheit und Freiheit von allem Akademischen noch weit über seine Pan- und Psychegruppe hinausging: eine Faunfamilie. Der Vater, eine sehnige, „waldursprüngliche" Gestalt, bläst auf der Pansflöte, während das, übrigens durchaus menschlich geformte, meist nackte, junge Weib einen kleinen Sprößling mit kindlich rundlichen schwellenden Gliedern in mütterlicher Lust mit beiden Händen über ihrem zurückgeworfenen schönen Haupt hält und vergnüglich zappeln läßt.

Der glänzende ehrenvolle Erfolg seiner Psychegruppe auf der Ausstellung von 1858 war ein ziemlich platonischer gewesen. Weder wurde Begas die Ausführung des schönen Werks in Bronze oder Marmor bestellt, noch ein andrer Auftrag gegeben. Der einzige, den er erst ein Jahr später erhielt, wurde ihm von Hitzig, der damals die neue Börse baute, verschafft; zu einem Werk der dekorativen Kunst, dem Modell zu der, in kolossalem Maßstabe aus Sandstein zu meißelnden, Hauptgruppe über der Mitte der Front jenes Gebäudes an der Burgstraße: Borussia beschützt und segnet die Handels- und Gewerbthätigkeit

Preußens. Begas erregte Erstaunen und vielfach auch Ärger mit diesem machtvollen Werk, das freilich völlig aus dem für derartige Arbeiten damals hier gebräuchlichen und gewohnten, zahmen, steifen und langweiligen antikisirenden Stil herausging und in seinem ganzen Aufbau wie in der Formengebung seiner Gestalten an die pompösen und gewaltigen Schöpfungen der dekorativen Plastik der Epoche Schlüters anknüpft und erinnert.

Ich blieb während dieser ganzen Zeit mit Reinhold Begas und seiner Mutter in intimem freundschaftlichem Verkehr und Zusammenhang. In dem kleinen Stübchen des traulichen gartenumgebenen Hauses, das die hohen alten Linden- und Nußbäume des Vorgartens beschatteten, jenem Stübchen, von dessen Wänden so viele, nur für sich und die Seinen gemalte, meisterliche Bilder des verstorbenen Vaters, Karl Begas, und seines Sohnes Oscar aus den verschiedensten Zeiten des Lebens und der Entwicklung, Familienportraits, Naturstudien, anmutige Genrescenen, Entwürfe und Farbenskizzen zu romantischen, religiösen und historischen Gemälden, auf uns herabblickten, ließ es sich im Winter, — im Garten während des Sommers — so gut und behaglich hausen. Die verwitwete Gattin des Meisters in ihrer hohen ehrwürdigen Erscheinung, welche noch im Greisenalter unverlierbare Spuren der edeln reinen Schönheit bewahrte, die sie, wie ihre Jugendbilder zeigten, einst geschmückt hatte, verfügte über einen unerschöpflich reichen Schatz von Erinnerungen

aus den letzten fünfzig Jahren, und an die merkwürdigsten Menschen, die im geistigen, künstlerischen und gesellschaftlichen Leben Berlins während dieser Zeit hervorgetreten waren. Kaum eine Persönlichkeit in dieser glänzenden Schar, die beiden Könige und die Mitglieder des Königshauses nicht ausgenommen, die nicht gelegentlich oder dauernd in nähere oder entferntere Beziehungen zum Hause Begas getreten gewesen wäre. In ihren religiösen, politischen und sittlichen Überzeugungen verharrte die treffliche Dame unerschütterlich fest auf ihrem ultra-konservativen Standpunkt, den sie mit Feuereifer und mit heiligem Zorn gegen die Menschen und die Sünden der nachmärzlichen Zeit Preußens verfocht. Das aber hinderte sie nicht, im Einzelfall auch mit „Sündern" wie unsereins in herzlicher Freundschaft zu verkehren. Das neutrale Gebiet, auf dem wir uns begegneten, war die Liebe zu ihren Söhnen und die Begeisterung für unsern Goethe, Shakespeare, Mozart und Beethoven. Wir lasen jene Dichter, zu denen sich dann noch Turgenjew gesellte, gemeinsam zu immer erneuter gleicher Erbauung und Erquickung; und ich hörte dem Klavierspiel der alten Freundin, wenn sie die Sonaten unsrer Lieblinge vortrug, mit immer gleichem Genuß zu, der sich noch verdoppelte, wenn Reinhold die Mutter auf dem Cello, Oscar oder Adalbert, der Kupferstecher (der dann 1860 nach Paris ging, wo er umsattelte und Maler wurde), auf der Geige begleitete. In allen diesen Jahren habe

ich bei ihr in dem Häuschen und dem Garten auf dem Karlsbade viel gute unvergeßliche Stunden verlebt. Nicht immer waren wir allein unter uns. Nicht selten kamen ältere und neugewonnene Freunde der Familie zum Besuch bei der allverehrten Dame, deren groß angelegte charaktervolle Eigenart auch denen imponieren mußte, welche ihre Anschauungen von Welt und Menschen nicht zu teilen vermochten. Eine starke Anziehungskraft schien das Haus und seine ehrwürdige Herrin auch für die hübschen jungen und jüngsten Fräulein der Nachbarschaft zu haben. Gerne sah sie immer solche frische Jugend um sich. Hier erblickte ich im Winter 1862 zum ersten mal die schlanke, zarte vierzehnjährige Mädchengestalt mit den märchenhaften großen dunkeln Augen, dem tief schwarzen Haar, dessen schwerer Knoten auf dem elfenbeinfarbigen Genick lastete, mit dem klassisch geschnittenen Profil des fein geformten Kopfes, die Tochter eines Arztes, Sanitätsrat Dr. Philipp, Margarethe, die dann schon im Januar 1864, sieben Monate vor ihrem sechszehnten Geburtstag von Reinhold als Gattin heimgeführt wurde. Hier auch traf ich zum erstenmal (1860) mit dem Künstler zusammen, der damals in Deutschland, oder doch bei uns in Berlin, noch so gut wie unbekannt, mir durch Reinhold Begas, den ihm von Rom her Befreundeten, immer als das größte und originellste Maler-Genie, als der einzige echte Poet unter den Malern unsrer Tage enthusiastisch geschildert und gepriesen worden war: Arnold

Böcklin. Der damals Dreiunddreißigjährige, eine untersetzte Gestalt, mit einem von kurzem dunkelm Vollbart umrahmten dunkellockigen Kopf, aus dessen kräftig geformtem bräunlichem Gesicht die strahlenden blauen Augen mit stets scharf beobachtendem Blick hervorleuchteten, machte mir schon durch seine Erscheinung sein schlichtes, natürliches, ruhiges Wesen das ihn nie „den Künstler“ zur Schau tragen ließ, durch sein Gespräch, sein immer „gegenständliches Denken,“ einen bedeutenden Eindruck. Aus allem, was er sagte, spürte man, daß man es mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun hatte, der aber gar nicht beflissen war, diese Ungewöhnlichkeit herauszukehren und Eindruck machen zu wollen. Der, welchen er trotzdem erzeugte, wurde freilich noch verdoppelt durch das Bild, welches er hierher mitgebracht hatte und hier öffentlich ausstellte: „Das Schloß am Meere“. In dieser wundersamen gemalten Dichtung von ergreifender Gewalt der Stimmung, des poetischen Ausdrucks der Natur, des Meeres, der Luft, der südlichen Felsenküste, mit dem sie krönenden Park und Lustschloß, von einem unergleichlichen Zauber, Adel und Schmelz der Farbe, diesem Meisterwerk der Malerei, in welchem vollendete Wahrheit und Poesie vereinigt waren, fand ich alles bestätigt, was Begas mir von seinem Freunde erzählt gehabt hatte. Ich fühlte mich glücklich, durch meine Verbindung mit der Spenerschen Zeitung das öffentlich mit aller Wärme der Ueberzeugung

und ehrlichen Begeisterung aussprechen zu können, was sich mir in dieser Schöpfung Böcklins offenbarte und meine eigene Empfindung wie meine Meinung von diesem Meister dem gebildeten Publikum Berlins möglichst zu suggerieren.

Böcklin hatte damals eben den Ruf des Großherzogs von Weimar an die, von diesem in seiner Residenz, dem altberühmten Musensitz, gegründete, Kunstschule angenommen und war, wenn ich nicht irre, bereits mit seiner Familie, der schönen „Fornarina", der Bäckerstochter, die er in Rom vom Fleck weg geheiratet hatte, und dem Nest voll Kinder, dorthin übersiedelt. Des Freundes Beispiel und das Bewußtsein, ihn in Weimar zu finden, waren sicher die Hauptgründe, welche Reinhold Begas bestimmten, auch seinerseits auf die im Winter dieses Jahres an ihn gelangte Einladung des Großherzogs einzugehen und die ihm angebotene Professur der Bildhauerkunst an der dortigen Kunstschule zu übernehmen. Seine Uebersiedlung freilich erfolgte erst im April 1861 und ich konnte des täglichen Zusammenseins mit ihm noch während des ganzen Winters froh werden. Bald bei seiner Mutter während der mit Musik und Poesie gewürzten, traulichen Abendstunden; bald in seiner kleinen Werkstatt, welche er sich im Erdgeschoß ihres Häuschens eingerichtet hatte, in der ich ihm so gern beim arbeiten zusah und seine Thonmodelle und Gypsabgüsse für die Illustrierte Zeitung zeichnete; am Nachmittag jedes

Tages, an welchem die Eisbahn auf den Tiergartenseen benutzbar war, beim gemeinsamen Schlittschuhlauf und danach beim Thee mit uns in meinem eignen Turmzimmer, umspielt von meinen Kindern und Katzen. Der Verkehr mit dem jüngeren Freunde war mir ein solches seelisches Bedürfnis geworden, daß mir der Gedanke, Reinhold durch jene Berufung nach Weimar verlieren zu sollen, zu einer wahren Pein wurde und mir die Vorstellung eines Lebens ohne ihn ganz unerträglich erscheinen wollte. —

Während die freundschaftliche Verbindung mit ihm und seiner Mutter sich immer fester und inniger knüpfte, erlebte ich es zu meinem schmerzlichen Bedauern, daß die zwischen mir und dem Hause Franz und Lina Dunckers plötzlich gewaltsam zerriß. Der Stil des gesellschaftlichen Lebens in diesem war in den letzten Jahren allmählich immer größer und glänzender geworden. Der Kreis von hervorragenden Männern, wie von Frauen und jungen Fräulein von Geist und anmutiger Erscheinung, die dort verkehrten, hatte sich bedeutend erweitert. Unter den letzteren gedenke ich hier besonders der damals prächtig und lieblich erblühten beiden ältesten Töchter Alexander Dunckers und des Fräuleins Babette Meyer. Die einzige Tochter eines reichen hochgebildeten, gastfreien Berliner Bürgerhauses, war sie in der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre in der Gesellschaft aufgetaucht. Sehr bald schon hatte sie durch ihre ungewöhnliche Intelligenz, ihren tiefen
3*

frühgereiften, feinen, klaren Verstand, das gänzlich Unaffektierte, die Einfachheit, die vornehme Ruhe ihres Wesens, an welcher glückliches, harmonisches Naturell und vollendete Erziehung gleichen Anteil hatten, wie durch ihr Aeußeres, — eine graziöse, edle, schlanke Gestalt und einen Kopf, aus dessen schönen graublauen Augen unter dunkeln Brauen, auch wenn der Mund schwieg, ihre ernste nachdenkliche und liebenswürdige Seele zu uns zu sprechen schien, — die Sympathie aller gewonnen. Die Frauen und die Männer wetteiferten in der bewundernden Anerkennung ihrer bevorzugten Persönlichkeit, in welcher sich so seltene Eigenschaften vereinigten. Dr. Vehse hatte in seiner Begeisterung für die junge Dame überall, wo er von ihr sprach, zu ihrer Charakteristik das Wort gebraucht: „Babette ist eben schlechthin ohne Fehler.“ Jeder, der das anmutige Fräulein kannte oder kennen lernte, mußte diesem Urteil und Ausspruch beistimmen, und es bildete sich daraus, der ihr seitdem anhaftende Beiname „die fehlerlose Babette.“ —

Unter den Umständen, unter welchen ich mit den Meinen lebte, hatten wir uns, wenn wir auch nicht mehr so in der allergröbsten Not steckten, wie vor sieben oder acht Jahren, doch noch lange nicht zur vollen Gesellschaftsfähigkeit in allen Stücken zu entwickeln vermocht. Wohl aber war mir viel an der früheren Naivetät und Unbefangenheit verloren gegangen, welche mich unsern Mangel an alledem, was dazu gehörte, ehemals kaum bemerken

und daher auch kaum schmerzlich empfinden ließ. Nun war er mir um so peinlicher und in noch höheren Grade war es das Bewußtsein, diesen Mängeln nicht abhelfen zu können. Dazu war, — bei allem Fleiß und Arbeitseifer — das, was ich als Zeichner und gelegentlicher Feuilletonist zu .erwerben vermochte, nicht entfernt ausreichend; zumal ich eine so stattliche Zahl von lieben jungen Leben damit zu ernähren und zu kleiden hatte. Aus dem Gefühl dieser Unzulänglichkeit, das durch den Anblick der mit meinen eignen so scharf kontrastierenden Verhältnissen nur immer verschärft werden konnte, erwuchs allmählich eine gewisse Reizbarkeit und Leichtverletzlichkeit, die auch in Aeußerungen, welche vielleicht oder wahrscheinlich gar nicht so böse gemeint waren, oder einem gelegentlichen an Rücksichtslosigkeit streifenden Verhalten zu mir geflissentliche Kränkungen sehen ließ, die mich im Innersten unheilbar verwundeten. Durch ein solches Zuschwernehmen einer in voller heitrer glänzender Gesellschaft von Frau Lina in ihrem Hause gethanen Aeußerung gegen mich, ging denn auch an einem Novembertage des Jahres 1860 unsre Freundschaft in Scherben. Ich verließ das Haus, um nie wieder dahin zurück zu kehren. War ich doch so verstockt, im Aerger meines thörichten, sich unsühnbar bebeleidigt fühlenden Gemüts, daß ich die später mir zur Versöhnung weit entgegengestreckte Hand Frau Dunckers zurückwies; daß alle freundlichen Vermittlungsversuche Lassalles an meiner dummen Verbissenheit scheiterten, daß

ich Franz vergebens in mich dringen ließ, doch auch in diesem Jahre wieder, wie in jedem vorigen seit 1852, den Weihnachtsabend mit den Meinigen bei ihm zu verleben. — Es hat Jahre lang gedauert, bis ich mich an dies Manko in meinem Leben gewöhnt und das schmerzliche Gefühl des Verlustes überwunden habe, den ich mir so gut ersparen gekonnt hätte.

IV.

In dies letzte Viertel des Jahres 1860, in welchem ich einen so herben Verlust erfuhr, oder einen so thörichten Raub an mir selbst beging, fielen ein paar öffentliche Berliner Ereignisse, die ich in diesen Erinnerungen nicht unerwähnt lassen darf. Der außerordentliche Erfolg der italienischen Operngesellschaft des Signor Lorini im neuen Viktoriatheater hatte dem Generalintendanten der Königl. Schauspiele Herrn v. Hülsen den Gedanken eingegeben, die neuerweckten, leidenschaftlichen Sympathien des Berliner Publikums für den Italienischen Gesang auch einmal zum Besten der königlichen Oper auszunutzen. In aller Stille, — kaum war davon ein Wort in der Presse laut geworden, — hatte Herr v. Hülsen Unterhandlungen mit dem Impresario Merelli angeknüpft, deren Ergebnis ein drei Monat währendes Gastspiel einer von diesem zusammengebrachten italienischen Sängergesellschaft auf der Bühne des Opernhauses war. Am 1. Oktober bereits wurde dies Gastspiel mit einer Vorstellung von Bellinis „Norma“

eröffnet. In den mitwirkenden Sängern und Sängerinnen, den Damen Lorina und Iucli, den Darstellerinnen der Norma und Adalgisa — und den Herren Malagola und Tasti, — Pollio und Orovist — erkannte man vorzügliche künstlerische Kräfte mit trefflichen Stimmen, schauspielerischem Talent und wohlausgebildeter Gesangskunst Aber seinen höchsten Triumph hatte der Impresario noch zurückgehalten. Erst in der zweiten Vorstellung am 6. Oktober brachte er den heraus in der Aufführung der „Semiramide" von Rossini. Da erschien in der Altpartie des Knaben Arsace zum erstenmal jenes holde Wunder, das sich Signorina Trebelli nannte, vor dem Berliner Publikum. Durch sie erst war der große Erfolg des Unternehmens entschieden. Das hatte man weder zu sehen noch zu hören erwartet. Die unbedingte allseitige Vollendung trat uns hier entgegen. Einer herrlichen jugendlichen Stimme, deren voller warmer urgesunder Klang an den des Cello erinnerte, und der so frühe schon zur höchsten Vollkommenheit gereiften Kunst des Gesanges, des echten Bel canto, war hier die eben so ungewöhnliche Schönheit der Erscheinung, der Gestalt und des mit üppigem dunkelm Gelock geschmückten Kopfes gesellt, unter dessen weißer Stirn und schwarzen Brauen, ein Paar bald weich umschattete, bald hell strahlende, große braune Augen, mit gleich sieghafter Macht und Wirkung bald ernst, düster, ruhe- und trauervoll, bald voll wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit hervorblickten. Der Eindruck dieser Er-

scheinung und dieses Gesanges war gewaltig; und das Publikum, das ihn empfing, ersah zu seiner großen Genugthuung am zweiten Morgen nach dieser Vorstellung aus der sehnlich erwarteten kritischen Besprechung durch Ludwig Rellstab in der Vossischen Zeitung, daß es sich nicht getäuscht hätte. Erst wenn dieser Allbeherrscher und Leiter des öffentlichen Urteils unsrer Stadt, besonders in musikalischen Dingen, die durch eigenes Hören und Sehen gewonnene Meinung über ein derartiges Kunstwerk oder einen ausführenden Künstler in jener Zeitung bestätigt und bekräftigt hatte, wagte der damalige echte Berliner an die Richtigkeit des selbst empfangenen Eindrucks und der eignen Überzeugung zu glauben. Nun erklärte Ludwig Rellstab in seinem Bericht über die Aufführung der Semiramide, die Trebelli als das größte und schönste Phänomen, als die Vereinigung aller Vollkommenheiten, aller natürlichen Gaben und aller höchsten künstlerischen Meisterschaft, welche eine dramatische Sängerin schmücken können und die von einer solchen erreicht worden sei. Seitdem erst wußte das musik- und opernfreundliche Publikum Berlins, daß es ein volles und gutes Recht habe, sich für dies Wunder der Schönheit und der Gesangskunst begeistern zu können und gab sich dann dieser Begeisterung auch mit einem Feuer und einer Rückhaltlosigkeit hin, die nicht zurückblieben gegen jenen Enthusiasmus, welchen in den ersten Monaten dieses Jahres Desirée Artôt und die italienische Oper im Viktoriatheater entzündet gehabt

hatten. Diese Stimmung des Publikums und des leitenden Kritikers aber wurde schon wenige Tage nach jenem ersten Auftreten der Trebelli noch weit über das zuerst erreichte Maß hinaus gesteigert, als die Künstlerin in der Rolle der Rosina in einer durchweg musterhaften Aufführung von Rossinis „Barbiere di Seviglia“ auftrat, mit Zecchi als Figaro und Fiorovanti als Almaviva. Nun erst erkannte man, welcher herzerquickenden Heiterkeit, welcher reizenden, weiblichen Koketterie, welches übermütigen, kühnen und fröhlichen Spiels mit allen Waffen der weiblichen Anmut, List und Klugheit die Darstellerin jenes ernsten, schwermütigen, assyrischen Jünglings auf der Bühne fähig sei, wo es die Rolle erfordert; welche Kraft und Schönheit ihre Stimme auch in den höheren Lagen zu entwickeln vermochte, und wie ihre Meisterschaft sich in jeder Richtung in gleicher solider Größe und gleichem Glanz bethätigte. Rellstab erschöpfte seinen doch ziemlich reichen Sprachschatz in seiner Besprechung dieser Rosina, um diesen Grad der Vollkommenheit einer Sängerin würdig zu schildern und der Leistung im ganzen Umfang, und ganz nach Gebühr gerecht zu werden. Und wieder nach wenigen Tagen zeigte sich die so Verherrlichte nochmals von einer neuen Seite und spendete ihrem Publikum und ihrem begeisterten Apostel eine neue Überraschung durch ihr Auftreten als die alte Tante Fidalma in Cimarosas liebenswürdigem Meisterwerk „Il matrimonio segreto“. Wenn übrigens die Trebelli auch alle anderen

Sterne dieser Merellischen Gesellschaft überstrahlte, die Köpfe und Herzen der Hörer und Zuschauer im Opernhause am stärksten erregte, so sorgten doch auch die anderen Mitwirkenden, die Damen Jucli und Lorina, erster besonders in einer prächtigen Vorstellung von Donizettis „Don Pasquale", und deren bereits genannte männliche Partner auch ihrerseits erfolgreich dafür, den Enthusiasmus der Berliner „Italianissimi" in jenen ersten Oktoberwochen auf dem gleichen Siedepunkt zu erhalten. Die treu anhänglichen Freunde der Artôt und ihrer Genossen von der Lorinischen Oper mußte das mit gerechter Besorgnis für den diesmaligen Erfolg ihres neuen Gastspiels erfüllen, das bereits am 18. Oktober auf der Stätte ihrer ersten Eroberung Berlins, der Bühne des Viktoriatheaters, eröffnet werden sollte. Wie neun Monate zuvor begannen sie mit Rosinis Barbiere di Seviglia in der damaligen Besetzung: Desirée Artôt als Rosina, delle Sedie als Figaro, Carion als Almaviva, Frizzi als Bartolo, Bremond als Basilio. Das Haus war ebenso gefüllt, die gesanglichen und schauspielerischen Leistungen des Emsemble ebenso vollendet wie damals. An Stimme, an Gesang und Spiel war die Artôt der Trebelli mindestens ebenbürtig; an geistreicher Leichtigkeit und sprühendem Leben dieser sogar noch entschieden überlegen. Die Wirkung war genau so groß wie während des ersten Gastspiels der Gesellschaft. Aber es zeigte sich doch bald während der ferneren Dauer desselben, daß die Merellische im königlichen Opern-

hause gleichsam das Fett abgeschöpft hatte und daß die für die italienische Oper begeisterte Gemeinde in Berlin nicht groß genug und ihre Aufnahmefähigkeit nicht hinreichend sei, um gleichzeitig zwei konkurrierenden Bühnen, welche zum Teil dieselben Opern zur Darstellung brachten, einen gleich großen materiellen Erfolg zu sichern. Auch unser biederer Rellstab wurde durch diesen Wettkampf der beiden Gesellschaften und ihrer beiden Sterne erster Größe oft genug in recht peinliche Verlegenheit gebracht. Er wollte so gerne beiden gerecht werden und wußte doch aus alter Erfahrung, daß man schon jeder Dame — um wie viel mehr erst jeder Künstlerin! — gegenüber, kaum ein schlimmeres Verbrechen begehen kann, als vor ihren Ohren begeistert den Preis und Ruhm einer anderen zu singen. Aber selbst wenn ihn dies Bewußtsein auch nicht verhindern gekonnt hätte, jede der beiden großen Meisterinnen des dramatischen Kunstgesanges nach Verdienst in seinen Besprechungen zu feiern, so mußte ihm doch unvermeidlich eine andre stetige Sorge höchst unbequem werden. Er hatte scharf auf sich aufzumerken, um nicht in der Besprechung der einen Gesellschaft dasselbe, nur mit ein bißchen andern Worten, zu sagen, was er der anderen nachgerühmt hatte. Es galt für ihn, immer noch neue Wendungen, Eigenschaftsworte, und Formen zu finden, um seiner Bewunderung für beide Künstlerinnen und Opernvorstellungen einen doch unter sich verschiedenen und die Besonderheit jeder von ihnen charakterisierenden Ausdruck zu geben.

Dieser Notlage des Kritikers machte ein tiefernstes geschichtliches Ereignis nach dreimonatlicher Dauer ein Ende. Der Tod des gehirnkranken Königs in der Nacht vom ersten zum zweiten Tage des neuen Jahres 1861. Das lang erwartete Hinscheiden des unglücklichen Monarchen konnte zwar auf die Gestaltung der politischen Zustände Preußens keinen bemerkbaren Einfluß mehr üben, da die Regierung bereits seit drei Jahren in den kräftigen Händen des Prinz Regenten Wilhelm ruhte, der nach dem Tode seines königlichen Bruders nur den Titel wechselte. Desto einschneidender waren die unausbleiblichen nächsten Wirkungen für die öffentlichen Vergnügungsinstitute. Die anbefohlene Landestrauer zwang sämtliche Theater zur zeitweiligen Schließung während sechzehn Tagen. Das Gastspiel der Merellischen Oper war vor dem Eintritt dieses Todes bereits beendet. Das der Lorinischen wurde wohl noch nach dem Ende der vorgeschriebenen Trauerzeit für die Bühnen, vom 20. Januar ab, in den folgenden beiden Monaten fortgesetzt. Aber die schweren Einbußen, welche das Unternehmen durch jene Konkurrenz und diese Trauer erlitten hatte, ließen sich nicht mehr vollständig wieder gut machen.

Durch die Feierlichkeiten der Beisetzung des toten Königs wurde Berlin nicht unmittelbar berührt. Das ganze düster prächtige Schauspiel vollzog sich in Potsdam. In dem von Friedrich Wilhelm IV. während seiner letzten Leidenszeit, wie häufig und mit Vorliebe auch in seinen

gesunden Tagen, bewohnten Sanssouci fand die Aufbahrung seiner sterblichen Reste mit dem herkömmlichen Pomp und Ceremoniell während der Tage von 4. bis 6. Januar statt. Am 7. um 10 Uhr morgens bewegte sich dann der feierliche Zug mit dem Wagen, welcher den Sarg mit der Königsleiche trug, in der vorgeschriebenen Ordnung und traditionellen ernsten Pracht auf den mit dichtem hartgefrorenem Schnee bedeckten Straßen von der Rückseite Sanssoucis zur Friedenskirche am Ausgang des Parks, wo die entseelte Hülle beigesetzt wurde.

Der König war besonders während seiner letzten beiden Lebensjahre schon ein lebendig Toter gewesen. Die einst so mächtige, wenn auch kleine Partei seiner fanatischen Anhänger, der willigen Werkzeuge und geheimen Leiter des reaktionären Regiments der Jahre von 1849—57, hatte trauernd die letzten Hoffnungen auf eine Herstellung der Gesundheit und Regierungsfähigkeit ihres königlichen Herren und auf die Wiederkehr der eignen Herrlichkeit und Gewalt im Staat aufgeben müssen. — Aber auch auf überzeugte Gegner der nach- und vormärzlichen Politik und des Verhaltens des Königs machte das tragische Geschick, dem er erlag, eine, wenn nicht aussöhnende, so doch tief erschütternde Wirkung. „Oh, welch ein edler Geist ward hier zerstört! des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge," — des Künstlers Phantasie und Geschmack, konnten wir hinzufügen. —

Ich vergesse nie den furchtbaren Eindruck der kleinen



Szene, deren Zeuge ich an einem Spätsommertage der letzten Jahre der Krankheit des Königs in dem damals noch so stillen Saatwinkel wurde. Mit meiner Familie war ich wieder einmal nach dem mir über alles lieben Ort hinaus gepilgert, wir saßen im Garten am See unter den Bäumen, als an dem Eingang eine Hofequipage vorfuhr, der König mit seiner Gemahlin und wenigen Begleitern heraus stieg und schwankenden Schrittes durch den Garten wandelte, in welchem man um diese Zeit des Tages wohl keinen Gast zu finden geglaubt hatte. Der Anblick, den seine verfallene Gestalt, über deren Schulter der Mantel lose gehängt war, der mit der Militärmütze bedeckte Kopf, das Antlitz mit den schlaffen weichfaltigen Wangen, stieren glanzlosen Augen und hängenden Lippen gewährten, war abschreckend und trostlos. Dieser Mund schien unverständliche, sinnlose, abgerissene Worte leise vor sich hinzumurmeln. So ging der Kranke, ohne sich daran durch seine Begleitung hindern zu lassen, auf den schmalen Steg hinaus, von dem aus man die dort liegenden Ruderboote besteigt. Da stand er wohl zehn Minuten lang, auf den See hinausstarrend, an der Seite der Königin. Dann wendete er sich um und kehrte wieder zu seinem, draußen auf ihn harrenden Wagen zurück, um sich in diesen hinein heben zu lassen und davon zu fahren.

Gerade am letzten Geburtstag des unglücklichen Königs, der 15. Oktober 1860 wurde Berlin durch große glanz-

und geräuschvolle öffentliche Feste erregt, von denen Friedrich Wilhelms umnachtete Seele sicher keine Ahnung gehabt hat. Sie waren eigentlich auch gar nicht durch diesen Geburtstag des lebendig toten Monarchen veranlaßt worden, wenn das eine von ihnen auch an demselben Tage stattfand. An des Königs Krankheit hatte man sich bereits so gewöhnt und man nahm so wenig Rücksicht darauf, daß der Festesjubel nicht einen Augenblick durch das Bewußtsein des Schicksals gedämpft und eingeschränkt wurde, unter welchem der hohe Kranke litt. Die Veranlassung dieser großartigen mehrtägigen Feier hatte die Wiederkehr jener Tage geboten, an welchen vor einem halben Jahrhundert, in des Vaterlands schwerster Zeit, in den Tagen seiner härtesten, materiellen Bedrückung und seines anscheinend hoffnungslosen Niederganges, die Universität Berlin gegründet und eröffnet worden war; ein tröstliches Zeugnis dafür, daß der fremde Despot wohl die preußische Heeres- und Staatsmacht zu brechen, aber den deutschen Geist in Preußen nicht zu töten und zu lähmen vermocht hatte, durch welchen dann die glorreiche Wiedergeburt unsers Volkes und Staates herbeigeführt werden sollte. Am Sonntag, den 14. Oktober hatte dies Jubelfest der Universität begonnen. In der festlich geschmückten Aula fand der feierliche Empfang der langen Reihe von beglückwünschenden Deputationen durch den ehrwürdigen Rektor, den greisen und doch geistig so jugendfrischen Böckh, den großen klassischen Philologen

und Altertumskenner, und durch die Dekane der Fakultäten Twesten, Heffter, Ehrenberg und Trendelenburg statt. Es erschienen von 12 Uhr mittags an die Abgesandten der Geistlichkeit, der Stadt Berlin, der Akademie der Wissenschaften und der Künste, der Bau- und der Gewerbeakademieen, der Gesellschaft für die Geschichte Brandenburgs, der Niederlausitzer historischen Gesellschaft, des Ministeriums, des Oberkirchenrats, der fremden Universitäten, der militär-ärztlichen Anstalten, der auf der Berliner Universität promovirten Doktoren. Und auf jede Anrede hatte Böckh zu antworten; und für jede fand er das rechte Wort; und immer war es bedeutsam, gedankenvoll und vollendet in der Form. Eine Festvorstellung der „Braut von Messina" im Königlichen Schauspielhause beschloß den ersten Tag der Feier. Ein von Hendrichs gesprochener Prolog vor einem Tempel, an dessen Giebel man die Namen: Fichte, Böckh, Savigny, Schleiermacher, Hufeland, Lachmann las, leitete die Vorstellung ein. Er endete mit einem Hoch auf den König, wobei jeder der Miteinstimmenden ziemlich denselben Gedanken hegen mochte! . . .

Am folgenden Tage um zehn Uhr morgens ordneten sich die Teilnehmer an dem großen Festzuge vor der Universität, die Deputationen, die Studenten mit ihren Bannern, die Professoren in ihren Talaren, die Vertreter der städtischen Behörden. Die Procession bewegte sich

über die Schloßbrücke, die Schloßfreiheit, den Schloßplatz und die Kurfürstenbrücke zur Nikolaikirche. Dort in der Königlichen Loge sah man den Prinz-Regenten, den Kronprinzen, die Prinzen Friedrich Karl und Albrecht. Sämtliche Minister waren erschienen. Propst Nitzsch sprach das Gebet. Böckh hielt abermals eine Festrede von mächtiger Wirkung von einer für ihn errichteten Tribüne herab. Der Domchor, von der Liebigschen Kapelle begleitet, leitete den folgenden Akt der „Ehrenpromotionen" durch den Gesang eines von H. Dorn komponirten Festhymnus ein. Zu Ehrendoktoren der philosophischen Fakultät, — Trendelenburg als deren Dekan las die Namen — waren unter andern auch Siemens und Wilhelm von Kaulbach ernannt! — Um 3 Uhr an demselben Tage wurde das glänzende Festmahl der Universität und der ganzen offiziellen Gesellschaft Berlins im Krollschen Wintergarten abgehalten.

Am Abend des 16. war dieser wieder zum Ballsaal umgewandelt und die würdigen Herrn Professoren räumten der studierenden Jugend den Platz. Und noch einmal wieder am nächstfolgenden Abend trat diese Jugend bei der Jubelfeier ihrer alma mater in Aktion. Vom Pariser Platz aus bewegte sich ein grandioser Fackelzug an dem sich gut dreitausend junge Männer beteiligten, die Linden hinab mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zum Palais des Prinz-Regenten hin. Dort machte der Zug, rings um das Denkmal des großen Friedrich geschart,

Halt. Eine Deputation von siebzehn Studierenden begab sich zu der oben versammelten Prinzlichen Familie. Studiosus v. Nathusius hielt im Namen der Studentenschaft eine Anrede an den Regenten, welche dieser mit huldvollen ernsten und mahnenden, auf vielleicht nahe große Geschicke des Vaterlandes hinweisenden, Worten erwiderte. Auf die Rampe hinausgetreten, wurde der Prinz mit brausendem Jubelruf von den Fackelträgern und der versammelten enormen Volksmenge begrüßt. Nach dem Gesange des „Heil dir im Siegeskranz" zog die ganze Schar durch die Straßen der südöstlichen Viertel bis zum Moritzplatz und dem Exerzierhause, in dessen weiten Hallen der Fest-Kommers abgehalten werden sollte. Mindestens viertausend Teilnehmer waren in dem riesigen sonst so kahlen und öden, heute mit Laub und Fichtenzweiggewinden, Lampen, Wappen, Wimpeln lustig geschmückten Raum versammelt. Die Stadt Berlin war die Gastgeberin. Sie hatte in weiser Voraussicht und Kenntnis der deutschen Studentennatur alle Vorbereitungen getroffen, um dem Durst auch der unersättlichsten Kehlen volle Befriedigung zu gewähren. Riesige Batterien von gefüllten Bierfässern waren dort aufgepflanzt; ein großes Podium für das Orchester und für die Ehrengäste. Tische und Stühle waren in genügender Menge durch die ganze Länge der Halle verteilt; Büffets errichtet, in welchen unerschöpfliche Massen von belegten Butterbroden und anderen kalten Imbissen den danach Verlangenden gratis

4*

verabreicht wurden. Bald nach dem Einzug der Viertausend erfüllte den schallenden ungeheuren Raum ein betäubender Lärm, der sich mit jedem neuen Seidel des Gratisbieres steigerte. Er wuchs zum orkanartigen Jubelgebrüll an, als auf dem großen Podium die Minister der „neuen Aera“, von denen das ganze gebildete, liberale Publikum Berlins das neue goldene Zeitalter des Vaterlandes noch sicher erhoffte, die Herren von Auerswald, Graf Schwerin, der Minister des Kultus von Bethmann-Hollweg, der der Finanzen v. Patow, der der Justiz Simons, begleitet von den Professoren Frerichs, Langenbeck, Gneist, Romberg, Haupt, Jüngken, dem wieder nach Berlin zurückberufenen Virchow, dem greisen Mittermaier, dem berühmten Gast, und in ihrer Begleitung Vater Wrangel und der gelehrte, ehemalige Kriegsminister General v. Peucker erschienen. Nach einander nahmen mehrere von ihnen das Wort, um zu den Versammelten zu sprechen. Ich hege den stärksten Zweifel, daß ihre Reden auch nur von einem ganz geringen Teil der Versammlung physisch gehört, geschweige denn verstanden worden sind. Der Lärm aus den entfernteren in Tabak- und Bierdunst gehüllten Gegenden der Halle war eben zu stark, um nicht jedes gesprochene Wort zu übertönen. Im Triumph wurden die Ehrengäste darauf durch den Raum mehr getragen als geführt. Für kurze Zeit nahmen sie sogar an den mittelsten Tafeln Platz und am Kommers teil. Aber wohlweislich räumten sie das Lokal, ehe die

Tollheit sich in ihrer vollen Pracht entfaltete. Unerhörte unbeschreibliche Bilder enthüllten sich im Verlauf dieser Festnacht. Vor, zwischen und auf den Bierfässern hatten sich ausgedehnte Seen und Sümpfe in dem nur gestampften Boden des Exerzierhauses um jedes von ihnen gebildet. Man watete bald bis über das Fußblatt in diesem braunen schlammigen Naß. Ich habe Aehnliches später nur noch einmal und freilich in noch groteskerer und ungeheuerlicherer Gestalt in den Tagen der Krönung Alexander III. auf der Festwiese von Petrowo bei Moskau gesehen, wo für 400,000 Menschen Freibier gespendet und durch lange Eisenbahnzüge in Fässern herangerollt wurde. In diesen Biersümpfen wateten die ewig Durstigen, umdrängten, umlagerten die Fässer, sanken dazwischen in seligem Schlummer dahin, ohne der Tritte zu achten, die sie von den Genossen ihrer feuchten Freuden empfingen. Aehnliche, stets wechselnde Gruppen und Szenen zeigten sich an jeder Stelle des Exerzierhauses, und jede war so ergötzlich, so seltsam, so lächerlich, verrückt und phantastisch, wie die andre. Die Augen in meinem unbedingt nüchtern gebliebenen Kopf, welcher, in Folge mehr meiner großen Mäßigkeit im Trinken als einer besonderen Trinkfestigkeit, kaum jemals den durch ein Getränk erzeugten Rausch kennen gelernt hat, — weideten sich mit wahrer Wonne am Anblick dieser überschwenglichen Fülle lebendiger Bilder von überwältigender Komik. Diese Augen erfüllten dabei zugleich eine Pflicht.

Ich hatte es übernommen, für die Pariser „Monde illustré“ verschiedene Zeichnungen der bedeutsamsten Vorgänge bei dieser Jubelfeier der Berliner Universität zu liefern und dieser ureigenartige, echt germanische Schlußakt des ganzen Festes bot mir fast einen zu großen und verwirrenden Reichtum von Motiven, die ich mit innigem Vergnügen erfaßte und bearbeitete.

Der Auftrag zur Ausführung dieser Zeichnungen war mir durch einen in Berlin lebenden Korrespondenten dieser Pariser Illustrirten Zeitung wie einiger andrer französischer Journale Mr. Reymond übermittelt, den ich durch meinen preußischen Landsmann, den Maler Gustav Gräf, einen guten Bekannten Georg Bleibtreus, kennen gelernt hatte. Reymond stammte aus der französischen Schweiz, hatte längere Zeit in Gräfs Vaterstadt, Königsberg, gelebt und dort eine liebenswürdige blauäugige Bürgerstochter heimgeführt. Mit dieser hatte er sich dann in Berlin niedergelassen, wo er sein Brot für sich und die Seinen durch Unterrichtgeben, gelegentliche öffentliche französische Vorlesungen und durch Korrespondenzen erwarb. Er war ein hoch und schlank gewachsener Mann, ungefähr in meinem eigenen Alter, dessen schwarzbärtiger, anziehender, schön geformter Künstlerkopf, wie ich zwei Jahre später in Paris zu meiner Überraschung erkannte, die größte Ähnlichkeit mit dem seines berühmten Landsmannes, des in Frankreich naturalisirten französischen Schweizers, Maler Gleyre zeigte. Ein seltsam aufgeregter nervöser

Mensch, aber eine echt liebenswürdige Natur. Ueberall in der Welt außerhalb von Paris fühlte er sich wie in der Verbannung. Dem in die Fremde Verschlagenen blieb der Pariser Boulevard zwischen Madelaine und Porte St. Denis ewig die wahre Heimat der Seele. Die Sehnsucht dahin zehrte an ihm. Die Herrlichkeiten des Aufenthalts an der Seine, die Annehmlichkeit des Lebens daselbst, schon des Atmens der Pariser Luft zu schildern, wurde er nicht müde; — und schwerlich hätte er einen willigeren Zuhörer dafür finden können, als mich, der ich, ohne die so leidenschaftlich gepriesene Stadt aus eigener Anschauung zu kennen, damals dennoch von derselben Begeisterung für sie und von derselben Sehnsucht nach ihr erfüllt war. Beide empfingen durch die Gespräche mit Reymond noch vielmehr als durch alle Lektüre französischer Bücher und Zeitungen und alles Studium der Pariser Vergangenheit und Gegenwart, immer neue Nahrung und das Verlangen dort hin wuchs und wuchs in mir bis zur Krankhaftigkeit.

V.

Eine besondere Art von Aufträgen der Leipziger Illustrierten Zeitung, die immer verhältnismäßig gut honoriert und daher auch sehr willkommen waren, bildeten die auf Holz zu zeichnenden Kopieen von hervorragenden Gemälden, welche gerade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, für den Schnitt. Der heute ganz allgemein verbreitete Gebrauch, diese Bilder direkt auf den Holzstock zu photographieren und es dem Holzschneider zu überlassen, wie er ihre Töne durch seine Schnittlagen hervorbringen und übersetzen wolle, war vor dreißig Jahren bei uns noch ziemlich unbekannt. Wir zeichneten unsere Originale ehrlich in Bleistift in bestimmten Strichlagen umgekehrt auf der Platte nach und gaben diese unsere Holzzeichnung dem Xylographen mit der, selten erfüllten, Hoffnung hin, daß er sich treulich an unseren Strich halten und diesen möglichst unverletzt en relief herausbringen würde. Im Spätherbst 1860 wurde mir wieder ein solcher Auftrag von Seiten der Leipziger

Illustrierten Zeitung: Spangenbergs vielbesprochenes Bild der „Rattenfänger von Hameln", in der Größe einer ganzen Blattseite auf den Holzstock zu zeichnen. Das merkwürdige Werk war von dem Verein der Kunstfreunde im preußischen Staat zur Verlosung angekauft worden und befand sich während des November nach Schluß der Ausstellung in jenem hohen, kalten, matt bläulich gestrichenen Saal, im ersten Stock des alten Hofgebäudes, des inzwischen völlig umgebauten Hauses unter den Linden 21, der während mancher Jahre die Gemäldesammlung des Grafen Raczynsky beherbergt hat, bis sie in dessen neues Haus, an der Westseite des Königsplatzes auf der Stelle des heutigen Reichstagspalastes übersiedelte. Das Bild mußte dort unmittelbar nach dem Original gezeichnet werden, da eine Photographie davon nicht existierte. Um die Erlaubnis zur Kopierung und Veröffentlichung des danach anzufertigenden Holzschnitts in der Illustrierten Zeitung vom Maler des Originals zu erhalten, war ich veranlaßt, ihn persönlich um diese Gunst zu ersuchen. — Gustav Spangenberg wohnte damals mit seinem Bruder dem Landschaftsmaler Louis Sp. zusammen, in einem, sehr behaglichen und wohl eingerichteten Junggesellenheim in der Oranienstraße zwischen der alten Jakob- und Lindenstraße. Ich traf bei den Brüdern ihren Pariser Studienfreund Wilhelm Gentz den Maler des „Sklaventransports in der Wüste" und der „Sphinxe und Widder in der Thebaide", jener Bilder, die auf mich einen so

tiefen und mächtigen Eindruck gemacht hatten. Daß ich der Verfasser der Ausstellungsberichte in der Spenerschen Zeitung sei, hatte ich vor den Künstlern immer sorgfältig verschwiegen. Ich stellte mich diesen Dreien nur als Zeichner vor. Im Bewußtsein ihrer eigenen Stellung in der zeitgenössischen Künstlerwelt, ihres Talents und Könnens mochten sie für so einen verhältnismäßig wenig bekannten Holz- und Steinzeichner, der sich zumteil mit dem Kopieren der Kunstwerke anderer beschäftigte und ernährte, nur recht wenig übrig haben. Desto mehr interessierten sie mich schon durch ihre Erscheinung, in der sich ihre Begabung und ihre innere Tüchtigkeit deutlich genug ausprägte. Wilhelm Gentz hatte bei seinem wiederholten längeren Aufenthalt im Orient viel vom Wesen des vornehmen, gelassenen Orientalen angenommen, was freilich seiner eigensten Natur völlig entsprach. Er hatte in seinem Ernst, den ein treffender, spöttischer Humor nicht selten durchbrach, in der Schlichtheit und Ruhe seiner Haltung und Sprache wie in der breitschultrigen Gestalt, dem blaßbraunen, breitstirnigen, von einem starken, langen, dunklen Vollbart umrahmten Gesicht mit den kleinen, scharfblickenden und beobachtenden und dann doch wieder träumerisch nach innen gekehrten Augen und dem ganz kurz geschnittenen dunklen Haar, etwas ungekünstelt Würdevolles und unbeabsichtigt Ueberlegenes, während ihm die beiden unter der Oberlippe vorstehenden breiten Vorderzähne ein Gepräge

von mühsam gebändigter Leidenschaftlichkeit, ja fast Wildheit gaben. — Beide Brüder Spangenberg hatten etwas entschieden Eulenartiges in ihren Gesichtern. Hakenförmig gebogene Nasen, große blitzende Augen, scharf geschnittene Züge. Der Aeltere, der Landschaftsmaler, verriet die ihm nachgerühmte riesige Körperstärke in seiner untersetzten, breitschultrigen Gestalt. Der Maler des „Rattenfängers" war feiner gebaut, schmaler in den Schultern und der Ausdruck seiner bewegten Züge bewies den hohen Grad von Nervosität, den das Schaffen solcher Bilder wie dieser Rattenfänger und sein (sehr viel später gemalter) „Zug des Todes" voraussetzt. Er erteilte mir bereitwillig die nachgesuchte Erlaubnis. Aber diese erste Begegnung hatte im übrigen keine weiteren persönlichen Folgen. Wir haben uns zeitlebens ziemlich kühl und fremd gegenüber gestanden. Seine vornehme, stolze, strenge Natur und Lebensanschauung hätte ihn sicher von allen näheren persönlichen Beziehungen zu einem Kunstkritiker, der wenig später allgemein als solcher bekannt wurde, zurück gehalten, auch wenn unser beider Naturell und Temperament, unsere Geistesrichtung und Lebensführung nicht so gründlich von einander verschieden gewesen wären, als sie es in der That waren. Mit Wilhelm Gentz aber knüpfte sich, wenn auch erst im folgenden Jahr, an diese erste Begegnung ein Verhältnis, das sich später zu einem wahrhaft freundschaftlichen erwärmt und entwickelt hat. Mit wahrer Freude an der Aufgabe

zeichnete ich dort in jenem frostigen, wenig besuchten Kunstvereinssaal meine Kopie des Rattenfängers auf Papier, um danach die Spiegelzeichnung auf Holz auszuführen.

Aber auch das Zeichnen in den Bildhauerwerkstätten wurde noch immer fortgesetzt. Reinhold Begas empfing nach langem vergeblichen Harren, nachdem er seine Zeit auf die Ausführung unbestellter und unverkauft bleibender Statuen und Gruppenmodelle verwendet hatte, endlich den oben erwähnten ersten Auftrag durch Professor Hitzig. Ich zeichnete die, für dessen neues Börsengebäude modellierte Gruppe, wie ich die Psychengruppe und die Faunfamilie gezeichnet hatte und benutzte nach besten Kräften die Gelegenheit, welche mir die dafür zu liefernden Begleittexte für die Illustrierte Zeitung boten, um meiner Meinung von diesen Werken und ihrem Urheber den wärmsten Ausdruck zu geben. Als die Zeit zur Uebersiedelung des Freundes nach Weimar herangekommen war, — eine plötzliche heftige Erkrankung im März 1861 hatte ihn über den anfänglich bestimmten Termin hinaus in Berlin fest gehalten, — und er nun wirklich schied, hatte ich die Empfindung als sei mir ein Stück von meinem Leben und eins der unentbehrlichsten Güter desselben mit ihm hinweg genommen. Aber man lernt, sich in jeden Verlust zu schicken und mit dem einzurichten und auszukommen was uns unser Schicksal läßt. —

Nach längerer Zeit zeichnete ich einmal wieder einige

neue Arbeiten Friedrich Drakes in seiner Tiergarten-werkstatt. Ich glaube, es waren die köstlichen kleinen Reliefs, mit welchen er dem Fußgestell der unglückseligen Denkmalsstatue Beuths von Kiß auf dem Schinkelplatz einen so sinnig erfundenen, geistvollen und eigenartigen Schmuck verlieh. Zum ersten Mal bemerkte ich da einen Schüler von fast knabenhaftem Aussehen und zierlicher lebhaft bewegter Gestalt, kleinem Kopf mit glatt herab-hängendem dunkelbraunem Haar; hübschen, klugen, un-ruhig blickenden blauen Augen, ziemlich kleiner Stumpf-nase und breitem Munde, zwischen dessen Lippen zwei Reihen weißer untadliger Zähne hervorblitzten. Die ganze Erscheinung hatte ein unverkennbar slavisches Ge-präge. Er nannte sich Paul Konewka und stammte aus Greifswald. Sehr bald schloß er sich an mich an. Sein schon früh gereifter origineller Geist, der mit seinem knabenhaftem Aussehen wenig im Einklang stand, seine, bei einem jungen Bildhauer doppelt überraschende, litte-rarische Bildung und intime Vertrautheit mit den Werken der Dichter, sein feines treffendes Urteil in poetischen wie in künstlerischen Dingen, seine eben so vertraute Kenntnis des ganzen Gebiets der Illustration, seine auf tiefem Verständnis beruhende Begeisterung für Adolf Menzel, und seine einschmeichelnde natürliche Liebens-würdigkeit gewannen ihm meine Sympathie und Zu-neigung ungemein rasch. Auch das wenig günstige Ur-teil, das Drake über ihn, seinen Fleiß und seinen Charakter

fällte, konnten diese Zuneigung nicht verringern. Seine eigentümliche künstlerische Begabung, die sich bereits in seinen frühen Kinderjahren offenbart gehabt hatte, erkannte sein Meister willig an. Es war das Talent, Silhouetten aller in der Wirklichkeit gesehenen, körperlichen Gegenstände, wie der, von der eignen reichen Phantasie erzeugten, Gestalten mit überraschend richtiger und genauer Wiedergabe der Umrißlinien auch in ihren feinsten und leisesten Schwingungen sicher und schnell mit der Schere aus Papier zu schneiden. Diese natürliche Fähigkeit hatte bei denen, welchen die Sorge für seine Ausbildung oblag, die Meinung erweckt, daß er, mit einem so eminenten instinctiven natürlichen Formengefühl begabt, zum Bildhauer geboren sein müßte. Diese Meinung aber erwies sich als durchaus irrtümlich. Konewka vermochte nicht einmal, es bis zur auch nur einigermaßen genügenden Ausführung einer einfachen Reliefkopie in Thon zu bringen. Er gab denn auch nach vergeblichen, freilich niemals recht ernsthaften, Bemühungen das weitere Studium der plastischen Kunst auf und glaubte leichter und sicherer als Maler und Zeichner zum Ziel zu gelangen. Aber auch in dieser Hoffnung sollte er sich täuschen. Die Silhouettenschere blieb das einzige Werkzeug, das er mit wirklicher Meisterschaft, und zwar einer, vor und nach ihm nie erreicht gewesenen, handhabte. Außer ihr höchstens noch der Stift, sobald er sich auf die Zeichnung des äußeren Umrisses der Gestalten beschränkte. Es war,

als entzögen sich alle inneren von dieser Kontur eingeschlossenen Formen völlig seiner Auffassungs- und Darstellungsgabe, während er in der Zeichnung jener Außenlinien den höchsten Grad der Feinheit, der charakteristischen Wahrheit, der Schönheit und Grazie erreichte. In den Silhouetten von Menschengesichtern und Gestalten in der Ruhe wie in der Bewegung, aber eben so auch in denen von Tieren jeglicher Gattung, bewies er diese wundersame Kunstfertigkeit. Mit jenen handwerksmäßigen Silhouetten von dilettantenhafter Zeichnung, wie sie unter der Schere der meisten Silhouettenschneider zu entstehen pflegen, hatten die von Konewka geschnittenen und gezeichneten nicht das Geringste gemein. Es sind echte vornehme Kunstwerke, die in Bezug auf das Leben der Form von den Umrissen keines Meisters übertroffen werden. Seine Bildnisse, — gleichviel, ob unmittelbar nach der Natur, ob aus der Erinnerung an die einst wenn auch nur flüchtig gesehenen Gesichter, geschnitten, — zeigten immer eine vollendete Ähnlichkeit bis in die subtilsten Eigenheiten der Umrisse ihrer Formen. Seine Art, sie aus dem schwarzen Papier herauszuschneiden, war höchst merkwürdig und schwer begreiflich. Er blickte dabei kaum jemals auf das Papier hin, welches seine linke Hand gegen die in der Rechten gehaltene Schere schob. In wenigen Minuten war das Portrait, die Gestalt oder Gruppe, die man von ihm verlangt hatte, fertig und so vollkommen, so auch vor den strengsten künstlerischen Forderungen und An-

sprüchen bestehend, daß der beste Zeichner ihm die Bewunderung nicht versagen konnte. Bei großen Künstlerfesten habe ich Konewka noch in den vorgerückten Nachtstunden, wenn er kaum noch seiner Sinne Meister war, solche Bildnisse, um dem stürmischen Begehren zu willfahren, zu Dutzenden schneiden und weggeben gesehen; und jedes zeigte die gleiche rätselhafte Vollendung. Eben so glücklich war seine Gabe der Erfindung anmutiger poesievoller Scenen, Gruppen, Mädchen-, Männer-, Kinder-, Elfen- und Tiergestalten, sein Talent, die Phantasiegeschöpfe der großen Dichter und des Volksliedes, die mächtigen und ernsten, wie die lieblichen und naiven, die grotesken und humoristischen, die idealen wie die derb realistischen, in Silhouetten zu verkörpern. Shakespeare, Goethe, Mörike, Theodor Storm und manches Lied aus „des Knaben Wunderhorn" sind von Konewka durch solche schwarz ausgefüllte Umrißzeichnungen illustrirt worden, die oft das Wesen der von jenen Poeten gebildeten Menschen und Fabelgeschöpfe tiefer erfaßt, wahrer getroffen, echter sinngemäßer und reizender veranschaulicht zeigen, als so manche gepriesene, anspruchvolle, ganz ausgeführte Meisterillustrationen derselben Dichtungen.

Unsre Beziehungen zu einander wurden schon in den ersten Monaten der Bekanntschaft sehr nahe und herzlich. Er war bald wie „Kind im Hause" bei mir, den jedes Mitglied desselben gern hatte, trotzdem wir uns über seine argen Fehler und Schwächen keiner Täuschung hin-

geben konnten. Zu diesen gehörte damals auch eine unbesiegliche Faulheit. Tagelang konnte er auf dem Sofa liegen, oder mit den Kindern spielen, ihnen Geschichten erzählen, in seinen Lieblingsdichtern lesen, ohne sich dazu aufzuraffen, einen Bleistift in die Hand zu nehmen, während er mich von der ersten Morgenfrühe an den Tag über zeichnend beziehungsweise schreibend an Staffelei, Tisch oder Pult sitzen sah. Aber ich konnte ihm nicht gram sein und mochte ihn nicht missen, ihm nicht durch zu scharfe Strafpredigten die Laune verderben oder ihm gar den Aufenthalt bei mir verleiden.

Von Zeit zu Zeit kam auch wohl der Trieb über ihn, etwas zu schaffen. Er nahm die Schere und schnitt irgend ein Bildchen, eine Einzelgestalt, eine Gruppe aus schwarzem Papier; und was er da herausbrachte, war gewöhnlich von so bezauberndem Reiz, künstlerisch in seiner Art so außerordentlich, daß aller Ärger über ihn in der Freude an dem von ihm Geschaffenen unterging. Unsre ersten Meister, A. Menzel, E. Magnus und L. Knaus (nach seiner 1862 erfolgten Übersiedlung für einige Jahre nach Berlin), denen Konewka seine Silhouetten vorgelegt hatte, erkannten den hohen künstlerischen Wert dieser Arbeiten eines ganz eigenartigen, auf dies eine enge Gebiet beschränkten Genies und nahmen warmen Anteil an seiner Person. Aber auch ihre Bemühungen, ihn zu einem

ernsten systematischen Kunst- und Naturstudium zu bestimmen, blieben vergebens.

Sammlungen von solchen Silhouettenbildern, die er in guten Stunden geschnitten, hatte Konewka gelegentlich zu Albums vereinigt und einzelnen seiner Beschützer zum Kauf angeboten. Magnus hatte eins der schönsten erworben. Als jener mir wieder einmal eine neue Folge solcher Silhouetten, meist Einzelgestalten und Gruppen, Illustrationen zu Dichtungen, vorlegte und den dringenden Wunsch äußerte, auch dieses für ein paar Friedrichsdors zu verkaufen, ging ich damit zu Gustav Schauer. Mit Freuden griff er zu und erfüllte meine und Konewkas Hoffnung in einem weit über die Grenzen des von uns Erwarteten hinausgehenden Maße. Er drang zugleich auch in den Künstler, sich nicht auf die einmalige Herstellung dieser liebenswürdigen Gebilde zu beschränken, sondern sie vervielfältigungsfähig durch lithographischen Umdruck zu machen. Auf diesem Wege könne er das von ihm Geschaffene noch ganz anders verwerten, als durch den einmaligen Verkauf des Originals. Das war ein vortrefflicher und durchaus einleuchtender Rat. Konewka zögerte nicht ihn zu befolgen. Erst dadurch, daß diese Silhouettenalbums in großer Zahl vervielfältigt und kunsthändlerisch (zunächst durch Amsler und Ruthardt in Berlin) vertrieben wurden, konnte sich auch der Ruf ihres Urhebers in immer weiteren Kreisen verbreiten und für ihn ein lohnender Gewinn erzielt werden. Die litho-

graphische Vervielfältigung wurde später durch die mittelst des Holzschnitts der, von Konewka auf den Holzstock gezeichneten, Silhouetten ersetzt. In solcher Art sind seine späteren bekanntesten und meisterlichsten Silhouettenbildercyklen und Illustrationen wie die zu Shakespeares „Sommernachtstraum", zu Goethes „Faust", „Falstaff und seine Gesellen" und die unschätzbaren Schwarzbilder vervielfältigt, die er für mehrere „Münchener Bilderbogen" zeichnete.

Während fünf Jahren ist Konewka mir ein immer willkommener Gast und guter Kamerad geblieben. Er wußte sich so gut und anspruchslos in das einfache Leben unsers kinderreichen Hauses zu schicken. Er teilte so gern und fröhlich unsre bescheidenen Freuden bei unsern tagelangen Ausflügen zu Fuß in die entlegenere Umgebung Berlins und bildete ein so geistig frisches, anregendes, belebendes Element in unsrer Gesellschaft von kleinen und erwachsenen Wanderern und Bootruderern. Aber ebenso willkommen, heimisch, fesselnd und gefesselt war er in der Kneipe, bei tollen, übermütigen Gelagen und Nachtschwärmereien mit genialischen, wilden Bohémiens aus der Berliner Künstler- und Schriftstellerwelt, die in ihm einen der liebsten unentbehrlichsten Genossen sahen und immer beeifert waren, es so einzurichten, daß seine phantastische Lustigkeit durch keine Sorge um die ihm etwa daraus erwachsenden Kosten getrübt werde. So arbeitete er während seiner zwanziger Jahre

5*

schon fast systematisch an der Untergrabung seiner von Hause aus zarten Gesundheit und nur zu erfolgreich an der Züchtung der Keime jener innern Krankheit, der sein Leben so frühe schon erliegen sollte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie mit diesem um siebzehn Jahre jüngeren, trat ich in nähere Beziehungen zu zwei mir im Alter um sechsundzwanzig bezw. um sechszehn Jahre überlegenen Berliner Künstlern, die, jeder in andrer Art, auf mein Leben und meinen verspäteten Entwicklungsgang einen bedeutsamen Einfluß ausüben sollten. Der eine, der ältere von beiden, war Eduard Magnus, der berühmte Bildnismaler; der andere, Friedrich Eduard Meyerheim, der nicht minder bewunderte und gepriesene Genremaler, beide der Stolz der damaligen Berliner Künstlerschaft. Eduard Magnus, dessen Bildnisse von Herren und Damen aus der vornehmen und der „glücklich situierten" Gesellschaft unsrer Stadt bis zu dem glänzenden Auftreten Gustav Richters im Jahr 1852 die aller andern zeitgenössischen Meister in Deutschland überstrahlten, hatte mir persönlich bis dahin immer eine gewisse Scheu eingeflößt, die mich abhielt, seine Bekanntschaft zu suchen. Der Sohn eines reichen Hauses, das im gesellschaftlichen und geistigen Leben unsrer Stadt eine bedeutende Rolle spielte, war er in seiner Entwick-

lung und Ausbildung niemals durch Schwierigkeiten und Hindernisse gehemmt gewesen, wie sie sich den weniger vom Schicksal begünstigten Menschenkindern in den Weg stellen. Er konnte in voller Freiheit seinen Neigungen folgen, hatte sich zuerst dem wissenschaftlichen Studium, dem der Medizin und Philosophie, dann der Baukunst gewidmet, ehe er sich der Malerei zuwandte. Auf wiederholten ausgedehnten Reisen durch die europäischen Kulturländer und jahrelangen Aufenthalt in Frankreich, Italien und Spanien erwarb er einen Reichtum der Anschauungen, eine Kenntnis des besten von der Kunst aller Zeiten Geschaffenen und zugleich eine umfassende Weltbildung, wie kein andrer seiner deutschen Kunstgenossen. Durchaus unabhängig, unverheiratet, in den glücklichsten Verhältnissen lebend, von überlegenem, gründlich geschultem, feinem und scharfem, aber doch keineswegs nur verständig nüchternen und trockenen Geist, jeder Sentimentalität und romantischer Träumerei abhold und unfähig; die Menschen rasch und klar durchschauend, vollendeter Gentleman in Formen und Manieren, dazu mit glänzendem Talent für die Nachbildung der Natur, durch Zeichnung und Farbe wie für alles Technische in der Malerei ausgestattet; im Studium der großen Meisterwerke der Malerei jeder Schule und Epoche wie der lebendigen Wirklichkeit künstlerisch gereift, — so errang er sich rasch eine glänzende Position in der Künstlerschaft, wie in der Gesellschaft seiner Vaterstadt. Auf jeder Kunstausstellung der dreißiger und vierziger

Jahre bildeten die Portraits von Eduard Magnus den Gegenstand der fast uneingeschränkten allseitigen Bewunderung des gebildeten Berliner Publikums wie der Künstler. Nur sehr wenige unter den letzteren ließ der Neid auf diese glänzende Persönlichkeit und diese Erfolge nicht zur unbefangenen und gerechten Würdigung und Anerkennung seiner Werke gelangen. In der Größe, Freiheit, Vornehmheit der Auffassung der darzustellenden Menschen, in Bezug auf Geschmack der Anordnung, auf lebendige „sprechende" Ähnlichkeit, auf markige charakteristische Zeichnung, Lebenswahrheit, Frische, Gesundheit, leuchtende Kraft der Farbe und technische Meisterschaft der Malerei waren diese von E. Magnus gemalten Bildnisse allen während jener Jahrzehnte seiner Glanzzeit von andern geschaffenen, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, weit überlegen. — Auch ich hatte mich in den vierziger und ersten fünfziger Jahren angesichts solcher echten Meisterwerke der Bildnismalerei, wie sein Portrait Jenny Linds, der Frau Hitzig mit ihrem schönen Töchterchen, des Grafen und der blondlockigen Gräfin Lehndorf, der Gräfin Rossi, der Prinzessin von Meiningen, des Generals Wrangel gegenüber dieser Einsicht nicht verschließen können, trotzdem mein eigner Meister, Professor Otto ein kleinlich verbissener blinder Gegner von Magnus war. Aber das Bewußtsein meiner eignen Schwächen gerade in den Punkten, in denen des letzteren Größe lag, das Gerücht von seiner schneidenden ironischen Manier im Ver-

halten zu den Menschen, welche er übersah, im Verein mit dem Einfluß dieser Ottoschen Feindschaft, hatten mich als junger Mensch immer von einer Annäherung an Magnus zurückgeschreckt, wie dringend es mir auch von seiten eines ihn desto wärmer Verehrenden, ihm befreundeten und mir wohlwollenden Mannes, meines alten Danziger Kunstschuldirektors Schulz, angeraten worden war. Seltsamerweise habe ich Magnus sogar nicht eher, als im Jahre 1852 von Angesicht zu Angesicht gesehen. Damals als ich in der Werkstatt von Herrmann Heidel das Erfurter Lutherrelief zeichnete. Der dreiundfünfzigjährige Meister, der jenem und dessen Ateliergenossen Wilhelm Wolff einen Besuch machte, war in dieser Zeit noch ein wahres Musterbild jugendfrisch gebliebener reifer Männlichkeit in seiner Erscheinung, seinen raschen gelenkigen Bewegungen, seiner Sprechweise, dem Blick seiner damals noch so scharfen graubraunen Augen und dem fein und anmutig gezeichneten Munde unter der kräftig vorspringenden scharf gebogenen Nase, um deren Flügel und um dessen Winkel es immer ironisch und spöttisch zuckte. Seine leichte helle sommerliche Tracht, das lichtfarbige Jacket, das blaue Halstuch und der weiche graue Schlapphut entsprachen diesem Wesen und Bezeigen des ganzen Menschen vortrefflich. Er sagte mir ein paar freundliche Worte über meine Zeichnung und gab mir ein paar gute Ratschläge inbezug auf deren Behandlung. Aber es vergingen mehr als sechs Jahre seit dieser ersten

Begegnung, bis ich wieder mit Magnus persönlich zusammentraf. Ich weiß nicht mehr, welche Artikel von mir in der Spenerschen Zeitung ihn besonders interessirt und auf mich aufmerksam gemacht hatten. Er besaß ein feines Empfinden und Verständnis für litterarische Erzeugnisse und was ihm gefiel, genoß er wie ein Gourmet, — der er übrigens auch im buchstäblichen Sinne war, — ein erlesenes Werk der Kochkunst Gern griff er selbst gelegentlich zur Feder, um in der Tagespresse oder auch wohl in besonders gedruckten Broschüren seine Ansichten über allgemein künstlerische Fragen und einzelne bedeutende Erscheinungen auf diesem Gebiet öffentlich auszusprechen und entgegengesetzte, vermeintlich irrtümliche Urteile zu bekämpfen. Berühmt und zum geflügelten Worte geworden war jener Ausspruch, den Magnus in einer von ihm verfaßten, im Oktober 1842 in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Kundgebung über die damals hier ausgestellten großen belgischen Geschichtsbilder von Gallait und de Biésve, über C. F. Lessings „Huß vor dem Concil" gethan hatte; ein Ausspruch, welcher zugleich eine treffende Kritik der ganzen gepriesenen altdüsseldorfer Schule und ihrer Malerei enthielt: „Eine Farbe, die keine Farbe, ein Lokal, das kein Lokal ist, kurz: eine illuminierte Bleistiftzeichnung". — In seinen sechsziger Jahren befiel ihn ein Augenleiden, der sogenannte „grüne Staar", welches mittelst der durch v. Gräfe ausgeführten geschickten wohlgelungenen Operation wohl in der Hauptsache be-

seitigt wurde, aber trotzdem auch nachher die Klarheit der Sehkraft immer noch sehr merklich trübte. Dadurch in der Ausübung seiner Kunst vielfach behindert, benutzte er die erzwungene Muße zu noch häufigeren kunstlitterarischen Arbeiten. Sie ließen immer den, seinen Gegenstand gründlich beherrschenden, reich gebildeten Geist erkennen. Einzelne seiner derartigen Essays haben eine nachhaltige praktische Wirkung ausgeübt. Das gilt vor allem von seiner Schrift über die beste Anlage von Kunstmuseen, über die beste Aufstellung und Beleuchtung von Gemälden, über die polychrome Behandlung der Gebäude und der plastischen Werke.

Magnus besuchte mich zum ersten Mal (Anfang 1860) draußen in meiner Wohnung dem botanischen Garten gegenüber. Meine damaligen Arbeiten, Illustrationen, auf Holz und Stein, Radierungen, Bild- und Portraitzeichnungen und Lithographien, die ich ihm vorzulegen hatte, konnten ihm, wie ich mir sehr wohl bewußt war, keineswegs imponieren. Er übte zwar eine über Erwarten milde Kritik daran. Aber er ließ mich andererseits doch über seine Meinung nicht in Zweifel, daß ich viel besser thun würde, mich ganz, oder doch überwiegend, der Litteratur zu widmen, für die er mich weit begabter, als für die Malerei hielte. Das, wovor Prince-Smith mich so sorgenvoll gewarnt hatte, riet Magnus mir immer wieder zu thun. Eine wie ganz andere Befriedigung gewähre es, gescheidte Gedanken, in wohl ausgearbeiteter

Form öffentlich auszusprechen, Tausende von Lesern zu erfreuen und zu belehren, als kleine Zeichnungen, die in Büchern und Zeitungen versteckt, kaum von einigen wenigen ernstlich betrachtet und geschätzt werden, in mühsamer Arbeit auszuführen, oder die hoffnungslose Konkurrenz des Bildniszeichners mit dem Portraitphotographen fortzusetzen. Ich mochte ihm während noch mancher Jahre unserer Bekanntschaft, aus der sich ein herzlicher, mich wahrhaft beglückender, bis zu Magnus' Tode im Jahr 1872 fortgesetzter Verkehr entwickelte, nicht Recht geben. Wachsende Erfolge meiner zeichnerischen Arbeiten und unbestreitbare künstlerische Fortschritte, welche ich während der sechsziger Jahre machte, schöne Aufträge, die mir immer häufiger zugingen, waren wohl geeignet, mich in meinem Widerspruch gegen jene Ansicht des älteren erfahreneren, wohlmeinenden Freundes zu bestärken. Aber trotzdem glaubte ich von Jahr zu Jahr immer deutlicher eine Art von innerer Stimme zu vernehmen, die mir zuflüsterte: Magnus hat doch recht! —

Er bewohnte damals in dem noch nicht zu seiner jetzigen Gestalt umgebauten Hause Behrenstraße 46, an der Ecke der Charlottenstraße die Räume des obersten Geschosses. Dort auch hatte er sein Atelier. Der mittlere Hauptraum der Wohnung, der Salon wurde an der Behrenstraße durch ein nach außen hin, von einem Flachbogen in der Mauer überwölbtes, mansardenartiges Fenster erhellt. Alles in diesen Zimmern zeugte

wohl von dem Bedürfnis der höchsten Sauberkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Behaglichkeit und Solidität. Aber von jenem künstlerischen Luxus, jener Anhäufung von allerlei Bric-à-Brac, jenem Farbenreichtum, und jenem Möbel- und Teppichprunk, wie das alles etwa acht bis zehn Jahre später in den Wohnungen unsrer namhaften Maler Platz zu greifen begann, zeigte sich in dieses Meisters Räumen noch keine Spur. Einen Schmuck zwischen zahlreichen Originalgemälden, Farbenskizzen, Kopieen berühmter Bilder Tizians und andrer großen Alten hatte die eine Wand, den ich nie ohne den leidenschaftlichen Wunsch des Besitzes betrachten konnte. Ein Frauenbild war es, von Magnus im Jahre 1828 oder noch früher in Rom gemalt. Eine lebensgroße Halbfigur in dunkelm, eng anliegendem Sammtmieder, welches den Hals, den Ansatz der vollen Brust und die herrlich geformten Arme und Hände frei läßt, vor dem Hintergrunde der tieffarbigen Laubmassen einer südlichen Parklandschaft. Die rechte Hand faßt eine feine Goldkette, welche den Hals umgebend auf der Brust aufliegt. Die ruhevoll blickenden großen ernsten blaugrauen Augen sind in die des Beschauers gesenkt. Aber dämonische Gluten ruhen in der Tiefe dieser anscheinend so kühl leuchtenden Sterne. Das wunderbar bestrickende Frauenbild war keine individualitätslose Idealschönheit. Im Gegenteil ein ganz persönliches Wesen, ersichtlich ein wohlgetroffenes Bildnis; aber ein solches, dessen Original in der Blütenzeit

der Renaissance in Florenz oder Rom gelebt zu haben schien. Die Malerei war gänzlich von der der Berliner Bildnisse von Magnus verschieden. Die bestimmt genau, glatt und liebevoll durchführende Behandlung erinnerte mehr an die Holbeins, des Francesco Francia oder Perugino, als an des modernen Künstlers breite, fett hinsetzende Vortragsweise. Auch die warm leuchtende klare Farbe des Fleisches nnd die gesättigte Tiefe in der der Tracht und des landschaftlichen Hintergrundes glich in ihrer ganzen Harmonie und Wirkung der in den Bildern jener alten Meister erreichten. Das Bild sah ich zuerst in der Akademie im Sommer 1855, auf der kleinen Ausstellung zu wohlthätigem Zweck, die ich im ersten Bande dieser Erinnerungen erwähnte. Immer den gleichen packenden und hinreißenden Eindruck machte es auf mich, als ich es in Magnus' Wohnung zuerst wiedersah und bei jeder folgenden Erneuerung dieses Wiedersehens.

Die Gelegenheit dazu gaben mir während der sechsziger Jahre außer meinen jeweiligen Morgenbesuchen bei dem verehrten Manne und Meister, die immer häufigeren Einladungen zu seinen kleinen Junggesellen-Mittags- und Abendmahlzeiten. Er versammelte meist nur eine wenig zahlreiche Tafelrunde um sich; immer nur jüngere und ältere Männer von eigenartigen, hervorragenden, geistigen Qualitäten; Künstler, Gelehrte, Poeten, hohe Offiziere, vornehme Kunstfreunde, große Geschäftsmänner, Industrielle und

Ärzte. Die jungen Kunstgelehrten Dr. Schöne und Dr. Jordan sah und lernte ich zum erstenmal an dieser Tafel kennen. Mit A. Menzel, Karl Becker, Paul Heyse, dem Kunsthistoriker Julius Meyer, dem Generalsekretair des Museums Dielitz, mit Taubert, dem Hofmusikdirektor mit Prinz Handjéry, mit Dr. Krause, dem Lehrer, Sänger, Komponisten und gründlichen Musikgelehrten, mit den liebenswürdigen Schölls, dem Vater und dem Sohn, und wie vielen andern Männern noch! habe ich in Magnus Zimmer unvergeßliche köstliche Stunden erlebt! Oft genug platzten wohl die verschiedenen Geister in lebhaft erregtem Meinungsstreit auf einander. Noch häufiger aber herrschte die reinste erquicklichste harmonische Heiterkeit, das ungetrübteste Behagen; und vor allem würzte der graziöse, anmutig schalkhafte, feine, reiche und tiefe Geist des Wirtes das ganze Tisch- und Nachtischgespräch. — Eine der originellsten Persönlichkeiten seines intimern Umgangskreises war Magnus' Neffe, Victor Magnus, der Sohn und Geschäftsnachfolger des Bankiers, dessen große Comptoire im Erdgeschoß desselben Hauses in der Behrenstraße lagen. Seine Gestalt war bereits in ziemlich jungen Jahren ungewöhnlich umfangreich und fett geworden. Besonders in seiner Uniform als Kürassier-Landwehr-Leutnant machte er eine ziemlich seltsame Figur. Die ganze Erscheinung auch des Gesichtes, in welchem die etwas verschwommenen braunen Augen unter den breiten Lidern mit eigentümlich feuchtem Glanz leuchteten, und der Mund

mit vollen roten Lippen, ließen keinen Zweifel darüber, daß dieser Neffe die guten, schönen und zu ihrem Genuß verlockenden Dinge dieser Welt nach Verdienst zu würdigen und zu schätzen wußte, sie zu genießen früh schon begonnen hatte und mit Willen nicht entbehren mochte, was er einmal besaß. Diese Genüsse aber waren durchaus nicht nur die gewöhnlichen, denen die goldne Jugend ihre — Jugend zu opfern pflegt, die rein sinnlichen und materiellen. Die künstlerischen waren ihm nicht minder wert und unentbehrlich; die meisterhaften Bilder der schönen Frauen fast eben so viel, wie die lebendigen Originale selbst. So war er unter andern der Besteller und glückliche Besitzer des wundervollen Aquarellportraits in ganzer Gestalt und verführerisch auf einem Divan hingelagerter Stellung, welches Gustav Richter um die Mitte der fünfziger Jahre von der, damals mehr noch durch ihre Erscheinung und als Weib, denn durch ihre Tanzkunst alle Berliner Köpfe verdrehenden, spanischen Tänzerin Pepita de Oliva gemalt hatte. Aber diese war in des liebenswürdigen Kunstfreundes Herz und Sammlung nicht die Erste und nicht die Letzte und Einzige geblieben.

Meine Bekanntschaft mit Friedrich Eduard Meyerheim danke ich, wie so manche der für mich bedeutsamsten Verbindungen, einem 1861 oder 62 von der Illustrierten-Zeitung empfangenen Auftrag. Sie wünschte, daß ich für sie eins seiner allbeliebten Genrebilder, den Heimgang

der Kinder aus einer thüringischen Dorfschule, auf Holz zeichnen und mit einem, den Meister und seine Werke charakterisierenden, Text begleiten möchte. Meyerheim wohnte damals mit den Seinen, der Gattin (einer Schwester Friedrich Drakes,) und den beiden Söhnen Franz (geboren 1838) und Paul (geboren 1842) in dem Hause am Schöneberger Ufer 21 im zweiten Geschoß. Ich fand dort eine Malerfamilie, in welcher die Vorstellung von den alten deutschen Künstlerfamilien in den Zeiten der Renaissance verwirklicht zu sein schien. Sie lebte in schlichten bürgerlichen Verhältnissen. Der Vater damals drei- bis vierundfünfzig Jahre alt, malte mit den Söhnen gemeinsam in demselben nach Norden gelegenen Wohnzimmer. Sie hatten das Zeichnen und Malen wie jedes dem Menschen natürliche Thun unter des Vaters Augen durch dessen Beispiel erlangt und dieser wachte sorglich, gewissenhaft und liebevoll über der Entwicklung ihres schönen Talents. Auch das der Musik hatte er auf die Söhne vererbt. In den Mußestunden nach der fleißigen Arbeit des Tages durchklang die Räume der Wohnung der Ton der meisterhaft gespielten Geige des Vaters und des Aeltesten, des Cellos des jüngeren Sohnes. In Meyerheims Erscheinung und Wesen verriet sich wenig seine echte reiche Künstlernatur. Nicht in den gedrungenen rundlichen Formen des Gesichts mit den kleinen grauen Augen, den glattrasierten Wangen, dem kleinen Bart auf der Oberlippe, noch in der untersetzten behäbigen Gestalt,

ebenso wenig in seinem ganzen Gebahren und seinem streng geregelten Leben, das sich fast nur in der Familie und in der Werkstatt vor der Staffelei abspann. Seine Gattin, die ein von Adolf Menzel, — dem um sieben Jahre jüngeren, treu anhänglichen Freunde, — gemaltes, an der Wand des Wohnzimmers aufgehängtes, köstliches Aquarellbildnis aus früheren Tagen noch als schlanke junge Frau mit langen blonden Seitenlocken darstellte, war damals eine Dame von ungemein stattlicher Fülle. Aber diese Körperlichkeit hatte nicht vermocht, die Lebhaftigkeit ihres Temperaments und Geistes irgend herab zu stimmen und zu dämpfen. In ihren Bewegungen sogar, ebenso wie in ihrem leicht erregten Enthusiasmus, und in ihrer ganzen Sprachweise kam das zum Ausdruck. So bildete das Wesen der Gattin den stärksten Gegensatz zu der immer gleichmäßig ruhigen des Meisters, ihres Mannes. Diese Ruhe, dieser tiefe innere Frieden, die stille Freudigkeit des Gemüts prägte sich in seiner ganzen Kunstweise und Richtung, in jedem seiner Bilder aus. Die ländliche und kleinbürgerliche Wirklichkeit, das Leben des Landvolks und des städtischen Handwerkers, die er immer am liebsten und häufigsten schilderte, erscheint, von ihm gemalt, wie verklärt, wie rein gewaschen von allen Spuren der Not, der harten Arbeit und Mühsal, von Rohheit und Plumpheit, von Schmutz, Armseligkeit und Häßlichkeit, wie eingetaucht in ein veredelndes, sonniges Element oder wie „durchs Augenglas der Liebe" gesehen.

Diese mit äußerster Glätte und sorgsamster Durchführung nach dem Muster der alten niederländischen Kleinmeister, aber freilich mit geringerem Schmelz und geringerer koloristischer Gesamtstimmung, gemalten, liebenswürdigen Bilder freundlicher und rührender Familienszenen und des Kinderlebens waren besonders während der dreißiger und vierziger Jahre Gegenstand des innigsten Wohlgefallens unsers Publikums aller Stände und Bildungsgrade, das die akademischen Ausstellungen besuchte. Das Urteil der Künstler und der auf Kunstverständnis Anspruch machenden tonangebenden Kritiker bestätigte nur dies Verdict der öffentlichen Meinung Berlins. — Von den Söhnen Meyerheims war ihm der älteste Franz in seiner künstlerischen Veranlagung, seinem menschlichen Naturell und auch im Gesichtstypus am ähnlichsten. Er hatte mit seinem väterlichen Lehrer die Freude am genauesten Durcharbeiten, an der präzisesten Zeichnung, an der zierlichen Wiedergabe alles Details der Erscheinung, wie den stetigen immer gleichmäßigen Arbeitsfleiß gemein, wenn ihm auch der Strom der Erfindung etwas spärlicher floß als jenem. Er folgte wohl den Spuren des Vaters und entlehnte wie dieser gelegentlich seine Bildmotive der bäuerlichen Welt. Aber mit leidenschaftlicherem Eifer betrieb er doch das Studium der mittelalterlichen Altertümer, der Trachten, Sitten, Lebensarten, Wohnungseinrichtungen vergangener Jahrhunderte. Am liebsten

malte er Einzelgestalten, ruhige Szenen, intime Vorgänge aus alten Zeiten, wobei er gewissenhaft nach der größtmöglichen Echtheit der Erscheinung der Menschen und Gegenstände selbst in allen kleinen und nebensächlichen Einzelheiten nach dem Beispiel Meissoniers, strebte. Gern umgab er sich mit Erzeugnissen des Mittelalters und der Renaissance von jeder Art, mit Möbeln, Waffen, Rüstungen, Trachtstücken, Geweben, Geräten, die er mit Eifer und Geschick sammelte und zur Ausstattung seines Zimmers schon damals, wie später seiner eignen Wohnung und Werkstatt, verwendete. Besonders glücklich fühlte er sich, wenn er in eine echte braune Mönchskutte verkleidet, an seiner Orgel in dem altertümlich ausgestatteten Gemache saß, in welchem kaum ein Stück des Inhalts an die gegenwärtige wirkliche Welt erinnerte und sein Instrument in den feierlichen Akkorden und Weisen irgend einer aufgetriebenen alten Kirchenmusik-Komposition erklingen ließ.

Der jüngere Bruder mit dem schwarzen Krauskopf, den dunkeln Augen, der lang aufgeschossenen Gestalt, Paul, war in den meisten Stücken völlig verschieden von dem rötlich blondhaarigen Franz. An Reichtum und Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung war er diesem unzweifelhaft überlegen. Ebenso an frischem Humor und an erfinderischer Phantasie. Von des Vaters Art hatte er nur wenig, es sei denn das klare sichere Urteil über die Werke der Kunst, die tiefe Liebe für die Natur und die

Gewissenhaftigkeit der Arbeit. Im Gegensatz zum Bruder kümmerte er sich wenig um die Vergangenheit, um alles Kostümwesen. In der ihn umgebenden Wirklichkeit, in der Landschaft, im Natur-, Tier- und Menschenleben fand er eine unerschöpfliche sich immer erneuende Fülle von Gegenständen und Motiven der Darstellung. Dem gründlichen Studium aller tierischen Lebewesen, der einheimischen Haus-, Gebrauchs- und Schmucktiere, wie der fremden und wilden in unseren zoologischen Gärten, gab er sich mit leidenschaftlicher Neigung hin. Er seciert sie, um ihren Bau kennen zu lernen, stopfte Bälge aus; umgab sich mit den so zu einem Schein des Lebens gebrachten, mit Skeletten und Gipsabformungen. Er war unermüdlich im Beobachten, Zeichnen und Malen der lebendig bewegten. Aber ebenso auch im Studium der Landschaft. Der scheinbar ärmsten Natur wußte er ihre verborgenen Reize abzulauschen und sie in Aquarellbildern von fesselnder Anmut und Wirkung wiederzugeben. Völlig unbefangen, ohne Voreingenommenheit, ohne System und Manier, frei von der Herrschaft der Konvention, trat er der Wirklichkeit gegenüber, sah sie mit offenen, gesunden, klaren Augen an und malte anscheinend mühelos, mit angeborener und frühe schon zür Reife entwickelter technischer Geschicklichkeit und lebhaftem Sinn auch für Farbe und Stimmung, was er gesehen hatte und was ihm, dadurch angeregt, in der Phantasie aufgegangen war. Die humoristische Ader in ihm wurde durch das Komische in

6*

Erscheinung und Lebensäußerungen gewisser Tiergattungen, wie der Menschen, stark erregt und nie hat ein Künstler diese Komik wahrer und wirksamer in seinen Bildern zur Anschauung und zur Empfindung des Beschauers zu bringen vermocht, wie Paul Meyerheim schon in seinen frühesten Affen- und Menageriebildern. Diese humoristische Begabung im Verein mit seinem musikalischen Können und mit seiner glücklichen Fähigkeit, jeden lustigen und komischen Einfall auch sofort in künstlerischer Gestalt zu verkörpern, prädestinierten den jungen Maler zum Gesellschafter. Jede gesellige Vereinigung im Elternhause, wie in befreundeten Familien, jedes damalige Fest im Künstlerverein empfing durch Paul Meyerheims thätige Teilnahme eine unvergleichliche Würze, verdoppelt heitere Stimmung, künstlerischen Schmuck, gesteigertes Leben und Interesse. Es war nur sehr natürlich, daß man sich in gewissen Berliner Kreisen schon damals um den neunzehnjährigen Maler riß und seine vielseitige Veranlagung gründlich zum Zweck des eigenen geselligen Vergnügens auszunutzen begann. —

Wie wohl wurde es mir in dieser Künstlerfamilie! Nicht genug, daß der alte Meyerheim mir mein Ersuchen bereitwillig gewährte. Er und seine Gattin kamen mir so freundlich und herzlich entgegen, daß es bald zu einem, mir sehr lieben und wertvollen, Verkehr mit mir und meiner Frau kam. Aus meiner Freude an dem originellen Wesen der Söhne, besonders Pauls, an ihrem

Talent, ihren sich immer steigernden Leistungen und wachsenden Erfolgen aber erwuchsen allmählich eine innige Zuneigung zu dem jüngeren und aufrichtig freundschaftliche Beziehungen zu ihm, welche in der seitdem verflossenen langen Reihe von Jahren nicht gelockert worden sind.

VI.

Seit vier Jahren war Theodor Storm von Potsdam an das Gericht des Städtchens Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt worden. Von dort aus empfing ich nach längerer Korrespondenzpause im Frühsommer 1861 einen, sein gegenwärtiges Leben, dessen Schauplatz und dessen Menschen, wie Storms Beziehungen zu ihnen, eingehend und lebendig schildernden, Brief des alten Freundes. Er drang zugleich in mich, doch endlich einmal ihn und die Seinen dort in ihrem Patmos zu besuchen und bei ihnen einige Sommerwochen in dem grünen „Vorlande des Harzes" zu verleben. Es fügte sich so glücklich, daß ich, — dank einiger Einnahmen, — „größere" kann ich sie nicht nennen — und dem Auftrag der Illustrierten Zeitung, für diese das Bild von Gustav Gräf, „Ausmarsch von preußischen freiwilligen Jägern von 1812 nach erfolgter Einsegnung in der Kirche," nach der Photographie auf Holz zu zeichnen, — das große Unternehmen wirklich zur Ausführung bringen konnte. Auf vier Wochen ungefähr

war für die Meinigen gesorgt. Ich fuhr auf der Eisenbahn, selbstverständlich dritter Klasse, bis Göttingen und, nach kurzem Aufenthalt in der hübschen Stadt an der Leine, im Postwagen in das bergige waldreiche Land hinein. Die innige Freude, die mir die ganze Reise, vor allem aber diese Postfahrt durch die Buchen- und Fichtenwälder, über die sanften Höhen und durch die Felsenthäler der Landschaft gewährte, kann ich nicht schildern. Alles erschien mir so neu und fremd, die Welt im Licht des hellen heißen Julitages so wunderschön. Die Erinnerung an die hinter mir liegenden Jahre des Elends war wie ausgelöscht durch das Gefühl und Bewußtsein des Glücks dieser Gegenwart und im Vorgenuß der nächstkommenden Tage. Spät im Abenddunkel erst sah ich die Hausdächer und die Kirchtürme Heiligenstadts von der letzten Höhe des Weges unten im Thalkessel vor mir liegen, zu dem nun der gelbe Postwagen hinabrasselte. Seltsam fremd muteten mich die schläfrigen Gassen des alten Städtchens mit ihren bescheidenen niedrigen Häusern im flackernden trüben Licht der wenigen Laternen an. Aber als ich endlich aus meinem Kasten geklettert und zu Storms naher Wohnung gelangt war, wo er und Frau Constanze mich mit erquickender Herzlichkeit empfingen, war jede Empfindung des Fremdseins freilich sehr bald verschwunden und ich fühlte mich zu Hause, wie nur in meinem eignen Heim. Storms Buben und Mädchen, die mich zuerst mit den großen hellblauen Augen still ver-

wundert musterten, wurden sehr bald zutraulich und meine guten Freunde. Für mich begann dort in Storms Wohnung, in der die Stadt umgebenden Berg-Landschaft, und im Verkehr mit den Storm nächststehenden Menschen eine Reihe goldner Tage ungetrübten Glücks. Der Thalkessel, in welchem Heiligenstadt liegt, wird von bis zu 2000 Fuß ansteigenden, teils abgeholzten, teils mit Fichtenwäldern bis zu ihrem Kamm bestandenen, Bergen umragt und eingehegt. In der Ebene an deren Fuß breiten sich Getreidefelder aus, steigt aber der Boden auch hie und da zu verhältnismäßig niedrigen Erhebungen an, welche mit kleinen Laubwäldchen bedeckt sind. Eins von diesen, „die alte Burg“ geheißen, ist von ganz besonderer Schönheit. Sein prächtiger Eichen- und Buchenbestand, sein Reichtum an unter sich verschiedenen Baum- und Gebüschgruppen, die vielverschlungenen Waldwege und die häufig zu Tage tretenden roten Sandsteinklippen in deren Schatten, gaben ihm den täuschenden Schein und den ganzen Reiz eines großen Gebirgswaldes. Auf der andern Seite der Stadt führten Fußpfade durch die wogenden reifen Getreidefelder zu dem Waldthal der sogenannten „Neun-Brunnen“, wo sichs im Buchen- und Fichtenschatten gar traulich wandeln und rasten ließ. Der höchste, breit hingelagerte Waldberg mit lang gestrecktem Kamm, der Stadt unmittelbar gegenüber, ist der Yberg. Die Landstraße nach Thüringen führt über das, seinen breiten Gipfel bildende, Hochplateau durch Buchen- und Tannenwaldung, um nach längerer Strecke in den Thal-

grund des weiten Berglandes hinab zu steigen. Mit wahren Entzücken erfüllten mich die täglichen Wanderungen bald mit Storm allein, bald mit ihm, seiner geliebten Frau und seinen älteren Sprößlingen, durch jene Felder und Wälder und zu diesen Höhen hinauf. Die Bewegung, die frische, etwas herbe, durch den Duft der Fichtenwaldungen gewürzte, Bergluft, der Anblick der an Anmut und Schönheit nicht eben reichen aber doch charaktervollen schlichten und ernsten Landschaft und das „laute Denken mit dem Freunde", das Lessing als einen der besten Genüsse preist, hatten gleichen Anteil daran. Zu Storm und seiner Familie gesellte sich dort in Heiligenstadt noch eine zweite, die ihm hier befreundet geworden war, die des Heiligenstädter Landrats Alexander v. Wussow, eines Bruders des Generals dieses Namens und nahe verwandt mit der v. Goßlerschen Familie. Frau Adelheid von Mühler, die vielgenannte Gattin des späteren Kultusministers, war seine Muhme. Mehrere Jahre nach dieser Zeit wurde Alexander als Geheimer Oberregierungsrat in das Ministerium nach Berlin berufen. Seine körperliche Erscheinung, das Gesicht und der ganze Habitus seiner ziemlich wohlgerundeten Gestalt trugen das typische Gepräge des preußischen Regierungs-, ja des Polizeibeamten. Das ausrasierte volle Kinn, der Schnurrbart und die starken braunen Backenbärte trugen das ihrige zu diesem Eindruck bei. Aber wenn je eines Mannes Aussehen über

seine wahre Natur getäuscht und mit ihr im Widerspruch gestanden hat, so geschah es in diesem Fall. A. v. Wussow trug in seiner breiten Brust ein zart besaitetes Künstler- und Poetenherz, „das bei dem Strahl der Schönheit schmilzt im Kern". Der Malerei und der Dichtkunst widmete er eine begeisterte Liebe, zeichnete selbst und machte Verse. Er hatte längere Zeit in Italien gelebt und seine dort empfangenen Eindrücke in „italienischen Briefen" niedergelegt, die, wenn ich nicht irre, auch im Druck erschienen sind. In glücklichem Gedächtnis bewahrte er einen reichen Schatz von Erinnerungen an gesehene herrliche Kunstwerke und gelesene Dichtungen. Seines Lieblings, Lord Byrons, poetische Werke kannte er in der Ursprache halb auswendig. Es gewährte ihm eine große Genugthuung, lange Reihen Byronscher Strophen auf unsern gemeinsamen Wanderungen zu recitieren. In seinen Ansichten über Gott und Welt hatte er sich völlig unberührt durch den Einfluß seiner Cousine Adelheid gehalten. An innerer Unabhängigkeit des Geistes und in der Unbefangenheit des Denkens kam er Storm und mir ziemlich gleich, wenn seine konservativen, streng monarchischen-politischen Ueberzeugungen auch sehr wesentlich von den unsern abweichen mochten. Solche Gegensätze aber trübten niemals unsern Verkehr, der mit jedem Tage meines Heiligenstädter Aufenthaltes an Intimität und freundschaftlicher Wärme gewann. A. v. Wussows Gattin, eine geborene v. Byern war von ganz

anderm Schlage, als der Gemahl. Lebhaft, praktisch tüchtig, nüchtern verständig, hauswirtschaftlich, seinen romantisch-sentimentalen Neigungen gegenüber sich nur ironisch und spöttisch verhaltend; von starkem Familiengefühl und Standesbewußtsein beseelt; dabei warmherzig, teilnehmend, hilfreich; der Familie Storm aufrichtig herzlich zugethan. Zwei Knaben waren dieser Ehe entsprossen. Ein Hauslehrer, ein hochgebildeter junger Gelehrter, Philologe und Historiker, unterrichtete die Söhne. Eine junge Schottin, Miß Marya Mac Lullich, ein Mädchen von bezaubernder liebreizender Schönheit, Anmut und heiterm, schalkhaftem, feinem Geist, lebte im Hause, um dessen Herrn und Herrin im Englischen, deren Lieblingssprache, nicht sowohl noch zu unterrichten, als durch Conversation zu fördern und dabei seinerseits Deutsch zu lernen. Das Haus v. Wussows, das „königliche Landratsamt," wie seine Giebelinschrift lautete, lag zwischen einem großen blumen- und fruchtreichen Vor- und Hintergarten dicht vor dem Thor der Stadt, hart an der Landstraße, der schweren dunkeln Masse des Ybergs und seinen Nebenhöhen gegenüber. An jenen rückseitigen Garten grenzte das den Abhang zum Thal der Leine bedeckende große Gartengrundstück des Bruders von Theodor Storm, des Kunstgärtners Otto St., der sich hier angesiedelt und verheiratet hatte; — eines im Gegensatz zu jenem, meist mißmutigen, verstimmten, mit Gott, Schicksal und Menschen unzufriedenen, alle gleichmäßig der Ungerechtigkeit an-

klagenden Mannes. Jenseits der am Landratshause, oder genauer: dem Vorgarten, nach rechts und links hin vorüber führenden Chaussee an der sie hier kreuzenden Thüringer Landstraße, die drüben zum Yberg anstieg, lag das hübsche Landhaus des Bruders von Frau v. Wussow, des Hauptmanns a. D. v. Byern. Mit einer jungen Frau von prachtvollem Wuchs und goldblondem gekraustem üppigem Haar, lebhaftem warmherzigem Naturell und einem gewissen genialischen Zuge des ganzen Wesens, einer Nichte des besonders im Revolutionsjahr in Berlin vielgenannten, schneidigen, weißköpfigen Generals v. Webern, vermählt, lebte er hier mit ihr und seinem Kinderpärchen in der Nähe des Schwagers. Beide der Stormschen befreundete Familien waren in hohem Grade gastlich und gesellig. In beiden sah ich mich wie ein guter alter Bekannter aufgenommen und verlebte in diesen Kreisen mit Storms gemeinsam in ihren Gärten, ihren Villen und auf den gelegentlichen Ausfahrten, Tages- und Abendpartieen zu den verschiedenen näheren oder entlegeneren Zielen der Umgebung, viel gute, reich erfüllte frohe Stunden während dieser Sommerwochen. Zu den willkommensten und liebsten unter allen diesen Ausflügen aber gehörten die von Zeit zu Zeit mit v. Wussow und Storm allein unternommenen Wanderungen in später Nachmittagsstunde, die meist hinauf nach dem Kamm des Ybergs gerichtet waren. Dort auf der letzten Höhe auf freier Felskuppe oder auf moosigem Boden gelagert, an-

gesichts des, in der goldenen Glut der sinkenden Sonne schwimmenden, Westhimmels, stimmte v. Wussow alle in seinem Gedächtnis bewahrte Hymnen auf die Herrlichkeit der Welt an; englische und deutsche Strophen entströmten seinen bärtigen Lippen. Und aus seinen Rocktaschen zog er ein Paar Flaschen, gefüllt mit dem besten Rheinwein seines Kellers, und den innen vergoldeten Reisebecher hervor, entkorkte jene und ließ das goldige würzige Naß in dessen Höhlung rinnen, um es mit uns gemeinsam als festlich frohen Gruß dem scheidenden Gestirn des Tages darzubringen.

Von nicht geringerem Reiz und Eindruck aber waren für mich auch jene trauten stillen Stunden, die ich in Storms Hause, mit dem Freunde und der herrlichen Frau allein, in nie abreißendem Gespräche von dem, was unseren Seelen das Liebste, Teuerste, Wichtigste war, beim Thee oder Glase Wein, verbrachte. Oder jene, in denen er aus seinen Lieblingswerken, aus Mörickes Dichtungen, aus Fritz Reuters eben damals erschienenen ersten Schriften, wie „Hanne Nüte", aus Tieck oder Eichendorf, oder aus den furchtbaren, den Hörer mit Grausen überrieselnden, unheimlichen Hexen- und Gespenstergeschichten einer englischen und einer deutschen, von L. Bechstein verfaßten, Sammlung von solchen vorlas. Ich zeichnete dabei entweder an meiner Kopie auf dem Holzstock, an für Storm zum Gastgeschenk bestimmten Kompositionen zu Grimms Kinder- und Haus-Märchen — hatte er doch so großes

Wohlgefallen daran gefunden! — oder an einem Bildnis Konstanzes, das ihre groß- und doch so feingeschnittenen Gesichtsformen, und die, von breiten Lidern und langen dunkeln Wimpern weich beschatteten, tiefen mächtigen grauen Augen, wie es uns allen damals dünkte, nicht übel auf dem Papier wiedergab. Er las in seinem Schleswigschen Dialekt und seinem zarten Stimmklange alles rein Lyrische, Empfindsame, leise Verschleierte, Ahnungsvolle, in Gedichten und Prosa immer mit ganz besonders eindringender Wirkung vor. Aber eben so vortrefflich verstand er das derb Humoristische, besonders das in dem ihm von Kindheit auf vertrauten und gewohnten Platt Geschriebene, zu interpretieren und herzliche Heiterkeit damit zu erwecken. Beiden Gatten war zu allen anderen Gaben auch die des Gesanges verliehen, Frau Konstanze ein schöner voll und sammetweicher Alt; Storm selbst ein heller, klangvoller Tenor. Wie beider Singekunst vor strengen kritischen Richtern bestanden haben würde, vermag ich mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß der Klang ihrer Stimme mir stets so wohlthuend war, wie mir ihr Vortrag in hohem Maße ausdrucksvoll und immer der poetischen Absicht des Dichters und Komponisten glücklich entsprechend erschien. Immer meine ich noch manche ihrer Lieder, Arien und Duette, besonders aus Schumanns „der Rose Pilgerfahrt,“ wie sie mir damals in jenen bescheidenen, traulichen Räumen von Konstanze und Theodor gesungen wurden, mit sinnlicher Deutlichkeit

in der Seele nachklingen zu hören. Mit der häuslichen Wirtschaft und Ordnung wurde es von beiden nicht allzu genau genommen. Aber dieser Mangel wurde reichlich durch so viele andere höhere geistige und gemütliche Vorzüge ersetzt, daß ich persönlich wenigstens ihn kaum als solchen empfand. Die Kinder wuchsen in voller Freiheit auf. Im Vertrauen auf ihre gute Natur, kam das, was man so Erziehungsmaßregeln nennt, niemals bei ihnen zur Anwendung. Die drei Jungen Hans, Ernst und Karl, wurden vom Vater als seine Freunde und Kameraden behandelt, mit denen er selbst Dinge besprach und erörterte, welche man gemeinhin vor Knabenohren nicht zu berühren pflegt. Diese Art der Erziehung und der Behandlung der Kinder ist immer ein etwas gewagtes Experiment. Wenn kein Unheil daraus erwächst, können Väter und Kinder von Glück sagen.

Der zart- und feinsinnige Poet schloß in Storms Natur den tüchtigen praktischen Juristen nicht aus. Er verstand es, seinen Amtspflichten jederzeit gewissenhaft zu genügen, und fand doch Stimmung und Muße in hinreichendem Maße, um seine Freunde und alle die zahlreichen Verehrer seiner Poesie, auch während seines Aufenthalts und seiner Richterthätigkeit in Heiligenstadt durch manche neue, tief empfundene, stimmungs- und anmutvolle, kunstreich durchgearbeitete Erzählung, manches vollendete lyrische Gedicht zu erfreuen. Nicht selten waren es gerade in seiner Richtereigenschaft gemachte Be-

obachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen, die ihm sehr brauchbare und wirksame Motive und charakteristische Züge zu seinen Novellendichtungen gaben. Die gänzlich unter der geistigen Herrschaft des katholischen Klerus stehende, dumpfgläubige, meist von der harten Last der Lebens-Not niedergedrückte arme Bevölkerung des Eichsfeldes, mit der Storm durch sein Amt vielfach in nächste Berührung kam, bot dem Juristen wie dem Dichter nur zu reichliche Gelegenheit zu Einblicken in die „Nachtseiten der Menschennatur," welche sich unter jenen beiden Bedingungen am üppigsten zu entwickeln pflegen.

Storms feines psychologisches Kabinetstück „Veronica", die halb humoristische Kleinstadtgeschichte, „Drüben am Markt", wenn ich nicht irre auch „Viola tricolor". „Späte Rosen" und wohl noch die eine und die andere kleine Erzählung waren während des bisherigen Aufenthalts in Heiligenstadt entstanden und veröffentlicht. Des Freundes dortige Existenz schien ganz dazu geartet, ihn vollkommen zu befriedigen. Dort war er vor den verwirrenden, Zeit und Stimmung zum dichterischen Schaffen raubenden, Einflüssen des aufgeregten Großstadttreibens glücklich geborgen. Seinem Bedürfnis des geistigen Verkehrs mit verständnisvollen und herzlich ergebenen Freunden und Familien, war durch v. Wussows und andere gebildete Männer und Häuser des Städtchens genügt. Das Glück in der eigenen Familie war durch nichts getrübt und er genoß es in vollen Zügen. Und es mangelte ihm hier

auch das nicht, was ihm immer als eine der unentbehrlichsten Bedingungen des Behagens am Dasein und der Zufriedenheit damit, erschien: die praktische und musikalische Thätigkeit als allbeliebter Leiter eines von ihm gegründeten Gesangvereins von Herren und Damen. Mit diesem, durch ihn geschulten und für seine Aufgaben begeisterten, Chor hatte er, wie er mir mit frohem Stolz erzählte, im Winter seine Lieblingsoratorien von Haydn und Schumann in einem dazu gemieteten Gastlokal zur wohlgelungenen Aufführung gebracht. Mit ihm auch sah und hörte ich Storm an einem schönen Augustabend auf einer Waldlichtung in der „alten Burg" ein Chorgesangsconcert im Freien veranstalten, das auf die ganze umhergelagerte Heiligenstädter Gesellschaft einen begeisternden Eindruck machte, und mir noch bis diesen Tag eine freundliche Erinnerung zurückgelassen hat.

All das Gute und Liebe, was ihm das Leben in Heiligenstadt bot, erkannte Storm willig an. Er schien es wohl zu fühlen, daß diese Zeit eine besonders glückliche für ihn sei. Aber das tiefe Heimweh nach der „grauen Stadt am Meer," nach seinem Husum, seinen Eltern, seinem Vaterhause und der ganzen schleswigschen Sippe konnte dadurch so wenig aus seinem Herzen getilgt werden, wie der Schmerz um das Geschick der, wie es damals den Anschein hatte, hoffnungslos der dänischen Herrschaft und Gewalt preis gegebnen Elbherzogtümer.

Von jedem sommerlichen Ferienbesuch in seiner dortigen Heimat kehrte er zugleich neu erquickt und erfrischt, aber doch auch wieder mit dem verschärften Schmerzgefühl der Trennung, des Verbanntseins von dem geliebten Mutterboden, in das Heiligenstädter Bergland zurück. —

Als ich nach den dort verlebten glücklichen Wochen von den Freunden mit dem festen Versprechen des Wiederkommens im nächsten Sommer schied, schärfte mir v. Wussow dringend ein, mit meinem Rückwege eine Wanderung durch den Thüringer Wald zu verbinden, dessen Gebiet ich noch nie betreten, dessen gepriesene Herrlichkeiten mein Auge noch nie gesehen hatte. Diesem Rat folgte ich und habe denen, die ihn mir gaben, immer dafür zu danken gehabt. Ich fuhr mit dem Postwagen in der ersten Morgenfrühe des 19. August bis Witzenhausen, einem der malerischsten unter den alten Städtchen, die ich in Deutschland kennen gelernt habe. Seine hochgiebeligen Fachwerkhäuser, mit den zwischen den Dächern jedes Häuserpaares weit hinaustretenden grotesken, drachenköpfigen Dachrinnen, aus welchen beim Regen die himmlischen Gewässer in Gießbächen auf das Pflaster des Straßendammes herniederstürzen, geben dem freundlichen Ort an der rasch strömenden Werra ein ganz eigentümlich interessantes Gepräge. Zum Zeichnen von Straßenansichten blieb mir zu wenig Zeit. Ich wanderte, von der Sommerluft frisch umweht, längs der Werra, ganz erfüllt von jenem innigen geistig sinnlichen Glücksgefühl, welches mir rasches Gehen in

freier Natur, so wie Schlittschuhlaufen an hellen Wintertagen, noch immer bis diesen Tag erzeugt, in dem breiten, von steilen felsigen und waldbedeckten Bergwänden eingefaßten Flußthal dahin, auf Münden zu, das ich früh Nachmittags erreichte. Die reizende Lage der, in ihrer Bauart dem ganzen architektonischen Charakter Witzenhausens nahe verwandten, alten Stadt am Fuß der Waldhöhen, an der Mündung der Werra in die Fulda und der Anblick ihrer Gassen, über deren Giebeldächer ringsum die nahen, mit üppigem Buchenwald bestandenen Berge hoch aufragen, hielt mich lange völlig gebannt im Skizzieren danach. Aber trotzdem erreichte ich noch vor Sonnenuntergang Kassel, das ich ebenfalls zum erstenmal betrat. Ich sah noch vom Felsenkeller vor der Stadt aus die Sonne dieses heißen Tages über dem Park und den Waldhöhen von Wilhelmshöhe verglühen und versinken, und die dunkle Silhouette des Herkuleskolosses, auf deren Gipfel, sich auf den goldnen Grund des Abendhimmels profilieren. Die Lust war groß, mir das alles mit Muße in der Nähe und bei Tageslicht anzusehen und die interessante Stadt mit ihren reichen Kunstsammlungen kennen zu lernen. Aber ich hatte guten Grund, für diesmal mannhaft der Versuchung zu widerstehen. Noch mit dem letzten Zuge verließ ich Kassel, das zur Feier des 59. Geburtstages seines geliebten Landesherrn, des fünf Jahre später glücklich beseitigten edeln Kurfürsten Friedrich Wilhelm, im Lichtglanz der festlichen Illumination schwamm

7*

und von loyalem patriotischem Volksjubel durchhallt war, und traf noch vor der Morgendämmerung in Eisenach ein. In der ersten Frühe trat ich unter dem klaren blauen Augusthimmel meine Wanderung durch die Thäler und über die Höhen des Thüringer Waldes an. Sie führte zunächst zur Wartburg hinauf und über die „Hohe Sonne" auf Ruhla zu. Alles in dieser anmutigen Waldgebirgswelt war mir so neu; und ebenso dieser ganze Zustand der Freiheit, des frischen Wanderns und Bergsteigens im Schatten der vom Sonnenlicht goldig durchschimmerten rauschenden Buchen und der schwarzgrünen duftströmenden ernsten Fichten und Edeltannen. Die Tage schienen mir wiedergekehrt, in denen ich vor genau zwanzig Jahren, ein noch nicht siebzehnjähriges Menschenkind, eben so wie nun, mit ebenso spärlich gefüllter Börse und ebenso glückgeschwelltem Herzen den Harz durchwandert hatte, und mit meinem geliebten Eichendorff hinaus jubelte: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!" Wohl hatte ich seitdem das „Kinderwiegen, die Sorgen um Amt und Brod" aus dem Grunde kennen gelernt . . . Aber, Gott sei Dank, — von der Frische der Empfindung für alle Schönheit der Welt von der Fähigkeit, sie von Grund aus und mit derselben ja wohl noch intensiveren Wonne zu genießen, hatte ich, das wußte ich längst und fand es hier nur wieder bestätigt, auch nicht das geringste in allen diesen Jahren des harten Lebenskampfes eingebüßt. Alte Knabenträume

schienen mir verwirklicht und — wie wenig mich meine ganze noch immer genügend sorgenvolle und beengte Lebenslage auch dazu berechtigen mochte — „vor mir lag ein goldenes Hoffen." Jeder Schritt weiter in diese Wälder hinein, zu diesen felsigen Höhen hinauf steigerte mir jene Stimmung. Und wie erst der Anblick der Wartburg, als ich durch das hallende Mauerthor ihren Hof erreicht hatte, nun alle die durch Poesie und Geschichte geweihten heiligen Stätten ihres Innern betrat und von der Höhe auf das dunkelgrüne und blauduftige Meer von waldigen Kuppen zwischen saftig grünen Thalmatten ringsum herab und zur hohen, kahlen dies ganze wogende Gebirg beherrschenden Spitze des Inselbergs hinüber schaute! — In den ersten Nachmittagstunden hatte ich Ruhla erreicht. Oben auf dem Hochplateau vor dem dort so glücklich gelegenen Hotel Bellevue machte ich Rast, um das, liebliche Landschaftsbild, welches sich da vor mir zeigte, — das langgestreckte Städtchen im Thal mit der Kirche und die unmittelbar dahinter ansteigenden, mit dichten Laubwald bedeckten Bergwälle — zu skizzieren. Eine kleine Gesellschaft von jungen Männern und Mädchen, unzweifelhaft Sommergäste aus einem dieser thüringischen Waldnester, auf einem Ausfluge begriffen, ruhte hier bei einem frischen Trunk aus. Eins von jenen hübschen Kindern fiel mir vor allen auf. Es schien der verwöhnte Liebling der andern zu sein. Das jugendfrische Antlitz zeigte die reinste Schönheit. Die großen, lachenden, klar und hell grau-

blauen Augen, von dunkeln langen Wimpern gesäumt, glichen ganz merkwürdig denen, mit welchen Pauline Lucca bei ihrem ersten Berliner Gastspiel in diesem Frühling alle Männerseelen in Brand gesteckt hatte. Und das Lachen, das die prächtige weißen Zähne zwischen den roten blühenden Lippen hervorschimmern ließ, klang so hell und freudig, wie jene Augen leuchteten. Es wäre ein Verbrechen gewesen, mir die Gelegenheit entgehen zu lassen, und die Bekanntschaft des schönen Fräuleins nicht zu machen. Ohne viele Umstände und Einleitungen stellte ich mich der Gesellschaft vor und rückte sofort mit meinem Antrag heraus, den Kopf der reizenden Königin des Kreises zeichnen zu dürfen. Sie war überrascht, aber sie willigte freundlich ein; und es gelang mir in kurzer Zeit mein Notizbuch um eine ganz leidliche Portraitskizze, ein kleines ähnliches Abbild des liebenswürdigen Antlitzes, zu bereichern. Ja man war so gütig, mir das Mitnehmen meiner Zeichnung gegen das Versprechen der Zusendung einer **Kopie** oder Photographie danach zu gestatten. — Noch während ich mit der Skizze beschäftigt war, trafen auf der Höhe dieses Wirtsgartens ein Paar andere junge Leute ein, Freunde jener kleinen Gesellschaft, von dieser schon längst erwartet und nun mit jubelndem Willkommen begrüßt. „Aber wo haben Sie die Schwester?“ fragte man verwundert einen jungen Mann von kleinem Wuchs mit schönen schwarzen Augen. — „Sie mußte zu Hause bleiben, ihr Herzleiden, Ihr wißt, hat sich wieder einmal gemeldet.“ — Alle blickten so betrübt drein. „Wie schade! Das

liebe arme Ding! Auch jede Freude wird ihr verdorben!" ... so kam es von den Lippen der andern. — Ich mochte sie nicht mit neugierigen Fragen belästigen. Ohne solche zu stellen, entnahm ich den Gesprächen der Genossen dieses Kreises, daß die notgedrungen Zurückgebliebene „das süßeste Geschöpf" sei, Fräulein L. in Berlin. Mit engelhafter Geduld, gefaßt und heiter, ertrage sie jenes organische Leiden, das an der Wurzel ihres zarten, jungen Lebens nage. — Das Original meiner Portraitskizze war in Erfurt daheim und hatte in der gemeinsamen Sommerfrische zu Friedrichsroda die Bekanntschaft der Berliner Altersgenossin gemacht, die dort mit Vater und Bruder einige Sommerwochen verlebte.

Meine Rastpause, war zu Ende. Wenn ich vor Nacht noch den Winterberg erreichen wollte, mußte ich aufbrechen. Die Gesellschaft schickte sich gleichfalls dazu an; aber ihr Weg ging in entgegengesetzter Richtung. Ihr Ziel war, glaube ich, die Wartburg. Es war genau wie in Kuglers altem, allbekanntem, völlig zum Volksliede gewordenem „An der Saale grünem Strande": „Doch der Wandrer muß von dannen, denn die Abschiedsstunde ruft; und sie singen Abschiedslieder, Lebewohl tönts hin und wieder, Tücher wehen durch die Luft." —

Die kleine heitere Episode, und das Bild des in Jugendkraft und Anmut prangenden schönen Mädchens, dessen blassen Abglanz ich im Skizzenbuch mit mir führte, sie hatten dem Tage noch einen vermehrten poetischen

Schimmer für mich gegeben. Im Weiterwandeln durch Feld und Buchenhallen ließ ich unwillkürlich diese letzte Stunde immer wieder an meinem innern Aug' vorüberziehn. Auch die rührend-holde Gestalt der von allen geliebten, und von allen beklagten Unbekannten, malte ich mir im Geist aus . . . Und ich ahnte nicht, welche seltsamen Zufälle mich kaum ein halbes Jahr danach im Leben mit ihr zusammenführen und in dessen launisches Gewebe ein paar Fäden ihres Schicksals mit hinein verflechten würden!

Beim letzten Abendschein hatte ich die Höhe und das Gasthaus auf dem Inselberg erreicht, wo ich viel laute, lärmende lustige Gesellschaft beisammen fand. Man amüsierte sich an dem Gedanken, daß man hier teils auf, teils diesseits und jenseits der Grenze zweier deutscher Vaterländer zechen und schlafen konnte. Die, welche die Reiche Meiningen und Koburg-Gotha von einander trennt, läuft quer über dies Berghotel, sodaß jede seiner beiden Hälften einem andern souveränen deutschen Fürsten unterthan ist. — In der Morgenfrühe ging es hinunter zu dem Platz an der Tanzbuche, von dem aus sich die sanft ansteigende Pyramide des Inselberg-Gipfels noch einmal durch nichts verdeckt in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken läßt; und weiter im Schatten der Buchen- und der prächtigen Ahornbäume des „Ungeheuer-Grundes," die mich immer wieder für halbe Stunden festhielten, um nach ihnen zu zeichnen, hinab nach Reinhardtsbrunn und

auf der Chaussee durch die Ebene nach Gotha. Ich konnte mich nicht enthalten, mich auf letzterer von Zeit zu Zeit immer wieder umzuwenden, um das große Bild des Gebirges, mit den hinter einander aufsteigenden, immer zarter und zarter abgetönten, von der Kuppe des Inselbergs überragten Höhenzügen, das schon im blauen Duft der Ferne hinter mir lag, gleichsam mit den Augen einzusaugen. Das Scheiden von Stätten, an denen man sich auch ohne das Zuthun von Menschen sehr glücklich gefühlt hat, kann uns oft kaum minder schwer ankommen, als das von teuern Freunden. —

Auf der Heimfahrt von Gotha nach Berlin machte ich noch für einen Tag in Weimar Station, das ich bis dahin noch nie gesehen und betreten hatte. Es geschah hauptsächlich, um Reinhold Begas, den nun schon über ein Jahr von mir so schmerzlich Entbehrten wiederzusehen. Aber ich fand ihn nicht anwesend. Er war auf Urlaub, ich glaube nach Köln gefahren, von wo der Wettbewerb für deutsche Bildhauer um das dort zu errichtende Denkmal für Friedrich Wilhelm III ausgeschrieben war, — eine Konkurrenz an der Begas sich beteiligt hatte. Dafür traf ich Arnold Böcklin dort. Er hatte die Berufung an die neue Weimarische Kunstschule angenommen und war — gewohnt, seine Zelte leicht abzubrechen, — mit seiner ganzen Familie nach dem klassischen „Musensitz“ übersiedelt, der nach des Großherzogs Wunsch nun eine neue Bedeutung erhalten und eine neue Glanz-

zeit erleben sollte, als Pflegestätte der bildenden Künste und der Musik. In Böcklins Wohnung sah ich zum ersten Mal, auch seine Frau, jene Römerin, die der große Künstler, von ihrer idealen Schönheit und Lieblichkeit bezwungen, in der Zeit seiner bittersten Armut als Gattin heimgeführt hatte. Den begeisterten Schilderungen, welche mir R. Begas schon vordem in Berlin von ihrer Schönheit und ihrer damit verbundenen natürlichen, naiven Liebenswürdigkeit, gemacht hatte, entsprach die Wirklichkeit in vollem Umfang. Zumal im Profil war der Kopf der Dame von einer so feinen klassischen Vollendung der Linien, wie ich es nie vor und nach ihr an einem weiblichen Antlitz gesehen zu haben meine. Ihre Sprache, ihre Bewegungen, ihr ganzes Bezeigen hatten die eingeborene Grazie und einfache Anmut der Südländerinnen, verquickt mit dem, diesen sonst nur ganz ausnahmsweise gegebenen Zauber, den ein freundliches gütiges Gemüt den Frauen verleiht. Sie bereitete uns gut hausmütterlich eine Mahlzeit echt italienischen Stils mit Risotto und Salaten. Die Art, wie sie im Hause waltete, wie sie sich in jedem Augenblick dem Mann, den schönen kleinen Sprößlingen und dem Gast gegenüber in ihrer schlichten, reizenden Natürlichkeit gab, machte es mir, fast noch mehr als ihre Erscheinung, so wohl begreiflich, wie Böcklin so unwiderstehlich von ihr hatte gefesselt werden können. In seiner Werkstatt standen Farbenskizzen, eben begonnene und halbvollendete Gemälde, in großer Zahl, die mich

durch ihre wunderbare poetische Macht der Erfindung, wie der Farbe im Innersten ergriffen und bewegten. Manchen von ihnen bin ich später in der Schackschen Gallerie, in dem Museum zu Basel und auf verschiedenen Ausstellungen begegnet. Jener erste Eindruck dieses gewaltigen und ureigenartigen künstlerischen Schaffens auf mich, das in jeder Hinsicht so gründlich von allem Gewohnten, von dem aller anderen mir bekannten Künstler abwich, war ein übermächtiger. Bis dahin hatte ich von Böcklin nichts gesehen, als jene im Jahre zuvor von ihm nach Berlin gebrachte Landschaft: „die Villa am Meer". Hier aber in seiner Werkstatt zeigte sich mir doch erst sein Genius in voller Größe und ich kann die Wirkung auf mich nur der vergleichen, die ich ungefähr neunzehn Jahre zuvor in der Singakademie empfing, als ich — zum ersten Mal im Leben! — eine Beethovensche Symphonie, (es war die in C-moll) vom Orchester ausführen hörte . . .

Böcklin schlug mir vor, die kurze Zeit meines eintägigen Aufenthaltes in Weimar, nachdem ich mich in der Stadt und im Park umgesehen hätte, zur andern Hälfte zu einem Spaziergang nach Tiefurt zu benutzen, auf dem er mich begleiten und mein Führer sein wolle. Während dieser Wanderung lernte ich das eigentümliche Wesen des außerordentlichen Mannes und Meisters immer besser kennen und schätzen. Seine ernst und durchdringend blickenden hellblauen Falkenaugen waren unausgesetzt beobachtend auf alle Erscheinungen der Natur gerichtet, die

ihn umgab. Nichts entging ihm auch von den kleinen Einzelheiten des Gesamtbildes. Oft sah ich ihn durch den Anblick einer unscheinbaren Pflanze im Grase gefesselt, sich niederbeugen, sie mit allen den Wurzeln ausgraben, die Eigenart, das Gesetz und den Reiz ihrer Bildungen darlegen, und ganze Pflänzchen, einzelne Blumen und Zweige mitnehmen, um sie seinen Kindern zu bringen. Mit leeren Händen möge er nie zu ihnen heimkommen, — sagte er, — aber mit allem könne man sie erfreuen, an alles eine ihnen nützliche Belehrung knüpfen, durch jedes Naturerzeugnis ihr Interesse und ihre Liebe für die Natur erwecken und nähren. Jeder neue Zug den ich an Böcklin in diesen Tagen beobachten konnte, steigerte und vertiefte nur noch jenen Eindruck seiner großen künstlerischen Persönlichkeit, den ich bei unserm ersten Zusammensein in Berlin von dieser empfangen hatte.

Um einen Schatz von köstlichen neuen Erinnerungen und Erfahrungen bereichert, traf ich nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wieder in Berlin und in meinen Turmgemächern ein, wo ich all mein geliebtes Volk, die Großen und die Kleinen, wohl antraf und von letzteren jubelnd empfangen wurde.

VII.

Während ich dort in Heiligenstadt und in Thüringen verweilt hatte, war ein Teil der Berliner Künstlerschaft zum deutschen Künstlertag nach Köln und Düsseldorf gewallfahrtet und hatte dort am Rhein, — von den Genossen mit schöner Gastlichkeit empfangen, — eine heitere glänzende festliche Zeit verlebt. Ja, die ganze dortige Versammlung war von den belgischen Malern zu einem Besuch Brüssels und Antwerpens eingeladen worden, wo sie ihnen eine Aufnahme bereitet hatten, die jede kühnste Erwartung weit überbot. Belgien galt damals noch als das glückliche, das beneidenswerte Land der Freiheit und des Wohlstandes, in welchem eitel Freude und Überfluß herrsche und wo die Künste und — die Künstler vom Volk und dem Fürsten geehrt, gefeiert und gefördert würden, wie in keinem zweiten Staate der Erde. Daß dem so sei, davon glaubten sich die deutschen Kollegen bei jener Gelegenheit persönlich durch eigenen Augenschein überzeugt zu haben. Von dem Glanz der Feste, vom

Anblick der herrlichen alten Städte mit ihrer Fülle großartiger Monumente der nationalen Geschichte, der alten und neueren nationalen Kunst berauscht, schienen diese Augen alles dort durch rosenfarbige oder goldschimmernde Gläser angeschaut zu haben. Die heimgekehrten Berliner Teilnehmer des rheinischen Künstlertages und dieser belgischen Festwoche gerieten ins Schwärmen, wenn sie von dem, was sie dort gesehen und erlebt hatten, erzählten. Ja sie berichteten sogar mit eifersuchts- und neidlosem Enthusiasmus wahre Wunderdinge von dem in Belgien neu aufgestiegenen Stern der Malerei, der alle anderen bekannten und bewunderten weit überstrahlen solle, von Pauwels. Selten habe ich den Werken eines lebenden Malers durch andre Maler eine so rückhaltlose bewundernde Anerkennung spenden hören, als es damals seitens unsrer Berliner Kunstgenossen inbezug auf jenen jugendlichen belgischen Meister geschah. Wir haben diesen gepriesenen Stern ziemlich rasch manches von seiner ersten Lichtstärke einbüßen und die Meinung von Pauwels' phänomenaler künstlerischer Bedeutung, zumal seit er zum deutschen Akademieprofessor, erst in Weimar dann in Dresden, geworden ist, manche Wandlungen durchmachen gesehen.

In demselben Herbst wurden wir in Berlin durch eine der merkwürdigsten Sonderausstellungen wieder einmal daran erinnert, daß wir einen noch ganz andern Meister den unsern nennen konnten, im Ver-

gleich mit dem doch nur sehr wenige Lebende zu bestehen vermochten. In jenem schon erwähnten langen Saal im Hofgebäude des Hauses Unter den Linden 21, veranstaltete Adolf Menzel die Ausstellung einer größeren Auswahl von Gemälden, Naturstudien, Skizzen und Entwürfen in Öl-, Aquarell-, Gouache- und Pastellfarben, Bleistift-, Kreide- und Federzeichnungen, die er aus der Verborgenheit in seinem Zimmer und in seinen Mappen hier, meines Wissens zum ersten Mal, an die Öffentlichkeit brachte. Es waren geschichtliche Genrebilder aus den Zeiten des großen Friedrich und aus älteren Epochen; dem Leben abgelauschte Darstellungen aus der uns umgebenden Wirklichkeit, aus der Gesellschaft, von der Straße, aus dem Zoologischen Garten, den Konzertsälen, dem Theater; Studienköpfe, Halbfiguren und Einzelgestalten; Phantasiestücke von der originellsten Erfindung; Kostümstudien, Landschaften und Architekturstücke. Auf jedem dieser Gebiete bewies der Künstler die gleiche Meisterschaft und die gleiche Originalität, den scharf und sicher beobachtenden Blick, die Kunst, alles Lebendige in der Ruhe wie in der raschesten Bewegung zu erfassen und ebenso lebendig und überzeugend in der leichten Bleistiftskizze wie in den durchgeführten Oel- und Aquarellgemälden, wieder zu geben. Die Energie der Charakteristik, die Präzision und Sicherheit der Zeichnung, der Ernst und die Gewissenhaftigkeit der Arbeit und des Studiums wie sie sich hier offenbarten, erschienen gleich außer-

ordentlich und imponierend. Bei dem damals im großen sogenannten gebildeten Publikum Berlins noch ziemlich allgemein herrschenden Geschmack konnten jenem die meisten dieser bewundernswürdigen Arbeiten unseres größten, künstlerischen Genius freilich keine besondere Befriedigung gewähren. Galt doch damals für so viele unter den Gebildeten Wilhelm v. Kaulbach noch immer als der große unerreichte Meister und seine hohlsten, phrasenhaftesten Schöpfungen, wie die unerträglichen Kompositionen zu Goethes Dichtungen, prangten, als die edelsten Kunstwerke unserer Epoche angestaunt, an den Zimmerwänden vieler unserer besten Häuser. Ich kann den Eindruck nicht schildern, den ich für meiner Person von dieser Menzelausstellung empfing. Daß ich vor diesen Phantasieschöpfungen und diesen Natur- und Wirklichkeitsbildern und Studien „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle" stand, und daß sich mir angesichts solches echten Künstlerwerks das Bewußtsein der Kleinheit und Beschränktheit des eigenen malerischen Talents und Könnens mit unabweislicher Gewalt aufdrängte, verringerte meine Wonne an der Betrachtung und dem Studium des mir hier Gebotenen nicht im Geringsten. Ich segnete wieder einmal, wie damals bei dem ersten Bekanntwerden mit dem Genie Böcklins, meine Stellung bei der Spenerschen Zeitung, die es mir möglich machte, meiner Begeisterung für die hier vereinigten Offenbarungen des tiefen und reichen Geistes öffentlich Ausdruck zu geben und dem Leserkreise dieses „Organs

für Geheimräte“ darzulegen und einzuschärfen, was Menzel sei und was unser Volk und die deutsche Kunst an ihm besäßen. Menzel selbst empfing gerade in jenen Tagen, Oktober 1861 den ehrenvollen Beweis von der höchsten Stelle im Staate her, wie man auch dort doch bereits seine überragende künstlerische Bedeutung erkennen und schätzen gelernt habe.

König Wilhelm I. begab sich nach der alten Hauptstadt seiner Lande, nach Königsberg, um dort die altherkömmliche Ceremonie seiner Krönung in der Schloßkapelle zu vollziehen, in welcher der erste König von Preußen sich die Krone auf sein mit der ungeheuren Allongeperücke bedecktes Haupt gesetzt hatte. Adolf Menzel empfing den Auftrag, diesen feierlichen Akt, der sich dort im Beisein aller Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, aller hohen und höchsten Würdenträger des Hofes, des Staates, des Heeres, der Geistlichkeit vollziehen sollte, in einem großen Gemälde darzustellen. Begleitet von seinem jüngeren Freunde und Schüler, dem eminenten Zeichner und Kupferstecher Fritz Werner, der sich an Menzels Beispiel unter dessen Augen und in dessen Sinn und Richtung herangebildet hatte, begab er sich nach Königsberg, um dort der Krönung beizuwohnen, den farbigen Eindruck des ganzen, glänzenden, lebendigen Bildes in sich aufzunehmen und die nötigen, zeichnerischen Notizen als Anhaltspunkt für das auszuführende Gemälde vor der Wirklichkeit zu entwerfen.

Diese Krönung gab damals den spottlustigen Berlinern reichlichen Anlaß und Stoff zu ziemlich wohlfeilen Witzeleien. Die während der Jahre der Regentschaft des Prinzen von Preußen und der damals durch ihn inaugurierten neuen Aera für den neuen Herrscher erwachte Begeisterung der liberalen Kreise war bereits in der Zeit nach seiner Thronbesteigung, sehr merklich abgekühlt. Die Armeereorganisation, sein persönlich lange geplantes Projekt, dessen Durchführung er als die erste und notwendigste Bedingung erkannt hatte, wenn der preußische Staat seinen Beruf wirklich erfüllen und die ihm gebührende Stellung in Deutschland und unter den Mächten der Erde erringen sollte, warf bereits ihre Schatten über die allgemeine Stimmung. Gerüchte von wieder mächtig gewordenen reaktionären Tendenzen der Regierung liefen um und erfüllten die liberalen Seelen mit Bangigkeit und Schrecken vor der nächsten Zukunft, mit Aerger und Verdrossenheit, die ihren Ausdruck in tönenden gesinnungstüchtigen Deklamationen mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung und andererseits im beißendem Spott in der Unterhaltung der Salons, in den Spalten der Zeitungen und speziell der humoristisch-satirischen Wochenblätter fanden. Die Seelen unseres fortschrittlich freisinnigen Bürgertums waren so aufrichtig überzeugt von der verblendeten Kurzsichtigkeit der Regierung und des Königs selbst! Sie begannen bereits die unvermeidlichen traurigen Folgen für des Vaterlandes Freiheit, Glück und Ehre vorauszusagen,

zu welchen die von der Regierung des Königs eingeschlagenen neuen Wege führen müßten. In der Krönung zu Königsberg, in dieser „Ausgrabung“ einer längst versunken geglaubten, mittelalterlichen Ceremonie, durch welche das vermeintlich abgethane Gottesgnadentum des Monarchen wieder eine neue Bekräftigung erhalten sollte, sah man nur eine Bestätigung mehr für den schlimmen Verdacht der kraß reaktionären Tendenzen, die man in der Regierung König Wilhelms erkannt zu haben glaubte.

* * *

Ich hatte damals auf Storms herzliche Bitte meine Frau mit ihrem vorletzten vierjährigen Sprößling, ihrem Lieblingssöhnchen, zum Besuch nach Heiligenstadt geschickt, damit auch sie einmal einer solchen Abwechslung wie das Leben in dem gastlichen Freundeshause und jenem Berg- und Waldlande froh werden möge. Mit meinen anderen fünfen hauste ich allein in unseren Turmgemächern hoch über der weiten Gartenwelt, die sich da unten vor uns ausbreitete. Mir war nach meiner Rückkehr durch Alexander Duncker eine mir sehr willkommene künstlerische Aufgabe übertragen worden. Ein viel gelesenes, häufig aufgelegtes Erzeugnis der damals florierenden „Goldschnittlitteratur“ „Die Irrlichter“, das Werk einer anonymen Schriftstellerin, sollte, nach so zahlreichen rasch vergriffenen Miniaturausgaben, nun auch in einer illustrierten Prachtausgabe erscheinen. Ich war auserwählt, die

8*

Zeichnungen dazu zu entwerfen. Damit diese aber nicht wieder, wie die zu Storms „Immensee", durch den Holzschneider verdorben würden, wünschte Duncker zu meiner nicht geringen Freude, daß sie für die Reproduktion durch Photographie ausgeführt werden sollten. Mit den heutigen phototechnischen Vervielfältigungsarten, welche den Pressendruck photographischer Faksimilekopien von Originalzeichnungen ermöglichen, war man damals noch unbekannt. Die einzelnen vom Negativ abgezogenen, nicht gedruckten und oft halb verwischt herausgebrachten, photographischen Kopien auf dünnstem Papier mußten an den betreffenden Stellen den Textblättern aufgeklebt werden. Wohl erschien mir die ganze Erzählung von den „Irrlichtern", welche darin als die Seelen von verloschenen Kerzen (!) dargestellt werden, denen von der Dichterin die sehr merkwürdige Fähigkeit zugeschrieben wird, sich mit einander von allen den Menschen und Vorgängen zu erzählen, die einst von ihnen in ihrem Kerzenflämmchenzustande beleuchtet und beobachtet worden sind, herzlich lächerlich. Aber trotzdem machte mir der Entwurf und die Ausführung dieser Zeichnung in Bleistift und Tusche in bedeutend größerem Maßstabe, als ich ihn bisher für Illustrationen angewendet hatte, großes Vergnügen. Es boten sich manche für die Darstellung besonders geeignete, glückliche Motive. Daß alle von den Irrlichtern geschilderten Szenen des kleinen, traurigen Liebesromanes in der Gegenwart spielten und der Zeichner somit Menschen von heute darzustellen hatte,

machte mir die Aufgabe doppelt willkommen. Die von den Malern sogenannte „Kostümpuschel", das heißt das Wohlgefallen am Zeichnen und Malen von Menschen in den Trachten vergangener Zeiten, — eine damals noch viel verbreitete Künstlerneigung, von der auch ich einst stark behaftet gewesen war, — hatte ich bereits gründlich abgestreift. Mit großem Behagen und frohem Eifer arbeitete ich an den Entwürfen und der sorgfältigen Ausführung dieser Zeichnungen, zu deren Jünglings-, Mädchen- und Kindergestalten ich die Modelle bequem zur Hand hatte. Ich täuschte mich schwerlich, wenn ich die Zeichnungen für das Beste hielt, was mir bis dahin je gelungen war.

Der Kreis meiner Bekanntschaften wurde um dieselbe Zeit durch eine mir besonders lieb und wichtig gewordene vermehrt. Wilhelm Gentz hatte sich in der Zwischenzeit vermählt. Mit einer jungen Witwe, einer Dame, deren blonder, anmutiger Kopf mir schon zuweilen im Theater aufgefallen war. Ich machte dem vermählten Paar meinen Besuch in dem von Gentz angekauften, noch von Schinkel in Ziegelrohbau mit reicher Terracotta-Dekoration aufgeführten, Hause in der Feilnerstraße, zu dessen Mietsbewohnern damals auch die Dohmsche Familie zählte. Ich fand das Paar in dem kleinen Garten hinter dem Hause. Der neue Besitzer selbst war, wie ich schon an einer früheren Stelle erwähnte, wortkarg wie ein echter Orientale. Seine Gattin, die mich durch das eigentümlich Helle und

Lichte ihrer ganzen Erscheinung und durch eine anfangs kühle, bald aber mehr und mehr sich erwärmende Freundlichkeit des Bezeigens anzog, teilte diesen Hang ihres Mannes zur Schweigsamkeit nicht. Sie unterhielt sich gern und bewies dabei im seltenen Maß auch die Gabe des Zuhörens, des vollen Anteilnehmens an dem, was der Andere sprach und erzählte. Meine Seele war noch so voll der Eindrücke, die ich dem mit Böcklin in Weimar verlebten Tage dankte, daß ich dem Gentzschen Paar gleich bei jenem ersten Besuch wohl eine Stunde lang von dem, was ich dort gesehen und genossen hatte, von den Bildern und von den Menschen, erzählte. Aber wie ich nicht im Schildern, so ermüdeten sie nicht im Zuhören. Wenn gute Freunde oder Bekannte sich verheiraten, so übt das in den meisten Fällen eine lockernde Wirkung auf ihre gegenseitigen Beziehungen. Hier aber erfuhr ich das Gegenteil. Mein Verhältnis zu dem verheirateten W. Gentz gewann von dieser Besuchsstunde ab nur an freundschaftlicher Herzlichkeit, die auch während aller folgenden Jahre bis zu des Meisters Tode nicht erkaltet ist.

Ein anderer Besuch, den ich in jenem Spätherbst in eines Künstlers Haus machte, ist mir wohl noch wichtiger und von noch größerer Bedeutung für mein ferneres Leben geworden. Jene Menzelausstellung hatte mich zu sehr gepackt. Immer stärker und dringender wurde mein Verlangen, mich dem Schöpfer der dort vereinigten Werke,

persönlich zu nähern, um auch seines Rats, seiner Belehrung bei meiner eigenen künstlerischen Thätigkeit teilhaftig zu werden. Lag mir doch damals noch der Gedanke himmelfern, daß diese einmal der schriftstellerischen völlig den Platz räumen könnte und würde. Mein erster Besuch bei Menzel im Frühling 1853 war ohne alle weitere Folgen geblieben. Er war von mir nie wiederholt worden und sicher von Menzel selbst längst vergessen. Nun schrieb ich an ihn und bat ihn um die Erlaubnis, mich ihm vorstellen zu dürfen. Nach einiger Zeit empfing ich ein sehr charakterisches Antwortschreiben. Meine Eigenschaft als Kunstkritiker hielte ihn als Künstler wohl einigermaßen von der Zustimmung zu einem solchen Besuch zurück. Aber meine noch nicht aufgegebene Eigenschaft als Zeichner böte ja andererseits die Möglichkeit einer Begegnung ausschließlich auf diesem Terrain. Er sei daher gerne bereit, mich bei sich zu empfangen, wenn ich ihm Proben meiner eigenen künstlerischen Arbeit mitbringen und vorlegen wolle. Meine kunstkritische Thätigkeit könne ja dann und müsse dabei ganz unberührt bleiben. Menzels Hausstand — seine Wohnung lag damals noch immer in der Ritterstraße — hatte sich in der Zwischenzeit wesentlich verändert. Seine Schwester, sein „tapferer Kriegskamerad," wie er sie nannte, hatte sich mit dem Musikdirektor Ernst Krigar, dem Sohn des schlesischen Oberbergrats, einem ausgezeichneten, gründlich geschulten Musiker, Komponisten und Lehrer seiner Kunst, verheiratet,

der zugleich ein ungewöhnlich geistreicher Kopf von glänzendem Humor, scharfem, treffendem Witz und mir als Freund Kalides und Dohms schon seit lange bekannt war. Eine hagere schlanke, sich etwas gebückt haltende Gestalt deren wohlgeformter kleiner Kopf mit dem kurz geschnittenen, braunen Haar, den spöttisch blitzenden Augen, der kräftig gebogenen Nase und dem blonden starken Schnurrbart mehr dem Typus eines Kavallerieoffiziers, als dem eines Musikers entsprach. Den beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche dieser Ehe entsprossen, widmete der unvermählte Onkel eine väterlich zärtliche Liebe. Um diese Kleinen zu erfreuen, legte er für sie jenes Album an, auf dessen Blättern er im Lauf der folgenden Jahre eine reiche Gallerie bewundernswerter Meisterwerke im kleinsten Rahmen, ausführte, jene Gouachebilder aus dem Menschen- und Tierleben, aus der Landschaft, aus Wald und Wiese, aus den Straßen, Gartenhäusern und Höfen in Stadt und Dorf malte, die, sehr viel später von der Nationalgallerie erworben, einen der köstlichsten Schätze dieses Museums der neuen deutschen Kunst bilden.

Mit dieser seiner Familie machte mich Menzel damals freilich noch nicht bekannt. Er empfing mich eines Abends in seinem Privatzimmer bei der Lampe und ließ sich die mitgebrachten Zeichnungen, Bildnisköpfe, Studienblätter nach dem Leben und Illustrationsentwürfe vorlegen. Ich hatte ein ähnliches Gefühl, wie es der schuldbewußte arme

Sünder vor einem alles durchschauenden, unerbittlich gerechten Richter empfinden mag. Er sprach lange kein Wort. Aber ich glaubte seine Meinung über das Geschehene nur zu deutlich zu vernehmen und zu verstehen, in dem jeweiligen kurz ausgestoßenen Schnaufen seiner Nase, welches das Hindeuten mit der Fingerspitze auf eine und die andere Stelle der ihm vorliegenden Zeichnung begleitete. Alle Schwächen und Sünden, deren ich mich darin schuldig gemacht hatte, lagen mir bei jedem diesen Hinweise plötzlich so klar und deutlich vor Augen, daß ich kaum begriff, wie ich sie hatte begehen können. Auch als Menzel später sein Urteil in einigen kurzen gedrängten, treffenden Aussprüchen zusammenfaßte, lag wenig Ermutigendes und Tröstliches für mich darin. Aber wenn ich mich somit auch geistig ziemlich zerschlagen und gänzlich geduckt fühlen mußte, als ich ihn verließ, so hatte ich doch das erreicht, worauf es mir vor allem ankam: die Bahn war gebrochen. Ich hatte die Erlaubnis erhalten, oder war vielmehr aufgefordert worden, wieder zu kommen und meine Arbeiten ihm zur Prüfung vorzulegen. Der von mir über alles verehrte Mann und Meister stand mir nicht mehr als ein Fremder und Unnahbarer gegenüber. Der Umgang mit ihm und dem Menzel-Krigarschen Hause war damit eingeleitet; ein Umgang, dem ich während aller diesem Besuch folgenden Jahre so viel des Besten, was uns der Verkehr mit Menschen bieten kann, danke; reiche Anregung, Freude, Belehrung,

Erhebung und auch das Glück, in dem großen Künstler den Menschen in der ganzen Größe, Schönheit, Vornehmheit und Lauterkeit seines Geistes und Gemütes zu erkennen und sich bewähren zu sehen.

Nie hatte ich in meinem bisherigen Leben einen willkommenern künstlerischen Auftrag empfangen, als den, welchen mir Alexander Duncker im Vorfrühling des Jahres 1862 erteilte, nachdem die Zeichnungen zu den Irrlichtern zu seiner Zufriedenheit vollendet worden waren. Er beabsichtigte eine Folge von photographischen Nachbildungen von Bildern aus dem Leben unserer großen Dichter, Musiker, Künstler herauszugeben, und ich sollte die zu reproduzirenden großen Zeichnungen entwerfen.

Mit Goethe und Schiller sollte der Anfang gemacht werden. Ueber die Gegenstände der ihnen gewidmeten beiden ersten Kompositionen wurden wir bald einig. Ich schlug vor, den jungen Goethe der Wertherzeit im „deutschen Hause" in den Tagen seines innig freundschaftlichen Verkehrs mit Charlotte Buff, ihrem Bräutigam Kestner und der kleinen Schar ihrer Geschwister, und „Schiller bei den Seinen", mit Frau Charlotte und den Kindern in seinem Arbeitszimmer, der ersteren eine eben niedergeschriebene Dichtung vorlesend, zu zeichnen. Diese Vorschläge fanden Dunckers volle Zustimmung und mit Lust und Eifer ging ich ans Entwerfen des ersten Bildes. Ich

war in jener Zeit andauernd so vollgesogen mit Goethe, war so heimisch in seiner Welt, die ganze Wertherperiode zumal war mir so lebendig, alle Szenen derselben standen so leibhaftig und klar vor meinem innern Auge, daß ich in diesem Fall mühelos, wie kaum je zuvor, recht aus dem Vollen schaffen konnte. Für die sechs Geschwister Lottes, welche den Freund der mütterlichen großen Schwester umgeben, bot mir mein eignes kleines Volk, das sich gerade im richtigen Alter befand, die besten Modelle. Ich brauchte sie kaum zu stellen, sondern sie, in die durch die Mutter nach Chodowiecki'schen Stichen hergestellte Rokoko-Kindertrachten gekleidet, nur in ihrem unbefangenen Treiben zu beobachten. Einzelne Trachtstücke aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Frack, Weste und Knie-Hosen, in denen mir unser damaliges männliches En-tout-cas — Modell, Deutsch, posierte, lieh mir Adolf Menzel aus seinem kleinen Vorrat. Ich wußte damals noch nicht, daß mit Bewilligung der General-Intendanz der Königl. Schauspiele aus den so reich und noch mit vielen echten Kleidungsstücken aus dem 17. Jahrhundert gefüllten Theaterkostümkammern im Schauspielhause an Künstler zu ihrem Gebrauch, Trachten und Waffen ꝛc. mit großer Liberalität ausgeliehen wurden, was mir später noch oft vortreffliche Dienste geleistet hat. Auch für eine „Lotte", ihr Kleid und Busentuch war gesorgt. So weit war alles gut. Aber das Zimmer im „deutschen Hause"

mußte notwendig mit einigen form- und charakterechten, wenn auch einfachen, Rokokomöbeln ausgestattet sein. Ein bloßes Nachzeichnen der, auf Chodowieckis, längst schon eifrigst von mir studierten und kopierten, Stichen dargestellten konnte mir nicht genügen. Bis zu dem, so dringend ersehnten Besitz auch nur eines echten Schränkchens, einer bauchigen Kommode, eines Stuhls mit geschweiften Beinen und Lehnen hatte ich es damals noch nicht gebracht. Nur ein einziges, wenig ansehnliches, aber von mir als ein köstlicher Schatz betrachtetes Möbelstück aus jener Zeit nannte ich seit dem Herbst 1861 mein eigen: ein kleines braun angestrichenes tannenholzenes Tischchen mit ausgeschweiften Plattenkanten und sehr graziös geschwungenen feinen Beinen. Ich hatte es in Böcklins Werkstatt stehen gesehen und in meiner Brust war sofort das heiße Verlangen, es zu erwerben, erwacht. Durch einen mir von Böcklin mitgeteilten Umstand war letzteres noch lebhaft gesteigert. Stammte dies kleine, in bezug auf sein Material wertlose, aber in seiner Rokokoform ungemein zierliche, Möbel doch aus dem Nachlaß der Witwe von Goethes Sekretair. Sie sollte es beschworen haben, „des Herrn Geheimbden Rats Excellenz" hätte nicht selten an demselben Tischchen Niederschriften ihres verewigten Eheherrn korrigiert. Böcklin, dem ich meine Freude daran nicht verbarg und der seinerseits von der tiefsten Gleichgültigkeit gegen alle solche Nebensächlichkeiten und Aeußerlichkeiten des Daseins erfüllt und insbesondere

frei von jeder Spur von Sentimentalität für das Rokoko war, zeigt sich sofort bereit, meinen Wunsch nach dem Besitz des Tischchens zu erfüllen. Wenn ich die zwei Thaler daran wenden wollte, die es ihn selbst gekostet habe, so überlasse er es mir mit Freuden. Ihm läge gar nichts daran. Der Handel war sofort geschlossen. Die Ankunft des mir von Böcklin nach Berlin übersendeten Möbels bereitete mir ein ähnliches Glücksgefühl, wie sechs Jahre zuvor die Erwerbung der Goetheschen Werke. Seitdem war der „Goethetisch" das bewunderte, wie eine heilige Reliquie verehrte, Prunkstück meiner Wohnung; ein Besitztum, welches durch seinen Anblick, ja schon durch das Bewußtsein der Thatsache, daß es mein eigen sei, mich immer wieder mit einer Art stolzer Freude erfüllte. — Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Nicht lange nach dieser Erwerbung des ersten Rokokomöbels bot sich mir dadurch, daß der Maler Otto Weber Berlin für immer mit Paris vertauschte und seinen kleinen Hausstand auflöste, die erwünschte Gelegenheit, einige andere in dessen Besitz befindliche Möbel aus derselben Zeit, einen Schreibeschrank, eine Kommode mit geschweifter Vorderseite, einen Armsessel mit rohrgeflochtenem Sitz und Rücklehne, zwei Stühle mit eben so geschweiften Beinen und Rücken, und einen Tisch mit knaufigen Füßen billig zu erwerben. Wie ich diese Möbel in meinen Zimmern untergebracht hatte, und so die Erfüllung meiner Lieblingsträume sah, die mir immer

als schlechthin unmöglich erschienen war, hätte ich, wie Jung Werner in den Aesten der Linde, hinausjubeln mögen, ich sei der glückseligste Mann im römischen Reich geworden. Von wie grundverschiedenen Dingen und Wunscherfüllungen erwarten wir in den verschiedenen Perioden unseres Daseins und unserer Entwicklung, daß sie uns das gewähren, was wir „Glück“ nennen! Ich entsinne mich, daß mir in meinem sechsten und siebenten Lebensjahr das Fangen eines Hirschkäfers oder eines Pfauenauges (des Schmetterlings dieses Namens) als der Inbegriff der höchsten Glückseligkeit dünkte, die mir widerfahren könnte. Von welchem Fang und Besitz wir das in unseren ersten Zwanziger Jahren, ja auch noch in manchen recht viel späteren! — und vielleicht ebenso thörichter Weise und in ebenso komischer Selbsttäuschung, — erhoffen, brauche ich es noch erst zu sagen?! Die Dichter aller Zeiten und Völker haben es laut genug verkündet; jeder neue Mensch bis ans Ende der Tage wird immer wieder das Opfer desselben holden Wahnes werden . . . Dann kommen andere Wünsche, anderes Begehren; nach Ehren, nach Erfolgen und nach Besitztümern der mannigfachsten Gattung, von denen wir uns einbilden, daß die Gewährung und Erfüllung uns wirklich dauernd beglücken würde; nach einer möglichst großen Sammlung solider und hohe Zinsen tragender oder Dividenden spendender Staatspapiere oder Aktien, — ein Verlangen, das ich immer ebenso wenig gespürt habe, wie etwa das nach

seltenen Briefmarken oder Obsidianwaffen und -Werkzeugen aus den Steinzeit; — nach alten und neuen Kunstwerken, Kuriositäten und Raritäten, nach Möbeln eines gewissen Lieblingsstils, Büchern, Bronzen, Porzellan, Stoffen, orientalischen Teppichen u. s. w. Mir selbst lag immer jede eigentliche Sammlerleidenschaft fern. Aber, wie ich schon oben bekannte, der Wunsch nach dem Besitz einiger echter Rokokomöbel war in jener Zeit bei mir fast bis zur Leidenschaft gesteigert. Sieben bis acht Jahre später erwachte in mir noch einmal ein ähnliches Verlangen nach dem Besitz farbenschöner, orientalischer Teppiche. Diesen wie jenen Wunsch ist es mir durch ein Zusammentreffen günstiger Zufälle und Umstände gelungen, in allenfalls genügendem Maß zu befriedigen, und ich habe auch wirklich dadurch, wie gleichfalls schon oben erwähnt, für eine Zeitlang das reinste Glück empfunden. Aber zu unserem Unheil, — oder hieße es richtiger zu unserem Heil? — steckt in fast jedes Menschen Gemüt sehr viel von der Art des Fischerweibes aus dem köstlichen tiefsinnig humoristischen plattdeutschen Märchen vom „Fisker und siene Fru“. Wie diese geben wir uns nie zufrieden, ob uns auch die kühnsten Wünsche erfüllt werden. Wenn wir Kaiser geworden wären, wollten wir sicher auch noch Papst werden, und wenn wir Papst sind, wollen wir werden „as de leiwe Gott“: und zuletzt „sitten wi all webder in'n Pißpott.“

Doch zurück zu meiner Zeichnung. Die Frage machte

mir damals noch einige Sorge, wo ich so ein Schränkchen, wie ich es in der einen Ecke von Lottes Zimmer anbringen wollte, fände, um es nachzuzeichnen. Da hörte ich, — durch wen? ist mir entschwunden, — daß ein Antiquar in der Dorotheenstraße, Levy mit Namen, eine Masse von Rokokomöbeln, Schränke und Schränkchen jeder Art und jedes Grades der Kostbarkeit auf Lager habe. Er würde es sicher gerne gestatten, daß ich dort ganz nach Belieben nach seinen Möbeln zeichne. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und klingelte schon nächsten Tags an der Thür des Hauses Dorotheenstraße 22 oder 21. Das betreffende Haus ist jedenfalls längst schon, und zwar, glaube ich, beim Bau des Centralhotels, niedergerissen. Es stammte ersichtlich noch aus der Mitte oder der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der erste Raum, an den sich nach hinten hin, ein noch weiterer Treppenflur schloß, war ganz gefüllt mit einem Durcheinander von alten Schränken, teils arg ramponirten, teils wohl erhaltenen oder glücklich wieder hergestellten Kunsttischlerarbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, knauffüßigen, schweren Tischen, bauchigen Kommoden, Rokoko-Lehnsesseln mit vergoldeten, mit weiß lackierten, mit braun polierten Holzgestellen, von Standuhren, Renaissancetruhen, geschnitzten Holzschemeln. — Verstaubte alte krause Eisengitter, Bronzekronleuchter, alte Kristallustres lagen und standen umher. Eine Menge von blau und weißen Delfter Potpourri-Vasen, Altberliner und Altmeißener

Porzellan-Gefäßen und -Geschirren, -Statuetten und -Gruppen, von alten Gläsern, Zinn- und Silberhumpen und -Schalen, Armleuchtern, Wandblakern, Kaminuhren war willkürlich und wie es der Zufall gab auf jenen Tischen, Kommoden, Schränken, an den Wänden und am Boden vertheilt. Der Herr dieser Schätze, der, als ich eintrat, im staubigen Arbeitsrock am Reparieren und Zusammenstellen alter Kronleuchterteile beschäftigt war, paßte in seiner ganzen Erscheinung vortrefflich in diese wunderliche Umgebung hinein. Eine kleine Gestalt mit einer höher als die andre geschobenen Schulter, mit faltigem gleichsam verstaubtem und verwittertem Gesicht, in dessen Mienen und dessen tiefdunkeln Augen ein eigentümlich trauriger oder wehmütiger Ausdruck lag, wenn sie zuweilen auch scharf, klug und durchdringend blicken konnten; das Haupt mit glattem schwarzem an den Schläfen ergrauenden Haar bedeckt. Das ganze seltsame Interieur mit seinem Wust von interessantem Gerümpel in dem warmen Helldunkel des Raumes und dieser darin hantierende Antiquar erschien mir wie ein verwirklichtes Phantasiegebilde E. Th. A. Hoffmanns.

Gerne war er bereit, meine ihm vorgetragene Bitte zu gewähren, und mir zu gestatten, daß ich von seinen alten Möbeln zeichne, was mir beliebte. Als er mein ernstes leidenschaftliches Interesse an diesen Dingen erkannte, wurde er immer offener und mitteilsamer gegen

mich. Durch lange Beschäftigung mit den Werken des älteren Kunsthandwerks, und reiche Erfahrungen im Antiquitätenhandel war er auf dem Gebiet des Bric-à-Brac gründlich heimisch geworden. So eröffnete er mir während der in seinem Magazin verbrachten Stunden manche wichtige schätzbare Einblicke in Dinge, die mir bis dahin wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch gewesen waren. Einmal sagte er, als ich einen alten Schrank zeichnete, — den Zweck, zu dem ich es that, hatte ich ihm gleich anfangs mitgeteilt, — diese Möbel hier im Magazin seien doch nicht eigentlich das, was ich brauche. Er könne mir noch ein Schränkchen in seinem Hause zeigen, das weit besser als jedes der hier im Flur stehenden, in Lottes Zimmer passe. Es befände sich im Stübchen seiner Tochter und diese würde nichts dawider haben, wenn ich es dort abzeichnen wollte. — Dies Stübchen lag im Erdgeschoß, links vom Eingangsflur. Seine Thür öffnete sich nach dem als Magazin benutzten rückseitigen großen Treppenflur. Herr L. ersuchte mich, ihm zu folgen. Er klopfte an. Eine zarte Mädchenstimme von lieblichem weichem Klange rief „herein". Als mein Führer die Thür öffnete, bot sich mir ein Anblick, der so überraschend war, daß ich während der nächsten Augenblicke wie gebannt dadurch auf der Schwelle stehen blieb. Das ziemlich lange, nicht eben breite, Zimmer war durch nur ein hohes Fenster dieser Thür gegenüber, das nach der Dorotheenstraße hinausging und von duftigen

weißen Gardinen eingefaßt und nach oben hin verschleiert wurde, erhellt. Die seitlich einfallende Nachmittagsonne erfüllte den traulichen Raum wie mit goldigem Duft und glänzte auf den blankpolierten Holzflächen der an den Wänden stehenden zierlichen Rokokomöbeln, ihren Messingbeschlägen, Schlössern und Griffen. Sie säumte mit hellen Kanten den Kopf und die ganz licht gekleidete feine Gestalt eines jungen Mädchens, das in der tiefen Fensternische in einem, auf erhöhtem Tritt stehenden Sessel des gleichen Stils an einem Nähtischchen dicht an dem, mit blühenden Topfpflanzen, Nelken, Rosen, Reseda und Geranien besetzten, Fensterbrett, mit einer Handarbeit beschäftigt, vor einer hinter ihr aufgestellten mit Epheu umrankten Gitterwand saß. Da das Fräulein bei unserm Eintreten das Gesicht der Thür zugewendet hatte, so sah ich zunächst nur seine dunkle Silhouette die sich gegen die hellen Gardinen absetzte. Aber schon diese allein erkennbare allgemeine Form des Köpfchens, wie der Schultern, vom Sonnenschein leicht gestreift und mit einer Art lichter Aureole umschimmert, und des zierlichen Figürchens in seiner etwas müden Haltung hatte einen so eigentümlich lieblichen und zugleich rührenden Reiz, daß ich mich ganz wundersam bewegt fühlte. Die Erscheinung in dieser Umgebung ergab ein poetisches und echt malerisches, stimmungsvolles, lebendiges Bild, wie es des sinnigsten Künstlers Phantasie nicht anmutiger zu erfinden vermocht hätte. In der nächsten Sekunde schon war die

9*

junge Dame von ihrem Tritt herabgestiegen und wir standen ihr gegenüber. Ich sah ein feingeschnittnes Mädchenantlitz mit fast durchsichtig zarter Hautfarbe, dessen Wangen nur für einen Augenblick ein Hauch von Röte überflog. Tiefschwarzes, volles, bläulich glänzendes Haar deckte den Scheitel und faßte die weiße schöne Stirn ein, unter deren rein gezeichneten dunkeln Brauenbogen hervor die schwarzbraunen Augen mit dem Ausdruck sanfter stiller Freundlichkeit und von einem leisen, halb schwermütigen Lächeln umspielt, fragend auf den unerwarteten Besucher blickten. Meine Bitte, ihr Schränkchen zeichnen zu dürfen, das da in der Ecke stand und in seiner ganzen Form, mit seiner ausgebauchten spiegelglänzenden mit eingelegter Holzarbeit geschmückten Facade, seinem geschweiften Giebel und seinem Kommoden-Untersatz, meinem Wunsch und Bedürfnis genau entsprach, war sie gleich bereit zu erfüllen. Das würde sie nicht im geringsten stören, sagte sie; im Gegenteil, sie freue sich darauf, mir dabei zuzusehen. Ich möge, wenn es mir so passe, gleich mit dem Zeichnen beginnen. Das that ich denn auch, und während der Arbeit geriet ich bald mit ihr in ein höchst anregendes und fesselndes Gespräch. Die tief liebenswürdige zarte sinnige Mädchennatur, über deren jugendliche Heiterkeit ein sie dämpfender Schleier gebreitet schien, bekundete sich wie in ihrem Aussehen, auch in allem, was sie sagte. Ich erfuhr, daß sie die Mutter frühe schon verloren habe. Und sie wisse, auch

ihr selbst sei kein langes Leben beschieden, sie täusche sich nicht darüber; sie habe ein Herzleiden. Aber sie hätte sich darein gefunden. Der Vater, der Bruder, alle Freunde und Freundinnen seien so lieb und gut zu ihr, trügen sie auf Händen, suchten ihr jeden Wunsch zu erfüllen. So habe sie sich in ihr Geschick finden gelernt. Wenn ihr Leben auch nur kurz sein würde, so wäre es doch recht glücklich gewesen. Nicht vielen würde es so gut. Im Sommer mache sie mit Vater und Bruder auch kleine Reisen und wohne mit ihnen an irgend einem schönen Ort, in einem Thal oder in der Ebene, da ihr das Steigen so schwer würde. Im Winter liefe sie gar zu gerne Schlittschuh und mäßiges Eislaufen sei ihr auch ärztlich empfohlen. Aber auf die freien Tiergartenbahnen, wo immer Gefahr sei, sich zu erkälten, ließe der Vater sie nicht gerne hinaus. Dafür lasse er dann immer den großen Hof hinter diesem Hause, wo noch so schöne alte Bäume ständen, — Ueberbleibsel eines ehemaligen weiten herrschaftlichen Gartens, der sich früher wohl bis an die Spree erstreckt habe — mit Leitungswasser überschwemmen. Das friere dann leicht zu Eis und gebe eine gute Bahn, auf der sie nach Herzenslust, vor Wind und Zug durch die angrenzenden Hausmauern geschützt, Schlittschuh laufen könne. Und das sei denn doch die beste Freude . . .

Während sie mit ihrer sanften Stimme so weiter plauderte, trat ein junger Mann ins Zimmer, der das

Fräulein mit dem Zuruf: „Guten Tag, Schwesterchen, wie gehts Dir?“ begrüßte. Ich blicke von meiner Zeichnung zu ihm auf, der sich eben zu mir wendet und mir eine leichte Verbeugung macht, und erwidre seinen Gruß. Aber das Gesicht hast du doch schon irgend wo gesehen! — geht es mir durch den Sinn. Auch er scheint in Bezug auf das meine das gleiche zu empfinden; und in demselben Augenblick haben wir einander erkannt. Die Bilder jenes Augusttags auf der Höhe über Ruhla stehen wieder in voller Klarheit vor meiner Erinnerung. Der junge Mann war derselbe, der damals der reizenden jungen Erfurterin die Nachricht brachte, daß ihre Freundin, seine Schwester, nicht hinauf kommen könnte, weil ihr das Herz wieder zu schaffen machte. Und hier neben mir saß nun sie, die ich damals und dort so liebevoll schildern gehört hatte . . .

Die Entdeckung machte ihr viel Vergnügen. Die Begegnung mit mir und wie ich die Schöne gezeichnet hatte, war ihr durch diese und den Bruder in jenen Tagen treulich erzählt worden. Nun war das kleine Fräulein froh, in mir einen zu finden, zu dem sie mit der Gewißheit, einen willigen Zuhörer zu haben, von den Vorzügen, von der Schönheit, dem feinen muntern Geist, dem glücklichen Naturell, dem Leben und Treiben der Freundin, nach Herzenslust sprechen konnte.

Ich habe das Haus des Antiquars dann noch einige Male besucht, um mir verschiedene Stücke zu zeichnen und

mit dem Töchterchen eine Stunde zu verplaudern. Einige Monate danach begegnete ich dem Bruder abends im Verein Berliner Künstler. Sein ernstes, tief trauriges Aussehen fiel mir auf. Ich fragte ihn, wie es der Schwester ginge? — „Wir haben sie vorige Woche begraben," war seine Antwort. — Wie sie es voraus gesagt hatte, war es gekommen. Diese zarte, duftige, junge Menschenblüte war dahingewelkt, als sie sich in ihrer keuschen holden Anmut nur eben erst dem Licht erschlossen hatte.

VIII.

Manche große, denkwürdige, geschichtliche und politische Ereignisse und manche ungewöhnliche lokale öffentliche Vorgänge, welche die Berliner „Volksseele“ und die Berliner Gesellschaft aufs lebhafteste beschäftigten, fielen in jene Monate der ersten Hälfte des Jahres 1862. Auch mir persönlich raubten sie oft genug die rechte Ruhe der Arbeit und hinderten die volle Konzentration meines zerstreuten Geistes auf das, was mir vor allem zu thun oblag. Seit einem Jahre wütete in Nordamerika der Riesenkampf zwischen den Nord- und Südstaaten; wogte das gewaltige Ringen zwischen den feindlichen Brüdern unentschieden hin und her. Des Admiral Ferraguts heroische That, die Forcirung der Mississippi-Mündungen und die trotz der Kreuzfeuers der Uferforts durch ihn erzwungene Einfahrt in den Hafen von New-Orleans im April, belebte zwar die Hoffnungen für den endlichen Sieg der Union in allen liberalen deutschen Herzen aufs Neue.

Aber die Conföderierten, die Vorkämpfer der Sklaverei, hatten bereits zu häufige und glänzende Beweise ihrer Zähigkeit, ihrer Energie und des überlegenen Feldherrngenies ihrer Führer gegeben, als daß solche einzelne, ob auch noch so ruhmvolle, lokale Erfolge der Unionisten schon irgend eine Bürgschaft dafür hätte bieten können, daß „das Reich ihnen doch bleiben müsse."

Diese innere Zerrüttung und die anscheinend unvermeidliche Auflösung der einheitlich geschlossenen Macht der großen nordamerikanischen Republik hatte dem Kaiser der Franzosen, Napoleon III., zweifellos erst den Gedanken des traurigen blutigen mexikanischen Abenteuers und den Mut eingegeben, auch als England und Spanien, die anfangs mit dem Kaiserreich Verbündeten, nach dem Abschluß der Konvention von Soledad im Februar jenes Jahres von der Fortsetzung der kriegerischen Aktion zurückgetreten waren, das einmal begonnene Unternehmen, die Eroberung Mexikos, allein mit französischen Waffen weiter zu führen.

Die Nachrichten von der Strafe, welche anfangs der Frevel dieses räuberischen Einbruchs in das mexikanische Gebiet; diese durch nichts gerechtfertigte, jedem Völkerrecht Hohn sprechende, brutale Gewaltthat, rächte und dem Vordringen der Franzosen für lange Zeit einen Damm entgegensetzte, — von ihrer Niederlage vor Puebla im Mai, — bereiteten uns allen eine so innige Genugthuung, als wäre dem Vaterlande selbst irgend ein großes Heil widerfahren.

Hier in der eignen Heimat aber sah es wenig tröstlich und beruhigend aus. Der Konflikt zwischen der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses und dem Ministerium, dem es die Kosten der Militärreorganisation hartnäckig verweigerte, hatte sich immer schärfer zugespitzt. Das Ministerium der „Neuen Aera" wurde im März „gestürzt" d. h. es legte sein Amt in Folge der Annahme des Hagenschen Antrags durch die Kammer, nieder Das Abgeordnetenhaus wurde heimgeschickt; die Bildung eines neuen Ministeriums dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen übertragen. Jeder aber fühlte, daß dies neue Kabinet nur ein provisorisches sei, daß ernste Dinge sich vorbereiteten, daß die Regierung entschlossen wäre, den Kampf mit aller Energie und allen Mitteln fortzusetzen und daß sie den rechten Mann zu finden wissen würde, der ihre Sache um jeden Preis zum Siege zu führen verstände.

Während jener Zeit, als die Redeschlachten im Abgeordnetenhause am lautesten und heftigsten tobten und während der folgenden Wochen, in denen die durch jene Schritte der Regierung erzeugte Erregung der Geister noch fortdauerte, war uns in Berlin zum Glück mannigfache Gelegenheit geboten, uns von dem in den Tagesstunden brausenden Lärm des politischen Streites in den Abendstunden im Genuß der vollkommensten Leistungen schöner Kunst zu erholen und zu erquicken.

Desirée Artôt war zu einem Gastspiel im Königlichen Opernhause gewonnen. Teils in deutscher Sprache, welche

sie, — Dank dem außerordentlichen Sprachtalent, das ihr, wie ihrer Meisterin Pauline Viardot, gegeben war, — ebenso wie das Englische und Spanische erlernt hatte, bald in italienischer singend, mit echt französischem Esprit, Temperament und Grazie spielend, verkörperte sie aufs Anmutigste die heitern Heldinnen französischer und italienischer Spielopern, wie „der schwarze Domino", „die Gesandtin", „die Krondiamanten", „die Tochter des Regiments", „der Barbier von Sevilla"; aber mit seelenvoller Innigkeit auch so edle rührende, poetische Gestalten wie die Gräfin in „Figaro's Hochzeit". Doch fast mehr als durch ihr Auftreten auf der Bühne empfing ich durch den fortgesetzten, herzlichen, persönlichen Umgang mit ihr, die mir jede in ihrer Gesellschaft verlebte Stunde zum Fest machte. — Auch die, mit prächtiger Stimme, echt dramatischem Genie und Temperament und zu alledem noch mit bestrickendem Reiz der Erscheinung den lichtblauen, grauen, schwarz umwimperten großen Augen, der kleinen zierlich und üppig zugleich geformten Gestalt begabte deutsche Sängerin unsrer Oper, Pauline Lucca, die seit ihrem vorjährigen Gastspiel dauernd für diese verpflichtet worden war, ließ die Berliner Gesang- und Opernfreunde bei jedem Auftreten empfinden, welchen köstlichen Schatz wir in ihr gewonnen hatten. Und wir priesen sie und Herrn von Hülsen von Herzen, dem wir diese Eroberung dankten. — Im Schauspielhause begann, ich glaube im Mai, die große Ristori mit einer italienischen Gesellschaft

ein neues Gastspiel und gab uns das höchste und herrlichste zu schauen, was uns im rezitierenden Drama, — trotz unsrer Verehrung und Bewunderung unsrer Maria Seebach mußten wir es uns gestehen, — je auf der Bühne gezeigt worden war. Gestalten wie ihre Maria Stuart, ihre Medea, ihre Myrrha, nicht minder auch die frische, warmblütige Heldin der lustigen Komödie, „I gelosi fortunati“, in der sie es glänzend bewies, daß ihr, wie allen größten Darstellern und Dichtern, die Kraft des herzerquickenden Humors in eben so reichem Maß gegeben war, wie jene erschütternde tragische Macht und Größe und die höchste Kunst der Charakterverkörperung, die sie im ernsten Drama entfaltete, — sie stehen unauslöschlich in frischer Lebendigkeit meiner innern Vorstellung eingeprägt. Ich sehe das edle Antlitz von dem rötlichbraunen Haar umrahmt, die klassisch geformte aber keineswegs statuarische, sondern weich und schmiegsam bewegte, Gestalt in greifbarer Deutlichkeit noch immer vor mir. Ich meine die wunderbare Musik ihrer Stimme, die Accente der heißen Leidenschaft, des lodernden Zorns, des tötlichen Hasses, des Stolzes, der Verachtung und jene, das Ohr so süß und hold umschmeichelnden, der zärtlichen Hingebung, der Liebeswonne, das Jauchzen der beglückten Seele, das Schluchzen, das Weinen, den Schrei der Verzweiflung, das fröhliche Lachen des gesunden Herzens, wie das alles von ihren Lippen erklang, noch heute sinnlich zu vernehmen . . .

Ein Gastbesuch von sehr andrer Art bereitete der

ganzen Berliner Bevölkerung in demselben Mai ein unbändiges Vergnügen, das um so größer war, als es sie nicht einen Pfennig kostete. Es war der der japanischen Gesandtschaft „Seiner Majestät des Taikun", wie es damals in jener Zeit vor dem Ausbruch der gewaltigen Umwälzung im „Lande der Sonne", vor dem Sturz der angemaßten Gewalt der Schogune und der Rückeroberung der Herrschaft durch den Mikado, im offiziellen Stil hieß. Damals hatte noch kein Hauch von nivellierender Europäischer Kultur das merkwürdige Inselreich berührt. Mit gerechtem Stolz hüteten die Japaner ihre nationalen Eigentümlichkeiten vor jedem, diese bedrohenden, fremden Einfluß. Die Gesandten, welche Graf Eulenburg von Holland abgeholt hatte, erschienen noch in der gänzlich unverfälschten altjapanischen Tracht und Haarfrisur. Durch die breiten seidnen Schärpen ihrer kunst- und prachtvoll gestickten mehrfarbigen Seiden- und Atlasgewänder gesteckt, schmückten sie noch die zwei leicht gekrümmten Schwerter mit den langen bügellosen Griffen, den köstlich gearbeiteten Stichblättern und lackierten Scheiden, das von jedem Edeln ihres Landes getragene Zeichen seiner Vornehmheit. So gekleidet und bewaffnet, fuhren die Herren, den ihnen beigegebenen Führern vom Militär- und Zivildienst gegenüber sitzend, in offenen Wagen durch die Stadt zu den Audienzen bei König Wilhelm, zu den Festen am Hof, zu allen wichtigsten Sehenswürdigkeiten und öffentlichen Instituten der Stadt, immer angestaunt und mit, freilich oft ironisch

gemeinten, Jubel von der sich vor ihrem Hotel ansammelnden oder ihnen begegnenden Menge begrüßt. Zur Wohnung waren den Gesandten und ihrem vielköpfigen Gefolge zahlreiche Räume im alten „Hotel de Brandebourg“ angewiesen, dem 1886 abgebrochenen durch den prächtigen Neubau von Kayser und von Großheim ersetzten Eckhause der Mohren- und Charlottenstraße. Vor diesem Hause auf dem Gensdarmenmarkt standen und flanierten während der ganzen Dauer des Berliner Aufenthalts der Gesandtschaft an jedem Tage dichte Gruppen von Neugierigen und Schaulustigen, um, sei es e'ner Ausfahrt und Wiederkehr der Japaner zuzusehen, sei es, nach den Fenstern hinaufzublicken, wo sich von Zeit zu Zeit Männer des Gefolges oder der japanischen Dienerschaft zeigten, die sich sichtlich daran ergötzten, mit den unten versammelten Berlinern lange Unterhaltungen in der Zeichensprache zu führen. Ja zuweilen auch wurden die auf der Straße geduldig Ausharrenden noch ganz besonders dafür belohnt. Einzelne jener japanischen Männer besaßen und bewiesen eine große Kunstfertigkeit im Ausschneiden kleiner Figürchen und Bildchen aus Papier und im Zeichnen von solchen mit dem Tuschpinsel. Mit solchen kleinen, oft überraschend hübschen und charakteristischen Kunsterzeugnissen waren die Herren sehr verschwenderisch. Zuweilen flatterte ein wahrer Schneefall solcher bezeichneten und ausgeschnittenen Papierblättchen aus ihren Fenstern und ihren Händen auf die Straße herab und die Urheber

hatten ihr Gaudium daran, zu sehen, wie sich die Menge um diese Pinsel- und Schere-Erzeugnisse balgte und riß. — Wie zu erwarten, wurden die Japaner des Gefolges und der Dienerschaft bald von praktisch klugen Besitzern und Leitern öffentlicher Vergnügungsinstitute, Konzert-, Ball- und Bierhäuser als „great attractions“ erkannt und ausgenutzt. Beiden Teilen, den Gästen wie dem Publikum, machte ihr Erscheinen in diesen Lokalitäten Vergnügen; und die Unternehmer hatten ihren Vorteil davon. Nicht zum wenigsten auch hatten ihn so manche Besucherinnen derselben Lokale, junge und reifere Damen, die — nicht besser waren als ihr Ruf.

Die von mir mit allem Fleiß und mit Freude an der Aufgabe durchgeführte Zeichnung „Goethe im Deutschen Hause“ wurde nach ihrer Vollendung photographisch in kleinerem Maßstab vervielfältigt und veröffentlicht. Den Besteller und Verleger mußte sie wohl befriedigt haben. Gab er mir doch den Auftrag, nun auch gleich jenes, von mir vorgeschlagen gewesene Pendant „Schiller bei den Seinen“ zu zeichnen. Wenn auch meine Liebe für Schiller damals der mich für Goethe beseelenden an Wärme nicht gleich kam, so war doch auch dieser Gegenstand so interessant, und waren die beiden Gestalten des Dichters und seiner Gattin, so verehrungs- und darstellungswert, daß mich die Aufgabe und die Arbeit an ihrer Lösung nicht

minder erfreute als jene eben vollendete. Ich weiß nicht mehr, wo ich die Notiz eines Zeugen des häuslichen Lebens Schillers gefunden hatte: Frau Charlotte sei gewöhnlich gegen Abend in das, im Giebel des Weimarischen Schillerhauses gelegene, Arbeitszimmer des Gatten hinaufgekommen und er habe ihr dann vorgelesen, was er geschrieben gehabt hätte. Dann, so hieß es in jener Mitteilung, mußten auch immer die Kinder, die zwei Knaben und das eine kleine Mädchen mit dabei sein, und sie hörten still und andächtig mit zu, wenn der Vater las. Diese Situation war es, die ich mir zur Darstellung wählte. Schiller, in einen langen, bequemen Hausrock gekleidet, vor seinem Schreibepult im Armstuhl, aus den beschriebenen Blättern in seiner Linken vorlesend, das Antlitz wie verklärt in weltentrückter Begeisterung; zur Seite des Dichters stehend, den Arm auf die hohe Rücklehne seines Sessels gestützt und mit inniger Anteilnahme zuhörend, Charlotte, an welche sich das kleinste Mädchen schmiegt. Weiter rechts auf dem steifen Kanapee neben einander die beiden Knaben; das Ganze vom Giebelfenster her beleuchtet. Die Trachten hatte ich aus der Kostümkammer des königlichen Schauspielhauses geliehen erhalten; für Schillers Gestalt ein gutes lang und hager gewachsenes Modell gefunden, für Frau Charlotte und die Kinder brauchte ich nicht weit nach Modellen zu suchen. Die fertige Zeichnung, welche in gleicher Größe und Art wie jene Goethekomposition durch Photo-

graphie vervielfältigt, veröffentlicht wurde, fand im allgemeinen eine nicht minder freundliche Aufnahme bei den Freunden, wie im Publikum. Aber zu meiner sehr angenehmen Ueberraschung eine wahrhaft enthusiastische, seitens eines Mannes, von dem ich es unter allen am wenigsten erwartet hätte, daß ich je durch eine Arbeit von mir auf ihn eine tiefere, stärkere Wirkung hervorbringen könnte: — bei Lassalle Sein Wohlgefallen an der Komposition, besonders an meiner Darstellung Schillers, an dessen Gesichtsausdruck und Haltung, ging so weit, daß er sich bewogen fühlte, seiner Bewunderung dafür, die er mir mündlich aufs beredteste ausgesprochen hatte, außerdem sogar noch in einem langen Schreiben an mich bleibenden, mir natürlich doppelt wertvollen, Ausdruck zu geben.

Das Goethebild wünschte Alexander Duncker noch in andrer Form, als in der einer verhältnismäßig kleinen Photographie vervielfältigt und in den Kunsthandel gebracht zu sehen. Er bestellte mir die Ausführung einer Lithographie in der Größe des Originals und erfüllte mir damit zugleich einen dringenden Herzenswunsch. So konnte ich meine Zeichnung doch auf dem Stein von allen den zahlreichen Schnitzern, falschen und ungenügenden schwachen Stellen mit bestem Fleiß gewissenhaft befreien, auf die mich besonders Adolf Menzel streng tadelnd hingewiesen gehabt hatte, als ich ihm die Photographie vorlegte. Es hatte weh gethan, aber that dem Bilde sehr

wohl, das durch diese Verbesserungen in der Lithographie im Vergleich zu der Originalzeichnung sehr gewann. Sie war die erste Arbeit von solchem Umfang, die ich mit der Fettkreide und dem Schabemesser auf Stein ausführte. Dem auf technische Meisterschaft und feinstes künstlerisches Gefühl gestützten praktischen Rat und der Anleitung meines lieben jüngeren Freundes Ernst Milster dankte ich sehr viel dabei und er hatte wesentlichen Anteil an dem befriedigenden Gelingen.

Während ich noch an der Zeichnung aus Schillers Leben beschäftigt war, führte Riesstahl eines Tages einen anscheinend dreiunddreißigjährigen Herrn von kleinem aber ungemein kraftvollem untersetztem Wuchs, über dessen breiten Schultern auf festem Halse ein kühn geschnittener Kopf mit kurzem dunkelbraunem Haar und Vollbart saß, zu mir. Er stellte ihn als unsern berühmten Kollegen, Professor Ludwig Knaus vor, der nach Berlin dauernd zu übersiedeln gedächte. Ich war freudig überrascht, einen solchen Mann und Meister, der, von aller Welt bewundert, zu den im Vaterlande wie im Ausland und selbst in Paris, gefeiertsten unter allen lebenden Künstlern zählte, in meiner mehr als bescheidenen Hütte einkehren zu sehen. Sein einfaches, gänzlich prätentionsloses Auftreten und Wesen, seine kurze, schlichte, sachgemäße, aber warme und lebhafte Art zu sprechen, sein sichres bestimmt gefaßtes Urteil über künstlerische Dinge, die Entschiedenheit und Rückhaltlosigkeit, womit er Billigung und Verwerfung,

Neigung und Widerwillen inbezug auf Persönlichkeiten, Kunstwerke und Richtungen ausdrückte, imponierten mir ungemein. Der Grundzug von solider bürgerlicher und moralischer Tüchtigkeit und fester Ehrenhaftigkeit, prägte sich viel schärfer in seiner Erscheinung und in seinem Wesen aus, als seine eminente Künstlerschaft, der Reichtum der schöpferischen Phantasie, das Genialische, der kecke Humor, der feine Schönheits- und Zartsinn, oder gar das Dämonische in ihm, wovon seine Gemälde desto deutlicheres Zeugnis gaben.

Die Berliner Gesellschaft wurde in die rechte Begeisterung für den neuen Mitbürger freilich erst einige Monate später versetzt. Im Oktober sah man in dem permanenten Kunstsalon des Hofkunsthändlers Louis Sachse in der Jägerstraße das berühmte Bild des Meisters „die Taufe" ausgestellt, das 1859 ganz Paris in Aufregung versetzt und dem deutschen Künstler, nach allen dort bereits empfangenen glänzenden Auszeichnungen, auch noch das Kreuz der Ehrenlegion erworben hatte. Seit der Ausstellung der, in Paris von Kommerzienrat Ravené aus Berlin erworbenen, Knausschen Bilder im Kunstvereinslokal (1857) hatte man hier kein Werk des Meisters, von dessen Schöpfungen und Pariser Erfolgen die Zeitungen Wunderdinge berichteten, mehr zu Gesicht bekommen. Nun war jenes vielgepriesene Hauptwerk hierher gelangt und die kunstfreundlichen gebildeten Kreise Berlins hatten einmal wieder einen Gegenstand, für den sie sich nach Herzens-

10*

luft enthusiasmieren konnten. Ich sehe in der Erinnerung noch immer das Bild auf seinem Platz an der Wand des Sachseschen Salons der breiten Treppe gegenüber, auf der man aus dem vorderen Raum der Kunsthandlung zu jenem hinaufstieg. In der tiefen und milden Glut seiner harmonischen Farbe leuchtete es weithin und erzeugte ein eigentümliches sinnlich-poetisches Wohlgefühl schon ehe man die einzelnen Gestalten und Köpfe unterscheiden, sich an dem wundervollen Leben in denen des Pfarrers, des Täuflings, der jungen Mutter, der alten Großeltern, des Schwesterchens, das sich auf den Zehen hebt und mit so erstaunten Augen dem Neugeborenen in das rötliche Gesichtchen schaut, des blonden kraushaarigen kleinen Buben, der in das große Stück Geburtstagskuchen hineinbeißt, — und an der unvergleichlichen Kunst der Malerei des Bildes erbauen konnte. Daß die junge Mutter mit den zarten schlanken weißen Händen, dem feinem Wuchs und dem etwas sentimental zärtlich blickenden blassen Antlitz keine echte Bäuerin sei und dem ganzem Bilde die derbere kraftvoll realistische Wahrheit mangle, verhehlten wir uns nicht. Aber dadurch ließen wir uns die Freude an seiner reichen Schönheit und seiner Meisterschaft nicht verleiden und trüben. Bekanntlich fand er hier seinen Käufer. Kommerzienrat Leonor Reichenheim erwarb es für eine sehr hohe Summe und es blieb neben dem älteren Bilde von Knaus, — der flüchtende Dieb auf dem Jahrmarkt, — die Hauptzierde dieser Galerie erlesener moderner

Meisterwerke bis zur Auflösung der Sammlung durch den Erben dieser Schätze.

L. Knaus hatte hier eine Werkstatt in dem königlichen Ateliergebäude neben der Raczinskyschen Galerie an der Ostseite des Königsplatzes gemietet und dort bereits zwei neue gestaltenreiche Gemälde begonnen, in denen sich sein Talent und künstlerisches Können wieder in ganzer Größe offenbarten: der Taschenspieler in der Dorfscheune und der Auszug aus den Thoren einer kleinen rheinischen Stadt zu einem ländlichen Fest. — Die Berliner Gesellschaft riß sich um den neuen „Stern", der gerade für diese Gesellschaft nur sehr geringe Sympathien besaß und an den Tag legte und seinen Umgang am liebsten auf den mit einigen wenigen nahe befreundeten Familien hervorragender Künstler und aufrichtiger, ernsthafter und verständnisvoller Kunstfreunde beschränkte. Eine dieser Familien, mit denen er und seine Gattin, — eine Dame von hoher Anmut der Erscheinung, besonders des Ausdrucks der schönen Augen, — verkehrte, war die von Wilhelm Gentz in der Feilnerstraße. Dieser hatte nach seiner Verheiratung begonnen „ein Haus zu machen", wenn auch gerade das seinen eigensten persönlichen Neigungen schnurstracks widerstrebte. Er schien es als eine unerläßliche Pflicht anzusehen, die er innerlich seufzend erfüllte, während seine junge Frau ihr ersichtlich mit eben so aufrichtigem Vergnügen daran, als Anmut und Grazie genügte. Die großen hohen Räume ihrer Wohnung in

dem oben kurz geschilderten Hause in jener engen Verbindungsgasse zwischen der Linden- und Alten Jakobstraße waren von Gentz mit einem, damals in Berlin noch sehr ungewohntem, künstlerischen Luxus eingerichtet und ausgestattet. Schwere Smyrnateppiche deckten den Boden. Reich und kunstvoll geschnitzte, wuchtige alte Renaissance-Möbel aus dunkel gebeiztem Holz waren in dem einen Saal, prächtige Barock- und Rokoko-Tische und Lehnstühle mit weißlackiertem goldgehöhtem Holzwerk und blauen Sammtpolstern, modern elegante, damastbezogene Sessel und mit reichfarbigen Orientteppichen überbreitete Divans in anderen Räumen verteilt. Vorhänge aus orientalischen Wollen- und Seidenstoffen, die wir hier in Berlin zum erstenmal zur Verwendung gebracht sahen, wallten an den Thüren und an den Fenstern herab. Altägyptische Reliquien, Kleinkunstwerke aus Stein und Bronze, Arbeiten arabischer Kunstindustrie, Waffen, Instrumente, Schmucksachen und Erzeugnisse der Handgeschicklichkeit halbwilder afrikanischer Völkerschaften, erlesenen modernen Pariser Erzeugnissen, Gefäßen, Büsten, Statuetten traulich gesellt, schmückten Schränke und Etagèren; die Wände fesselnde Gemälde, Farbenskizzen und Zeichnungen teils von Gentzens eigner Hand, teils von seinen begabtesten Freunden und Studiengenossen. In der hier empfangenen und verkehrenden Gesellschaft dominierten im Gegensatz zu dem Franz Dunckerschen Kreise die künstlerischen Elemente. Die meisten damals hervor-

ragendsten unter den Berliner Malern und Bildhauern mit ihren zu jener Zeit noch jungen, überwiegend hübschen und eleganten Frauen fanden sich in diesem gastlichen Salon zusammen. Menzel mit Schwester und Schwager, Sußmann-Hellborn mit seiner ihm erst seit wenigen Jahren vermählten, durch Schönheit und Reichtum gleich berühmten Gattin, Oskar Begas und Frau, Meyerheims mit ihren Söhnen, das L. Knaussche Ehepaar, Karl Becker, Riefstahl, Wisniewsky, die Brüder Spangenberg, Henneberg, Amberg, Gustav Richter, F. Kraus, der Hofmaler Professor Dr. Otto Heyden und seine blonde anziehende Frau, (die jugendliche Tante der Hausherrin,) Moritz Cahnheim, der kunstbegeisterte Mäcen, Gemäldesammler und warmherzige Freund der von ihm als Künstler geschätzten Maler und seine Gattin, deren harmonisch gestimmtes, feinsinniges, klar verständiges und zugleich mildes, gütiges Wesen, wie es sich in ihren klugen sanften Augen, in ihrer Sprache, ihrem ruhevollen, anmutig würdigen Benehmen ausdrückte, stets innig wohlthuend auf alle, die sie umgaben und wie milder Balsam auf alle aufgeregten Geister und Gemüter wirkte. Ich empfand es zwischen jenen bekannten und berühmten Künstlern fast wie einen Makel, daß ich nicht mehr ausschließlich der Gemeinde der Maler und Zeichner angehörte, sondern bereits auch andern Göttern diente, die mehr und mehr Macht über mich zu gewinnen begannen. Zwar suchte ich meine schriftstellerische und kunstkritische Thätigkeit so

viel als möglich zu verbergen, jedem Hinweis, jeder Anspielung darauf auszuweichen. Aber ganz durchführen ließ sich das doch nicht mehr. Meine Anonymität war schon längst nicht mehr zu bewahren gewesen. Wenn diese Künstler sich meist auch den Anschein gaben, als ob sie sich nicht im mindesten darum kümmerten, ob ich ihre Werke kritisch bespräche oder nicht, so meinte ich doch immer, ob mir auch ein noch so freundliches Gesicht gezeigt wurde, den geheimen Gedanken und Wunsch heraus zu lesen: „Schlagt ihn tot den Hund, er ist ein Rezensent.“ — Trotzdem behagte mir es in diesem Kreise künstlerischer, lebhaft angeregter und anregender Männer von ausgesprochener Individualität, von denen jeder bereits sein Talent, seine Schöpferkraft und seine Thätigkeit in rühmlichen Werken bewiesen hatte, und liebenswürdiger Frauen, welche die Interessen dieser Männer teilten, sehr gut. Schon der Anblick der mit dieser Gesellschaft gefüllten Gentzschen Räume im Licht der Kronleuchter, Wandarme und Lampen bereitete jedem für das Malerische empfänglichen Auge einen wirklichen Genuß. Die Damen suchten mit bestem Erfolge sich auch in ihrer Tracht dieser eigentümlichen Umgebung harmonisch anzupassen. Damals befanden wir uns in der Blütezeit der Krinoline. Die Röcke der Roben waren zu ungeheuerlichem Umfang angeschwollen und zugleich war die Lust am Reichfarbigen wieder allgemein erwacht. Man mochte gegen die Uniform jener Trachten sich noch so aufrichtig und zornig ereifern,

zu leugnen war es nicht, daß gerade durch diese modischen, um jede weibliche Gestalt sich verschwenderisch bauschenden und drapierenden seidenen, damastnen, brokatnen und sammtnen Stoffmassen, in so ausgestatteten Räumen wie jene Gentzschen oft genug prächtige echt malerische Wirkungen hervorgebracht wurden, an denen wir uns, trotz jenes Protestes unsers beleidigten und verletzten Formensinns, unwillkürlich weideten.

Von den intimeren Freunden und nie fehlenden Gästen dieses Hauses, war es das Heydensche Ehepaar, zwischen dem und uns sich bald ein näherer Umgang entspann. Otto Heyden, damals in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahr stehend, geborner Pommer, eine kraftvolle männliche Gestalt, das früh schon etwas dünnhaarige Haupt, dessenGesicht einen entschieden militärischen Typus zeigte, mit starkem Brauen und vollem braunem Bart geschmückt, war von Haus aus Theologe und erst auf der Universität vom Studium der Gottesgelahrtheit zu dem der Malerei (auf der Berliner Akademie und in v. Klöbers Atelier) übergegangen, das er dann in Paris unter L. Coignets Leitung und in Italien — bei den Werken der großen alten Kunst fortgesetzt hatte. Vor der Mehrzahl seiner Berliner Kollegen, mit Ausnahme von Gentz, hatte er die reiche, gelehrte und litterarische Bildung voraus, wenn es auch sie nicht war, der er seinen Doktortitel verdankte. Er erhielt ihn von der Universität Greifswald als Ehrenauszeichnung für das ihr von Heyden gestiftete, die Begründung dieser

Hochschule darstellende, große figurenreiche Gemälde, das er 1854 nach seiner Niederlassung zu Berlin ausgeführt hatte. Ein bald darauf von Heyden gemaltes Bild einer interessanten geschichtlichen Kampfszene, — Herzog Bogislaw X. auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem auf dem Meere von Seeräubern überfallen und diese im Handgemenge besiegend, — erwarb nicht minder verdiente lebhafte Anerkennung. Adolf Stahr und Fanny Lewald vor allen waren damals in Berlin „seines Ruhms Posaunen." Er hatte fast noch mehr Beziehungen zu hohen Beamten-, Adels- und Militärkreisen als zu künstlerischen und die Geselligkeit in seinem Hause bot durch die Mischung so verschiedener und mannigfaltiger Elemente ein ungewöhnliches Interesse. Als Atelier hatte er die, ehemals vom Bildhauer Professor Wredow benutzt gewesene, Werkstatt im Hofgebäude von dessen Hause in der Bernburger Straße gemietet. Dies Atelier lag in dessen Erdgeschoß unmittelbar an dem, sich bis zu den Hinterhäusern der damaligen Hirschel- der heutigen Königgrätzer-Straße erstreckenden weiten Garten und öffnete sich auf diesen. In dem zum Teil sehr behaglichen, geschmackvoll eingerichteten großen Raum dieses Ateliers, in welchem ihm bei der Arbeit oft seine junge Gattin und seine beiden Kleinen, — zwei Mädchen von elfenhafter Lieblichkeit, mit goldblondem Haar, wie die Mutter, — Gesellschaft leisteten, empfing er in den späteren Nachmittagstunden auch die Besuche seiner Freunde und Bekannten. Im

Sommer saß man dann dort plaudernd beisammen, oder trat in den Garten unter die hohen, schlanken Birken hinaus, wandelte in gutem Gespräch auf dessen Stegen gemeinsam auf und ab. Auch ein Flügel stand in diesem traulichen Atelier. Zuweilen fand man dort eine liebenswürdige Freundin oder Verwandte der Hausfrau anwesend, Fräulein Hedwig Heincke, eine Dame von sehr originellem, humoristischem Geist, feiner Beobachtungs- und bewunderungswürdiger Erzählergabe und noch dazu mit einer prächtigen, wohlgeschulten Altstimme, und glücklichem Talent des Gesanges ausgestattet. Mit wahrer Freude lauschten wir dort in solchen Stunden diesen Gesangsvorträgen der Dame, in denen sich eine so verständnisinnige Auffassung des poetisch musikalischen Gehalts der betreffenden Lieder und Arien bekundete und die Stimme die ganze Schönheit und Macht ihres Klanges entfaltete. —

Mancher erlesene und intime musikalische Genuß wurde mir in jener Zeit noch durch eine andre nahe befreundete Dame bereitet, deren Bekanntschaft ich mittelbar Theodor Storm verdankte. Am Tage meines ersten Besuchs bei ihm in Potsdam im Mai 1856 war ich bei ihm mit einer jungen Freundin der Familie, Fräulein Rosa Stein, zusammengetroffen und dieser vorgestellt worden; einem im vollsten Sinne des Wortes geistreichen Fräulein, ebenso witzig als enthusiastisch, eine Mischung sich anscheinend widersprechender, seelischer Eigenschaften,

die man, so wie hier vereinigt, besonders bei sehr gebildeten Berliner Damen nicht allzu selten antrifft. Wie Fräulein Heincke, war auch Fräulein Stein, mit dem glücklichsten Erzählertalent, der Fähigkeit, jede Gesellschaft glänzend zu unterhalten und zugleich musikalisch begabt, wenn auch nicht mit gleicher Stimme und Gesangskunst wie jene. Sie lebte im Hause ihrer jung verwitweten Schwester, Frau Dr. Dengel, einer nicht minder geistvollen und musikalischen Dame, die mit zarter Sopranstimme von eigentümlich nervösem Klange, seelenvollem Ausdruck und fesselnder Wirkung ihre Lieder und Arien sang. Von Potsdam nach Berlin mit der Schwester und zwei Söhnen übersiedelt, verstand sie es, einen interessanten, wenn auch nicht sehr ausgedehnten, Kreis von Männern und Frauen um sich zu versammeln, die ihre litterarische und musikalische Geschmacksrichtung teilten. Sie war der eifrigste, begeistertste weibliche Apostel für die, damals in der Berliner Gesellschaft noch verhältnismäßig wenig bekannten und gesungenen Lieder von Robert Franz, die sie als das Höchste und Herrlichste, Schubert und Schumann mindestens Ebenbürtige auf diesem Gebiet, pries. Von den älteren, klassischen Meistern allen war Mozart ihre innigste Liebe gewidmet. Auch für mich bezeichnete er den Gipfel alles musikalisch Schönen. Diese uns beiden gemeinsame Liebe und Verehrung für denselben Unsterblichen trug wesentlich dazu bei, daß wir bald gute Freunde wurden. Ich hörte ihr so gerne zu, besonders wenn sie, sich selbst auf dem

Klavier begleitend, mir manche, angeblich veraltete, kaum noch irgendwo gesungene Mozartsche Lieder sang, die mir noch vom Vaterhause vertraut waren und in ihrer schlichten Lieblichkeit über alles hold und süß dünkten. Sie that es gerne, nicht nur weil sie ihr eben so lieb und wert waren, sondern auch, weil sie wußte, welche Freude sie mir damit bereitete.

IX.

Im August dieses Jahres 1862 erhielt ich einen Brief von Theodor Storm, worin er mir mitteilte, daß er diesen Sommer mich leider nicht einladen könne sein Gast in Heiligenstadt zu sein. Er habe gerade jetzt Urlaub genommen, um auf einige Wochen nach Husum zu den alten Eltern zu gehen. Gleichzeitig mit diesem Brief aber traf ein zweiter aus Heiligenstadt von A. v. Wussow ein, der mich herzlich bat, trotz Storms Abwesenheit hinüber zu kommen und in seinem, des „Kl. Landrats", Heim, statt wie im vorigen Jahr, im Stormschen, diesen Sommerrest zu verleben. Die Verlockung war unwiderstehlich. In der vorletzten Augustwoche sagte ich den Meinigen Ade, in deren Seelen damals noch nie das Verlangen und Bedürfnis einer Sommerreise oder des Aufenthalts in einer Sommerfrische eingezogen war, und fuhr zunächst nach Weimar, von der dringenden Sehnsucht getrieben, vor allem Reinhold Begas wieder zu sehen. Diesmal traf ich ihn denn auch anwesend; ebenso seinen

jüngeren Bruder Adalbert, der wie ich bereits erwähnte, von der Kupferstecherei zur Malerei übergegangen war, hier in Weimar in Böcklins Atelier seine in Paris und Berlin begonnenen malerischen Studien fortsetzte und sich in der Ausführung von Ideallandschaften, staffiert mit Putten und weiblichen Gestalten aus dem goldenen Zeitalter, versuchte. Böcklin arbeitete eben an der Vollendung des großen Bildes der Landschaft mit der Dianajagd für das Museum seiner Vaterstadt Basel. — Reinhold schien von seiner Stellung an der Großherzoglichen Kunstschule, von seinen Kollegen und dem ganzen künstlerischen Treiben an diesem Musterinstitut nicht besonders erbaut und befriedigt. Er versicherte, dort alle Bedingungen zu vermissen, welche zum Gedeihen, ja zur Existenz, einer Bildhauerschule die ersten und notwendigsten sind. Eine ihn verstimmende Erfahrung hatte er auch bei dem Wettbewerb um das Denkmal für König Friedrich Wilhelm III. in Köln gemacht. Seine Modellskizze lernte ich nur im photographischen Abbilde kennen. Das aber zeigte mir eine der großartigsten und machtvollsten Reitermonument-Kompositionen, welche seit Schlüters Großem Kurfürsten von der plastischen Kunst geschaffen waren. Diese Skizze hatte zwar den ersten Preis zugesprochen erhalten und Begas war durch dessen Betrag von 3000 Thalern und die Ehre dieses Sieges wohl für seine Mühen und Kosten entschädigt worden. Aber zur Ausführung war der Entwurf gerade um seiner Großheit und Kühnheit willen

nicht als geeignet erklärt. Das Denkmal wurde wie vorauszusehen war, dem Rheinländer Gustav Bläser, übertragen, dessen Skizze besser dem Geschmack und dem bei uns herkömmlichen Kompositionskanon für Reiterdenkmale entsprach, als die von Begas.

Ich brachte zwei Tage bei den Freunden in Weimar zu. Besonders glückliche Stunden verlebte ich diesmal dort mit Reinhold allein auf einem Spaziergang im Park wie an einer der traulichsten Stellen dieser grünen Einsamkeit am Abhange unter einem sich weit überneigenden alten Baum beisammen sitzend und uns alles, was uns innerlich zumeist beschäftigte, vom Herzen herunterplaudernd. Alles auf diesem Platz ist noch bis heute genau so, wie es damals vor zweiunddreißig Jahren war. Immer ist er mir seitdem wie geweiht erschienen. Bei jedem neuen Besuch Weimars suche ich ihn auf, um im Schatten desselben Baumes, auf derselben Bank ausruhend, auf die Ilmwiese und den, sie raschen Laufs ohne Rast und Ruh durchrauschenden, „lieben Fluß" da unten hinabblickend, in die Erinnerungen an jenen Sommervormittag versenkt, eine Stunde zu verträumen. — Ich sah zum erstenmal das Schillerhaus im Innern (das Goethesche war damals noch den Besuchern verschlossen) und benutzte die Gelegenheit, mir jenes Arbeitszimmer des Dichters und die darin stehenden, angeblich noch von ihm benutzt gewesenen, Möbel zu zeichnen, um meine für Duncker ausgeführte Komposition wenn ich auch sie zu

lithographieren beauftragt werden sollte, inbezug darauf berichtigen zu können. Die Bekanntschaft der meisten andern Sehenswürdigkeiten Weimars habe ich erst sechs Jahre nach diesem kurzen Aufenthalt gemacht. Diesmal verabschiedete ich mich schon am zweiten Tage, fuhr nach Eisenach, stieg im Buchenschatten zur Wartburg hinauf, genoß noch einmal den Ausblick über das weite Thüringer Waldgebirge aus ihren Fenstern, von ihren Söllern und Turmzinnen her und trat am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang die Wanderung auf dem nächsten Wege nach Heiligenstadt mit ähnlichem innerm Jubel an, wie ein junger Student die erste Ferien-Reise. Der Weg führt durch das nordwestliche, von der Werra in launischen Krümmungen durchströmte, Thüringische Bergland immer direkt in nördlicher Richtung über die hart am Ufer gelegenen alten Städtchen Kreuzburg, Treffurt und Wanfried, dessen Namen, wenn ihm nicht ein ‚h' fehlte, Wagners Bezeichnung seiner Bayreuther Villa des Ruhms der Originalität beraubt hätte. Die ganze Länge der Strecke bis Heiligenstadt beträgt ungefähr 7 deutsche Meilen. Ich wanderte mit langen Schritten fast ohne Ruhepause über die Berge, durch die Wälder, bald auf gerader mit Fruchtbäumen besetzter Landstraße, fern ab von dem Strom; bald dicht an dessen felsigem steil ansteigendem buschigem Ufer, durch malerische Dörfer mit alten Fachwerkhäusern, deren Balken mit hübschem Schnitzwerk und guten eingeschnittenen Sprüchen geschmückt sind; an

stillen Klosterhöfen, Bergkapellen und Passionswegstationen vorüber; bald in der kühlen grünen Dämmerung des Tannen- und Buchendickichts; bald in heißer Augustsonne, deren Strahlen mir damals, wie bis diesen Tag, nie unbequem geworden sind. Ich fühlte mich körperlich wie beschwingt und in innerster Seele glücklich. In der Abenddämmerung hatte ich den, Heiligenstadt zugekehrten, Höhenrand des Ybergplateaus erreicht und in immer beschleunigtem Schrittmaß hinabsteigend, bei Sternenschein die Thalebene und das Haus des Freundes, in dem man mich mit warmer, wohlthuender Herzlichkeit empfing.

Ich fand die Zahl der Hausbewohner noch um zwei weibliche Wesen vermehrt: eine zweite junge Engländerin, die in das Wussowsche Haus eingetreten war, um künftig die, bald wieder in ihre Heimat zurückkehrende, reizende junge Schottin zu ersetzen und nun während des nächsten Monats noch gleichzeitig mit dieser gemeinsam, „die Hausfrau zu stützen“ und mit beiden Gatten Englisch zu treiben, — eine schlank und hoch gewachsene Dame, Mitte der Zwanziger, mit großen, sanften, weichen, graubräunlichen, etwas à fleur de tête liegenden Gazellenaugen und gescheiteltem, glatt an die Schläfen geschmiegtem braunem Haar, Miß Marya Pyle; — und eine andre Dame, eine nahe Verwandte A. v. Wussows und der Frau des Ministers v. Mühler, Fräulein Clara v. Goßler. Sie mochte damals in den Dreißigeren stehen; ein zartes Figürchen, mit den Spuren des Leidens, aber auch der

ruhigen Ergebung in diese Schickung, mit dem Ausdruck abgeklärter stiller Heiterkeit in dem blassen, edel geformten Antlitz mit den tiefen seelenvollen Augen und einem, auch wenn er schwieg, wahrhaft beredten Munde. Ich erfuhr bald, daß die Dame in hohem Grade musikalisch begabt sei und überzeugte mich mit eignen Ohren davon durch ihren gelegentlichen Liedergesang und ihre eignen Liederkompositionen. Die ganze Zartheit und Innigkeit ihres Gemütes sprach daraus, mit welcher sie eine, bei einer Cousine Frau Adelheid v. Mühlers doppelt überraschende, fast männliche Freiheit und Kühnheit des Denkens verband. Uebrigens widmete auch Fräulein v. Goßler den musikalischen Schöpfungen von Robert Franz eine ähnlich begeisterte Liebe wie meine Freundin Dengel in Berlin. Durch jene lernte ich während dieses Aufenthaltes in Heiligenstadt zum erstenmal unter anderm auch die Komposition des Geibelschen Gedichtes „Die Haide ist braun, einst blühte, sie rot“ von dem genannten Meister kennen; und nie vergesse ich die ergreifende Wirkung, die sie damals auf mich machte.

Die bei und mit v. Wussow verbrachten August- und Septemberwochen waren reich an Genüssen von jeder Art wie sie nur ein solches Zusammenleben mit lieben sympathischen Menschen in einem so gastlichen behaglichen Hause und noch dazu in solcher Garten- und landschaftlichen Umgebung gewähren kann. Das Beste freilich gab mir der Freund selbst in seiner eignen Person. Welch warmes

11*

und zartes Gemüt, welche ehrliche Freude an der Natur, welche aufrichtige Liebe und Begeisterung und welch feines Verständnis für das von der Poesie und den Künsten aller Zeiten geschaffene, welche gründliche Vertrautheit damit und welche reiche umfassende Geistesbildung und Lebenserfahrung fand ich in ihm vereinigt! Aber nicht zu unterschätzen war auch die tägliche Gesellschaft jener weiblichen Genossen dieses Lebens, denen sich noch Frau Constanze Storm, die Strohwitwe anschloß. Und noch manche andre Frauengestalten traten in diesen Kreis ein. Weite Fahrten im offnen Wagen und Fußwanderungen, — für welche der Freund meine Passion durchaus teilte, — durch das waldreiche Bergland wurden fast täglich bald mit v. Wussow und der von ihm untrennbaren großen alten Dogge allein, bald mit den Damen des Hauses unternommen. Oft wurden jene Wanderungen durch Amtspflichten und geschäftliche Angelegenheiten veranlaßt und behufs ihrer persönlichen Erledigung in den Kommunen und auf den Gutshöfen des landrätlichen Verwaltungsbezirks ausgeführt. Bei den adligen Gutsbesitzern und Schloßherren, mit denen das v. Wussowsche Haus in gesellschaftlichem Verkehr stand, wurden wir bei unsrer gelegentlichen Einkehr als hochwillkommene Gäste stets aufs freundlichste aufgenommen und mit allem Besten bewirtet, was Küche und Keller zu bieten hatten. Von diesen Besuchen sind besonders die in dem Schloß Martinsfelde bei der Familie von Bodungen

gemachten meiner Erinnerung tief eingeprägt geblieben. An diesem starken dauernden Eindruck hat wohl einen Hauptanteil die Lokalität, der Gutshof mit dem noch aus dem 17. Jahrhundert stammenden Herrenhause, einem außerordentlich malerischen Bauwerk, über dessen massivem, hohem Sockel, mit Mauern von enormer Dicke, gewölbten Fluren und Gemächern im Erdgeschoß, sich die oberen Stockwerke aus Fachwerkbau mit steilen Giebeln und barocken Turmhelmen erheben. Aber leugnen will ich nicht, daß auch die Bewohner dieses Schlößchens, der joviale rüstige, gastliche Herr v. Bodungen, seine freundlich würdevolle, gütige blonde Gattin und die beiden damals etwa siebzehn und fünfzehn Jahre zählenden reizenden Töchter, die lichtblonde ältere und die bräunlichere temperamentvolle jüngere, mindestens ebenso wirksam wie jenes todte Gemäuer und der Garten mit seinen schattigen Boskets, Laubengängen und Blumenbeeten dazu beigetragen haben, daß ich noch heute an die 1862 und 1863 dort verlebten Stunden mit einem eigentümlichen Frohgefühl und inniger Befriedigung zurückdenke.

Ein andres Lieblingsziel unsrer Fahrten und Wanderungen war die, allen Göttinger Studenten so wohlbekannte hoch auf steiler Felskuppe herauswachsende Burgruine des alten Hanstein; ein andres, die beiden Waldberggipfel zur Seite der Chaussee zwischen Göttingen und Heiligenstadt, genannt „die beiden Gleichen.“ Jene Ruine eins der ausgedehntesten und malerischesten Burgtrümmer,

das ich kenne, bot unschätzbare Motive für den Zeichner. Ich habe denn auch bei keinem meiner Besuche in ihren öden Hallen mit den hie und da noch zinnengekrönten und besteigbaren Türmen, mit den gewaltigen Mauern, mächtigen leeren Fensteröffnungen, aus denen man weithin über das Flußthal und den blauen Höhenzug blickt, und den spitzbogig gewölbten Thoren und Thüren, versäumt, alles was sich mir da zeigte, nachzuzeichnen, um es gelegentlich einmal für Märchen- und andre romantische Kompositionen zu verwenden. Wohl hatte solch ein einsamer, dieser Lieblingsbeschäftigung gewidmeter, Aufenthalt zwischen dem schweigenden alten Gemäuer und angesichts der von ihm gekrönten und beherrschten Wald- und Hügellandschaft während eines ganzen sonnigen und frischen Septembertages seine großen Reize, seine heimlichen Wonnen. Aber auch jene andern Besuche waren mir nicht weniger wert und nicht minder genußreich, welche dem Hanstein und den Gleichen zuweilen von Wussow mit mir und seiner ganzen „Smalah", allem bei ihm hausenden jungen und älteren Volk, in einem, oder auch wohl in zwei Wagen, zu deren Gepäck auch reichgefüllte Frühstücks- und Flaschenkörbe gehörten, gemacht wurden. Dann zog in die verödeten Hallen der Burgruine frisch junges warmes Leben ein und die dach- und fensterlosen Räume durchtönte fröhlicher Lärm, herzliches Lachen, holder Gesang, Gläserklingen und Kinderjubel. Zu zeichnen gab es dann aber erst recht die Fülle, wobei

freilich den toten kalten Mauern nur noch die Rolle des Hintergrundes zugewiesen wurde und liebenswürdige britische Mädchengestalten zu den Hauptgegenständen des Studiums und der Darstellung wurden. Die Zahl dieser Wussowschen Hausgenossen wurde, — dank der großen Gastlichkeit der Freunde und dem Wunsch, mir Liebes zu erweisen — noch um drei Personen vermehrt. Das Ehepaar überraschte mich durch den Vorschlag, auch meine Frau zum Hinüberkommen einzuladen und sie sogar zu bitten, wenn sie sich von ihren beiden Jüngsten, dem fünfjährigen Knaben und dem dreijährigen Mädchen, nicht trennen möchte, beide mitzubringen. Das geschah denn auch sehr bald. Die vier älteren konnten wir schon eher sich selbst überlassen und der Sorge und Aufsicht meiner Schwägerin und des braven, zuverlässigen jungen Dienstmädchens anvertrauen. So konnte meine schönere Hälfte die Freuden dieses Aufenthalts und alles, was Haus, Menschen und Landschaft boten, mit mir genießen. Meine eigne Lust wurde nicht mehr durch die nicht immer ganz zu verleugnende Sehnsucht nach der Daheimgebliebenen und nach den beiden süßen goldigen kleinen Geschöpfen getrübt. Zu alledem kam noch das kaum mehr erwartete Vergnügen, Storm, früher als er anfänglich beabsichtigt gehabt hatte, von Husum zurückkehren zu sehen, so daß nun auch der so schmerzlich vermißt Gewesene uns nicht länger fehlte. Er kam, wieder ganz erfüllt mit Heimatseindrücken, beglückenden und weh-

mütigen. Die alten Eltern und alle Lieben der weitverzweigten Familie in Schleswig und Holstein, das elterliche Haus, den Garten, alle jene Stätten, um welche hier seine Gedanken im Wachen und im Traume schweiften, hatte er wieder gefunden, wie er sie verlassen. Doch — „Fremde hausten, wo sein Erbe stand". Dänemarks Herrschaft über die Herzogtümer schien so fest wie nur je gegründet. Niemand — und er, Storm, sicher am wenigsten, — ahnte damals, daß die Tage dieser Herrschaft gezählt seien; daß der vielgehaßte und verlästerte Mann, welcher, dem Ruf des auf ihn vertrauenden Königs willig folgend, in demselben September das Steuer des preußischen Staatsschiffs in seine starke Hand genommen hatte, dazu vom Geschick bestimmt sei, schon nach 1½ Jahren jenes Dänenjoch zu zertrümmern, die Herzogtümer für immer dem deutschen Vaterlande zurückzugewinnen, und dann dies Deutschland zu einem neuen glorreichen, geschichtlichen Leben zu erwecken, zu Thaten und Siegen, zu einer Größe, Macht und Einheit zu führen, wie sie die zersplitterte Nation nie besessen und je zu erringen nie mehr geträumt hatte.

Am 24. September trat Herr Otto v. Bismarck-Schönhausen, welcher seit dem Frühling jenes Jahres den Posten eines preußischen Gesandten in Paris bekleidet gehabt hatte, an Stelle des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen an die Spitze des Ministeriums, entschlossen, den Kampf mit der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses für das Recht des Königtums aufzunehmen.

Nicht lange zuvor war ich mit den Meinen wieder glücklich daheim angelangt und hatte alles noch auf demselben Fleck, das andre kleine Volk, dem der große Garten hinter dem Hause jede Sommerreise und jede (damals noch nicht erfundene) Kinder-Ferienkolonie ersetzte, wohl und munter gefunden.

Die Ernennung Bismarcks regte die Geister in Berlin im tiefsten auf. Jeder sagte sich, daß damit von Seiten der Krone ein epochemachender Schritt gethan und die Alles bewegende große Angelegenheit, die Machtfrage zwischen dem Monarchen und der Volksvertretung, zum Austrag gebracht werden würde, möge der Kampf sich auch noch so lange hinziehen. Das Auftreten des Herrn v. Bismarck im vereinigten Landtage im Jahr 1848, und in der zweiten Kammer im Jahr 1849, sein offen zur Schau getragener Haß und Hohn gegen die gesammte demokratische und liberale Partei war noch unvergessen. In seiner Person war die gefürchtete „Reaktion" verkörpert, das schon so lange drohende Schreckgespenst, der angekündigte große Wauwau, hatte Gestalt von Fleisch und Bein bekommen. Man hielt weder in der Kammer noch in der Presse mit dieser Meinung von ihm zurück. Schon sein Dasein, jedes Wort, das er vom Ministertische aus im Abgeordnetenhause sprach, wurde wie eine Beleidigung, eine Herausforderung des Volks in der Person seiner Vertreter aufgefaßt und entfesselte Stürme der gesinnungstüchtigen Entrüstung gegen ihn. Die

Witzblätter überschütteten den Gehaßten und Gefürchteten mit einem Hagel ihrer spitzesten Pfeile. Er aber war gegen diese wie gegen jene gepanzert und bot ihnen ruhig mit überlegenem Lächeln die Stirn, wenn er auch gelegentlich ein kräftiges Ausfallen wider dies Heer von Gegnern nicht verschmähte. In der leidenschaftlichen Opposition gegen den „Mann von Jerichow“ waren damals so ziemlich alle Nuancen des Liberalismus von der rotesten bis zur zartbläulichen, wie sie im Nationalverein vertreten war, einig. Das ganze gebildete Bürgertum stand mit den Demokraten Schulter an Schulter hinter der fortschrittlichen Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Jeder von uns wiegte sich in rosige Selbsttäuschungen ein. In jedem parlamentarischen Siege dieser Mehrheit glaubte man einen realen, praktischen folgenschweren Sieg sehn zu können. Lassalle war damals ziemlich der Einzige, der Einsicht, Klarheit des Verstandes und Mut genug hatte, um diese liberalen Illusionen grausam zu zerstören, in seinen Broschüren kritisch aufzulösen, in denen er zugleich der großen demokratischen Volksmasse, den Arbeiterheeren, die Augen darüber öffnete, wie es um die „Freiheit“ in Wahrheit bestellt sei, welche das liberale besitzende Bürgertum erstrebe.

X.

Gustav Gräf der Maler und seine geistvolle dunkeläugige Gattin, — die Schwester des in Paris lebenden berühmten Augenarztes Liebreich und des später erst zu so großer wissenschaftlicher Bedeutung herangereiften Chloral-Erfinders oder -Entdeckers Oskar L., — hatten mir häufig von ihrem Königsberger Landsmann, Dr. Julian Schmidt gesprochen, dessen „Geschichte der Deutschen Literatur seit Gottsched“ während der letzten acht Jahre in allen gebildeten Kreisen Deutschlands großes Aufsehen gemacht und starken literarischen Lärm erregt hatte. Mancher angeblichen „Größe“, manchem „Unsterblichen“ unter den neueren deutschen Poeten hatte er unbarmherzig und rücksichtslos das Löwenfell von den Schultern gerissen, die unverdiente Glorie um manches moderne Dichterhaupt zerstört und sich schon dadurch Feinde in Menge gemacht, welche durch seine scharfen Kritiken der litterarischen Tageserscheinungen in den von ihm in Gemeinschaft mit

Gustav Freytag geleiteten „Grenzboten" (den „Grünen Blättern") noch fort und fort vermehrt wurden. Seit 1860 oder 61 war er von Leipzig nach Berlin übersiedelt, um hier die Redaktion eines neu gegründeten großen politischen Journals, der „Berliner Allgemeinen Zeitung", zu übernehmen. Ihre Parteistellung war etwas weiter rechts als die der Nationalzeitung. In ihrem Programm bildetete die Forderung der ausschließlichen Hegemonie Preußens in Deutschland, die fortschreitende Einigung der Nation und die gründliche Reform der deutschen Verfassung und politischen Zustände durch das preußische Königtum den Hauptparagraphen. Die ganze Haltung war gut preußisch und monarchisch, aber doch nichts weniger als feudalistisch und im Sinne der Kreuzzeitung. So machte die Berliner Allgemeine es damals keiner der großen Parteien recht, welche um die Herrschaft im Staatsleben stritten. Der Kreis derer, die zu ihr standen und ihr politisches Glaubensbekenntnis unterschrieben, war verhältnismäßig nur klein. Sie hatte den publicistischen Kampf mit zwei, ja eigentlich mit drei, Fronten zu führen und wurde mit jeder Gattung von Geschossen — auch nicht selten recht vergifteten — von allen Seiten her beworfen. Der neue Ministerpräsident flößte auch den Redakteuren der Berliner Allgemeinen Zeitung zunächst ein unheimliches Gefühl und bange Ahnungen durch ihn beabsichtigter schlimmer Thaten gegen die verfassungsmäßige Freiheit und alle wichtigsten Grundrechte der Nation ein.

Erst sehr viel später — aber sehr viel früher als von andern sich viel scharfsichtiger und klüger dünkenden liberalen Politikern und Publicisten — ist das wahre Wesen Bismarcks, sind seine Pläne und Motive durch Julian Schmidt und seine Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter richtig erkannt und gewürdigt worden. Sie leisteten Jenem bereits tapfer Heeresfolge und wirkten für ihn mit Rede und Schrift, als noch die gesamte große liberale Partei in das gemeinsame Feldgeschrei einstimmte: „Fort mit diesem Ministerium" und „diesem Ministerium keinen Pfennig."

Das Feuilleton der Zeitung litt unter dem darin herrschenden doktrinären Ton. Für die Theaterkritik schien Lessings Hamburgische Dramaturgie das verhängnisvolle Muster gegeben zu haben. Die ersten Nummern der neuen Zeitung brachten eine, den Raum unter dem Strich zweier von ihnen füllende, Besprechung von Gustav Freytags „Fabiern". Ueber allbekannte ältere Stücke, wie Shakespearsche Dramen, las man, gelegentlich ihrer Aufführung, kritisch-literarhistorische Essays die durch mehrere Nummern gingen, während die Vorstellung schon weit zurücklag. Das war durchaus nicht nach dem Geschmack des zeitunglesenden und theaterfreundlichen Publikums; und das Blatt, welches ihm eine solche Art von Theaterkritik bot, hatte für den Spott nicht zu sorgen.

Frau Gräf hatte es sich vorgesetzt, mich mit Julian Schmidt zusammen zu bringen und sie ließ nicht nach,

bis ich eine unwillkürliche Abneigung dagegen überwand, mich dem Wunsche der gemeinsamen Freundin fügte und eines Novemberabends dem Schmidtschen Ehepaar meinen Besuch machte. Sie hatte mir versichert, daß ich mir seine Sympathie durch manche meiner Artikel in der Spenerschen Zeitung, vor allem aber durch jene Zeichnung „Goethe im Deutschen Hause“ erworben hätte. Einen Beweis dafür empfing ich schon beim ersten Eintreten in Schmidts Wohnzimmer. Sah ich doch dort an der Wand in schwarzem Rahmen meine Lithographie des genannten Bildes hängen; — ein Anblick, der mir selbstverständlich gleich von vornherein einen sehr vorteilhaften Begriff von dem guten Geschmack des berühmten und gefürchteten Kritikers gab und meine sehr mäßige eigne Selbstschätzung um einige Grade steigerte. Schmidt war ein Mann von kleinem Wuchs mit hoch getragenem Kopf, der beim ersten Anblick durch eine gewisse unleugbare Aehnlichkeit mit der bekannten Bildnisbüste Shakespeares auffiel: hohe rund gewölbte Stirn, weiche rundliche Gesichtsformen, die nach dem Kinn hin schmaler und spitzer zuliefen, eine nicht eben große, wenig scharf geformte Nase, der hübsche Mund von einem hellbraunen Schnurrbärtchen beschattet, das Kinn mit dünnem kurzem Bartwuchs geschmückt, das Haupt umwallt von etwas lang getragenem, leicht gelocktem, auf dem Scheitel schon sichtbar gelichtetem, braunem Haar. Die grauen ernstblickenden Augen waren unter den Brillengläsern versteckt. Er trug

eine graugrünliche Joppe, welche das wollene Hemd am Halse sehen ließ Die eine Hand wirbelte fast unausgesetzt die Spitzen des Schnurrbärtchens. Was er sagte, erklang im unverfälschten Königsberger Dialekt. Selbst den Namen seines und meines herrlichen Lieblings unter den Dichtern aller Zeiten und Völker sprach er nie „Goethe“ sondern „Jeethe“ aus. — Weit mehr als er durch seine Erscheinung fesselte seine junge Gattin durch die ihrige. Ueber ihrer kleinen, zierlichen, schlicht und dunkel gekleideten, ruhevoll bewegten Gestalt „voll Locken kraus ein (meist leicht gesenktes) Haupt so rund“, mit matt bräunlicher Gesichtsfarbe und, eigentümlich ernst und sinnend unter den beschattenden Brauen hervor, von unten nach oben blickenden, dunkelbraunen Augen, die ganz wenig nach den Außenwinkeln aufwärts à la Chinois gezogen erschienen, mit breitrückiger charaktervoller Nase, schön gezeichneten Lippen und kräftig geformtem Kinn. Ihre Aussprache hatte eine leichte hannöversche Färbung und einen ungemein gewinnenden Klang. Beide Gatten, deren Ehe kinderlos war, lebten im innigsten, geistig gemütlichen Zusammenhange und vollkommenster Gemeinsamkeit der Interessen und der menschlich sittlichen wie der politischen und literarischen Anschauungen. Ebenso gemeinsam war ihnen die Art der Unterhaltung mit andern. Lebhaftes Sprechen wechselte mit langem Schweigen ab. Wer ihr Haus häufiger besuchte, nahm allmählich eine ähnliche Form der Konversation an. Man saß

zuweilen Viertelstunden lang zusammen, ohne ein Wort zu sprechen und ohne sich doch im mindesten zu langweilen.

Anfangs fühlte ich mich etwas fremd in beider Gesellschaft. Diese sittliche Strenge, diese herbe Wahrhaftigkeit im Urteil über Menschen, Welt und Kunstwerke diese Rückhaltlosigkeit in dessen Aussprechen, diese Freiheit von jeder Frivolität und Leichtfertigkeit in Denk- und Handlungsweise, in der ganzen ernsten, gewissenhaften lautern Lebensführung, die ich hier beobachten konnte, — sie standen in so schroffem Gegensatz zu allem, was ich in den mir bisher vertrauter gewordenen leichtlebigeren Kreisen gewohnt gewesen war, daß es einige Zeit kostete, bis ich mich da hinein zu finden vermochte und auch hier heimisch wurde. Was mir das sehr erleichterte, war in erster Reihe Julian Schmidts Verhältnis zu meinen beiden „obersten Göttern" Shakespeare und Goethe. Sie waren es auch für ihn. Ein gründlicheres Verständnis beider, ein tieferes Eindringen in ihre Schönheit und Größe, ein intimeres zu Hause sein in ihrem gesamten Schaffen, und eine echtere, ehrlichere, kraftvollere Begeisterung für sie hatte ich bis dahin noch nicht gefunden. — Ein zweites Terrain, auf dem wir uns fanden, war die Liebe für das kleine junge Volk, die Kinder. Schmidt war der herzigste Kinderfreund, der mit ihnen spielen, sich mit ihnen freuen konnte wie wenige Männer von allen, die ich je kennen gelernt habe. Und die Kinder — ich sah es an meinem

„lütten Kruptüg" — hatten es sehr bald weg, welchen Freund sie an dem, den Großen gegenüber oft so knurrigen, Mann besaßen. Sie kletterten an ihm herum, hingen an seinem Halse, tollten mit ihm im Zimmer umher . . . und er ließ es sich lachend gefallen, und trieb sie immer mehr dazu an. Auch hier leitete mein erster Besuch einen Verkehr zwischen unsern beiden Familien ein, der im Lauf der nächsten Jahre an Intimität und freundschaftlicher Herzlichkeit beständig zunahm und bis zum Tode Julian Schmidt's im Jahr 1888 keine Störung durch Verstimmung, Erkalten der gegenseitigen Zuneigung, oder Wandlung unsrer guten Meinung von einander erfahren hat. — Wohl schätzte Schmidt meine Zeichnungen über ihr Verdienst; dennoch trägt er mehr Schuld als irgend ein andrer, selbst Magnus nicht ausgenommen, daran, wenn ich allmälig mit Haut und Haar dem Schriftstellertum verfallen bin. Kein dankbareres Publikum für meine literarischen Arbeiten habe ich je gehabt, als ihn und seine Frau. Der gefürchtete bissige Kritiker fand an dem meisten, was ich schrieb, aufrichtiges Wohlgefallen, das er mir dann jedesmal in seiner kurzen wortkargen Manier bald im Gespräch, bald in kurzen Briefchen warm und kräftig auszudrücken pflegte. Aber eben so wohlthuend war für mich die feine anmutig schalkhafte Weise, in welcher seine Gattin ihren Beifall und ihre Zustimmung kund gab, wenn es mir gelungen war, diese zu er-

werben. Von der Aufrichtigkeit der guten Meinung Julian Schmidt's von meinen schriftstellerischen Leistungen empfing ich den besten praktischen Beweis dadurch, daß er in mich drang, die Kunstberichte für die Berliner Allgemeine und für die „Grenzboten" zu übernehmen und außerdem für beide zu schreiben, was mir beliebe. Ich bin denn auch während mehrerer Jahre ein fleißiger Mitarbeiter dieser Blätter gewesen, ohne darum die Mitarbeiterschaft an der Spenerschen Zeitung aufzugeben. Die Honorare waren zwar schmal genug, — 2½ Thaler für jedes große Feuilleton der Berliner Allgemeinen, 1 Thaler für die Druckseite der Grenzboten; — aber die Ehre erschien mir dafür desto größer und schätzbarer, schon um der Männer willen, zu deren Kollegen ich dadurch geworden war. Besonders die Grenzboten waren damals eins der geistig vornehmsten, periodischen Organe in Deutschland und als solches allgemein anerkannt und geschätzt. — Ihren Mitbesitzer und Spiritus rector Gustav Freytag und ihren Redakteur Moritz Busch, des Fürsten Bismarck späteres „Büschchen", lernte ich bei ihren gelegentlichen Besuchen im Schmidtschen Hause, wenn sie von Leipzig herübergekommen waren, persönlich kennen und die Bekanntschaft wurde erneuert und befestigt, wenn ich, was nicht selten geschah, in Geschäftsangelegenheiten mit Redakteuren und Verleger der Illustrierten Zeitung meinerseits für einige Tage nach Leipzig fuhr. Dem Dichter von „Soll und Haben", „die Journalisten" und

„Valentine", dem ich seit Jahren so große, reine, geistige Freuden dankte, brachte ich eine innige Verehrung entgegen. Seine Erscheinung freilich war von allem frei, was auf einen gottbegnadeten Poeten hinweist; wenn sie auch den klugen Kopf, den tüchtigen und grundgediegenen Mann in jedem Zuge verrieth. Sein Auftreten und Bezeigen war kühl und reserviert. Nichts darin erinnerte an das Naturell und den Typus seiner Lieblingshelden v. Fink und Konrad Bolz. Aber die innere Wärme leuchtete dennoch, wenn sich der rechte Anlaß bot, erkennbar genug durch die Umhüllung mit Gelassenheit, Ruhe und Gleichmut hindurch. Auch der behagliche Humor, die frische Munterkeit, welche jene Dichtungen würzen, zuckten damals noch zuweilen in seinen Zügen, blitzten aus seinen grauen Augen und äußerten sich in manchem hübschen sinnreichen Ausspruch, in mancher ironischen heiteren Betrachtung, in mancher treffenden lustigen Schilderung von Erlebnissen und Beobachtungen von Menschen und Dingen, mancher fesselnden kleinen Erzählung. Der kecke Uebermut jener seiner populärsten Charakterfiguren freilich, die so ganz den Eindruck machen, als hätte ihr geistiger Schöpfer selbst dazu Modell gestanden, schien ihm, dem damals Zweiundvierzigjährigen, völlig abhanden gekommen, oder mit bewußter Absicht von ihm abgelegt zu sein. Nie fiel es ihm ein, wie Lessing „seine Würde wegzuwerfen", wenn er auch ebenso gut wie dieser sich bewußt sein durfte, sie in jedem Augenblick wieder aufnehmen zu können.

12*

Moritz Busch war eine echte Cholerikernatur, deren Heftigkeit und Härte mannigfaltige schwere Erfahrungen in einem vielbewegten Leben in der Heimat wie in Nordamerika eher gesteigert als gemildert hatten. In seinem ganzen Wesen zeigte er sich sehr viel lebhafter, unruhiger, widerhaariger „rauhbeiniger", unerquicklicher als Freytag. Seine Sympathien und noch stärkeren und häufigeren Antipathien drückte er mit aller Entschiedenheit, die letzteren so bissig und unverblümt wie nur möglich, aus. Aber seine „goldnen Rücksichtslosigkeiten" konnten auch wieder „erfrischend wie Gewitter" sein, wo es galt, das Verhaßte, Schlechte und Niederträchtige, das Miserable, und die sich spreizende, großdünkende Nichtigkeit zu demaskieren und bis aufs Messer zu bekämpfen. Das that er mit wahrhaft grimmiger Lust, besonders auf politischem Gebiet, wo ihm als das Hassens- und Vernichtungswerteste alles Antipreußische erschien. Und dazu gaben ihm gerade diese Jahre der Vorbereitung für die großen Kämpfe der deutschen Wiedergeburt und die nächstfolgende gewaltige Zeit ihrer Durchführung die erwünschteste Gelegenheit in reichstem Maß.

Von in Berlin ansässigen namhaften, inmitten der politischen und litterarischen Bewegung stehenden Männern, die im Schmidtschen Hause verkehrten, nenne ich noch Dr. Wehrenpfennig, den späteren Geheimen Rath im Kultusministerium, Dr. Konstantin Rößler, den späteren Chef des litterarischen Bureaus, durch dessen Vermittlung

ich in den folgenden Jahren für längere Zeit sogar zu der Würde gelangte, als Kunstberichterstatter am Reichs- und Staatsanzeiger zu fungieren, Dr. Bojanowsky, den späteren, im vorigen Jahr verstorbenen General-Konsul; seinen Bruder, den liebenswürdigen blondbärtigen Redakteur der offiziellen „Weimarischen Zeitung", der mich auf Julian Schmidt Empfehlung als feuilletonistischen Mitarbeiter, speziell als Berliner Wochenchroniqueur, dieses, von unsrer Königin Augusta immer mit Vorliebe gelesenen, Tagesblatts engagierte. Er veranlaßte mich damit zu einer literarischen Thätigkeit, welcher ich es zuerst verdankte, daß die Aufmerksamkeit der hohen Frau auf mich gelenkt wurde. Seitdem meine anspruchlosen Plaudereien Gnade vor ihren Augen gefunden hatten, beglückte sie mich während der folgenden Jahrzehnte jederzeit mit ihrem unwandelbaren Wohlwollen. Zu diesen Freunden des Schmidtschen Hauses gehörte ferner Johannsen, dessen energischer, der M. Buschs sehr ähnlichen, Preußenliebe nur sein unversöhnlicher Judenhaß gleich kam. Auch Adolf Stahr, dessen Wohnung in einem anderen Stockwerk des von Julian Schmidt bewohnten Hauses in der Matthäikirchstraße (neben dem Predigerhause) lag, fand ich, wenn auch nur selten, unter den dort vorsprechenden Besuchern. Seine noch in den Anschauungen der vormärzlichen Zeit und des Jahres 48 wurzelnde Auffassung der politischen Dinge, seine ziemlich sentimentale Schwärmerei für das antiquierte, französische revolutionäre Freiheits-, Gleichheits-

und Brüderlichkeitsideal ließen ihn doch immer wie einen Fremdling in dieser Gesellschaft von überwiegend nüchternen, sich dagegen sehr kritisch verhaltenden, Realpolitikern erscheinen. Besser verstand sich Stahr mit Schmidt in allen litterarischen Fragen, wenigstens so lange es sich nicht um die Wertschätzung der Romane und Novellen Fanny Lewalds handelte. Inbezug auf diese ging die Meinung des sie noch immer wahrhaft anbetenden Gatten der Schriftstellerin und des Literarhistorikers und Kritikers ziemlich weit auseinander. Dafür war der Goethekultus des einen an Wärme und Aufrichtigkeit dem des andern durchaus gleich.

Auch mit Berthold Auerbach, seit er sich dauernd in Berlin niedergelassen hatte, traf ich von Zeit zu Zeit bei Julian Schmidt zusammen. In dessen deutscher Literaturgeschichte war der Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", im Verhältnis zu so manchen andern vielgenannten neueren Berühmtheiten, ziemlich glimpflich und freundlich behandelt worden und hatte dort eine Anerkennung seiner höchst schätzbaren Eigenschaften als Erzähler und Schilderer von Volkssitten und Seelenzuständen gefunden, die seinem, für dergleichen sehr empfänglichen Herzen innig wohlthat. Um die Mitte der vierziger Jahre hatte ich seine Bekanntschaft gemacht, wo er hier eine zeitlang in den Kreis von jüngeren, vielfach begabten Männern eintrat, die sich um Müller-Strubing gruppierten. Seit er nach Dresden übersiedelt war, hatte

ich ihn völlig aus dem Gesicht verloren. Hier bei J. Schmidt fand ich ihn zuerst wieder und erneuerte die alte Bekanntschaft mit ihm. Die volle, untersetzte Gestalt, der dunkelbärtige Kopf mit dem breiten Gesicht von entschieden orientalischem Charakter, mit den schönen, vorliegenden, glänzenden, dunkeln Augen, die Art der Sprache in stark schwäbelndem Dialekt, die gleichnisreiche, jeden Gedanken, jede sinnliche Anschauung, die er seiner immer regen Beobachtung der Menschen und der Natur verdankte, in kurze, wuchtige Sätze und Sentenzen zusammenfassende Ausdrucksweise, — alles stand bei ihm in guter Harmonie untereinander. Seine Sprache wie seine Erscheinung atmeten das volle Behagen an sich selbst und teilten dies Behagen auch den anderen mit. Er hegte eine ganz aufrichtige Hochachtung vor dem eignen Ich, glaubte ehrlich an die Wichtigkeit seines Lebens, an die Bedeutsamkeit dessen, was er that, schrieb und sprach für die ganze Nation und hatte eine naive Freude daran, dieselbe Ueberzeugung andern beizubringen und durch sie bestätigt, sich darin bestärkt zu sehen. „Das ist ein gutes Wort; ich schenk' es euch," — diese oft zitierte Redensart Auerbachs ist nicht erfunden und ihm nicht nur fälschlicherweise in den Mund gelegt. Ich habe sie selbst oft genug von ihm vernommen, wenn er einen seiner häufig wirklich glänzenden, treffenden und in die rechte Form zusammengefaßten Weisheitssprüche gethan hatte. Aber diese sehr menschliche Schwäche der Eitelkeit, diese im Grunde

ganz wohl berechtigte Freude an sich selbst, seinem Schaffen und seinen Erfolgen, äußerte sich in so naiver Weise, war mit so wenig Neid und Mißgunst gegen andre verbunden; er war ein so wirklich guter, warm empfindender Mensch, und wo er sich unbefangen gab, so gewinnend durch dies Naturell, durch seine Erzählergabe und seine Kraft der humoristischen Schilderung, durch seine geistige Tiefe und den Reichtum seines Denkens wie seiner Erfahrung, daß man jene Eigentümlichkeit leicht übersah oder sich mühelos damit abfand und das Zusammensein mit ihm immer wahrhaft genußreich war. Von jedem nahm man einen positiven Gewinn für Geist und Gemüt mit.

Doch wie wert, willkommen und interessant es auch für mich war, mit solchen Männern zusammen zu treffen, — deren Reihe hiernoch um manche erst mehrere Jahre später in diesen Kreis eintretende, merkwürdige Charakterfiguren, z. B. H. v. Treischke, Al. Meyer, Braun (Wiesbaden) vermehrt werden könnte, — lieber noch waren mir dort in Schmidts Wohnung die, mit ihm und seiner Frau allein ohne andre Gesellschaft, in seinem Arbeitszimmer verbrachten, Stunden. Ich saß am runden Tisch in dem Rohrsessel mit hölzernen Seitenlehnen (ich spüre noch immer mit sinnlicher Deutlichkeit, sowie ich an diese Stunden zurückdenke, die Empfindung in meinen innern Handflächen bei dem Hin- und Hergleiten über die gerundeten Vorderteile dieser beiden Lehnen!), Frau „Lischen“,

wie er die Gattin nannte, gegenüber und Schmidt ging im Zimmer auf und ab, dann und wann einen Schluck aus dem immer gefüllten Grogglase nehmend, das sie ihm bereitet und auf den Tisch gestellt hatte, und das Gespräch, das sich meist um literarische und politische Themata, seltner um Personen und eigne persönliche Angelegenheiten drehte, schwirrte zwischen uns hin und her, zuweilen in größter Lebhaftigkeit, um dann auch wohl wieder auf viele Minuten völlig zu verstummen Dann hing jeder seinen eignen, dadurch angeregten, Gedanken nach, bis sich einer von uns von neuem bewogen fühlte, den auszusprechen, zu dem ihn die inzwischen innerlich lautlos fortgesetzte Reihe der, sich an jenes Gespräch anknüpfenden, geführt hatte. Und von neuem flammte das Feuer der Debatte auf. Brauchte man irgend eine Belegstelle aus den Werken eines Schriftstellers, Dichters, Historikers, so war der betreffende Band aus den langen Bücherreihen, welche alle Fächer der an den Wänden stehenden offnen Regale füllten, leicht herausgegriffen und der Satz oder Vers, das Datum, die Stelle, um die es sich für uns handelte, gefunden, der Wortlaut oder die Zahl festgestellt und das Gespräch konnte wieder seinen Lauf nehmen, wenn nicht grade die nachgeschlagene Stelle den Finder unwiderstehlich anreizte, das sich zunächst daran Anschließende weiter vorzulesen. Zahllos sind die Stunden meines derartigen Zusammenseins und des Gedankenaustausches mit dem Freundespaar während der

Jahre von 1863—1887 gewesen, und mehr als ich zu sagen vermag, danke ich ihnen an Gewinn für mein ganzes Geistesleben. Wenn ich dabei viel mehr empfing, als ich zu bieten vermochte, so habe ich beiden Schmidts doch etwas gegeben und zugeführt, was diese Schuld wieder mehr als nur ausgeglichen hat. Ich machte den berühmten Literarhistoriker zum ersten Mal mit einem Buch meines geliebten Turgenjew bekannt, von dem er — wie das möglich, erschien mir kaum faßbar — bis dahin noch keine Zeile gelesen hatte. Damit gewann ich dem großen russischen Poeten, einen der glühendsten Bewunderer und Apostel seiner Dichtung. Ja ich konnte später auch Turgenjew in Person mit Schmidt zusammenbringen, der bald ein ebenso inniger Verehrer und Freund des Menschen Turgenjew, wie seiner dichterischen Schöpfungen wurde und bis zu dessen Tode (1883) geblieben ist.

Während dieses Herbstes bot mir wieder einmal ein bedeutsames künstlerisches Ereignis noch neben der großen akademischen Kunstausstellung und der des Knausschen Meisterwerks „Nach der Taufe", den erwünschten Anlaß, meine kunstkritische Feder im Dienst einer guten Sache nach besten Kräften zu gebrauchen. Das Komitee für das in Berlin zu errichtende Schillerdenkmal hatte, am

9. November 1861, nachdem die erforderlichen Mittel zu dessen Herstellung — Dank der Beisteuern des Königs und der Stadtbehörden — größtenteils zusammen gebracht waren, die deutschen Bildhauer zum Wettbewerb um diese Aufgabe und zur Einsendung von Modellskizzen für ein solches, auf dem Gensdarmenmarkt vor der großen Freitreppe des Schauspielhauses zu errichtendes, Monument, aufgefordert, dessen Grundstein vor drei Jahren, am Tage der hundersten Wiederkehr des Schillerschen Geburtstages, gelegt worden war.

Eine ziemlich große Zahl von Künstlern war dieser Einladung gefolgt. Ihre Skizzen wurden im Concertsaal des Königl. Schauspielhauses öffentlich ausgestellt. Wie immer bei solchen Wettbewerben kamen nicht wenige wunderliche, verrückte und noch mehr recht schwache, mittelmäßige, geistig arme, konventionell gedachte und gestaltete Lösungen zur Schau. Dies Heer von gipsernen Schillerstatuetten in allen Gestalten, Stellungen, Aktionen, von Musen, von Charakterfiguren und Reliefdarstellungen aus den Dichtungen des zu Feiernden, konnte den sich dazwischen hindurch windenden Besucher völlig wirr machen und betäuben. Fast die einzige Skizze unter allen, welche durch Originalität der Composition, durch Macht und Kühnheit des gesamten Aufbaus und eigenartige Großheit besonders der vier Musengestalten an den Ecken des Postamentes überraschte und stärker fesselte, war die von Reinhold Begas aus Weimar gebrachte. Dies Fuß-

gestell mit seinen, an den vier Flächen hervortretenden Halbrunden, Brunnenbecken, seinen mächtigen und seinen lieblichen Eckstatuen der Lyrik, des Dramas, der Philosophie und der Geschichte, entsprach in dieser Skizze schon ziemlich genau dem des vollendeten Denkmals, wie wir es heute sehen. Schillers Gestalt aber war im Motiv, wie in der Stellung, von der später ausgeführten Statue völlig verschieden. Der Dichter war in halb schreitender Bewegung dargestellt, aufgerichteten Hauptes, mit dem Ausdruck der Begeisterung in den Zügen des Gesichts, Tafel und Griffel in den Händen, im Begriff, niederzuschreiben, was der Genius ihm eingiebt. Die Gestalt erschien in die Zeittracht, den langen „Schillerrock" gekleidet, der Mantel sank von der Schulter herab und schleppte zum Teil am Boden nach.

Diese Denkmalskomposition erregte so vielen und lebhaften Beifall als heftigen Widerspruch. Alle jene der Gräcomanie verfallenen, immer das „edle Maß der Antike" im Munde führenden, in Schinkels und Rauchs architektonischen und plastischen Schöpfungen die höchsten Muster und Normalwerke aller nach-hellenischen Kunst verehrenden, Aesthetiker, Kunstgelehrten und kunstübenden Schüler und Nachfolger beider Meister, welche damals die Meinung der gebildeten Kreise Berlins noch immer beherrschten, riefen „Wehe" über den, auf die zum Verderben führenden Irrwege der Barockkunst verirrten, Bildhauer und seine „Maßlosigkeit". Ein so gestaltetes

Denkmal vor dem Schauspielhause, diesem, als das reinste klassische, aus hellenischem Geist geborene, Wunder der Architektur gepriesenen, Bauwerk Schinkels, aufzurichten, erklärten sie für einen Frevel gegen diesen Meister und sein Werk, für eine Schimpfierung des letzteren, für eine Versündigung gegen den Schinkelschen Geist, die am wenigsten in Berlin geduldet werden dürfe. Diese Gegner des Begasschen Entwurfs, stellten ihm die allerdings ihren Kunstanschauungen sehr viel besser entsprechende, „maßvollere“ und konventionellere Denkmalskizze Siemerings gegenüber und setzten alles, was sie vermochten, in Bewegung, um nicht nur die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen, sondern vor allem diesem die Mehrheit der Preisrichterstimmen zu sichern. Unter anderen Argumenten gegen Begas' Entwurf verdient besonders das des Herrn Stadtrat v. Unruh hervorgehoben zu werden: die Wasserstrahlen, welche sich nach Begas Absicht aus den Löwenrachen am Postament in die Becken ergießen sollten, würden einen Kostenaufwand von jährlich 200000 Thalern erfordern! — Ich gehörte zu den eifrigen Vorkämpfern der Begasschen Lösung der Aufgabe. Nicht aus Freundschaft für den Künstler, sondern aus inniger Ueberzeugung von deren überragender monumentaler Schönheit und Großartigkeit. Es hätte daher gar keiner Bemühung von seiten andrer bedurft, um mich zu einer möglichst kräftigen Agitation für diesen Entwurf anzuspornen; gar nicht des für mich immerhin schmeichelhaften

Schrittes, den Eduard Magnus und Adolf Stahr zu diesem Zweck bei mir thaten. Beide überraschten mich eines Tags durch ihren gemeinsamen Besuch. Ohne weitere Umschweife und Einleitungen erklärten sie mir rund und nett, sie kämen, mich zu bitten, mit ihnen gemeinsam mit allem Nachdruck dafür in der Presse zu wirken, daß kein andrer als jener großartige Entwurf zum Siege im Wettstreit und zur Ausführung gelange. Stahr wollte in der Nationalzeitung in dieser Richtung thätig sein. Ich solle in der Spenerschen und Volkszeitung dafür arbeiten. Ich konnte den Herren nur erwidern, daß der letztere Wunsch meinerseits schon erfüllt sei, ehe sie ihn ausgesprochen hätten. Jedenfalls werde es nicht an meiner Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit liegen, wenn die Entscheidung der Jury anders ausfallen sollte.

Ob meine Artikel über die Schillerdenkmal-Angelegenheit und speziell über die Vorzüge des Begasschen Modells irgend etwas dazu beigetragen haben, den Sinn der Herren Preisrichter zu lenken und ihnen unsre eigne Meinung zu suggerieren? Ich zweifle daran. Aber es zeigte sich schließlich, daß die Mehrheit nicht aus unbedingten Gegnern des Begasschen Entwurfes bestand, wie einflußreiche Männer sich auch leidenschaftlich dagegen ereifern mochten. Die Preisrichter einigten sich zu dem Beschluß: nur Begas und Siemering zu einer neuen engeren Konkurrenz und zur strengen Einhaltung des Programmes von 1861 aufzu-

fordern. Dem ersten wurde dabei unter der Hand empfohlen, in seinem neuen Entwurf sich mehr dem Stil des Schauspielhauses anzuschließen und — „die Ausstellungen der Kritik an seinem ersten Entwurf zu berücksichtigen“! Da so ziemlich jeder Berliner Zeitungskritiker und sonstige Beurteiler seine eigne besondere Ansicht über das Modell geäußert hatte, so wäre es dem Künstler ziemlich schwer geworden, jenem guten Rat, der einer ihm gegebenen Vorschrift glich, zu folgen. Aber er kam den Preisrichtern dennoch soweit entgegen, daß er, der inzwischen seine Stellung in Weimar dauernd aufgegeben hatte, einen neuen, von der ersten Skizze ganz abweichenden, Denkmalsentwurf modellierte, der mir nicht halb so gut gefiel. Auch Siemering wich von seiner ersten Skizze völlig ab und mit noch weniger glücklichem Resultat als sein Mitbewerber. Das Schlußergebnis dieser engeren Konkurrenz war der Sieg des Begasschen Entwurfes. Die Mehrheit der Preisrichter erklärte sich für diesen. Begas erhielt den Auftrag zu dessen Ausführung in Marmor. Aber um zu verhüten, daß er etwa wieder in seine „Maßlosigkeiten“ zurückverfiele, wurde eine Ueberwachungskommission eingesetzt, aus Bildhauern, Architekten, Aesthetikern und Magistratsmitgliedern bestehend, welche von Zeit zu Zeit des Künstlers Arbeit besichtigen und dafür sorgen sollten, daß er nicht vom rechten Wege abwiche, sondern den der orthodoxen Bekenner des ästhetischen Evangeliums von der alleinselig-

machenden „maßvollen Schönheit der Antike“ wandle. Sei es, daß diese Ueberwachungskommission in der Ausübung ihres Amtes ermüdete, oder die Unmöglichkeit erkannte, einen solchen Künstlergeist nach ihrem Wunsch und Willen zu lenken, — genug, sie verhinderte es nicht, daß Begas ihrer Aufsicht thatsächlich spottete. Kehrte er doch bei der Ausführung des großen Modells seines Postaments zu seinem ersten Entwurf zurück, welcher den Widerspruch aller jener Zahmen erregt und von der Jury perhorresziert worden war; sowohl in der architektonischen Gestaltung, mit den halbrunden Brunnenbecken, wie in den Stellungen und Charakteren der vier symbolischen weiblichen Eckfiguren. Bemerkten die Herren der Ueberwachungskommission es nicht? oder drückten sie ein Auge zu? Jedenfalls gebührt ihnen der allgemeine Dank, daß sie dies sehr vernünftige Thun des Künstlers nicht gehindert haben. Nur in der Schillerstatue selbst ist er gänzlich von der seines ersten Entwurfes abgewichen; und wie mir scheinen will, nicht durchaus zum Vorteil des Ganzen. Hier ist vielleicht der beste Ort, das in Berlin viel verbreitete Gerücht zu widerlegen, die machtvolle Gestalt der Tragödie an der Nordostecke des Postaments sei damals nach meiner Frau modelliert worden und ein plastisches Porträt ihrer Erscheinung. Diese Meinung ist gänzlich unbegründet. Meine Frau, die in Stellungen und Bewegungen immer etwas Natürlich-Statuarisches, Großes, Stilvolles hatte, ohne je bewußt, zu posieren, nahm wohl

einmal die Haltung und den Gesichtsausdruck, wie Begas ihn für seine „Tragödie" wünschte, an; und er skizzierte beides nach ihr. Aber daß er in dem Kopf und der Gestalt ein monumentales Porträt von ihr modelliert und gemeißelt hätte, ist unrichtig.

XI.

Es war während der ersten Monate des Jahres 1863 dafür gesorgt, daß an Gegenständen und Anlässen zur politischen Aufregung auf beiden Hemisphären unseres Erdballs kein Mangel fühlbar wurde. In Italien zwar war nach dem verhängnisvollen Augusttage des vorangegangenen Jahres, an welchem Garibaldi bei Aspramonte die Kugel traf und sein Zug zur Befreiung Roms an dem siegreichen Widerstand der Truppen des Königs scheiterte, den er erst zum Herrscher eines geeinten Italien gemacht hatte, verhältnismäßige Ruhe eingetreten. Viktor Emanuel und seinen Ministern, war von Cavour bei seinem viel zu früh erfolgten Tode im Januar 1861 ein schweres Erbteil hinterlassen. Sie hatten das junge Königreich Italien gegen alle seine offenen und versteckt schleichenden Feinde zu verteidigen, die Parteien in seinem Innern im Zaum zu halten; die allzu stürmischen Freunde an jedem unklugen Schritt zu verhindern; sei es auch mit rücksichtsloser Gewalt, wie sie dort gegen Garibaldi und

seine Freischaren angewendet worden war. Es lag im dringenden Interesse der Regierung des Königs, diese Ruhe zu erhalten, um erfolgreich an der weiteren Verschmelzung der zusammengeschweißten Teile zu einem einheitlichen Reich und Volk arbeiten zu können. Aber wenn von dorther für den Frieden Europas zunächst nichts zu fürchten war, so drohte im Osten eine um so ernstlichere Störung desselben. Das russische Polen befand sich in vollem Aufstande gegen die despotische Herrschaft seiner Unterdrücker. Die gesamte liberale Presse der civilisierten Völker hatte Partei ergriffen für die polnischen Revolutionäre. Ebenso laut wie in ihr erklangen in den parlamentarischen Versammlungen Deutschlands und Frankreichs die Proteste gegen die „unmenschlichen Grausamkeiten“ der barbarischen Gewaltherrscher, die Klagen um die entsetzlichen Leiden Polens, die Forderungen an die Minister, zu Gunsten der unglücklichen Nation Schritte zu thnn, für diese einzutreten, die Macht des eignen Landes für sie in die Wagschale zu werfen. Man war in Berlin sehr geneigt, das große Sündenregister Bismarcks auch sogar noch um die, von Rußland gegen die polnischen Aufständischen verübten, Gräuel zu vermehren! Er hätte sie hindern, hätte Preußens Veto dagegen einlegen, das Freundschaftsverhältnis zu einer solchen Regierung kündigen und lösen müssen. Da er es nicht gethan, da er sogar noch immer fortfuhr, ihr gute freundnachbarliche Dienste zu leisten, sei er mitschuldig

13*

an all dem blutigen Jammer und Elend, in dem ein ganzes edles Volk erstickt würde. Wir hatten eben durch die Geschichte nichts gelernt oder wir hatten alles wieder vergessen. Die idealistische Art der gebildeten Deutschen, aus abstraktem Gerechtigkeitsgefühl und menschlichem Mitleid mit unsern schlimmsten Todfeinden zu sympathisieren, und um derer Leiden uns zu härmen, offenbarte sich in diesem Fall wieder einmal in vollem Glanz. Zum Glück waren die Lenker des preußischen Staates, König Wilhelm und sein großer Minister, von anderm festerem Schlage und jeder politischen Sentimentalität unzugänglich. Daß beide es damals bewiesen, wurde zum Heil für ganz Deutschland. Schwerlich würde der Krieg gegen Frankreich im Jahr 1870 den Verlauf genommen haben, den er nahm, wenn nicht, dank dem Verhalten Preußens während des polnischen Aufstandes von 1863, die Freundschaft Rußlands oder des Zaren Alexander II. für uns so „turmhoch" gestanden hätte.

In Nordamerika währte der Bürgerkrieg nun schon im dritten Jahre ohne Aussicht einer definitiven Entscheidung fort. Mit Bangigkeit und wachsender Besorgnis erfüllten gerade damals wiederholte Siege der Conföderierten, die Beweise der militärischen Ueberlegenheit der Verteidiger der sogenannten „schlechten Sache", jedes liberale deutsche Gemüt. — In Mexiko hatten die Franzosen, nach langer Stockung ihrer Operationen, seit der Uebernahme des Oberbefehls durch General Forey, den Krieg wieder

energisch begonnen und waren in sieghaftem Vorrücken. Aber allzu nahe ließen wir uns, ehrlich gestanden, alle diese Ereignisse da drüben, ferne, jenseits des großen Wassers und sogar das blutige geschichtliche Trauerspiel im nahen Polen nicht gehen. Sie verleideten mir durchaus nicht die Lust am Leben, an Weib und Kindern, am Verkehr mit den guten echten Freunden, die ich mir gewonnen hatte, an der schriftstellerischen und künstlerischen Arbeit und an den Schöpfungen und Leistungen der Meister aller Künste. Der, welchem ich während dieser ersten Monate des Jahres 1863 die größten Freuden verdankte, war eine Meisterin; noch einmal Desirée Artôt, die, wie in der Saison des vorangegangenen Jahres und wie dann noch während so manches folgenden, im Königlichen Opernhause eine längere Reihe von Gastvorstellungen von jener Art und mit derselben Wirkung gab, wie ich sie im achten Kapitel dieser Erinnerungen geschildert habe.

Zu schreiben und zeichnen gab es vollauf für mich während dieser ersten Monate des Jahres 1863. Außer der Spenerschen, der Berliner Allgemeinen und der Illustrierten Zeitung hatte ich noch Paynes „Universum" und gelegentlich auch der Volkszeitung kunstkritische Beiträge zu liefern übernommen, zu denen der Stoff schon damals nie abriß. Gleichzeitig verlangte Gustav Schauer von mir immer neue populäre, kunstgeschichtliche Arbeiten, Texte zu den von ihm in den verschiedensten Formaten

herausgegebenen Sammlungen von photographischen Nachbildungen der Werke der großen alten italienischen, deutschen, spanischen und vlämischen Meister. Teils wurden diese Photographien zu „Meister-Albums" teils zu „Galerie-Albums" vereinigt. Zu jenen hatte ich die Geschichte der betreffenden Künstler, zu diesen die Geschichte und Schilderung der Sammlungen und die Glossierungen und Kommentare der einzelnen ausgewählten Bilder zu schreiben, wie ich das schon im ersten Bande dieser Erinnerungen erwähnt habe. Die Mehrzahl dieser Texte, z. B. die zur Petersburger Eremitage-, zur Madrider Prado-, zur Londoner National-, zur Venezianischen Akademie-, zur Florentinischen Pitti- und Uffizien-Galerie; das Leben und die Charakteristik Rafaels, Michelangelos, Tizians, Correggios, Lionardos, Paul Veroneses, Murillos, Rembrandts, Van Dycks, Rubens', mehrerer niederländischer Genremaler und Albrecht Dürers für Miniaturalbums ihrer Hauptwerke wurden von mir in den beiden Monaten Februar und März jenes Jahres geschrieben. Selbstverständlich machten alle diese Arbeiten auf irgend welche Bedeutung als Resultate eigner gelehrter kunstgeschichtlicher Forschungen nicht den geringsten Anspruch. Alles Biographische und Geschichtliche darin ist vorhandenem Material entnommen. Aber Urteil und Schilderung sind durchaus mein eigen; und ihrem Zweck: Interesse, Liebe, Verständnis, Bewunderung für die Meister und deren Werke zu erwecken oder zu mehren, deren kleine

Nachbildungen diese Albumkästchen enthielten, waren sie ganz angemessen.

Unter den künstlerischen Tageserscheinungen in Berlin während jener Monate waren die bemerkenswertesten, die mir am meisten zu schreiben gaben, zwei in den vorderen Sälen des Akademiegebäudes veranstaltete Ausstellungen. Das Jahr 1863 war das fünfzigste seit der Erhebung Preußens gegen Napoleon und dem Beginn des deutschen Freiheitskrieges; das hundertste seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges. Zum Gedächtnis beider großer geschichtlicher Ereignisse wurden während des Februar und März eine Ausstellung von Gemälden, Farbenskizzen und Zeichnungen der beiden Berliner Meister veranstaltet, welche ihre Kunst vorzugsweise der Schilderung der Thaten, der Männer und Helden jener Zeiten gewidmet gehabt hatten: Adolf Menzels und Georg Bleibtreus. Wenn mir beide Ausstellungen auch nicht vieles, was mir noch nicht bekannt gewesen wäre, boten, so bereitete mir das Wiedersehen dieser hier zum erstenmal vereinigten, herrlichen, künstlerischen Schöpfungen besonders Menzels doch einen hohen Genuß und zugleich die nicht geringe Freude, nun an drei Berliner Zeitungen (der Spenerschen-Volks- und Berliner Allgemeinen Zeitung) mein volles Herz ausschütten und für den verehrten Meister wieder einmal öffentlich Zeugnis abzulegen vor meinen Lesern, auf daß sie mit Andacht, seine „guten Werke sähen und unsern Vater im Himmel priesen,“ der

unserm Volk einen solchen Künstler gegeben und erweckt hatte.

Zeichnerisch beschäftigte mich selbst damals außer einigen Kopien auf Holz für die Illustrierte Zeitung, außer Uebungen in der Aquarellmalerei bei Oskar Begas und zahlreichen Naturstudien nach meinen eigenen Kindern eine größere Komposition, — die erste von dreien, in welchen ich das Leben des jungen Goethe während der drei wichtigsten Epochen seiner vorweimarischen Zeit, der Leipziger, Straßburger und Wetzlarer, darzustellen beabsichtigte, — „Goethe in Leipzig." Die Hauptszenen aus den von ihm in Klein-Paris verlebten Studentenjahren, wie wir sie aus den Schilderungen in „Wahrheit und Dichtung" kennen, zeichnete ich in kleinen Bildern verschiedenen Formats, die durch leichte Umrahmungen im Rokokostil von einander gesondert und zugleich verbunden wurden. Ich hatte ein nicht zu schilderndes Vergnügen daran, alle diese Gestalten und Szenen, die so lange schon klar und lebendig vor meines Geistes Auge standen, auf das Papier (und später auf den Holzstock) zu bringen. Daß, — wie es ganz unvermeidlich war, — zahlreiche Anklänge an Chodowiecky und an Menzel in diesen kleinen Kompositionen aus dem deutschen Leben der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mir selbst unbewußt, mit unterliefen, war nur sehr natürlich. Solche Anklänge werden sich mit leichter Mühe in jedem deutschen Bilde und jeder Illustration nachweisen lassen, deren

Gegenstände eben jener Epoche entnommen sind, ohne daß man dadurch schon berechtigt wäre, den Zeichner des Plagiats schuldig zu erklären.

So hatte ich, während ich eigentlich schon mit vollen Segeln auf das Ziel des Schriftstellertums lossteuerte, mich bei mir selbst und bei den andern doch auch als Künstler mehr und mehr in Achtung gebracht. Ich war mir bewußt, als Zeichner nicht erfindungsarm zu sein, und ernst, ehrlich und gewissenhaft zu arbeiten. Ja ich wiegte mich noch immer — im neununddreißigsten Jahr! — in den Traum, ich könne mich trotz aller versäumten Zeit und der geschwundenen Jugend, doch noch zu einem wirklichen Maler entwickeln, der seinen Platz zwischen den besseren einnähme, wenn ich es nur ermöglichen könnte, eine zeitlang in einem der berühmten Pariser Meisterateliers gründlich die Technik dieser Kunst zu studieren und praktisch zu erlernen. So hatte sich Bernhard Plockhorst, nachdem er lange als Zeichner und Lithograph sein Brot verdient, zum angesehenen Maler herangebildet. So war August von Heyden, der Freund Richard Lucaes, nachdem er seine Stellung als Bergwerksdirektor des Herzogs von Ujest aufgegeben hatte, noch im zweiunddreißigsten Lebensjahr ins Künstlerlager übergetreten und gerade in jener Zeit, im vierund-

dreißigsten nach Paris gegangen, um dort, — und zunächst mit glänzendem überraschendem Erfolge, — das Malen bei Couture zu erlernen. Denselben Weg war auch mein alter Freund Karl Breitbach im dreißigsten Jahr gezogen, nachdem er lange Zeit als Retoucheur in G. Schauers photographischem Atelier gearbeitet hatte. Sollte mir eine ähnliche Möglichkeit für immer verschlossen bleiben?

Die frühere Scheu vor dem Zusammensein und Verkehr mit den namhafteren Malern, die Verlegenheit, welche dem beschämenden Bewußtsein der eignen Dürftigkeit und der verhältnismäßigen Unbedeutendheit meiner Leistungen entsprungen war, hatte ich damals schon mehr und mehr abgestreift. Ich war in den Verein Berliner Künstler aufgenommen worden, für dessen Album ich, als Probe- und Aufnahme-Arbeit, eine Illustration zu Goethes ‚Wahrheit und Dichtung', — Goethe verkleidet in der Gartenlaube des Pfarrhauses zu Sesenheim, Olivien und Friederiken das Märchen von der neuen Melusine erzählend, — gezeichnet hatte. Gerne besuchte ich die Vereinssitzungen, die damals (unter dem Vorsitz Steffecks) in dem sehr bescheidenen Mietslokal im Hause der „Urania" auf Sparwaldshof, dem vom „grünen Graben" durchflossenen wunderlichen, nun längst verschwundenen und von der heutigen Beuthstraße eingenommenen, ausgedehnten, malerischen Stall- und Scheunenhof zwischen Spittelmarkt und Kommandantenstraße, abgehalten wurden. Mit größtem

Vergnügen nahm ich an den lustigen Winterfesten des Vereins im „Englischen Hause“ in der Mohrenstraße und an den einfachen harmlosen und doch so übermütig heitern, mit frischem köstlichem Künstlerhumor gewürzten, Sommerfesten im Walde von Schulzendorf hinter Tegel teil. Vor dem Oranienburger Thor wartete der Teilnehmer an solchen Tagen um ein Uhr Mittags eine lange Kolonne von Kremsern. In ihnen fuhren wir hinaus, mit den Gerätschaften zu den beliebten Spielen, mit denen man sich draußen im Kiefernschatten die Stunden des Nachmittags vertrieb, ausgerüstet, — dem Holzadler, den kurzen Keulen zum Werfen nach ihm, den Bocciakugeln, den „Nuseltöpfen“, — wie mit dem Faß voll Moselwein, dem riesigen „Ziehtopf“ und allen zu der, draußen durch die „Vereinsmutter“, Ferdinand Weiß zu bereitenden, Monstre-Bowle erforderlichen, Ingredienzien. Erst zu Ende der sechsziger und zu Anfang der siebziger Jahre begann man im Verein das Bedürfnis zu fühlen, diese Sommerfeste in Schulzendorf und andern Orten der Umgebung Berlins mit besondern humoristischen Veranstaltungen, Aufführungen von bald romantisch-phantasiischen, bald grotesk-komischen, satirischen Festspielen und Einzel-Szenen, Räuberüberfällen, feierlichen Empfängen durch Bürgermeister, Gemeinderat und Zünfte einer kleinen Stadt, Waldmärchen u. dgl. m. zu würzen. In jener früheren Zeit genügte nur das gemeinsame Hinausfahren, der Kaffee im Walde an endlos langer Holztafel, die Be-

schäftigung mit jenen Spielen, bei gleichzeitigem fleißigem Kosten und Prüfen der kunstgerecht gebrauten Bowle, das gemeinsame Abendessen zwischen den alten Kiefern beim Licht der aufgestellten Laternen, und eine nächtliche Prozession der stark angeheiterten Gesellschaft schwankender Gestalten mit Windlichtern in den Händen tief in den schweigenden Wald hinein, der das Finale bildende tolle Reigen vor der Heimfahrt, und der diese unterbrechende Abschiedstrunk in den Bierhallen des Eiskellers am Wedding. Während der Tafelsitzung gab wohl einer der großen Humoristen des Vereins R. Löwenstein, Gustav Heil oder Wilhelm Scholz eine neue Probe seiner überwältigenden, witzsprühenden, zündenden Beredsamkeit, die seit dem Tode des Erst- und des Letztgenannten und der schweren lähmenden Erkrankung Heils im Verein völlig verstummt ist. Diese drei Männer waren es auch vor allen andern, durch deren humoristisch-poetische Kraft der Erfindung und der Rede jene damaligen einfachen winterlichen Vereins-Maskenfeste im „Englischen" Hause, die meist „ohne Damen" begangen wurden, ihren eigentümlichen Glanz und Reiz empfingen. Ihre Festspiele, ihre Vorträge, ihre Tischkarten-Erklärungen, die von G. Heil gedichteten Lieder, sind in ihrer Art einzig und unerreicht geblieben. Ist doch auch die Stimmung, aus welcher heraus sie verfaßt und gesprochen wurden, für immer aus unsern Künstlerkreisen verschwunden. Die damalige Harmlosigkeit und die Freudigkeit ist dahin; und das Gefühl

der Zusammengehörigkeit, der Kameradschaftlichkeit ist durch den, den Verein zerklüftenden, Parteihader, den leidenschaftlichen Widerstreit der entgegengesetzten künstlerischen Meinungen und Richtungen, vernichtet. Wer jene unbefangenen Jugendzeiten des Vereins Berliner Künstler noch mit erlebt, jene Winter- und Sommerfeste mitgemacht hat, wird ihrer immer nur mit herzlichem Vergnügen, aber auch nicht ohne leise Wehmut darüber gedenken, daß sie vorüber sind und jener Geist erloschen ist, welcher sie beseelt und zu dem gemacht hatte, was sie waren.

Zu meiner freudigen Ueberraschung that sich mir im Vorfrühling jenes Jahres 1863 der mir so lange verschlossen gewesene Weg auf, der mich, wie ich damals glaubte, zur endlichen, kaum noch erhofften Erfüllung meines Lieblingstraumes führen mußte. Gustav Schauer erklärte mir während einer unsrer frühen Morgensitzungen in seinem Hause, in denen wir über zu unternehmende neue photographische und literarische Publikationen berieten: „Sie müssen notwendig einmal nach Paris, das Louvre und die moderne französische Kunst kennen lernen; meinetwegen auch in ein Atelier eintreten und noch einmal anfangen zu malen. Wollen Sie's thun, so gebe ich Ihnen zweihundert Thaler dazu. Was Sie mehr brauchen, können Sie auch mit Schreiben und Zeichnen von Paris aus verdienen".

Ich will nicht versuchen, die Stimmung zu schildern,

in welche mich dies Anerbieten versetzte! Also endlich, endlich sollte die alte Sehnsucht befriedigt werden, ich sollte Paris nicht nur flüchtig besuchen und sehen, sondern auch dort für längere Zeit hausen, studieren, arbeiten, ganz in jene Welt eintauchen, in der meine Gedanken am liebsten schweiften! Bestellungen zu Zeichnungen für die Illustrierte Zeitung konnte ich mitnehmen. Die Spenersche und die Berliner Allgemeine Zeitung würden sicher nicht ungern Pariser Briefe, Kunstberichte und Feuilletons von mir annehmen und honorieren. Und, — was mein Glück vollständig machte, — Frau Prince-Smith bot mir, als sie von meinem Vorhaben hörte, zur Unterstützung seiner Ausführung die gleiche Summe an, welche mir Schauer gegeben hatte. Nun hielt mich nichts mehr zurück. Mit Empfehlungsbriefen war ich von Desirée Artôt an ihren in Paris lebenden Onkel Baugnict, den belgischen Maler und seine Gattin (ihrer Mutter Schwester), von E. Magnus an den Architekten Hittorff, den berühmten „europäischen Hofmaler" Winterhalter und den gelehrten Akademiker, Archäologen und Kunstforscher Mr. Beulé, von Reymond an Jules Simon, den Maler Roux, von Gentz an seinen Meister, den Maler Gleyre ausgestattet. Mehr als alles galt mir und beglückte mich die Gewißheit, Pauline Viardot und ihre Familie dort zu finden. Meiner Frau übergab ich die Hälfte des Geldes, über das ich verfügte, und am Morgen des 22. April sagte ich im Potsdamer Bahnhof ihr und meinem kleinen Volke Lebewohl, stieg

in ein Coupé III. Klasse des Zuges nach Köln und dampfte ab. Das Scheiden von allem, was mir das Liebste auf Erden war, wurde mir schwer genug. Aber trotzdem — „Wo so viel sich hoffen läßt, ist der Abschied ja ein Fest“!

XII.

Wie ein Verbrechen gegen mich selbst wäre es mir erschienen, die Fahrt nach Paris, diese Reise ins Unbekannte, in die ersehnte schöne Fremde hinein, in der Weise zu machen, wie die meisten dahin Reisenden: ein Schnellzugbillet bis Paris zu nehmen; im Potsdamer Bahnhof zu Berlin in den Wagen einzusteigen und ihn erst am andern Morgen im Nordbahnhof zu Paris wieder zu verlassen ... Nein, ein Glück, wie es diese Reise schon als solche und an sich, ganz abgesehen von ihrem Ziel, war, mußte gründlich ausgenutzt und ausgekostet werden. Zum ersten Mal sahen meine Augen den Rhein und das heilige Köln. Mit welcher Andacht erfüllte, mit wie frommer Freude durchschauerte mich der Anblick der prächtig dahinströmenden grünlich gelblichen Fluten des „alten Grenzenhüters der Germanen,“ und der des Domes! Unmöglich konnte ich weiter fahren, ohne mich zuvor mit ihm und der ganzen berühmten, denkmalreichen Stadt etwas näher bekannt gemacht zu haben. Nur eine Nacht und

einen Tag machte ich Halt in Köln. Die gewaltigen Arbeiten zur Wiederherstellung und Vollendung des Domes waren in diesen Jahren kräftig gefördert worden. Zwar der Nordwestturm erhob sich erst wenig über die Höhe des Hauptportals. Aber die Giebelbauten der Seitenportale näherten sich ihrer Vollendung, der Südwestturm begann, wenn ich mich recht erinnere, schon über die frühere Höhe hinauszuwachsen, die er im vierzehnten Jahrhundert erreicht hatte, um dann notdürftig gedeckt, während länger als vierhundert Jahren in diesem fragmentarischen Zustande zu verharren. Der altberühmte Domkrahn dort oben, den man schon auf Hans Memlingks Bildern zur Geschichte der elftausend Jungfrauen aufragen sieht und der, auf dem breiten Plateau, auf welchem jener sich erhob, wild wuchernde Rosengarten, von dem mir in Berlin Richard Lucae einst begeistert erzählt hatte, — sie hatten bereits den Platz räumen müssen. Der hohe Chor stand nicht mehr vereinzelt und durch einen langen, von andern Gebäuden ausgefüllten, Zwischenraum von dem westlichen Teil des Langhauses getrennt, als traurige Ruine da. Die Verbindung zwischen den Teilen war hergestellt. Die Außenwände mit ihren Strebepfeilern, Bögen und Fialen waren ringsum bis zur gleichen Dachhöhe gebracht, die Pfeilerhallen im Innern durchgeführt, die Ueberwölbung der Schiffe vollendet, und auf der Kreuzungsstelle des Lang- und Querschiffes stieg der

fertige, leider aus Zink gehämmerte, zierliche Dachreiter auf. Der weite Bauplatz rings um den Dom, vor dem noch hie und da große und kleine Gebäude verschiedener Art und Bestimmung ihren alten Platz behaupteten, war von Steinhauerscharen und Bauarbeitern belebt. Ueberall tönte der Klang der Hämmer, Meißel und Steinsägen, mittelst derer die Werkstücke sorgfältig hergerichtet, die dekorativen Statuen und fantastisch-grotesken Figuren, Reliefs, und all das mannigfache gotische Ornament, Blumen-, Krabben-, Blätterwerk aus den Sandsteinblöcken herausgeschnitten und gehauen wurden. Einem Kölner Verlagsbuchhändler und Zeitungsherausgeber, bei welchem mein ehemaliger Freund Fritz Giebe eine Zeit lang als Redakteur thätig gewesen war, Herrn K... hatte ich einen Besuch gemacht. Ich fand gerade in ihm den rechten Mann, den besten, den ich mir in Köln als Führer hätte wünschen können; einen Herrn von feuriger Enthusiasmusfähigkeit. Den Hauptgegenstand seinen künstlerischen und lokalpatriotischen Begeisterung aber bildete der Stolz seiner Heimatstadt, der Dom. Mit freudigem Eifer lud er mich sofort ein, unter seiner kundigen Führung dies Wunderwerk alter und neuer deutscher Baukunst zu besichtigen. Kein Anerbieten wäre mir willkommner gewesen. So wurde denn das Ganze gründlich durchgenommen, erläutert, betrachtet, im Innern wie von außen. Wir erstiegen den Dachumgang und umwandelten ihn; wir betraten die obere Seite der Gewölbe der Schiffe.

Jedes Stück dekorativen Bildwerks wurde in irgend erreichbarer Nähe besichtigt, um mir die Güte und Tüchtigkeit der Arbeit daran nachzuweisen — Solche Männer, wie mein gütiger Führer sind ein Schatz für ihren Wohnort. Sie gehören mit zu den wirksamsten treibenden Kräften aller gemeinnützigen Unternehmungen der Kommunen, wie der Privatgesellschaften. Sie werden nicht müde, die Bequemen und Gleichgültigen aufzurütteln und anzuspornen, daß auch sie mit thätig seien für das, was dem Gemeinwesen zum Nutzen und zum Ruhme gereicht.

Mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß mir die Worte Köln, der Rhein und der Dom fortan nicht mehr nur Worte seien, sondern klare bestimmt eingeprägte Vorstellungen bezeichneten, verließ ich am nächsten Mittag die rheinische Hauptstadt und dampfte weiter ins linksrheinische Land auf Aachen und Belgien zu. Ich war mit meinen 39 Jahren noch in vielen Stücken ein wahres Kind geblieben. Die echt kindische Freude an allem Neuen, was ich auf dieser Fahrt sah und hörte, bewies das zur Genüge. Jeder der belgischen Arbeiter in blauer Bluse, zwischen denen ich auf der belgischen Strecke im überfüllten Wagenabteil III. Klasse des auf allen kleinen Stationen haltenden Bummelzuges eingepfercht saß, ihre französische und vlämische Unterhaltung, jedes Stück jener anmutreichen Berg- und Waldlandschaft, welche die Bahn wischen Aachen und Lüttich durchschneidet; alle die zierlichen, in Form und Art von allen auf deutschem

14*

Boden gesehenen so ganz verschieden gestalteten, Villen, Schlößchen, Städtchen, Burgen auf den Höhen; die schwarz verräucherten Hüttenwerke und Fabriken in den Thälern an den, vielgewundenen Laufs zwischen Waldhügeln und Klippenufern dahinströmenden, Flüssen, — alles und jedes fesselte mich und erregte freudig meine naive Seele und meine noch so frischen Sinne. — Der Bummelzug führte nur bis Charleroi, hier mußte ich für die Nacht halt machen: — so hatte mir Reymond mein ganzes Reiseprogramm, durch dessen Ausführung ich am billigsten fahren würde, vorgezeichnet. Im dortigen Bahnhof außerhalb der Halle stieg ich aus, während ein feiner Regen auf das kohlengeschwärzte Erdreich und das verwickelte Schienennetz herabrieselte, und ging, mir in der dunkeln Stadt ein möglichst bescheidenes Nachtquartier zu suchen. Einer vom Bahnhofspersonal, der an dem Zuge entlang gehend, gegen die Räder klopfte, sang den damals eben aufgekommenen, von Paris her durch ganz Frankreich verbreiteten, Chanson, durch den ich später dort an der Ursprungstelle während der nächsten Monate dieses Jahres 63 wahrhaft gepeinigt worden bin: „J'ai un pied, qui r'mue et l'autre, qui ne va guère, j'ai un pied, qui r'mue et l'autre qui ne va plus.“ Gerade dieser Gassenhauer spielt in Hans Hopfens prächtigem Roman „Verdorben zu Paris“ eine wichtige Rolle und hilft die „Zeit der Handlung“ genau bestimmen.

Dies Hören des ersten französischen Liedes, der Anblick

des Mannes im Käppi und der ungegürteten rußigen blauen Bluse, das in seiner Haltung und seinen Bewegungen scharf ausgeprägte national französische Wesen steigerte wenn möglich meine freudige Stimmung, die mich während der ganzen Fahrt beseelt hatte. Wenn auch noch auf belgischem Boden, fühlte ich mich doch schon wie in Frankreich und empfand das Beglückende der Gewißheit: morgen bist Du in Paris!

Es ist unsre alte nationale Schwäche, die sich besonders seit zwei Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat, und auch in der gegenwärtigen Generation in Deutschland noch immer nicht ausgetilgt erscheint, jene bewundernde Schätzung des, unsrer eignen Natur und Art so fremden, so entgegengesetzten, ja direkt feindlichen, französischen Wesens. Wir fühlen und erfahren es immer wieder, daß unsrer Rasse gerade die wichtigsten Eigenschaften versagt sind, welche die Franzosen besitzen und denen sie hauptsächlich ihre Erfolge als Nation, wie als Einzelwesen im Leben und in den Künsten verdanken. Nach jedem Kriege mit unsern schlimmen unruhigen Nachbarn wird es Mode, ja stillschweigend fast als Gesetz und Ehrenpflicht jedes echten Deutschen erklärt, daß er unerreichbare Trauben als ganz schlechte, ungenießbare, verwerfliche erkenne, die wir zu verachten hätten, nach denen zu verlangen und die Hände auszustrecken ein unsrer ganz unwürdiges Thun sei. Aber die Herrschaft dieses Gesetzes ist noch nie von allzu langer Dauer gewesen. Wir

scheinen darin unverbesserlich zu sein. Auch die Antipathie der Franzosen gegen uns, die schlechteste Behandlung, welche sie den Deutschen angedeihen lassen, vermag diese nicht von jener altererbten immer erneuerten und genährten Schwäche zu heilen. Damals sieben Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege, als das zweite Kaiserreich auf der Höhe seines Glanzes und seiner Macht angelangt war, Frankreich wieder den größten Ruhm der Waffen mit dem der Künste vereinigte, die Völker und Fürsten Europas durch seine Erfolge auf allen Gebieten, sein Glück, seinen Reichtum, die Kühnheit und Großartigkeit seiner Friedenswerke wie seiner Kriegsthaten blendete, war die Bewunderung für alles Französische, bei uns Deutschen wieder besonders mächtig ins Kraut geschossen. Wohl gab man sich den Anschein, den Neffen des Onkels als den tückischen Erwürger der französischen Republik und der Freiheit zu hassen und zu verwünschen, als kleinen Nachahmer des gewaltigen Imperators zu verspotten. Aber — er war es doch andrerseits gewesen, der Europa von dem erstickenden Druck Rußlands befreit, den Glauben an dessen unbesiegbare Uebermacht für immer zerstört, der Italien aus der Knechtschaft erlöst und den Stein ins Rollen gebracht hatte. Sein Einbruch in Mexiko und die blutige Vergewaltigung dieser Republik gab zwar zu neuer Entrüstung gegen den Kaiser genügenden Grund. Aber — diese Dinge gingen da hinten weit in Amerika vor und berührten uns Deutsche nicht so unmittelbar.

Sie konnten jene andern großen Verdienste um die Freiheit Europas nicht wett machen, das dankbare Gedächtnis daran nicht austilgen.

Und zu welcher Blüte war unter seiner Regierung trotz jener Kriege der Wohlstand Frankreichs gebracht! Das vordem durch wilden Parteihader zerrissene Volk schien durch Napoleon zu einer großen ergebenen Masse verschmolzen, sich um die Fahne des Kaiserreichs zu scharen. Zu neuer Größe und nie zuvor besessener Pracht und Schönheit erhob sich unter dessen Schutz in dieser neuen Aera des französischen Glücks und Ruhmes Paris „die Hauptstadt der Civilisation" die allmächtige Herrscherin im Reich des Geschmacks, der Mode, der schönen Künste. — Man wird es auch heute noch verstehen können, wie sinn- und seelebestrickend das damalige Frankreich auf uns Deutsche wirken mußte, die wir in allen unsern heimischen Zuständen, Regierungsthaten und Maßregeln nur Gründe zur Unzufriedenheit, zur Beschämung, zum Verzicht auf die Hoffnung des Besserwerdens erblicken zu müssen glaubten.

Ich persönlich war, wie ich bereits an verschiedenen Stellen dieser Erinnerungen offen bekannt habe, damals ganz und gar von dieser Frankreich- und Franzosenliebe ergriffen; ein völlig damit durchdrungenes deutsches Individuum. Paris erschien mir als das wahre Centrum des geistigen Lebens der Menschheit; jeder Stein darin geweiht durch die für diese wichtigsten Thaten und Ereignisse. Jeder

französische Eisenbahnschaffner, Bahnhofbeamte und Arbeiter, den ich während der Tagesfahrt durch das schöne Land auf dem Trittbrett des Wagenzuges und auf den Perrons der Stationen zu Gesicht bekam — sehr viel weniger freilich die französischen Kleinbürger und Frauen die in die elenden Marterkästen des Coupés dritter Klasse einstiegen — schien mir den Stempel einer edleren Rasse in den Formen, den Zügen, dem Ausdruck, den Bewegungen der Gestalt, dem Sitz der Tracht, dem gesamten Habitus im Dastehen, Gehen und Sprechen deutlich aufgeprägt zu tragen . . . So weit kann die Verblendung und Verirrung in unsern Anschauungen gehen!

Je mehr wir uns Paris näherten, desto höher wuchs meine Spannung und Erregung. Das Neue, Fremde, Grandiose und Reizvolle drang von allen Seiten so massenhaft auf mich ein. Aber zugleich auch die Sorge: wie wirst Du Dich in dieser fremden Welt zurechtfinden, heimisch machen, bestehen, und das erreichen und erwerben, wonach Du hinausgezogen bist?!

Es war der schönste Frühlingssonntag in dessen Nachmittagsstunden der Zug in den wüsten, weiten, verstaubten und verräucherten Nordbahnhof einlief. Erst nach langem qualvollem Harren und Warten, Kofferaufschließen und Untersuchen war ich glücklich zu einem Fiaker gelangt. Ich fuhr in die, vom lustigen, bunten, festtägigen Menschentreiben belebten, vom heißen Sonnenschein überfluteten weiten Plätze und Straßen hinaus zu dem damals erst

vor wenigen Jahren durchgebrochenen Boulevard de Straßbourg und weiter den endlos scheinenden noch neueren Boulevard Sebastopol hinab zur Seine hin. Das alles stand nun wirklich und leibhaftig vor meinen Augen, was ich mir so oft seit zwei Jahrzehnten in meinen sehnsuchtvollen Träumen vorgestellt und ausgemalt hatte. Nur wer ähnliche Daseinskontraste wie ich erfahren und die für unmöglich gehaltene Erfüllung des heißesten Seelenwunsches „endlich zu sich nieder steigen" gesehen hat, kann mir nachfühlen, was ich empfand. Das hier bereits vollentwickelte Laub der Platanenkronen wehte und flüsterte im Frühlingswinde. In den Squares und öffentlichen Gartenplätzen, die von Schwärmen spielender, über das geschwungene Seil springender Kinder, — manche in schmuckſten hellfarbigsten Trachten, manche in schwarzkattunen Hängeröckchen oder das ganze Kleid bedeckenden Schürzen, — unter Aufsicht ihrer Wärterinnen und Mütter, wimmelten, leuchteten schon und dufteten die üppigen Blütentrauben des Flieders. Ueberall ein farbenfreudiges, klingendes, leicht und kräftig pulsierendes Leben. Auf den breiten Trottoirs ein dahin flutender Menschenstrom, dessen Dichtigkeit nirgends abnahm. Vor den Thüren der Cafés und Restaurants an den hinausgestellten Tischen überall eben so dichte Gruppen von Männern und Frauen aller Stände, plaudernd, in ihre Zeitungslektüre versenkt, ihren Kaffee, ihren „Bock", ihren Absynth oder Syrup schlürfend. Auf dem macadamisierten Straßendamm ohne Gerassel dahinrollend eine Flut von

Fiakern, von, auf dem Deck Kopf an Kopf besetzten, Omnibus, Equipagen, Lastwagen; rasch dahin sprengende Ordonanzreiter, rothosige Chasseurs, Kürassiere mit wehendem Roßhaarbusch am Helm; kolossale zweirädrige Karren von mächtig gebauten Percheron-Schimmeln mit blauer, zottiger, dicker Felldecke auf den Rücken gezogen, vollgepackt mit enormen Kalksteinblöcken für die Neubauten, die überall längs den eben durchgebrochenen neuen Straßen emporwuchsen. Zwischen den Männern in bürgerlicher Tracht und den zahlreichen Arbeitern in blauer Bluse und weiten Beinkleidern, den meist auffällig wohlgenährten reiferen Damen, den, leichten elastischen Schritts, von weit bauschigen Röcken umrauscht, die kleinen Füße in zierlichen Bottinen, dahinschreitenden, hübschen Fräulein, und jungen Frauen in einfach eleganter Tracht, den Grisetten in weißen Häubchen und grauen, schwarzen und braunen Kamlotkleidern, schritten die wahren „Herren der Situation," die Troupiers, in dem stolzen Bewußtsein dieser ihrer wieder eroberten gebietenden Stellung. Besonders wohlgefällig ruhten die Blicke der Begegnenden vor allen auf den, damals noch vom ungetrübten Glanz der patriotischen Legende umstrahlten, Turcos und Zuaven mit den beturbanten Häuptern, den wettergebräunten scharfgeschnittenen und den negerschwarzen, wulstigen, zähnefletschend grinsenden Gesichtern, den schlanken geschmeidigen, katzenhaft bewegten Gestalten in ihren an den Orient erinnernden malerischen Phantasieuniformen. Hier und da hatte sich

mitten auf dem Trottoir ein Taschenspieler ein Saltimbanque, ein Athlet aufgestellt, den sofort ein Kreis lachender neugieriger Zuschauer und Hörer umgab, vor welchen er seine Künste mit einem ungeheuern Aufwande von Beredsamkeit produzierte; ein Musikant, ein Sänger, ein Virtuosenpaar, deren Lieder und Konzertstücke, übertönt von dem allgemeinen Lärm, freilich nur den Nächststehenden vernehmbar blieben. Schlanke sergeants de ville im zugeknöpften dunkeln Uniformrack, den Degen an der Seite, den Dreispitz verwegen schief auf das Haupt gesetzt, Oberlippe und Kinn mit der „Imperiale", dem Schnurr- und Knebelbart nach kaiserlichem Muster, geschmückt, die Beine in grauen Hosen von der größten Weite um die Hüften, sahen, mit untergeschlagenen Armen dastehend, dem Treiben zu. Die frei gewordenen Mauerflächen solcher Häuser, deren Nachbargebäude niedergerissen waren, alle Bauzäune und Mauern leuchteten von oben bis unten in allen Regenbogenfarben mit den darauf gepinselten riesigen bunten Reklameschildern und -Bildern, unter denen, immer und immer wiederkehrend, die riesigen Bilder des „redingote gris" und des „diable boiteux" alle andern überragten. Ueber die Kronen der Bäume des schönen Squares zur Linken sah ich den freigelegten altersgrauen gotischen Turm St. Jacques la boucherie aufragen und drüben über der Seineinsel das schwere wuchtige finstre Türmepaar der Notre Dame de Paris, die Kuppel des Palais de Justice

und die schlanke zierlich graziöse durchbrochene Turmspitze der Sainte Chapelle, — sie alle mir längst so genau vertraut und doch mit der ganzen Macht des Neuen und Ueberraschenden auf mich einwirkend. Und dann ging es auf prächtiger monumentaler Brücke über die, tief unten zwischen den steilen Granitböschungen dahinflutende, grünlich gelbliche, von dichtbesetzten Dampfern durchzogene, im silbernen Licht des Frühlingstages glitzernde, Seine mit den großen Wasch- und Badeschiffen im Schatten überhängender Bäume nahe an den Ufern, an deren rechtem dort weiter im Westen lang hingestreckt sich die lichtgraue Masse des Louvre zeigte. Und weiter über die Insel, auf der nur kleine Gruppen noch undemolierter wunderlich geformter und übereinander getürmter, alter Häuser an das vor kurzem erst größtenteils vom Pariser Boden rasierte, berüchtigte Gassenchaos, den Herd der Seuchen und Verbrechen, die Cité erinnerten. Der monumentale Bau des Handelsgerichtshofsgebäudes war eben damals erst bis zum Tambour der Kuppel aufgewachsen. Schon im Vorüberfahren konnte ich an ihm die ganze Größe des Unterschieds zwischen der Art, wie man in Paris, die mächtigen soliden Quadern auf einander fügend, baut, vor der in der Berliner Heimat üblichen gewahr werden. Noch einmal ging es auf steinerner Brücke über die Seine, den zweiten südlicheren Arm des Stromes, weiter auf der „Rive gauche“ den neuen, damals noch lange nicht vollendeten, Boulevard

St. Michel hinab vorbei an dem kolossalen prachtvollen St. Michaelbrunnen vor der abgeschrägten Ecke zweier gabelnder Straßen; an den umgitterten, tief gelegenen altrömischen Mauern und Gewölben der Julianischen Thermen; an der neuen Kaserne; an dem Kuppelbau der Sorbonne. Zur Linken sah ich hoch über die mit einem Walde von Schornsteinen gekrönten Häuserreihen den säulenumgebenen Tambour und auf ihm die schön gewölbte Kuppel des Pantheon in den blauen lichtgetränkten Aether aufragen.

Ich fand zuerst ein ganz abscheuliches Quartier schlimmster altpariser Gattung in der rue monsieur le prince dann ein kleines freundliches Stübchen in der kleinen freundlichen Rue Vanves in welchem ich mich während der folgenden 2½ Monate sehr behaglich fühlte. Aber die bloße Thatsache, in Paris zu sein und zu leben, hätte mich jede Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, welche uns durch eine schlechte Wohnung bereitet werden können, ruhig und ohne Verstimmung ertragen lassen. — Ich verzichte hier auf die Schilderung aller der Eindrücke, welche während der ersten Tage dieses Pariser Aufenthalts mich wie in einem steten freudigen Rausch erhielten. Das Durchschlendern der Straßen, auf denen so viele Stellen, Namen, Denkmale der ältesten und der jüngeren Vergangenheit die größten und furchtbarsten, die glänzendsten und heitersten Erinnerungen an geschichtliche, wie an, für uns kaum minder wirklich gewordene, von der

Dichtung geschaffene, Ereignisse und Menschen, wachriefen, — dieser Straßen, welche auf Trottoir und Damm wie in den Schaufenstern, besonders jedes Antiquitätengeschäftes, jedes Kunst- und jedes Buchladens, mir eine so überschwengliche Fülle des Sehenswerten, Lehrreichen, und Amüsanten zu schauen und zu beobachten boten, — es hätte allein schon genügt, um mich in einen solchen Zustand zu versetzen. Und nun erst gar die Gemälde- und Skulpturensäle des Louvre, die Apollogalerie mit dem, damals erst vor Kurzem vollendeten, kühnen und genialen vielbewunderten Deckengemälde, Eugène Delacroixs, der mit den größten Wunderwerken der Malerei gefüllte, prachtvolle Salle Carrée, das Musée Clugny, Versailles mit seinen Paraderäumen, seinen Sammlungen der „à toutes les gloires de la France" gewidmeten ungeheuern Masse von Kunstwerken, seiner mit den herrlichen schönheitsvollen Bildwerken der Barockkunst geschmückten Terrasse, seinem Park und seinen Wasserkünsten; und der am 1. Mai im Industrie-Palast eröffnete Jahressalon der modernen Kunst! Es war jene denkwürdige Ausstellung, in welcher die, in Paris wieder zu hoher Blüte gelangte Malerei des schönen weiblichen Nackten ihre größten Triumphe feierte. Cabanel in seiner „Geburt der Venus" und Paul Baudry in dem Bilde „die Perle und die Woge," hätten, so schmeichelte man sich damals, das Vollkommenste geschaffen, was seit Tizian und Correggio einem Maler in dieser Richtung

gelungen sei. Es war derselbe Salon, in welchem auch Manet, der verwegene Revolutionär unter den damaligen französischen Malern, mit seiner demonstrativen brutalen Schöpfung — diesem Protest gegen alles, was bis dahin als Norm und als selbstverständliches Gebot in der Malerei gegolten hatte, — dem „Frühstück im Grase" hervor trat. Auch dadurch wurde dieser Salon so denkwürdig, daß Kaiser Napoleon zum ersten Mal das Gesuch der von der Ausstellung zurückgewiesenen Künstler bewilligte, einen „Salon der Refüsierten" eröffnen zu dürfen und ihnen die Räume dazu gewährte. Diese beiden Pariser Ausstellungen von 1863, die der angenommenen und die der zurückgewiesenen Kunstwerke, sind es zweifellos, welche Emile Zola die Motive der betreffenden Kapitel in seinem „l'Oeuvre" gegeben haben.

Im Salle Carrée des Louvre hatte ich gleich bei meinem ersten Besuch die Freude gehabt, meinem lieben Berliner Kameraden Karl Breitbach zu begegnen; freilich auch den Schmerz, durch ihn zu erfahren, daß Coutures Meisteratelier in welchem er eine Zeit lang gemalt hatte, fortan geschlossen und für immer aufgelöst wäre. Das war eine betrübende Neuigkeit für mich. War ich doch mit dem lebhaften Wunsch und mit der bestimmten Hoffnung nach Paris gekommen, auch meinerseits gerade in diese Werkstatt einzutreten. Nur in ihr sollte man ja das vielgepriesene Arkanum oder das Rezept erwerben können, mittels dessen man unfehlbar zum Besitz und zur Beherrschung

der vollkommensten malerischen Technik gelangt. Wie viel man in der That dort lernen gekonnt hatte, davon überzeugte mich am besten auch das im Industriepalast ausgestellte, mit der goldnen Medaille ausgezeichnete, Bild eines deutschen andern Couture-Schülers, dem ich ebenfalls im Louvre begegnete, August von Heydens, „Heilige Barbara", und die Betrachtung seiner, unter jenes Meisters Leitung nach der Natur gemalten, Akte, die er mir in seiner Wohnung vorlegte.

Doch ich bekenne: am ersten Tage nach meiner Ankunft in Paris beherrschte mich kein anderer Gedanke in solchem Maß, war kein Verlangen und Wünschen stärker und inniger in meiner Seele, als das: Frau Viardot wieder zu sehen.

Schon in der Mittagsstunde des 25. April war ich in der weit im Norden gelegenen rue de Douai und läutete an der Thür der niedrigen Mauer, welche den von alten Bäumen beschatteten Vorhof des zweistöckigen, einfach eleganten Viardotschen Hauses von der Straße trennte. Die bange Sorge, die mich während des ganzen Weges nicht verlassen hatte, ich könnte die Freundin möglicher Weise gar nicht mehr in Paris anwesend treffen, wurde durch die Antwort des Concierge auf meine Frage „Certainement, madame est chez elle" glücklich von mir genommen. Ich trat in den Flur, einen behaglichen Raum, dessen Wände mit einigen Stichen nach bekannten Bildern des berühmten Freundes der großen

Künstlerin, Ary Scheffer, geschmückt waren. Von dort wurde ich in einen kleinen Salon geführt, durch dessen breite thürlose Wandöffnung man in eine tiefer gelegene, durch eine Glasdecke von oben her beleuchtete Gemäldegalerie hineinblickte. Ein kurzer Moment — und ich sah mich der Freundin gegenüber. Es packte mich wie ein Schwindel. Das immer erträumte, kaum noch erhofft gewesene Glück, diesen Augenblick wirklich zu erleben, im Hause Pauline Viardots in Paris zu stehen, ihre Hand in der meinen zu halten, ihr in die herrlichen Augen zu blicken, ihre Stimme mich herzlich begrüßen zu hören, — ich empfand es mit so intensiver Macht, daß es mich buchstäblich vor ihr auf die Kniee niederwarf, und mir alles vor den Augen flimmerte, während die Freundin meinen thörichten Kopf gütig lächelnd in ihre schönen Hände nahm. — Bald trat auch Louis Viardot ein, der mich in seiner ernsten würdigen schlichten Weise, in seinem Hause willkommen hieß und mich zu den Kunstschätzen, den alten Gemälden und Broncen seiner kleinen erlesenen Sammlung führte, unter denen sich ein paar Meisterwerke wirklich ersten Ranges befanden. Aber die Freude dieses Wiedersehens und dieser ersten Anwesenheit im Viardotschen Hause bekam leider sehr bald einen recht bittern Nachgeschmack. Ich erfuhr, daß die Familie schon in den allernächsten Tagen Paris und zwar für immer zu verlassen und nach Baden-

Baden dauernd zu übersiedeln gedenke, wo sie ein anmutig gelegenes Grundstück, eine Villa mit Wirtschaftsgebäuden und großem Garten, zum Eigentum erworben hätte. So meinte ich mich freilich des von meinem Pariser Aufenthalt erwarteten besten Gutes beraubt zu sehen. Die Vorstellung, in Paris ohne Viardots zu leben, wollte mir so schwer in den Sinn! Die Freunde konnten es nur bedauern, doch nicht ändern. „Aber," sagte Frau Viardot, „dafür werden Sie heute noch eine andere große Freude haben, auf die Sie gewiß nicht rechneten. Unser Turgenjew ist hier." — Eine frohere Überraschung hätte mir in diesem Augenblick freilich kaum bereitet werden können. In demselben Augenblick erklang draußen die Thürschelle und wenige Sekunden später trat die mächtige, unvergessene, liebe Gestalt des Genannten in den kleinen Salon ein. Sechszehn Jahre lagen zwischen diesem April- und jenem Junitage, an dem wir einander zum letzten Mal in Berlin gesehen und mit Müller-Strübing bei unserem Abschiedsmahl zusammengesessen hatten. Sein etwas lang getragenes noch volles schönes Haar war bereits leicht ergraut. Das Gesicht umrahmte nun ein kurzer Vollbart in dessen Braun sich auch bereits einige silberne Fäden mischten. Die Gestalt war etwas voller geworden, als damals. Aber die schönen, weich umflorten, großen braungrünlichen Dichteraugen unter den dunkeln Brauen dünkten mir noch schöner und tiefer als damals. Er erkannte mich sofort, wie ich

ihn und zeigte sich, so wollte es mir scheinen, noch herzlicher und gütiger zu mir, als in jenen Tagen. Leider mußte auch er mir mitteilen, daß er Paris wenig später als die Familie Viardot verlassen werde. Er mochte nicht getrennt von ihr leben und hatte ebenfalls in Baden-Baden Quartier genommen. Eine geschäftliche Angelegenheit würde ihn nur noch kurze Zeit nach deren Abreise in Paris festhalten. Aber was half es, mich darum zu grämen. Mir blieben doch die nächsten Tage. Während ihrer Dauer wollte ich mich des Zusammenseins mit den Freunden nur um so gründlicher freuen. Ich mußte zum Frühstück bleiben. Die kleinen Kinder des Hauses, — die älteste nun bereits zwanzigjährige Tochter Luise befand sich augenblicklich nicht in Paris, — die beiden kleinen Töchter Claudie und Marianne und der noch nicht sechsjährige Bube Paul, Kinder von ganz eigenartiger südlicher Schönheit, mit dem unverkennbaren Gepräge ungewöhnlicher Elitenaturen, bildeten mit den Eltern, mit der alten Schwester Viardots, Mademoiselle Bertha, Turgenjew und mir die um den Speisetisch versammelte Gesellschaft. Welches vornehme Behagen in diesem Aufenthalt, welche natürliche Grazie und Anmut der Formen und des Bezeigens, welche frische Heiterkeit, welch origineller Geist und sprühender Witz in der bald französisch, bald deutsch geführten Unterhaltung! Mir war es noch immer wie ein Traum, daß ich nun leibhaftig hier zwischen

15*

Pauline Viardot und Turgenjew säße. Ich mußte es mir heimlich immer wieder sagen, daß es wahrhaftige Wirklichkeit sei.

Nachmittags begleitete ich Turgenjew in seine Wohnung in der Rue Rivoli dem Tuilerieengarten gegenüber. Da erst erfuhr ich im Gespräch, wie reich seine dichterische Produktion während der seit dem Erscheinen des „Tagebuchs eines Jägers“ verflossenen Zeit gewesen war. Von allen seinen inzwischen erschienenen kleineren und größeren Romanen, Novellen, Studien und Skizzen, kannte ich noch nichts. Er gab mir davon als Freundes- und Dichtergabe, was er im Hause hatte: die durch ihn und Viardot besorgten französischen Uebersetzungen von „Helene oder der Vorabend“ „Väter und Söhne“, einer Sammlung, die den „Antschar“, „Annuschka“, „Mummu“ enthielt; „Dmitri Rudin“, „das adlige Nest“ und die, von mir seltsamerweise unbemerkt, in Wolfsons deutsch-russischer Revue erschienene Bodenstedtsche Uebersetzung der Novelle in Briefen „Faust“. Als ich mit diesen Schätzen beladen in meinem kleinen Zimmer angelangt war, machte ich mich sofort an die Lektüre. Und diese Dichtungen zogen mich bald mit so unwiderstehlicher Gewalt in ihre Tiefen hinein, daß ich zunächst halbe Tage und ganze Nächte darin versunken blieb und fast vergaß, daß ich in Paris, die Zeit mir knapp zugemessen sei, daß die Stunden kostbar wären und jede durch mich ganz anders ausgenützt werden müßte, als mit der Lektüre von Romanen und Novellen

und seien es auch vom liebsten Freunde und Poeten gedichtete. — Nur an einem Abende noch war es mir damals vergönnt, mit Turgenjew und Viardots im Hause der letzteren zu verbringen; an einem, auch unmittelbar vor ihrem Scheiden von Paris, die große Künstlerin noch einmal im Leben auf öffentlicher Bühne zu sehen und zu hören. An dem ersten Abend waren wir beim Thee nicht allein. Eine schöne, jüngere Dame in Witwentrauertracht, eine Russin, Fürstin Trubetzkoi und ein deutscher Landsmann, ein schmächtig gewachsener Herr von kaum dreißig Jahren, mit kräftiger, gebogener Nase, kleinem, dunklem Schnurrbart, vollem dunklem Haar, dunkel wirkenden grauen Augen, starkem aber etwas zurückweichendem Kinn, waren ebenfalls zum Thee erschienen. Es mußten vertraute Bekannte und häufige Gäste des Hauses sein; die Kinder schmiegten sich zutraulich an sie an. Der junge Deutsche erwies sich als vortrefflicher Sänger, der mit schöner Tenorstimme eine Auswahl der köstlichsten Lieder, besonders Robert Schumanns, vortrug. Er wurde mir vorgestellt als — Herr Richard Lindau. Wer ihm damals, wo er als Gesangslehrer und Angestellter in einem kaufmännischen Geschäft in Paris lebte, prophezeit hätte, daß er einst der hochgeschätzte, mit Auszeichnungen überhäufte, kaiserlich deutsche Generalkonsul in Barcelona sein würde, dem hätte sicher um solchen thörichten Gefasels willen ins Gesicht gelacht!

Frau Viardot war in dieser und der vorhergegangenen

Saison im Théatre lyrique, ich glaube wohl an die hundert Male, in Glucks „Orpheus“ und in seiner „Alceste“ bei immer gleichem Zudrang des, von ihrem Spiel und dramatischen Gesange hingerissenen, Pariser Publikums, und, wie sie mir schon nach Berlin geschrieben hatte, auch mit der immer gleichen frischen Begeisterung für ihre Aufgabe aufgetreten. Nun hatte eine Deputation von Studenten an sie die Bitte gerichtet, noch einmal vor ihrem Scheiden von Paris den Orpheus zu singen. Sie mochte es ihnen nicht abschlagen; und so dankte ich diesen kunstsinnigen Herren Studenten den hohen Genuß, die Freundin auch meinerseits und zwar zum erstenmal in dieser Rolle, zu sehen und zu hören und so eine ihrer größten und hoheitsvollsten szenischen „Créationen“ kennen zu lernen. Die Beifallskundgebungen waren völlig rasender Art. Ich erfuhr zum ersten Mal, was ein Pariser Publikum, wenn es einmal von der Begeisterung für eine Sache, eine künstlerische Schöpfung oder eine Person gepackt ist, in dieser Richtung zu leisten vermag. Wie kalt und matt erschien mir, damit verglichen, all der Beifall, welchen man in Berlin Pauline Viardot auch in ihrer glänzendsten Zeit siebzehn, sechszehn und dreizehn Jahre vor diesem letzten Auftreten in Paris, gespendet hatte. Mir war fast die Fähigkeit abhanden gekommen, mit zu jubeln, wie ergriffen und entzückt ich auch von dem, was die Freundin dort auf der Bühne bot, sein mochte. Die Erinnerung an jene Jugendtage, an alle, durch dieselbe

Frau und Künstlerin zu so beglückten, köstlich gemachten Stunden, verschmolz sich so seltsam mit den hier nun durch ihre Erscheinung, ihr Spiel und ihren Gesang hervorgebrachten, übermächtigen Eindrücken; Gegenwart und Vergangenheit flossen gleichsam zusammen; und während ich mit voller Hingebung das Glück dieser Gegenwart genoß, fühlte ich mich ihr doch auch wieder wie weit entrückt.

Andern Tages nahm ich von der Familie Abschied und zwei Tage später auch von Turgenjew; von diesem wie von Viardots mit dem Versprechen, meinen Rückweg über Baden-Baden zu nehmen und dort mit ihnen noch ein paar Wochen zu leben. Mir aber erschien in der ersten Zeit nach diesem Scheiden selbst Paris plötzlich wie verödet, verdüstert und seines besten Reizes entkleidet.

XIII.

Solche Stimmungen konnten freilich dort und damals nicht von langer Dauer sein. Hartnäckiger haftete eine Art Heimweh nach meinen kleinen Volk und meiner Frau mir in der Seele. Ein Vers Th. Storms klang mir immer durch den inneren Sinn: „Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut, der sollte nicht mehr in die Fremde ziehen.“ Aber — ich war nun einmal da in dieser Fremde; und neue Menschen, lebhafter Verkehr, mannigfache Erlebnisse, große, bedeutende, glanzvolle, fesselnde Anschauungen von der Kunst und vom Leben, die ich in Paris gewann; und nicht zum wenigsten fleißiges unermüdliches Arbeiten auf verschiedenen Gebieten halfen mir allmählich, jeder Sentimentalität Herr zu werden, jedes Gefühl des Entbehrens und thörichten Sehnens abzustreifen und nur in der Gegenwart heiter und resolut zu leben.

Meine Empfehlungsbriefe hatte ich gewissenhaft abge-

geben. Mr. Beulé, der vornehme elegante Archäologe und seine ungemein anmutige junge Gattin zeigten sich von verbindlicher Liebenswürdigkeit. Man lud mich zum Frühstück. Ich bewunderte ein paar Meisterwerke moderner französischer Maler an den Wänden des Salons und des Speisezimmers, unter denen ein Bildnis des Hausherrn, von Baudry gemalt, ein Werk von bewunderns-werter geistiger Feinheit der Charakterauffassung und Vornehmheit der Farbe, mir ganz besonders auffiel. Aber da das Ehepaar bald nach diesem Frühstück verreiste, so blieb es bei diesem einen Besuch. Oft schien es mir, als ob mitten im heiteren Geplauder ein seltsamer Ausdruck tiefer Schwermut über Mr. Beulé's schönes, bis auf den kurzen Backenbart glattrasiertes, von aschblondem lockigem Haar umschattetes Antlitz wie ein Wolkenschatten über eine sonnige Landschaft flöge. Ich habe zwölf oder fünfzehn Jahre später lebhaft daran denken müssen, als die Welt durch die Nachricht überrascht wurde, er, dem unter Mac Mahon einmal für kurze Zeit ein Ministerportefeuille zugefallen war, habe sich selbst den Tod gegeben, mit sicher geführtem Rasiermesser seine Kehle durchschnitten.

Winterhalter, der ältere der Brüder, Franz Xaver, damals 57 Jahre alt, lebte als Garçon von ganz bestimmten, streng innegehaltenen Gewohnheiten, die wenig der Vorstellung entsprachen, welche man sich unwillkürlich vom Dasein eines so gefeierten, von den Fürsten, den Vornehmsten und den schönen Frauen aller Nationen so

verwöhnten Meister, dem europäischen Hofmaler par excellence bildete. Der schlichte, bedürfnislose Schwarzwälder Bauernsohn steckte noch immer in dem in Menzenschwand geborenen Meister. Auch unter Louis Napoleons Regierung hatte er sich in Paris ebenso zu behaupten verstanden, wie unter Louis Philipps, und am Berliner Hof war er nicht minder geschätzt, als am kaiserlich französischen. Sein großes Ceremonienbildnis König Wilhelms, das der Königin Augusta, der Großherzogin von Baden, die in Tusche leicht und flüssig hingemalten Bildnisse der Königin, des Kronprinzen und seiner Gemahlin, wurden nicht nur seitens der hohen Herrschaften selbst, wenn auch von diesen zumeist, bewundert, und waren in Kopien und Reproduktionen (besonders von Feckert und Süßnapp) überall in Preußen verbreitet. Noch bekannter in allen Kulturländern war durch Stiche und Lithographien das große Gruppenportrait, welches die schöne junge Kaiserin Eugenie in einem Park unter Bäumen auf dem Rasen und von ihren reizendsten Hofdamen umgeben, jede von ihnen umbauscht von Röcken neuester Fashion von ungeheuerem Umfang, darstellte. Das für die Zeit seiner Entstehung außerordentlich charakteristische Gemälde konnte man, falls man eine kleine Bosheit nicht scheute, als Pendant zu dem andern vielgepriesenen Bilde Winterhalters ansehen, das ebenfalls eine schön geordnete, um ihre holde Königin versammelte Gruppe zahlreicher, unter Bäumen auf schwellendem Rasen sitzender, stehender, lagernder, edler

junger Frauen und Fräulein, nur freilich in gänzlicher Crinolinen-, ja fast völliger Kostümlosigkeit, darstellte: „Florinde," die altspanische Königstochter, die, nach dem Bade im verborgenen Waldsee am Ufer mit ihren Gespielen ausruhend, im Wettkampf um den Ruhm des Besitzes der schönsten Haare siegt.

Bei den Malern galt Winterhalter damals bereits, noch zehn Jahre vor seinem Tode, als völlig überwunden. Er zählte nicht mehr ernstlich mit in der lebendigen Kunst der Gegenwart. So war auch sein Leben ziemlich einsam. Täglich ging er um dieselbe Stunde zur Garküche der Mère Morel in der Nähe der komischen Oper, um dort zu speisen und seinen Kaffee zu trinken. Gesellschaften besuchte er kaum. An Aufträgen zu Bildnissen von hohen Persönlichkeiten, und besonders von Damen der vornehmen Welt, fehlte es ihm noch keineswegs und er war jeden Tag über fleißig in seiner Werkstatt thätig. Er gehörte nicht zu denen, welche die großen glänzenden Erfolge während des ganzen Lebens über den absoluten objektiven Wert seiner eigenen Schöpfungen täuschten. In seinem Atelier stand ein lebensgroßes Bildnis (Kniestück) einer Dame in pelzbesetztem Kleide, ein wohlerhaltenes herrliches Meisterwerk des Rubens von der größten Schönheit und Kunstvollendung, das er, ich weiß nicht mehr wo und wie, zu eigen erworben hatte. Er behielt es immer in der Nähe seiner eigenen Arbeiten, um davon zu lernen und um sich stets bewußt zu bleiben, wieviel

diesen an solcher Vollkommenheit fehle und wie unerreichbar hoch ein solcher Riese an Genie und Können über uns armen Modernen stände.

Von Hittorf, dem völlig französierten, in Köln geborenen berühmten Architekten, der, damals ein Mann von 71 Jahren, in Paris, wo er seine glänzende Laufbahn als Baumeister und Archäologe gemacht hatte, auf seinen Lorbeeren ruhte, ist mir nur eine ziemlich undeutliche Erinnerung geblieben. Er war mit seinem, sieben Jahre jüngeren Freunde E. Magnus, in scharfe Meinungskonflikte in Bezug auf die polychrome Behandlung der antiken griechischen Bauwerke geraten. Als (einer der ersten) Verfechter der Überzeugung, daß die Alten ihre Tempel und Denkmale bemalt gehabt hätten, war er schon 1830 aufgetreten. Magnus hatte er nicht zu dieser Ansicht zu bekehren vermocht. Sein Hauptthätigkeit als praktischer Architekt, Dekorateur und Ingenieur, hatte er fast immer im Zusammenarbeiten mit französischen Baumeistern, wie Le Cointe und Lepère, unter der Restauration und dem Julikönigtum entfaltet; mit jenem z. B. die monumentalen Brunnen für den Concordienplatz entworfen, mit letzterem die Kirche St. Vincent de Paul erbaut. Außer meinem ersten Besuch, bei dem sich das Gespräch um Magnus und natürlich um die Polychromie der Alten drehte, bin ich mit Hittorf nicht wieder zusammen gekommen. Als ich vier Jahre später im Juni zur Weltausstellung nach Paris kam, fand ich ihn nicht

mehr unter den Lebenden. Drei Monate zuvor war er zu seinen Vätern versammelt worden.

Auch mit Jules Simon, den ich in seiner bescheidenen Behausung im vierten oder fünften Stockwerk des Hauses im Winkel des, der Madeleine gegenüber gelegenen, von Platanen beschatteten, Platzes — einer Ausbuchtung der Rue royale bei ihrer Mündung in den Boulevard Madeleine, — besuchte, wo er noch heute wohnt, hat sich kein Verkehr angeknüpft. Was konnte ich dem berühmten Gelehrten geben und sein, daß er mir dafür auch nur den kleinsten Teil seiner kostbaren Zeit hätte opfern sollen?! Das Bild seiner Erscheinung, der feinen Gestalt in leicht gebückter Haltung mit dem, von weichem etwas lang getragnem, dunkelm Haar bedeckten Kopf, dem delikat geschnittenen durchgeistigten blassen Antlitz von, — so wollte es mir scheinen, — semitischem Typus, ist mir von damals wohl im Gedächtnis geblieben. Aber was er mit mir gesprochen hat, ist kaum über einige allgemeine Redensarten, Paris und Berlin betreffend hinaus gelangt. Hat es mir doch nur einen so geringen Eindruck gemacht, daß es mir spurlos entschwunden ist.

Von größerer Wichtigkeit für mich wurde mir ein Besuch bei dem, damals auf der Höhe seines Weltruhms stehenden, Zeichner Gustav Doré, an den mich Frau Viardot empfohlen hatte. Seine Produktivität auf dem Gebiet der Illustration war beispiellos, wahrhaft ungeheuer. Kein großes poetisches oder literarisches Werk der Welt-

literatur, das er nicht mit hunderten von Zeichnungen illustriert hätte. Durch den Holzschnitt vervielfältigt, schmückten sie die in allen Sprachen Europas publizierten Prachtausgaben der betreffenden Dichtungen. So hatte er Dantes: „Göttliche Komödie", Ariosts „Rasenden Roland", die Fabeln Lafontaines, Miltons „Verlorenes Paradies", Peraults „Volksmärchen", Tennysens „Königsidyllen", Balzacs „Komische Erzählungen", eine Masse von französischen Romanen, Dichtungen und Reiseschilderungen, illustriert. Sein Ruhm wuchs mit jedem Jahre. Unerschöpflich entströmte seiner Phantasie und seinen nie rastenden Händen die Fülle der Gestalten, der nackten wie der in die Trachten aller Zeiten gekleideten, der grandiosen, der schönheitsvollen, berückenden üppigen und graziösen, der dämonisch furchtbaren, grotesk phantastischen, wie der lieblichen ätherisch-zarten, der Engel, der Heiligen, der Teufel, der idealen wie der derb realistischen, der Tiere wie der Menschen. Und noch fruchtbarer fast erschien der damals dreißigjährige Künstler in der Erfindung von Landschaften und architektonischen Szenerieen, besonders solcher von märchenhaftem und romantischem Charakter, denen er mit den einfachen Ausdrucksmitteln des Schwarz und Weiß wunderbare Stimmungen und den Schein unendlicher Ausdehnung in die Tiefe zu geben wußte. Sein Ehrgeiz war nicht mit seinen enormen Erfolgen, als Illustrator sein Schaffensdrang nicht mit dem Entwerfen und Ausführen dieser unzähligen Holzzeichnungen befriedigt. Er machte es noch möglich, zu

jedem Salon ein oder ein paar Oelbilder von kolossalem Umfang und einige figurenreiche oder landschaftliche Aquarellen zu malen. In der Pariser Künstlerschaft der Sechsziger Jahre war dieser junge Elsässer jedenfalls eine der markantesten Persönlichkeiten. Seine Wohnung lag in der Rue St. Dominique im Faubourg St. Germain. Ich fand ihn bei meinem Morgenbesuch in eine Atelierjacke gekleidet, in deren Knopfloch das rote Bändchen der Ehrenlegion nicht vergessen war. Von mittlerer Größe, neigte sein untersetzter etwas kurznackiger Wuchs frühe schon zur Fülle. Das volle, ungelockte, dunkelmattbraune Haar war aus dem Gesicht von feinem und energischem Profilschnitte nach rückwärts gestrichen und umwallte das Haupt bis über das Genick hinab. In Wangen und Kinn machte sich die Anlage zur Beleibtheit ebenso wie in seiner Gestalt bemerkbar. Die Augen blickten scharf und klug unter ihren Lidern hervor. Ein kleiner Schnurrbart beschattete den hübschen Mund. Auf den Tischen und in den offenen Schrankfächern seines einfachen Arbeitszimmers lagen und standen in Masse große und kleinere, zum Teil schon mit ausgeführten, für den Schnitt bereiten, Zeichnungen bedeckte Holzstöcke. Doré war damals gleichzeitig mit der Ausführung der Riesenaufgabe der Illustrierung der ganzen Bibel und des Don Quixote beschäftigt. Die großen Kompositionen zur heiligen Schrift in Folioformat waren sämtlich für den „Tonschnitt“ gearbeitet d. h. auf die Holzplatte in Tusche und Deckweiß

mit starkem Licht- und Toneffekt gemalt; eine Art der Holzzeichnung, die in Deutschland damals erst wenig in Gebrauch und speziell von mir noch unversucht war. Von den Zeichnungen zur Geschichte des sinnreichen Ritters von der traurigen Gestalt war nur ein Teil in solcher auf bildartige Wirkungen ausgehenden Behandlungsweise gearbeitet. Fast ebensoviele, darunter sämtliche kleinere in den Text der Prachtausgabe zu druckende Vignetten, waren für Facsimile-Schnitt mit der Feder auf den Stock gezeichnet; und gerade diese schienen mir die geistreichsten und meisterlichsten zu sein. Sie zeigten eine großartige Freiheit und Leichtigkeit des Strichs wie sie nur bei unbedingt klarer und bestimmter innerer Anschauung der zu zeichnenden Formen möglich ist. Wie klein kam ich mir selbst mit meiner mühevollen Art des Holzzeichnens, meinem steten Kampf mit den technischen Schwierigkeiten, meiner im Verhältnis zu diesem „quellenreichen Strom unendlicher Erfindung“ nur so bescheidenen, schöpferischen Phantasiekraft vor! — Ich blieb lange bei ihm, benutzte die mir gebotene Gelegenheit, Dorés Arbeiten, seine Zeichnungstechnik, seine künstlerischen Prinzipien und seine originelle bedeutende Persönlichkeit möglichst genau kennen zu lernen und danke diesem Besuch manche Belehrung, manche mir wichtig gewordene neue Einsicht. Daß er bei aller Größe der Begabung ein schlimmer Manierist sei, darüber habe ich mich, wie sehr mir seine staunenswerte Fruchtbarkeit und technische Geschicklichkeit auch imponieren

mochten schon damals nicht getäuscht. In Paris bin ich nicht wieder mit ihm zusammen gekommen. Aber wiederholt sind wir einander während der folgenden Sommer in Baden-Baden im Viardotschen Hause begegnet.

Eine von der Doré's grundverschiedene künstlerische Persönlichkeit lernte ich in dem Onkel Desirée Artôts, dem belgischen Maler Baugniet kennen. Er bewohnte damals mit seiner Frau, der Mutterschwester meiner Freundin, eins der gefälligen schmalen Häuser an der Place Pigalle dicht am Boulevard Montmartre, in denen eine ganze Künstlerkolonie hauste. Ich fand in der, mit feinem künstlerischen Sinn und Geschmack eingerichteten Wohnung im ersten Geschoß einen Mann von etwa fünfzig Jahren, mit früh ergrautem vollem Haar, einem Gesicht von ungewöhnlicher Schönheit der Formen und liebenswürdigem Ausdruck der braunen Augen und des Mundes; von einer, ich möchte sagen: vornehm behaglichen ruhigen Heiterkeit des Wesens, die nur gelegentlich durch die redliche Qual der angestrengten gewissenhaften Arbeit, durch unvermeidliche jeweilige Täuschungen des Ehrgeizes getrübt werden konnte. Erst zwei Jahrzehnte nach dieser Zeit begannen schwere Körperleiden ihm die Stimmung gründlich zu verderben. Seine vielleicht um zehn Jahre jüngere Gattin war eine prächtige warmherzige temperamentvolle Frauennatur, ziemlich groß und voll, mit einem Gesicht aus dessen großen hellbraunen vorliegenden Augen die Güte und

die innige Freude am Leben, an allen guten und heitern Dingen dieser Welt leuchtete. Damit verband sich in ihrem Gemüt eine starke ehrliche Frömmigkeit und ein energischer Haß gegen das Böse und Schlechte, gegen Ungerechtigkeit und allen moralischen Schmutz. Ihre Entrüstung über deren Vorhandensein machte sich bei jedem der hier nie mangelnden Anlässe, beim Beobachten oder Bekanntwerden jeder Handlung und Erscheinung, welche dasselbe bewiesen, in einer nicht selten fast grotesken Weise durch Sprache, Blicke und Mienen Luft. Die guten großen runden Augen konnten dann wie starr vor Erstaunen blicken, daß solche Schlechtigkeiten oder Scheußlichkeiten in dieser Welt möglich seien, daß Gott sie zulassen könnte! Das in langer, glücklicher Ehe lebende Paar war kinderlos; Madame, das Muster einer Hausfrau mit allen Künsten der Küche aufs genaueste vertraut und immer besonders glücklich, wenn sie guten Freunden des Hauses den Tisch mit den besten Meisterwerken dieser edeln Kunst zu besetzen Gelegenheit fand. Mich empfingen beide, Herr und Frau Baugniet, als alten Freund der geliebten Nichte, des Stolzes der Familie, mit wahrhaft erquickender Herzlichkeit, „mit offenen Armen." Während meines damaligen ersten Aufenthalts in Paris, wie während jedes der zahlreichen späteren Besuche der französischen Kapitale bis zum 1890 erfolgten Tode Baugniets ist mir in seinem Hause, das ich bereits 1867 in den reizenden Villen- und Gartenort Ville d'Avray zwischen

Versailles und St. Cloud verlegt fand, eine wahre Heimat bereitet gewesen, die mich dort in der ungeheueren Stadt nie zum Gefühl der Fremde gelangen ließ. Baugniet (1814 in Brüssel geboren) hatte sich als Zeichner von Bildnissen auf Stein, worin er es bald zu einer glänzenden Virtuosität brachte, in Belgien und dann während der fünfziger Jahre in England zu einer sehr angesehenen künstlerischen und gesellschaftlichen Stellung emporgearbeitet und ein Vermögen erworben. So zur Unabhängigkeit gelangt, widmete er sich mit leidenschaftlichem zähem Eifer dem Studium der Malerei. Wie mancher berühmte belgische Maler, wie sein Freund Fl. Willems, und Alfred Stevens, wandte auch Baugniet sich nach Paris und trat hier bald mit wohlgelungenen Gemälden hervor, welche durch die gewählten „allgemein ansprechenden“ Gegenstände und die gefällige äußerst gewissenhafte sorglich liebevolle Art ihrer malerischen Ausführung ein großes Publikum gewannen und reichlich zahlende Liebhaber und Käufer diesseits und jenseits des Ozeans fanden. Meist waren die Motive dieser Bilder dem arbeitslosen Leben hübscher, elegant gekleideter junger Frauen und Mädchen aus den glücklich situierten Klassen der modernen großstädtischen Gesellschaft entlehnt. Familien- und Toilettenszenen, Spiele, Besuche, intime Plaudereien guter Freundinnen. Der instinktive und gebildete Geschmack des Malers in Bezug auf die Wahl der Toiletten, in welche er seine eben so glücklich ausgewählten Modelle kleidete, wie

16*

betreffs der Ausstattung der Räume, die er ihnen zum Schauplatz gab, sein feiner Farbensinn, seine korrekte Zeichnung, seine, — nicht wie die des Stevens breite malerische, — sondern mehr der des Willems und der alten Niederländer verwandte, subtil durchführende und detaillierende — Malweise, gerade diese Eigenschaften sicherten seinen Bildern während fast zwanzig Jahren ihren immer gleichen Erfolg.

Zu einer ähnlichen Intimität des Verkehrs wie mit Baugniets, gelangte ich während dieses ersten Pariser Aufenthalts, mit noch einem zweiten dortigen Künstler, dem Maler und Holzzeichner Roux, einem französischen Schweizer, dem mich sein Landsmann Reymond in Berlin empfohlen hatte. Es war eine Erscheinung von männlicher charaktervoller Schönheit, mit ernsten großen tiefdunkeln Augen, schwarzem Vollbart und frühe schon sichtbar gelichtetem Haupthaar; meist wortkarg, aber gelegentlich auch in Zorn und Begeisterung einer energischen feurigen Ausdruckweise sehr wohl fähig. Ein Mann in den Dreißigern, von einer selten zu findenden Zartheit, Reinheit und strengem herbem Ernst in seinen sittlichen Anschauungen. Bezeichnend dafür und höchst erstaunlich war mir sein, des musikalisch sehr begabten, und die Musik mit leidenschaftlicher Lust daran ausübenden Künstlers, ganz ernsthaft gemeinter Ausspruch, er könne Mozart auch als Musiker nicht lieben und ehren, da dieser die Würde der Kunst so wenig geachtet habe, um ein Libretto wie das des Don Giovanni zu komponieren,

und so das Leben eines Wüstlings, und die unlautere Liebe musikalisch zu verherrlichen. Roux arbeitete Tag für Tag mit angestrengtem Fleiß an Holzzeichnungen für den Schnitt: Buch- und Wochenblatt-Illustrationen jedes Genres, historische Darstellungen für eine illustrierte Geschichte Frankreichs, Aktualitäten, Zeichnungen von Tagesereignissen (auch für die Leipziger Illustrierte Zeitung), Vignetten zu französischen alten und modernen Romanen und anderen Dichtungen. Es fehlte ihm nicht an reicher Erfindungsgabe. Er war auch technisch sehr geschickt und praktisch; das Zeichnen ging ihm rasch von der Hand. Und doch und trotz streng ausdauernder Arbeit vom Morgen bis zum Abend konnte er bei meist sehr bescheidener Honorierung nicht genügende Mittel erwerben, um sich eine unabhängigere Stellung zu erringen. Er war mit einer Pariserin verheiratet, die mir von seinem tieferen Geistes- und Gemütsleben keine Ahnung zu haben schien. Aber sie hatte ihm ein Töchterchen, Suzanne geboren, das eben damals ob auch erst vierjährig, uns mit den tiefen ernsten dunkeln Augen des Vaters anblickte, und in allen Bewegungen seines zierlichen Figürchens eine entzückende naive Grazie entfaltete. Sie erinnerte mich so lebhaft an meinen daheimgelassenen gleichalterigen schwarzäugigen jüngsten Liebling, unsre kleine Hedwig, daß sie mir dadurch noch viel lieber wurde und mir den Verkehr mit diesem Hause zu einem doppelt angenehmen machte. Durch Roux lernte ich auf häufigen,

bald mit ihm allein, bald mit der ganzen Familie unternommenen, abendlichen und sonntägigen Wanderungen die nähere und weitere Umgegend von Paris in all ihrer unvergleichlichen Anmut aufs Genaueste kennen. Keiner dieser Ausflüge, von denen ich nicht, Dank dem, was ich dabei gesehen hatte, wie den Gesprächen mit dem originellen, geistvollen, nachdenklichen, naturfreudigen und kunstbegeisterten Mann, einen reichen positiven geistigen Gewinn und eine neue Vermehrung meines Schatzes lieber Erinnerungen mit heimgebracht hätte.

Menschen und ein Haus von ganz anderer Art, waren es, bei denen mich eine Empfehlung von Gustav Gräf eingeführt hatte. Der eine Bruder seiner Frau, Dr. Richard Liebreich, hatte bereits in jungen Jahren durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Physiologie des Auges und der Augenheilkunde und durch seine praktischen Leistungen in letzterer Kunst einen Weltruf errungen und lebte in Paris in vornehmen Verhältnissen auf glänzendem Fuß, als einer der gesuchtesten und geschätztesten Augenärzte und Dozenten dieser Spezialwissenschaft. Seine Wohnung lag weit im Westen in einer der neuen eleganten Seitenstraßen der Champs Elysées in der Rue Marignan; ein, im damals modernen Parisischen Stil, welcher als Grundton der Zimmer das Weiß und Gold bevorzugte, eingerichtetes Quartier. Ich fand in dem Hausherrn einen Mann, der schon beim ersten Anblick durch die ganz eigenartige Schönheit seines Kopfes frappierte

und fesselte. Das blasse schmale Antlitz mit der breiten prächtig gewölbten weißen Stirn und der scharf gebogenen Nase war von vollem dunklem lockigem Haar umwallt. Die großen grünlichbraunen Augen im perlmutterschimmernden Weiß, von breiten Lidern und schwarzen Wimpern beschattet, konnten doch so klar und scharf prüfend in die unsern blicken, als bedürften sie gar nicht jenes wunderbaren Hilfsinstruments der modernen Augenheilkunde, des Augenspiegels, um bis auf den Grund unserer Netzhaut zu sehen und dort abzulesen, an welcherlei Übeln und Gebrechen nicht nur diese Sehwerkzeuge, sondern unser ganzer sterblicher Leib litte und krankte. Ja sie lasen, wie mir schien, nicht minder leicht und klar auch in den Seelen derer, welchen er gegenüber trat. Ein dunkler Schnurrbart und kleiner Kinnbart schmückten Oberlippe und Kinn des glattwangigen knochigen Gesichts. Die ganze Erscheinung hatte viel mehr von einem Künstler, wie von einem gelehrten Arzt. Zu ihrem poetischen Gepräge stand nur der hohe, helle Klang der Stimme in eigentümlichem Widerspruch. Seine Gattin, eine Deutsche, war eine anmutige, feinsinnige Dame von ungemein sympathischem Wesen, deren teilnahmvolles, auf Gemütsart und Interessen der Anderen freundlich eingehendes, Bezeigen mir innig wohlthat und mich in ihrem Hause bald heimisch werden ließ. Ein kleines Töchterchen, auf welche beide Eltern die ihnen so freigebig von der Natur gespendeten Vorzüge vererbt zu haben schienen, schmückte das Leben der Familie

mit seinem zarten frischen Reiz, seiner feinen kindlichen Lieblichkeit. Liebreich erfreute sich in Paris einer großen augenärztlichen Praxis. Die höchste Gesellschaft des zweiten Empire suchte seinen bewährten Rat und seine Hülfe bei jedem kleinen und größeren Leiden des köstlichsten Sinnes. Mannigfache Beziehungen hatten sich zwischen ihm und nicht wenigen Persönlichkeiten angeknüpft, welche zu jener Zeit eine hervorragende Rolle in der großen Tragikomödie und dem abenteuerlichen Sittendrama des Kaiserreichs spielten. So war dem Arzt reichliche Gelegenheit geboten, tiefere Einblicke in die ganze Napoleonische Wirtschaft zu thun und sich eine klarere Meinung über sie, die ausschlaggebenden Männer und Frauen und den wahren Zustand dieser Dinge zu bilden, als mancher vermeintlich tief eingeweihte Politiker. Der glänzende Nimbus, der damals dies Kaisertum umstrahlte und eben in jenen Tagen des Jahres 63 durch die endliche Erstürmung von Puebla am 23. Mai und den Einzug der französischen Expeditionstruppen in die mexikanische Hauptstadt am 10. Juni noch eine stärkere frischere Vergoldung erhielt, konnten die unbestechlichen Augen Liebreichs nicht blenden. Daß der schmähliche Zusammenbruch der ganzen kaiserlichen Herrlichkeit, sich nur noch um einige Jahre, spätestens bis zum Ende dieses Jahrzehnts würde aufschieben lassen, war seine feste Ueberzeugung. Durch keine Argumente von anderer Seite, durch keinen Hinweis auf die Blüte von Paris und Frankreich, auf die Herrschergeschicklichkeit des

Kaisers und die ihm zur unbedingten Verfügung stehende gewaltige Heeres- und Polizeimacht ließ er sich darin irre machen.

Der Salon des Liebreichschen Hauses war ein durchaus internationaler, von Franzosen, Engländern, in Paris ansässigen und durchreisenden Deutschen besucht. Nicht selten wurde Musik und zwar sehr gute in diesen Abendgesellschaften gemacht. In einer solchen hörte ich auch einmal einen jungen Deutschen, der in einem der großen Pariser Bankhäuser angestellt war, einen blonden Königsberger Landsmann, von sehr gescheidtem Aussehen und ungemein gewinnendem Wesen mit großer Innigkeit des Ausdrucks und virtuoser Technik die Geige spielen. Er nannte sich Simon. Ich ahnte damals nicht, welches schöne weibliche Herz in Berlin dieser kluge und energische Spielmann sich zehn Jahre später mit dieser Kunst und seinen anderen natürlichen Gaben erobern, welchen prächtigen, rotgoldlockigen, jugendlichen Frauenkopf er damit in süße Verwirrung bringen und welchem anscheinend fest gegründeten Eheglück ein Ende bereiten würde ... Von den stehenden Gästen dieses Salons war mir besonders interessant das liebenswürdige, vielgenannte Ehepaar Szarvády, der ungarische Leiter eines österreichisch-deutschen Korrespondenzbureaus und seine blonde deutsche Gattin, geb. Wilhelmine Claus, die gefeierte Meisterin des Klavierspiels, welche dieser Kunst aber gar nicht bedurfte, um der Menschen Seelen zu bezaubern. Ihr Wesen, ihr Gespräch genügten allein schon

dazu. — Der an glänzendem, feinem witzigem Geist reichste, unter den Freunden des Hauses aber war unzweifelhaft jener blaßgesichtige, rothaarige, vierzigjährige Herr, mit, an den Lidern immer etwas entzündeten, kurzsichtigen grauen Augen und dünnem rötlichem Bartwuchs, von hagerer, leicht gebückter Gestalt, der Leiter des großen französisch deutschen Bankhauses Bischofsheim und Goldschmidt zu Paris: Ludwig Bamberger aus Mainz. Welche wichtige Rolle dieser kluge Geschäftsmann von umfassender Bildung und scharfem Blick für die Wirklichkeit wenige Jahre später in der Entwickelungsgeschichte des damals noch ungeborenen neuen deutschen Reiches und speziell in dessen Wirtschaftspolitik spielen würde, konnte damals selbstverständlich niemand ahnen. Selbst den, in Bezug auf die französischen Dinge und leitenden Persönlichkeiten so richtig sehenden, Augen Liebreichs war die deutsche Zukunft noch ebenso verhüllt, wie den menschen- und völkerkundigen seines klugen Gastes. Von Berlin klang der Lärm der entrüsteten Stimmen nach Paris und in diesen Salon herüber, welche mit grellen Farben die unerhörten Attentate des Junkerministers Herrn Otto von Bismarck gegen die verfassungsmäßigen Freiheiten Preußens, die, sogar die Redaktion der zahmsten Berliner Journale zu flammenden Protesten erregenden, Gewaltmaßregeln gegen die Presse in glühenden Farben schilderten. Noch lauteren Lärm aber machten die Rufer im Streit für das unselige Polen, das unter den Fäusten

seiner russischen Henker wieder einmal ersticken und verbluten sollte. Man beschwor die Gespenster Karl X, seines Ministers Polignac und der Pariser Preßordonanzen vom Juli 1830 herauf und glaubte Herrn von Bismarck und der preußischen Regierung damit das Spiegelbild des Schicksals zu zeigen, welches sie selbst zur Strafe ihrer ähnlich schlimmen Thaten notwendig ereilen müsse und werde. Aber wir schrieben nicht mehr 1848 und König Wilhelm, Herr v. Bismarck, General v. Roon, waren nicht die Männer, die sich durch Gespenster erschrecken und von ihrem Wege abdrängen ließen. Und die kaiserliche Regierung Frankreichs blieb ebenso taub gegen den ganzen Chor der Publizisten und Deputiertenstimmen, welche thatkräftiges Eintreten für Polen forderten, wie die „barbarische“ preußische gegen die, ähnliche Rettungsthaten heischenden, Stimmen der deutschen Liberalen. Der einzige Unterschied im Verhalten beider Regierungen bestand darin, daß die französischen Machthaber ihren Gesichtern einen wehmut- und teilnahmvollen Ausdruck gaben, wenn der Leiden Polens gedacht wurde, und seufzend die leider unbesiegliche praktische Unmöglichkeit bedauerten, heute so wenig wie vor dreißig Jahren, den in Bérangers berühmtem Refrain zusammengefaßten Schrei des polnischen Volkes: „nur eine Hand, Franzosen rettet mich!“ Folge zu leisten; während die preußischen diese heuchlerische Maske verschmähten.

XIV.

Noch einer Bekanntschaft und zwar einer der für mich wichtigsten, zu welcher mir eine von Berlin mitgebrachte Empfehlung verhalf, muß ich hier gedenken: der des berühmten Malers Charles Gabriel Gleyre. Einige freundliche Zeilen an ihn hatte mir sein ehemaliger Schüler Wilhelm Gentz mit auf den Weg gegeben. Gleyre, ein geborener Schweizer aus Chavilly im Waadtland, damals sechsundfünfzig Jahre alt, wurzelte mit seiner Kunstweise und seiner ganzen künstlerischen Anschauung durchaus in klassischem Boden. Seine Seele lebte in der Welt der altgriechischen Schönheit wie in ihrer Heimat. In der Darstellung rein aus der Phantasie geschöpfter symbolischer Vorgänge und der von mythologischen Szenen und Einzelgestalten von auserlesenem Geschmack und Adel der Zeichnung, besonders auch des Nackten, einfach ruhiger Farbengebung und sorgfältigster Durchführung, lag seine künstlerische Stärke. Um die Meinung des Tages, die herrschende Mode, die Stimmen des Publikums und der

Kritik machte er sich nicht die geringste Sorge. Noch geringere, wenn möglich, um die Gunst und Protektion der Machthaber, um die durch sie zu vergebenden Beförderungen nnd Auszeichnungen. Er lebte in schöner, vollkommener, nicht etwa nur gemachter, Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes und der Gesinnung, einsam und bedürfnislos, nur der Verwirklichung seiner künstlerischen Ideale nachtrachtend, inmitten des lärmenden, lauten Treibens des kaiserlichen Paris, zu keiner künstlerischen Coterie und Clique gehörig. Er nahm mich außerordentlich wohlwollend auf. Für seinen ehemaligen Schüler Gentz hegte er aufrichtige Sympathie. Die Erscheinung des schlank gewachsenen Mannes mit fein geschnittenem, von braungrauem Vollbart umrahmtem nervösem Gesicht und den tiefen, meist ernst und sinnend blickenden, aber zuweilen auch von einem anmutigen Lächeln umspielten Augen frappierte mich bei der ersten Begrüßung in hohem Grad durch die (schon oben erwähnte) überraschende Allgemein-Aehnlichkeit mit seinem Landsmann, meinem guten Freunde Mr. Reymond in Berlin. Für meine ziemlich enthusiastischen Ergüsse über die Herrlichkeit des kaiserlichen Paris und meine bewundernde Anerkennung der kaiserlichen Thaten hatte er nur ein fein ironisches, nicht verletzendes, behagliches stilles Lächeln. Er ließ buchstäblich an der ganzen vermeintlichen napoleonischen Größe nicht ein gutes Haar. Selbst das Verdienst, mit all den unerträglichen, unwürdigen, ehemaligen Straßen-

zuständen der Hauptstadt aufgeräumt, die großen, neuen Verkehrswege durch das alte Gassengewirr gebrochen und Paris zu seiner gegenwärtigen, heiteren Pracht und gesunden Luft verholfen zu haben, sprach er dem kaiserlichen Regiment unbedingt ab. Alle diese Pläne seien bereits durch die Regierung der Februarrepublik vollständig ausgearbeitet gewesen. Napoleon und sein Haußmann führten nur die, genialen Vorgängern gestohlenen, Ideen und Projekte aus, wenn sie irgendwo einmal etwas Gutes und Segensreiches thäten. Gleyre prophezeite dem Kaiserreich sogar eine noch kürzere Dauer als es Liebreich that und sagte mit der Ruhe der sicheren Ueberzeugung voraus, daß der Beginn des Endes von Mexiko ausgehen würde, wo das Empire sich eben jetzt neuen, unsterblichen Ruhm errungen und seine unwiderstehliche Macht aufs Neue erwiesen zu haben schien.

Daß aber das Erbe des Kaiserreichs nur einer neuen französischen Republik zufallen könne, — auch daran hegte er nicht den mindesten Zweifel. Aber Gleyre so gut wie jeder anderer würde ebenso zweifellos jeden für einen verrückten und lächerlichen Propheten erklärt haben, der damals verkündet hätte, die Füße derer, welche in Wahrheit das Kaiserreich Napoleons hinauszutragen bestimmt seien, würden die der Deutschen sein.

Ich erzählte ihm von meiner Hauptabsicht, die mich nach Paris geführt hatte und klagte ihm mein Leid, über deren Vereitelung durch die Schließung des Coutureschen

Ateliers. Meine mitgebrachten Zeichnungen und Lithographien hatte ich ihm gezeigt und manchen ermunternden Beifall dafür von seinem Munde eingeheimst. Besonders froh überrascht wurde ich durch einen mir von ihm gemachten Vorschlag. „Sie können ja auch in meinem Atelier malen," sagte er. „Da steht jeden Tag von 7—1 Uhr lebendes Modell für meine Schüler. Nehmen Sie doch daran teil wenn es Ihnen nicht unbequem ist, zwischen den jungen Leuten — es ist auch ein Berliner dabei — zu arbeiten. Selbstverständlich verlange ich kein Honorar von Ihnen, Sie beteiligen sich nur an den Kosten des Modells, das die Gesamtheit der Schüler bezahlt. Freilich, ein Rezept der besten Art zu malen, wie mein großer Kollege Couture, kann ich meinen Schülern nicht geben. Wollen Sie? Mein Schüleratelier in der Rue Vaugirard steht Ihnen jederzeit offen. Es arbeiten da zwar ca. zweiundzwanzig junge Leute; aber Platz finden Sie noch immer. Melden Sie sich bei deren „Massier". Sie können gleich morgen anfangen. Aber nun kommen Sie und dinieren mit mir in meinem Restaurant." — Ich nahm beide Einladungen natürlich mit Freuden an. Ich gestehe, daß mir der Gedanke, so als bald vierzigjähriger Knabe noch einmal als „Rapin", als neuster Schüler, in einem Pariser Atelier zu arbeiten, schon an sich ein ausbündiges Vergnügen machte; ganz abgesehen, von den praktischen Folgen, den künstlerischen Errungenschaften, die ich von diesem Studium für mich erhoffen durfte.

Der sogenannte „Massier“ war ein wunderliches Original, schon nahe den dreißigern, ein Maler von sehr geringer Begabung, der Jahr aus, Jahr ein nach der gebräuchlichen Pariser Methode nach dem lebenden Modelle zeichnete und malte, ohne eigentlich jemals vorwärts zu kommen. Aber wehe dem, der ihm den Rat gegeben hätte, die brodlose Kunst aufzugeben und sich eine andere, lohnende Beschäftigung zu wählen! Ihm war das Amt anvertraut worden, dem er seinen Titel „Massier“ dankte: die „Masse“ der von den Schülern zu zahlenden Modellgelder und der Heizungskosten während der Wintermonate zu sammeln und auszuzahlen. Eine untersetzte, etwas „massige“ Gestalt auf dem rechten Bein hinkend, verstaubt und schmuddelig in seiner ganzen Erscheinung, mit Stolz das vernachlässigte Aussehen des verkannten Genies und die tiefe Verachtung des „Bourgeois“ zur Schau tragend, — so war dieser wunderliche Kauz, bei dem ich mich am anderen Morgen in der Gleyreschen Schülerwerkstatt meldete. Er sowohl als der ganze lustige, lärmende Schwarm von jungen Gleyreschülern zwischen siebzehn und zweiundzwanzig Jahren, gerieten anfangs in eine nicht ganz zu verbergende aber freilich rasch überwundene Verlegenheit, als sie einen so bejahrten, neuen Kameraden in ihren Kreis eintreten sahen, den sie noch dazu durch ihren bald darauf im Atelier erscheinenden, Meister wie einen guten Freund behandelt sahen. Noch verlegener aber zeigte sich der Massier, als er nach längerer flüsternder Be-

ratung mit den anderen zwanzig in ihrem Auftrage und als ihr Sprecher mir die Eröffnung machte, daß trotz meiner Ausnahmestellung von der altgeheiligten Sitte jedes Pariser Schülerateliers auch in Bezug auf mich nicht abgewichen werden könne, jener Sitte, die es gebietet, daß der zuletzt eingetretene Rapin die Faßseife zum Pinselwaschen aus der Mercerie holen und daß er der ganzen Kameradschaft an einem der nächsten Abende eine Kollation bestehend aus Wein, Fruchtsäften, süßem Gebäck und Pasteten geben müsse. Natürlich erklärte ich mich sehr gerne bereit dazu und wies jeden Verdacht des etwaigen Beanspruchens einer Befreiung davon weit von mir ab. Es machte mir ein aufrichtiges, kindisches Vergnügen, so noch einmal mich wieder als freier junger Bursche mit jungen Burschen zu fühlen, in Hemdärmeln über die belebte Straße zum nächsten Krämer zu gehen, die Faßseife zu holen und abends mit dem leicht befriedigten, gutartigen, übermütig lustigen, jungen Volk, übrigens durchweg roten Republikanern, im Atelier den ihnen gestifteten petit bleu und Chablis zu trinken. Während der folgenden zwei Monate lebten und arbeiteten wir in guter Kameradschaft mit einander.

Meine Zeit hatte ich mir eigentümlich eingeteilt, um sie nach allen Seiten hin möglichst gründlich auszunützen. Morgens um 4 Uhr war ich spätestens aus dem Bett und angekleidet, zeichnete für die Illustrierte, schrieb an meinen

Berichten über den Salon für die Haude und Spenersche und Pariser Feuilletons mannigfacher Art, für welche jeder Tag eine Fülle des brauchbarsten Stoffes lieferte, für die Berliner Allgemeine Zeitung. Um 7 Uhr war ich im Atelier und malte abwechselnd nach dem nackten und nach dem bekleideten Modell meine Studien in Oelfarben. Nach dem Schluß der Sitzung und einem mehr als bescheidnen Frühstück in der nächsten und billigsten Künstlerkneipe, eilte ich zum Louvre, seine Meisterwerke mir immer mehr und mehr geistig zu eigen zu machen und nach verschiedenen mir besonders werten Lieblingen zu zeichnen; zum Salon, um mich durch die ungeheure Masse der dort angehäuften, zusammengedrängten Tausende von Kunstwerken durchzuarbeiten; ging in den Luxembourg-Garten, um mich am Beobachten der im Schatten seiner Kastanien spielenden Kinderscharen zu erquicken und nach ihnen zu skizzieren, oder streifte in den Straßen umher, mir diese oder jene pittoreske Gruppe alter Pariser Baulichkeiten zu zeichnen; speiste mit einigen Kameraden vom Atelier in irgend einer beliebigen armseligen Gargotte des lateinischen Viertels, oder schwang mich auch wohl zu einem Essen in einer „Bouillon Duval" oder gar zu einem zwei Franc-Diner in einem Restaurant à prix fix im Palais Royal auf; wenn ich nicht, was mir freilich besser behagte und schmeckte, an Roux' oder Baugniets Familientisch, oder von Gleyre eingeladen in einem vornehmen Restaurant, dinierte. Dann schlenderte ich auf dem Boulevard, las

Zeitungen vor einem Café; oder ich machte weite Spaziergänge, meist von nahe gelegenen, leicht und billig erreichbaren Bahnstationen aus, in das schöne Land hinein. Zuweilen auch fuhr ich auf dem Omnibus zu Liebreichs weit entlegener Wohnung, um in dessen Salon bis tief in die Nacht hinein zu plaudern und zuzuhören. Was ich meinem nächtlichen Schlaf abbrechen mußte, holte ich Tags während der Fahrten auf der Imperiale der Omnibus sitzend, wenigstens teilweise ein. Besaß ich doch schon damals die, sicher vielen beneidenswert erscheinende, Fähigkeit, sowohl mit nur wenigem Schlaf völlig auszukommen, als zu jeder Zeit, in jeder Stellung, auf jedem Sitz und Lager, auch im Tramway- und im Eisenbahnwagen, so lange und so kurz ich will, tief, fest und erquickend zu schlafen. — Von den Pariser Theatern lernte ich damals wenig kennen. Auf ein paar Besuche des Théâtre français, des Odéon und der Variétés beschränkten sich meine Studien der französischen Bühne.

Unter den, mit Roux unternommenen, sonntäglichen Ausflügen, endete ein nach Versailles gemachter in einem der merkwürdigsten Künstlerhäuser, das ich bei meinem damaligen Pariser Aufenthalt kennen gelernt habe, dem der Familie Girardet. Auch deren Mitglieder sind bekanntlich französische Schweizer, Landsleute von Roux und Gleyre. Da war, der damals dreiundfünfzigjährige

17*

Charles Girardet, der bekannte, vielgereiste und vielseitige Landschafts- und Sittenbildmaler, dessen sehr populär gewordenes Bild, französische Hugenotten beim geheimen Gottesdienst in der Felsenhöhle von königlichen Dragonern überrascht und verhaftet, die Gallerie Ravené in Berlin schmückt; Eduard Girardet, der etwa vierundvierzigjährige Maler und Stecher; und der Jüngste dieses Künstlerkleeblatts Paul Girardet, ich glaube ein Vetter des Malers, der brillante Kupferstecher, dem wir die meisterhaften Stiche nach den Bildern von Knaus: die goldene Hochzeit, die Taufe, der Taschenspieler in der Scheune verdanken. In dem Gärtchen hinter dem Hause in einer der Versailler Avenuen, unter den schattigen Bäumen saßen die Männer und Frauen, umspielt von einem Schwarm von Kindern und mit einigen befreundeten Besuchern, rauchten aus ihren kurzen Pfeifen, tranken ihr Bier, ihren Kaffee und Cognac, und das lebhafteste Gespräch, das sich natürlich meist um Künstler, Kunstwerke, besonders die im Salon dieses Jahres, und künstlerische Interessen drehte, schwirrte, mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit geführt, hin und her. Eine frische, naive Heiterkeit, munterer Geist und Witz herrschte in dem ganzen Kreise. Die feste Grundlage dieser beneidenswerten Existenzen — das machte sich so wohlthuend erkennbar, — bildeten das solide Familienglück und die mit heiligem Ernst und heißer Liebe betriebene künstlerische Arbeit.

Wie von einem eigentümlich lieblichen Schimmer um-

flossen sind unter meinen Pariser Erinnerungsbildern aus diesen Sommermonaten des Jahres 63 besonders jene Nachmittagsstunden, die ich an so manchen Juni- und Julitagen im alten Luxembourggarten zwischen den schattigen Kastanienbäumen und den Statuen französischer Königinnen auf der westlichen Terrasse über dem großen Bassin und Blumenparketts angesichts des stolzen Palastes der Mediceerin beobachtend und zeichnend verbrachte. Es zeigte sich mir da in jedem Augenblick eine Fülle reizender, lebendiger Bilder, an deren Anblick ich mich gar nicht ersättigen konnte. Bürgerfrauen, junge Mütter, Bonnen, anständige, einzelne Damen fanden sich beim Sinken des Tages hier regelmäßig in Menge ein. Auf den schlichten Binsengeflechtstühlen längs der Balustrade dieser Terrasse, von der, hinter die Baumwipfel des Parks hinabgesunkenen, Sonne nicht mehr belästigt, nahmen sie mit irgend einer Handarbeit oder Lektüre ihre Plätze ein. Das mitgenommene kleine Volk, die Buben und Mädchen, Arbeiter- und Bourgeoiskinder im bunten Gemenge, trieben auf dem Kiesboden zwischen den Stühlen ihre lustigen Spiele, sprangen über das geschwungene Seil, schlugen Ball, tanzten, bauten ihre Sand- und Kieshäuschen auf und zerstörten sie wieder. Von den Wärterinnen und Müttern wurden sie auch wohl einmal durch mitgebrachte Früchte, Gebäck, Milch oder Fruchtsäfte erquickt. Den ganzen weiten Platz durchschallte der fröhliche Tumult, das Jubelgeschrei und klingende Gelächter der hellen Stimmen.

Ich habe später mit Benutzung meiner dort nach der Natur gezeichneten Studien eine größere figurenreiche Holzschnittzeichnung für die Illustrierte Zeitung ausgeführt. Diese Terrasse ist dieselbe, an deren steinerner Böschung die in der blutigen Mai-Woche von 1871 gefangenen Kommunards und Kommunardes dutzend- und schockweise zusammengebunden aufgestellt, und von den Pelotons der Versailler Ordnungstruppen niedergeknallt wurden, um dann in die dazu ausgehöhlten Gruben geworfen und mit ungelöschtem Kalk bedeckt zu werden. Das Zeichnen und Studieren nach der Natur in einem öffentlichen Park wie dieser stand in Paris übrigens damals, und steht wohl auch heute noch, nicht einfach jedem, dem es Vergnügen macht, etwa ebenso frei, wie bei uns. Kaum begann ich ein paar Kinder zu zeichnen, so war schon einer der graubärtigen Gardiens, — alte Soldaten, welche diesen Zivilversorgungsposten bekleiden, — bei der Hand, um mich nach meinem Permeß zu fragen. Eine Erlaubnis von der Behörde soll ich haben, um hier ein paar spielende Kinder zu zeichnen?! fragte ich nicht wenig erstaunt. Certainement, wer hier zeichnen will, hat sich erst zum Gouverneur du Luxembourg in der Rue d'Enfer zu verfügen, sich als unverdächtig zu legitimieren und um einen Permeß zu bitten. Da half kein Widerspruch. Der Befehl mußte ausgeführt werden. Ich erhielt das Papier im Bureau des Gouverneurs ohne viele Schwierigkeit ausgestellt. Im Besitz des Scheins

bin ich dann in dem Vergnügen, das mir dieser Studienaufenthalt und diese Beschäftigung gewährte, nie wieder durch die Wächter der heiligen, segensreichen Ordnung gestört werden.

Ein Berliner Landsmann, der Holzschneider Schwertführer, ein praktisch sehr gescheidter Herr, von schlauem Geist, munterem Witz und kleiner verwachsener Gestalt, der früher manche Zeichnungen von mir schlecht und recht geschnitten hatte, seit mehreren Jahren in Paris ansässig, verheiratet, für dortige große Holzschneiderateliers wie Pannemaker, Lahure und andere, viel beschäftigt war, und sich ganz als überlegener Pariser fühlte, ohne deshalb seinen deutschen Bekannten zu verleugnen, hatte mich den Werkstattvorstehern, Chefs und einigen Herausgebern illustrierter Lieferungswerke und Wochenschriften vorgestellt. Eben war meine Holzzeichnung, Goethe in Leipzig, von der ich in einem früheren Kapitel gesprochen habe, vollendet und ich legte sie einigen dieser Herren vor. Man trug mir an, für sie Illustrationen zu zeichnen, zum Teil zu denselben Werken, für welche auch Roux thätig war. Leider war ich genötigt, jeden Auftrag der mich noch länger hier gefesselt hätte, abzulehnen. Meine Pariser Zeit war um. Ich mußte und wollte nach Deutschland zurück. Noch in den letzten Tagen meiner Anwesenheit machte ich die Bekanntschaft des, auch mit Viardots befreundeten, großen, vielgenannten Pariser Verlagsbuchhändlers und liebenswürdigen Schriftstellers Hetzel. Sein

rotblondbärtiger Kopf, seine ganze Erscheinung, sein Wesen wie jener Name ließen über das germanisch elsässische Blut in seinen Adern keinen Zweifel. Zu seinen Verlagsartikeln gehörten auch illustrierte Kinderschriften, Bücher und Wochenblätter für die „reifere" wie für die unreifere Jugend. Er hatte Zeichnungen von mir gesehen; sie gefielen ihm und er wünschte von mir eine Folge von zwanzig bis dreißig Bildchen (auf Holz) ausgeführt zu haben, deren Gegenstände „die kleinen Leiden und die kleinen Freuden der kleinen Kinder" geben sollten. Dieser Auftrag war ganz nach meinem Geschmack. Über die Bedingungen einigten wir uns bald und ich versprach sofort nach meiner Ankunft in Berlin mit der Arbeit daran zu beginnen. Die Holzblöcke bekam ich ausgeliefert, um sie mitzunehmen.

Ich hatte nicht ganz drei Monate in Paris zugebracht. Im Malen war ich wohl etwas weiter gekommen. Gleyre riet mir, nach meiner Heimkehr ein Ölbild in Angriff zu nehmen, um das Erlernte zu verwerten. Aber der Hauptgewinnst dieser Pariser Zeit lag, wie ich selbst sehr bestimmt empfand, dennoch nicht eigentlich in dem, was ich mir durch das Studium der Malerei errungen hatte. Auf jedem Gebiet hatte ich köstliche Schätze für mein ganzes ferneres Dasein eingeheimst; eine Bereicherung meiner Anschauungen und Vorstellungen von der Kunst und vom Leben, eine Erweiterung meines gesamten geistigen Horizonts gewonnen, eine Fülle von Erfahrungen und neuen Ein-

sichten gesammelt, die mir in meiner künstlerischen wie in meiner literarischen Thätigkeit, für meine gesellschaftliche Stellung in der Heimat und mein Vorwärtskommen von größtem Nutzen werden mußten. Der Nimbus, von dem Paris, ehe ich es kannte, für meine Phantasie umstrahlt gewesen war, hatte durch diesen Aufenthalt nichts von seinem Glanz verloren. Ich war so heimisch dort geworden. Von der Art des Lebens, das ich dort geführt und das mit dem, was man gewöhnlich unter „Pariser Leben" versteht, freilich nichts gemein hatte, war ich so tief befriedigt. Es aufzugeben, kam mir, bei aller Liebe zu den Meinigen und allem innigen Verlangen nach ihnen, hart genug an. Der Abschied von Paris und den neu gewonnenen Freunden wurde mir sehr schwer und bitter schmerzlich. Ich brauchte nicht aus einem Pariser Brunnen, wie die von Rom Scheidenden aus der Fontana di Trevi, zu trinken, damit die Sehnsucht nach der einzigen Stadt in mir fortan nicht mehr erlösche ...

Den Heimweg nahm ich über Straßburg, da ich noch mein, Turgenjew gegebenes, Versprechen einhalten d. h. ihn in Baden-Baden besuchen wollte. Auf der Fahrt durch Frankreich im Wagen III. Klasse, der nicht in Coupés geteilt war, geriet ich mit einer ganzen Gesellschaft kleinbürgerlicher Familien zusammen. Vier oder fünf von ihnen führten ihre Säuglinge wie eine Art Handgepäck auf dem Schoß, auf den Armen, sogar an der Brust mit sich. Nachdem diese lebendigen Packete sich lange

merkwürdig ruhig verhalten hatten, beliebte es einem von ihnen plötzlich sehr ungnädig zu werden, erst zu quärren und dann zu schreien, als ob er am Spieß stäke. Alle Versuche der Mutter und der Nachbarinnen, ihn zum Schweigen zu bewegen, blieben fruchtlos. Zum Glück war ich schon damals durch lange und häufige Uebung im eigenen Hause zur Erfindung und in den Besitz des Geheimmittels gelangt, schreiende Babies in wenigen Minuten zum Schlafen zu bringen. Da das Geschrei und Gekreisch des Kleinen nicht mehr zu ertragen war, entschloß ich mich, auch hier einmal die Wirksamkeit dieses Mittels auf die Probe zu stellen. Meine Bitte, mir ihren Buben herüber zu reichen und auf einige Minuten anzuvertrauen, wurde von sämtlichen Müttern und Frauen, mit großem Erstaunen und mit herzlicher Heiterkeit aufgenommen. Aber die Angeredete lehnte mein Ersuchen nicht ab. Verwundert und beruhigt sahen ihre mütterlichen Augen, wie ich mit dem sicheren richtigen Griff des vielerfahrenen erprobten Kleinkinder-Wärters ihren schreienden Liebling auf meinen linken Arm nahm. Mit Spannung waren alle diese lebhaften Weiberblicke auf mich und mein Thun gerichtet. Ich summte meine immer wirksame Beschwörungsweise, während ich das Kind in einem gewissen Takt wiegte. Und, richtig, — noch nicht drei Minuten waren vergangen, als das Gekreisch verstummte, erst das Mäulchen sich schloß und ein behagliches Lächeln über das rosige Gesichtchen hingleitete,

dann die Lider der braunen Aeuglein zufielen und der Kleine in festem ruhigem Schlaf, auf meinen Armen und bald darauf auch in denen seiner Mutter, ruhte. Ich hatte mich zu meiner nicht geringen Genugthuung überzeugt, daß die Wirksamkeit meines Mittels eine keineswegs nur auf meine eigenen Sprößlinge, oder etwa auf deutsche Kinder beschränkt sei, sondern sich gleich kräftig auch an denen fremder Stämme und Nationen erweise. Meine Wagengenossinnen gerieten völlig außer sich. „Mais Monsieur, mais c'est un miracle!“ klang es von ihren Lippen. Ich genoß den vollkommensten Triumph und das Glücksgefühl der befriedigten Eitelkeit, welches uns jeder, die Menschen überraschende, Erfolg unseres Thuns, auf welchem Gebiet es auch sei, immer bereiten wird. Aber auch hier mußte ich die alte Erfahrung machen, daß man nichts umsonst im Leben hat, und daß es gerade unsere Erfolge sind, welche uns Fesseln anlegen. Während der ganzen folgenden Stunden bis zu dem Zeitpunkt, wo die Mütter den Wagen verließen, brauchte nur einer von den Säuglingen und den schon entwöhnten aber noch nicht steh- und gehfähigen kleinen enfants de la patrie unruhig zu werden und zu schreien beginnen, so wendete sich auch schon seine Mutter an mich: „Ah monsieur, vous êtes si bon, prenez le petit, etc.“ Was halfs, ich mußte, wenn ich nicht auf die Glorie des Wunderthäters verzichten wollte, meinen Ruhm immer wieder von neuem verteidigen, das zu mir herüber gereichte Päckchen

in Empfang nehmen und meine Kunst der Kinderberuhigung abermals praktisch beweisen. Zum Glück versagte sie an diesem Tage kein einziges mal. Aber trotz dem und trotz des schönen Danks, den mir die braven Frauen spendeten, haben mir diese Reisestunden auch nicht den leisesten Wunsch eingeflößt, noch einmal im Leben eine Eisenbahnfahrt unter gleichen Umständen wie diese zu machen.

Straßburg zu sehen, seine alten Gassen in allen Richtungen zu durchstreifen, das Münster möglichst gründlich mit redlichem Bemühen außen und innen zu studieren, seines Turmes Plattform zu besteigen und auf der Wendeltreppe im Innern der durchbrochenen „Flêche“ so hoch als irgend möglich hinauf zu klimmen, war mir selbstverständlich ein ganz ausbündiger Genuß. Vorsorglich, im Hinblick auf künftig zu entwerfende Zeichnungen aus Goethes Straßburger Zeit, zeichnete ich fleißig alles, was mir in den noch erhaltenen älteren Teilen der Stadt als Lokalitäten, Schauplätze und Hintergründe für Szenen aus dieser Lebensperiode meines Helden verwendbar und geeignet erschien. Dazu gehörte an erster Stelle die Münsterplattform, auf der er nach seiner Schilderung so oft mit seinen Straßburger Freunden und Studiengenossen verweilt und mit vollen Römern

die scheidende Sonne gegrüßt hatte; die aus rötlichem Sandstein gemeißelte, alte gotische Balustrade, welche die weite fliesengedeckte Platte umgiebt, und der untere Teil der von letzterer aufsteigenden, allein ausgeführten, nördlichen Turmpyramide, in deren Steinwand Goethe seinen Namen eingeritzt hat. Dem, wie das ganze Elsässische Volk, noch nicht völlig französierten, deutschsprechenden Turmwächter hier oben war dieser Mann nicht durchaus unbekannt geblieben. Er wußte mir sogar die, anscheinend bei den Straßburgern allgemein verbreitete und geglaubte Geschichte von „deme schlechte lüderliche Kerl, dem Studente Herrn Goethe" zu erzählen, der „da hinte in Seseheim an arm's Maidle, a Pfarrtochter verführt und dann sitze gelasse" habe. Die anfängliche Absicht, eine Wallfahrt nach Sesenheim zu machen, mußte ich, durch manche Umstände zur Verkürzung meines Aufenthalts gezwungen, für diesmal aufgeben. Mit besserer Muße habe ich sie zwei Jahre später im August 1865 ausgeführt. Jedenfalls waren trotz dieser Lücke die wenigen in Straßburg verlebten Tage so wenig nutzlos als freudenarm für mich gewesen. Einen wunderlichen Eindruck hatte ich von der Bevölkerung empfangen. Der unausrottbare deutsche Kern stand in oft so komischem auffälligem Kontrast zu der ihm anfangs gewaltsam aufgedrängten, nun aber schon längst mit Stolz zur Schau getragenen, künstlichen, fremden, französischen Umhüllung! Eine wirkliche Verschmelzung dieser Gegensätze zu einer

neuen Einheit zu bewerkstelligen, war der französischen Herrschaft während der zwei Jahrhunderte ihrer Dauer ersichtlich nicht gelungen. Aber daß noch einmal die Zeit kommen könne, wo das von Max v. Schenkendorf in Aussicht gestellte Werk gethan, wo das deutsche Volk erlöst haben würde „die Schwester fromm und fein, aus der Gewalt des Bösen, die stolze Burg am Rhein; die Burg, die an den Straßen des falschen Frankreich liegt, wo nach den ew'gen Maaßen Erwin den Bau gefügt," — diese Möglichkeit dünkte mir damals schlechterdings ausgeschlossen. Wie ein Traumbild der, von der Wirklichkeit und dem hellen Licht des nüchternen Tages abgewendeten, Phantasie des deutschen Romantikers erschien mir damals dies Zukunftsgemälde des Dichters. Kein „zweites Gesicht," wie das, dessen Goethe sich rühmt, zeigte mir diese Stadt wie ich sie sieben Jahre später sehen sollte: ihre Wälle von deutschen Bomben zerrissen und niedergelegt und meine eigene Gestalt darüber hinsteigend; die, durch unsere Beschießung geschaffenen, ungeheueren Trümmerstätten im Innern und mich selbst dazwischen, nach diesen phantastisch grandiosen Ruinen ganzer Viertel der, in heißem flammendem Werben wieder für Deutschland errungenen, stolzen „Burg am Rhein" eifrig zeichnend.

Ueber die Kehler Brücke donnerte der Zug. Der letzte französische Grenzposten war meinen Augen entschwunden. Wie fremd berührte mich der erste Anblick,

das erste Wiedersehen der deutschen Uniformen, ihrer nach preußischem Muster gedrillten Träger, und deren ganze doch so wohl bekannte charakteristische Haltung! Ich spürte es: mit allen Fasern hing meine Seele noch immer an Frankreich …

XV.

Aber wie herrlich war das Stück sommergrüner Welt, das sich mir auf der Weiterfahrt auf unserer deutschen Seite von Appenweier nach Oos hin zeigte! An der linken, d. h. westlichen, Seite der Bahn, die in üppigster Fruchtbarkeit prangende Rheinebene mit ihren wogenden Getreidefeldern und Krautäckern, auf denen überall fruchtbeladene Apfel- und Birnbäume aufragen, vor dem blauduftigen fernen Hintergrund der Vogesenkette, von dem sich die dunkle schlanke Silhouette des hohen Münsters mit seiner Turmpyramide noch immer erkennbar ablöste. Zur Rechten aber erhob sich, lang hin gegen Norden und Süden sich erstreckend und dort zart silberbläulich in der Ferne verschwindend, hier schwärzlich- und blaugrün im ersten Plan, das herrliche Schwarzwald-Gebirge. Bei diesem Anblick und bei dem aller der malerischen, von Weinbergen umgebenen, in Gärten eingebetteten traulichen kleinen Städte und Ortschaften des badischen Oberlandes erwachte das deutsche Heimatsgefühl und die Heimatsliebe

doch wieder in voller Stärke. Die französische Episode lag abgeschlossen hinter mir; und keine rückwärts gerichteten Gedanken verkümmerten mir mehr die Freude, wieder im Vaterlande zu sein, dessen Luft zu atmen; im Lande, das meine Sprache spricht und „wo meine Freunde gehn." Endlich war der Bahnhof von Oos mit seiner, damals noch üppig von wildem Wein umrankten, Halle erreicht. Durch die wundervolle Thallandschaft zwischen den, mit dichtem Laubwald bedeckten, Vorhöhen des Gebirges, an der rasch eilenden rauschenden Oos hinauf, durch saftige Wiesen, welche von mächtigen alten Fruchtbäumen beschattet werden, ging es dem Ziele dieser Fahrt, Baden-Baden, entgegen. Lange schon war dessen alte Schloßruine, von der sinkenden Sonne vergoldet, zwischen den, die rötlich braunen nackten Porphyrklippen krönenden, dunklen Edeltannen, hoch über der Stadt am Fuß der Berge, sichtbar geworden und hatte lockend gleichsam herüber gegrüßt.

Das „Wald- und Wiesenparadies an der Oos" übte auf mich, wie noch auf jeden, der es zum ersten Mal betrat, seinen ganzen bestrickenden Zauber aus. Es ist zweifellos eins der schönsten Stücke deutscher Erde, aller Gauen des Vaterlandes. Aber diese seine natürliche Anmut empfängt, und empfing damals noch mehr als heute, eine ganz eigentümliche fremdartige Würze durch die da hinein verpflanzten Einrichtungen und Besonderheiten des

glänzendsten internationalen Luxusbades. Inmitten der großen und lieblichen Waldgebirgsnatur war hier jene Gesamtheit von prächtigen kunstgeschmückten Hallen, Gallerien, Sälen, Theatern, Promenaden, Parks, Hotels und Villen entstanden, welche die Schauplätze des tollen, verschwenderischen, übermütigen Treibens der „schönen Welt", aller europäischen Hauptstädte, der Genuß suchenden Reichen, besonders der russischen und französischen, und des mehr oder weniger verhüllten, wie des mit frecher Offenheit prunkenden Lasters bildeten. Das Glücksspiel, das Roulette und das Trente-et-quarante, in den prachtschimmernden Sälen des „Konversations-Hauses" an der großen Promenade übte auf mannigfaltige Arten der großen Gattung homo sapiens eine ähnliche dämonische und verderbliche Anziehungskraft, wie das Licht der Kerzenflamme bei Nacht in freier Luft auf die Motten, Nachtschmetterlinge und geflügelten Insekten jeder Spezies aus. Unwiderstehlich lockte es die Scharen der Abenteurer und Abenteurerinnen, die von der Begier nach leichtem Gewinn Gestachelten, solche die alles und — die nichts zu verlieren hatten, die zweifelhaftesten Existenzen, die Industrieritter, aber auch die Nabobs aller Nationen, die gefeiertesten, meistumworbenen Pariser Vertreterinnen der Haute Cocotterie des Kaiserreichs und der geringeren beutegierigen französischen, deutsch-österreichischen, englischen, und italienischen Halbwelt die ganze fine fleur der Pariser Klubs und der Boulevards hieher und hielt sie während

des Hochsommers und Herbstes hier fest. Aber wer mit dieser Sippe, welche die Promenade und die Spielsäle, das Parisische-, kokett gebaute, prunkvoll ausgestattete Opernhaus und die Hotels füllte, nichts zu thun haben wollte, den führte ein kurzer Gang schon in die weltabgeschiedenste Waldeinsamkeit, in welche kaum ein schwacher Hall jenes lärmenden Lebens hineindrang.

Auch meine Freunde, um derentwillen ich nach Baden-Baden gekommen war, lebten völlig außerhalb dieser Welt, welche um das Konversationshaus und die Spielsäle als um ihr Centrum kreiste; ja fast ohne jede Verbindung mit ihr. Viardots Villa, ein Haus im Cottagestil, mit seinen Nebengebäuden lag in dem damals noch ganz einsamen, unbebauten Tiergartenthal, das östlich von der Lichtenthaler Allee, sich am Fuß des waldigen Sauerberges tief in das Land hineinzieht. Auf allen Seiten war die Villa von einem schön gepflegten parkartigen Garten umgeben. Die Hügelrücken zu beiden Seiten der breiten Wiese waren nur am Eingang in das Thal zunächst der Lichtenthaler Allee mit vereinzelten Villen gekrönt. In der näheren Nachbarschaft der Besitzung Viardots lag einzig, auf der untersten Terrasse jenes Sauerbergs, die Molkenanstalt, ein, von den bürgerlichen Familien der Stadt Baden mäßig besuchtes, ländliches Lokal. Turgenjew hatte damals, in der Stadt an deren östlichem Ende in der Schillerstraße eine Wohnung im Erdgeschoß eines, dem Töpfermeister Anschütz gehörigen, Hauses ge-

18*

mietet, an das ein hübscher, von einem Arm der Oos durchflossener, Obst- und Blumengarten stieß. Erst drei Jahre später ließ er sich auf dem von ihm angekauften östlich an Viardots Park grenzenden, weiten Terrain, dem eine wasserreiche kristallklare Quelle entsprudelte, durch einen Pariser Architekten das graziöse Schlößchen im Stil Louis XIII. erbauen, das er von 1868 bis 1871 bewohnt hat, und in dessen oberen Zimmern ich während der Sommermonate der Jahre 1868, 69 und einer Oktoberwoche des Jahres 70, als ich vom eroberten Straßburg herübergekommen war, als sein Gast, gehaust habe. Damals, 1863, bei meinem ersten Besuch, war in seiner Mietswohnung, die ich in den Sommern 1864—67 mit ihm teilte, kein Raum für mich. Einem anderen Freunde hatte er sie zur Hälfte abgetreten. Ich mietete mich in einem kleinen Hotel ein, brachte aber den größten Teil des Tages mit den Freunden zusammen zu, speiste meist mit Turgenjew bei Viardots und verlebte meine Abende in ihrem Kreise, im Salon der Villa. Bis tief in die Nacht hinein erbaute ich mich dort an der Unterhaltung mit ihnen, an dieser nie abreißenden, reich strömenden Fülle von glänzendem Geist, umfassendem Wissen, dichterischer Phantasie, durchdringendem Verstande, scharfer Beobachtung, Schilderungskunst, Witz und Humor, die sich im Gespräch Turgenjews und unserer Freundin offenbarte. Oder ich lauschte mit mindestens gleichem Genuß ihrem Klavierspiel und Gesange. Immer

spendete sie die köstlichsten derartigen Gaben uns freigebig mit vollen Händen. Sie hatte in Baden-Baden eine Schule des Gesanges eröffnet. Ihr Ruhm auch als Lehrerin dieser Kunst, welche sie selbst noch immer mit der alten Meisterschaft und mächtigen Wirkung ausübte, war in allen kultivierten Ländern verbreitet. Aus ihnen, jenseits wie diesseits des großen Wassers, kamen die jungen Sängerinnen, wirkliche und vermeintliche Talente, um von ihr in die letzten Geheimnisse ihrer holden Kunst eingeführt zu werden und hier die höheren Weihen zu empfangen. Von diesen jungen Damen, Französinnen, Niederländerinnen, Skandinavierinnen, Deutsch-Österreicherinnen, Russinnen, Polinnen, Engländerinnen, Spanierinnen, und Amerikanerinnen nahmen manche auch an dem Leben der Familie teil, wurden wie Töchter des Hauses gehalten und gaben letzterem für den befreundeten Gast noch einen vermehrten Reiz. — In die Spielsäle trat ich wohl zuweilen während des Tages und der Abende ein. Aber die Versuchung war für mich nicht stark genug, oder vielmehr meine Überzeugung, daß ich immer doch nur verlieren würde, zu festbegründet, um mich jener erliegen zu lassen. Die Kasse des Herrn Dupressoir, des Spielpächters, hat von mir so wenig eingezogen, wie ich von ihr. Desto lebhafter interessierte mich die Beobachtung der Gesellschaft, welche von der Gewalt jenes, über mich so machtlosen, Dämons der Spielleidenschaft ergriffen und beherrscht, die Roulette- und Trente-et-quarante-Tische dicht gedrängt

umgab. Taub und blind für alles andere, wie hypnotisiert starrten diese Weiber und Männer auf die Karten, die Nummern der aufgezeichneten Zahlentafel, die kreisende klappernde kleine Kugel, die Haufen goldener Napoleons, Guineen, Imperials, Friedrichsdors, der Thaler, Banknoten und Kassenscheine, die auf den besetzten Feldern und vor den Plätzen glücklicher oder reicher Pointeurs aufgetürmt lagen. Immer erst durch den harten Klang der Harken der Croupiers schienen jene Verzauberten erweckt zu werden, wenn diese die der Bank verfallenen, verlorenen Sätze einrafften.

Zu den glücklichsten Stunden gehörten für mich, nächst den mit Turgenjew und Frau Viardot verlebten, die, welche ich zu meinen einsamen Wanderungen durch die herrlichen Edeltannen- und Buchenwaldungen hinauf zum alten Schloß, zur Ebersteinburg, zur Yburg, zum Jägerhause, zum Merkur verwendete, von der weichen wonnigen Luft umweht, von den Wipfeln umrauscht, den würzigen Atem des Hochwaldes einsaugend. Vom Steigen ruhte ich dann wieder aus, auf den weichen Moospolstern der Felsen hingestreckt, träumend, oder hinausspähend von Bergeshöhen und alten zinnengekrönten Ruinentürmen auf die in Schönheitsfülle prangenden Thäler und fernhin über die breite Ebene, die sich vom westlichen Fuß der Berge zum schimmernden Rhein hin dehnt.

Alle diese Freuden, welche mir Baden-Baden damals zu spenden hatte, habe ich freilich noch ganz anders aus

dem Vollen und „lange bequem“ während der Sommer der folgenden sechs Jahre genossen. Dieser erste Besuch dauerte wenig über eine Woche. Es mußte von dem herrlichen Ort und den Freunden für diesmal nur zu bald geschieden sein. Aber die frohe Zuversicht: so wird es auch im nächsten Sommer bleiben und du wirst dann das alles wieder finden, wie du es verlassen hast, — erleichterte mir den Abschied sehr wesentlich und ließ mich ihn weniger schmerzlich empfinden.

XVI

Noch zweimal unterbrach ich die Heimfahrt nach Berlin. Zuerst in Wetzlar. Ich konnte dem dringenden Verlangen nicht widerstehen, die verschiedenen „heiligen Stätten“ in dem alten Sitz des Reichskammergerichts, die mir durch Goethes Aufenthalt dazu geweiht erschienen, und in der ländlichen Umgebung aufzusuchen; alle jene Schauplätze der „Leiden des jungen Werther“ und des von deren Dichter hier selbst erlebten Jugendromans mit Charlotte Buff. Ich suchte das „Deutsche Haus“ auf, das einst die Amtswohnung ihres Vaters gewesen war und zeichnete mir die Aussicht aus dem Fenster jenes leeren Zimmers, das man für „Lottes Stube“ ausgab; den Blick auf den plumpen Turm des merkwürdigen alten Doms, und sogar einen einsam und verlassen in dem Raum stehenden Stuhl, der seiner Form und Art nach ganz wohl noch aus Amtmann Buffs Hausrat stammen konnte. Ich pilgerte nach Garbenheim, bekanntlich dem „Wahlheim“ Werthers, hinaus, das damals noch ziemlich dasselbe sein mochte,

wie zu Goethes Tagen; — erst mehrere Jahre nach meinem Besuch wurde das hübsche stille Kirchdorf durch einen großen Brand zerstört. Ich ließ mir in der Küche des einzigen Gasthauses, eines altersbraunen Fachwerkbaues, von dessen Schindeldach sicher mehr als nur ein Jahrhundert auf mich herabschaute, ein simples Mittag bereiten und meinte mit meines Geistes Auge Goethe-Werther im blauen Frack, gelber Weste und Stulpenstiefeln leibhaftig an demselben Herde stehen, seinen Topf mit grünen Erbsen ans Feuer stellen und dabei seinen Homer lesen zu sehen. In der Laube im Garten hinter der Schenke unter den alten mächtigen Apfelbäumen am altersgrauen Holztisch mein Mittag verzehrend, glaubte ich Ihn im hohen Grase hingestreckt und mit den ihn umstehenden „drei Philosophen" über alles, was sich im Himmel und auf Erden, wie zwischen beiden begiebt, disputieren zu sehen, wie Kestner, Lottchen Buffs würdiger Bräutigam, ihn an jenem Sommertage des Jahres 1772 zuerst erblickte.

Ich zeichnete mir die alte Dorfkirche, setzte mich wie Werther auf einen dort vor einer Scheune stehenden Pflug und zeichnete, wie dieser auf gleichem Sitz es that, ein Dorfkinderpärchen, das ein glücklicher Zufall hierher in meine Nähe führte. Es fehlte nur noch die junge Mutter, die mit dem vollen Korbe am Arm zu den beiden herangetreten wäre ... In eine ganz seltsam, traumhafte, stillbeglückte Stimmung versenkt, verließ ich das Dorf

und schlenderte zur Stadt zurück, um bald darauf weiter zu dampfen. Zunächst nach Göttingen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, so ohne eine, wenn auch noch so kurze Einkehr an Heiligenstadt, vorüber zu ziehen. Storms und Wussows mußte ich mein übervolles Herz ausschütten, ihnen von Paris, von Turgenjew und Frau Viardot erzählen, schon um mir die spätere Arbeit und Mühe zu sparen, es von Berlin aus in langen Briefen zu thun. Ziemlich mein letzter noch geretteter Groschen ging bei der Postfahrt von Göttingen nach Heiligenstadt darauf. Mit der alten Herzlichkeit wurde ich von den beiden Freunden und ihren Familien empfangen. Ich bezog meine alte Wohnung im gartenumgebenen Hause des „Kl. Landrats“; und das schönste Nachspiel der Tage von Paris und Baden-Baden war mir an dem lieb-vertrauten Ort beschieden. Ich hatte viel zu erzählen und fand willig teilnehmende aufmerksame Hörer; auch wenn ich die ihnen noch unbekannt gebliebenen neuen Dichtungen Turgenjews vorlas, die ihre Wirkung auf keinen in diesem Kreise verfehlten. Wieder ging es mit A. von Wussow auf weiten Fußwanderungen über das bergige Eichsfelder Land durch die Wälder und über die kahlen Höhen. Wieder wurden fröhliche gemeinsame Fahrten zu den Adelsschlößern und Herrensitzen befreundeter Familien unternommen, ältere Beziehungen erneuert, neue angeknüpft, fesselnde Bekanntschaften gemacht. Die Tage flossen rasch und freudig dahin, wenn die

nahenden geschichtlichen Ereignisse auch bereits ihre Schatten fühlbar vorauswarfen und „den großen Geschicken ihre Geister schon voran“ schritten. Storm befand sich in hoher nervöser Erregung. Er wußte aus bester Quelle, welche Dinge sich in seiner Heimat vorbereiteten; kannte das Attentat, welches die dänische Regierung gerade in jenem Spätsommer und Herbst gegen die Zusammengehörigkeit, die Unabhängigkeit und das Deutschtum Schleswig-Holsteins vorbereitete. Die Sorge um sein geliebtes Heimatland beherrschte ihn mehr wie je; und immer noch zeigte sich ihm kein tröstlich hoffnungsvolles Zeichen, daß der drohende Schlag noch abgewendet werden oder gar diejenigen treffen könnte, die freventlich dazu ausholten.

Daß die Errettung Schleswig-Holsteins aus dänischer Vergewaltigung durch die preußische Regierung bewerkstelligt werden könnte und würde, wie es der feste Glaube von Wussows war, wies Storm als einen thörichten Traum zurück. „Diese Junker,“ diese „Feinde der Freiheit“ ohne jede Empfindung für Deutschlands Recht und Ehre, — sie sollten eine Hand für Schleswig-Holstein erheben? sich zu mehr, als höchstens ohnmächtigen, gar nicht einmal aufrichtig gemeinten, Protesten aufschwingen? Nimmermehr! So ungefähr dachte damals Storms liberale Seele.

Nicht die Hälfte der Zeit, welche ich in jedem der beiden vorigen Jahre in Heiligenstadt verlebt hatte, währte diesmal mein dortiger Aufenthalt. Endlich saß ich wieder in meiner Turmwohnung in der Bendlerstraße zu Berlin, unter all meinem kleinen und großen Volk und wieder am alten Schreib- und Zeichentische. Paris und Baden-Baden hatten mir den Geschmack am Leben in der eignen Familie und mit den hiesigen Freunden nicht zu verleiden vermocht. In Bezug darauf war ich derselbe geblieben, wie sehr ich mir selbst auch innerlich gewandelt erscheinen mochte. Kein Unglück und Mißgeschick, keine Krankheit oder sonstiger Verdruß hatte während meiner Abwesenheit Familie und Haus heimgesucht. Das reale „Haus", das von uns bewohnte gotische in der Bendlerstraße, aber hatte inzwischen seinen Besitzer gewechselt. Von Meister Schma war es an den bekannten Orientalisten Professor Dieterici, verkauft, der außer manchen angenehmen und rühmlichen Eigenschaften als Mensch und Hauswirt, den Vorzug einer bei Berliner Wirten nicht eben häufigen, hohen und reichen, geistigen und gesellschaftlichen Bildung, und noch dazu den besaß, eine der schönsten, klügsten, jungen Frauen, von so klarem Verstande als gesundem Gefühl und energischem Willen, seine Gattin zu nennen. Ihre Ehe war bereits mit vier Knaben gesegnet, die im Alter ungefähr meinen vier ältesten Kindern gleich waren. Diese fanden in ihnen die besten Spielkameraden. Der weite Garten blieb auch unter diesem neuen Regiment meinen Spröß-

lingen nicht minder als denen des neuen gelehrten und humanen Wirtes selbst, ebenso wie unter Schmas Hausherrschaft, zum freien Tummelplatz überlassen.

Den Auftrag für Hetzel in Paris führte ich mit wahrem Vergnügen aus. Ich brauchte nur die Augen offen zu haben und aufzumerken, um täglich so viele lebendige Bilder der „kleinen Freuden und kleinen Leiden" der Kinder zu beobachten, daß mir die Wahl unter der Menge schwer werden mußte. Mit ähnlicher Freude an der Aufgabe zeichnete ich das große Blatt für die Illustrierte, zu welchem ich in Paris meine Vorstudien nach der Natur gemacht hatte: „Nachmittags auf der westlichen Terrasse des Luxembourggartens" auf Holz. Ich konnte die fertige Zeichnung persönlich nach Leipzig bringen. Das dort feierlich begangene Jubelfest der, am 18. und 19. Oktober vor fünfzig Jahren in der Ebene von Leipzig geschlagenen, Völkerschlacht hatte mich veranlaßt, hinüberzufahren. Von Berlin kam eine ziemlich stattliche Schar von Veteranen, von nun greisen einstigen Mitkämpfern, und mit ihnen zugleich auch der ganze Stab der liberalen und demokratischen Partei im preußischen Landtage hinüber. Ihre redegewaltigsten Volksmänner durften bei solchem Anlaß unmöglich ihr Licht unter den Scheffel stellen. Sie mußten auf dem Platz sein, wo sich so günstige Gelegenheiten zu schönen Reden, zur Verherrlichung der deutschen Volkskraft, des deutschen Freiheitsdranges und zu Schmerzensschreien über die „Fürstenrät' und Hofmar-

schälle mit trübem Stern auf kalter Brust“ boten, welche das deutsche Volk damals um die Früchte seiner Opfer, Kämpfe und Siege gebracht hätten und heute wieder am Werk der Unterdrückung arbeiteten.

Die volkstümliche Feier draußen auf verschiedenen Punkten des ausgedehnten Schlachtfeldes, wie die verschiedenen Festakte und Sitzungen, in Kirchen und Aula, die Festmahle und Bankette in verschiedenen Sälen öffentlicher Lokale in der Stadt selbst, vollzogen sich ohne Störung zu allgemeiner patriotischer Befriedigung. Die Predigten, Gesangaufführungen, Vorträge, Tischreden und Toaste, die in sächsischer, wie die in preußischer Mundart gehaltenen, flossen meist glatt und prächtig dahin und verfehlten ihre Wirkung nicht. Es lag in jenen Tagen die elektrische Spannung vor dem Gewitter in der Luft; sie entlud sich zunächst in solchen Reden. Das beim dänischen Reichstag von der Regierung Friedrichs VII. eingebrachte neue Reichsgrundgesetz, welches dem Deutschtum und der Freiheit der Herzogtümer den Todesstoß versetzen sollte, erregte die deutsche Volksseele zum gerechten Zorn. An Hinweisungen darauf ließen es die politischen Festredner nicht mangeln. Ich sah und hörte aufmerksam zu und was ich gesehen und gehört hatte, berichtete ich in der Form eines großen Feuilletons für die „Berliner Allgemeine Zeitung“, dem ein zweites folgen sollte. Zu meiner lebhaften und angenehmen Ueberraschung schickte mir Julian Schmidt nach meiner Rückkunft in Berlin

einen Zettel ins Haus, auf dem nur die wenigen, aber für mich sehr bedeutungsvollen Worte standen: „Lassen Sie uns bald den zweiten Bericht zugehen. Ich habe nie etwas Reizenderes gelesen als den ersten.“

Im Redaktionsbureau der Illustrierten Zeitung hatte ich in jenen Jubelfesttagen einen Künstler meines Alters kennen gelernt, einen auffallend schönen Mann mit großen braunen Augen und einem prächtigen goldbraunen wohlgepflegten Vollbart. Döpler war der Name des Herrn, der den Auftrag übernommen hatte, für die Zeitung die Hauptvorgänge des Festes zu zeichnen. Er hatte lange in Nordamerika gelebt und dort als Zeichner und Maler gearbeitet. Seine Mappen waren gefüllt mit Zeichnungen und Farbenskizzen, teils frei erfundenen Darstellungen von Volksfesten, Aufzügen, Reiterszenen und Kämpfen aus früheren Jahrhunderten, teils von Ereignissen aus der Gegenwart. Besonders heimisch zeigte er sich auf dem Gebiet der Kostümkunde. Als deren Lehrer wurde er dann auch bald darauf an der Großherzoglichen Kunstschule zu Weimar angestellt. Er war ein vielerfahrener, phantasievoller Mann, ungemein geschickt als Maler und Zeichner, der immer mehrere Eisen zugleich im Feuer hatte Daß sein damals etwa sechsjähriges, goldlockiges Söhnchen Emil, ein Knabe von idealer Schönheit, mit so großem, künstlerischem Talent begabt sei, wie es wirklich der Fall war, mochte der glückliche Vater wohl hoffen und glauben, aber die eigentümliche glänzende Entwickelung, welche dies

Talent, besonders während der letzten zwanzig Jahre, genommen hat, konnte jener schwerlich voraussehen.

Am 13. November nahm der dänische Reichstag das neue eingebrachte Staatsgrundgesetz an, welches allen gerechten Forderungen der Herzogtümer Hohn sprach. Drei Tage nach dieser verhängnisvollen Entscheidung aber schloß König Friedrich VII. von Dänemark die Augen für immer. Die alte Erbfolgefrage war plötzlich auf die erste Stelle der Tagesordnung gesetzt. Vergebens waren Warnungen und Proteste. Der neue König Christian IX. unterzeichnete das vom Reichstag angenommene Gesetz und meinte mit diesem Federzuge die alte Erbfolgeordnung in den Herzogtümern für immer beseitigt und diese der dänischen Monarchie dauernd einverleibt zu haben.

Aus der deutschen Bevölkerung Schleswig-Holsteins erklang ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, der in ganz Deutschland seinen Widerhall fand. Th. Storm fühlte seine Ungeduld aufs Höchste gesteigert. Wie? noch immer regte sich keine Hand in Deutschland, um diesen brutalen Angriff auf das gute Recht zurückzuweisen?! Des Dichters patriotischer Zorn über dies Zögern, die ganze Verzweiflung seiner Seele fanden ihren prachtvollen poetischen Ausdruck in dem Gedicht, das er in jenen Tagen aus dieser Stimmung heraus niederschrieb und mir sendete: „Gräber in Schleswig.“ Da heißt es:

„Des Dänenkönigs Totenglocke gellt.
Mir klinget es, wie Opferglocken Läuten.

Die Erde dröhnt, von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen.
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer
Um endlich alle Schande zu verschlingen.

Thörichter Traum! — Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen,
Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied,
Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagens nicht zu heben"
u. s. w.

Bald genug aber konnte sich Storm überzeugen, daß seine sehr begreifliche Ungeduld sein Urteil getrübt und ihn verführt hatte, weit über das Ziel hinaus zu schießen. Zu frühe hatte er an den „Lebenden" verzweifelt und die „Toten," die Geister der 1850 gefallenen, in jenen Gräbern schlummernden Söhne Schleswig-Holsteins, beschworen, aufzustehen, um die Heimat zu erretten. Nicht lange danach im Dezember ordnete der Bundestag die Exekution gegen Dänemark an und den Tritt deutscher (sächsischer und hannoverscher) Bataillone erklang wenigstens auf holsteinischer und lauenburgischer Erde, denen die „dänischen Schwadronen" respektvoll den Platz räumten. Und einen Monat später war von Preußen und Oesterreich der Krieg gegen das, durch die sichre Hoffnung auf Englands Hilfe,

bethörte und starrsinnig gemachte Dänemark erklärt und auf den schnee- und eisbedeckten Straßen rückten im Januar die Truppen der beiden mächtigen Verbündeten in Schleswig ein, um die schleswig-holsteinische Frage endlich mit Schwert und Kugel für immer zu lösen. Mit gemischten Gefühlen sahen wir eines Sonntags die ersten langen Wagenkolonnen des Trains aus dem Brandenburger Thor auf der hart gefrorenen Chaussee gegen Spandau hin ausziehen, um zur Feldarmee zu stoßen. Das Mißtrauen gegen die Regierung, die Ueberzeugung, daß sie jeder befreienden entscheidenden That für Deutschland eben so abgeneigt als unfähig dazu sei, waren nicht aus den liberalen Seelen zu tilgen. Sogar bei dieser Kriegserklärung schob man dem Ministerium Bismarck die schwärzesten, geheimen Motive und Pläne unter, glaubte nicht an den Ernst seiner Absicht einer wirklichen Befreiung der Herzogtümer, ja, sah schon in dem selbstständigen Handeln als Großmacht, ohne Rücksicht auf Deutschland, die Bestätigung dieses Verdachtes, den Beweis des Verrats an der deutschen Sache . . . Und doch erweckte schon das erste ernsthafte Waffenklirren, der erste Kanonendonner in Schleswig den Widerhall in den preußischen Herzen. Die kriegerische Ader in dem alten Soldatenvolk war noch keineswegs vertrocknet; Empfindungen und Stimmungen begannen sich wieder in seiner Seele zu regen, die so lange geschlummert hatten, daß sie zuweilen gänzlich versiegt und erstorben scheinen konnten.

In mir erwachte wieder der dringende Wunsch, welcher meinem lieben Freunde Ludwig Burger, dem trefflichen Zeichner, Maler und gründlichen Kenner aller militärischen Dinge, und dem Düsseldorfer Camphausen erfüllt wurde, mit den Truppen ins Feld ziehen zu können, um zu zeichnen und zu schildern, was sich mir an lebendigen Bildern des Krieges dort in Schleswig zeigen würde. Aber nirgends bot sich mir ein Mittel eine Aussicht, dies Verlangen zu befriedigen. Ich mußte daheim bei Frau und Kindern bleiben, an meinen Holzzeichnungen weiter arbeiten, meine Feuilletons schreiben und mir daran genügen lassen, die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz von andern geschildert zu lesen und gezeichnet zu sehen, statt sie mit eignen Augen zu beobachten, zu skizzieren und über sie zu berichten.

Am ersten Januar jenes Jahres begegnete mir am Kanal Reinhold Begas, der am Arm eine mir wohlbekannte schöne schlanke Mädchengestalt führte. Beide waren auf dem Wege zu mir. Er kam, mir seine Braut Fräulein Margarethe Philipp vorzustellen. In vierzehn Tagen mache er Hochzeit und ginge mit seiner jungen Frau sofort auf ein Jahr nach Italien . . . Ich gönnte ihm jedes Glück von Herzen und die wunderbare Schönheit der von ihm Erwählten schien ihm eins der besten, das dem Mann gewährt werden und den

19*

Künstler für sein Malen und Meißeln belohnen kann, in sichre Aussicht zu stellen. Aber ich gestehe, daß mich bei dem Anblick des Paares eine der Eifersucht sehr ähnliche Empfindung überkam und eine Art Groll gegen das noch nicht sechszehnjährige holde Geschöpf am Arm des Freundes. Konnte ich mir doch darüber keine Illusionen machen, daß unser Verhältnis fortan ein wesentlich anderes als das bisherige werden müsse. Die geliebte junge Frau bemächtigt sich immer des Mannes und läßt von ihm für seinen Freund nicht viel mehr übrig. Auch mit unserm gemeinsamen Schlittschuhlaufen war es für diesen Winter sicher zu Ende. Und gerade der Januar brachte uns so guten Frost und so gute Tiergarten-Eisbahnen!

Indem ich meinerseits, wenn auch ohne Begas, die Freuden des Schlittschuhlaufens einmal wieder recht aus dem Vollen genoß, erhielt ich dadurch den Antrieb zum Entwurf einer großen Zeichnung, welche die, in „Wahrheit und Dichtung“ von Goethe selbst so lebendig und fesselnd geschilderte, Szene seines Eislaufs auf dem Main in Frankfurt im roten Sammetpelz der Frau Mutter darstellen sollte. Ich entwarf die Komposition mit dem ganzen Vergnügen des passionierten Eisläufers und zeichnete sie für die Illustrierte Zeitung auf Holz, bei deren Redaktion sie freundliche Auf- und Annahme fand. Unmittelbar nach der Vollendung begann ich die Ausführung des

Entwurfs einer Zeichnung, mit deren Plan ich mich schon seit Straßburg herumtrug: „Goethe in Straßburg.“ Eine größere Anzahl von kleinen Bildchen in Umrahmungen im Rokokostil gruppierten sich um das größere Mittelbild, welches ihn in der Gesellschaft seiner Straßburger Freunde auf der Plattform des Münsters zeigt, der sinkenden Sonne den Scheidegruß aus den mit hinauf gebrachten Römern zutrinkend. Anfang März war diese Holzzeichnung vollendet und ich brachte sie persönlich nach Leipzig hinüber. In der Redaktion arbeitete damals ein junger Buchhändler Herr Quandt, der den ganzen Illustrationsteil leitete. Ein ernster und doch für allen echten Humor mit feinstem Verständnis begabter Mann, von gediegener literarischer Bildung, voll Herzenszartheit, Gemütstiefe und -Wärme, Eigenschaften, die sich selbst im geschäftlichen Verkehr mit ihm nicht verleugnen und verbergen konnten und diesen zu einem ungemein angenehmen machten. Mir war er sehr wert und lieb geworden und auch er bewies mir jederzeit seine Sympathie. Als ich ihm die Goethezeichnung überbrachte, fand ich ihn ganz beherrscht durch die Macht des Eindrucks, den er durch ein, eben von ihm gelesenes, neu erschienenes Buch empfangen hatte: den ersten und zweiten Band des in niederdeutschem Dialekt geschriebenen, großen Romans von Fritz Reuter „Ut mine Stromtid.“ Ich müsse das Buch gleich lesen; das sei etwas ganz Einziges und Wundervolles. Ich würde meine Freude daran haben, wie

an wenigen andern Dichtungen. Der dritte Band werde erst in diesem Sommer heraus kommen. Die in seinem Besitz befindlichen beiden ersten gab er mir mit auf die Heimfahrt.

Ich hatte von Fritz Reuter bis dahin einzig „Hanne Nüte“ (durch Th. Storm) kennen gelernt. Hier in der „Stromtid“, schon im ersten Kapitel, trat mir der Poet doch noch als ein ganz anderer gegenüber. Da entfaltete er eine schöpferische Kraft, Gewalt und Meisterschaft im Bilden und Hinstellen leibhaftiger Menschengestalten, im überzeugenden Malen der erschütterndsten, wie der heitersten Situationen und Stimmungen die selbst nach den, in jener „Vogel- und Menschengeschichte“ gegebenen, Proben seines dichterischen Genies noch überraschen mußte; eine Kraft wie sie keinem unsrer neueren deutschen Poeten, Gottfried Keller vielleicht ausgenommen, gegeben, von keinem bewiesen worden war. Ich las und verschlang die ersten Kapitel schon während der Eisenbahnfahrt und fühlte mich im Innersten ergriffen und beglückt durch das, was ich las. Wieder heimgekehrt, war mein erstes Thun, meiner Frau diese Kapitel vorzulesen und mich dabei zu überzeugen, wie gewaltig die Szenen auf Hawermanns Pachthof, in der Eschenlaube seines Gartens, bei der Verauktionierung seiner bescheidnen Habe und bei der Leichenwacht am Sarge seiner toten Frau auf ein einfaches natürliches weibliches Gemüt wirkten und mit welcher herzerquickenden Heiterkeit es der urkräftige gesunde gemütsinnige goldne Humor des Dichters in allen jenen

Szenen, deren Mittelpunkt „Entspekter Bräsig" bildet, erfüllte. Wir schwelgten, wir lebten ganz in Fritz Reuter. Alle diese Gestalten waren wie wirkliche, uns ans Herz gewachsene Menschen, deren Dasein wir teilten, deren Schmerzen und Freuden wir wie unsre eignen empfanden. Diese wonnige Stimmung, die wir vor allem Reuter und seinen Geschöpfen dankten, vernichtete plötzlich ein, uns an der verwundbarsten Stelle treffender Schlag, der für die nächste Zeit unser ganzes bescheidenes häusliches Glück zu zerstören schien. — Man sprach und las gerade damals, um die Mitte des März 1864, viel von der Entdeckung einer gefährlichen lebensfeindlichen Krankheitsform, die man bisher noch nie richtig erkannt gehabt hätte, der Diphteritis, durch meinen Landsmann und Jugendbekannten Professor Hirsch in Berlin. Er hatte ihr, schon in früheren Jahrhunderten erfolgtes, Auftreten und sie als den wahren Kern von Krankheiten erkannt und nachgewiesen, über deren eigentliche Natur man bisher völlig im Irrtum befangen oder im Unklaren gewesen sei. Gerade an dem kalten grauen winterlichen Morgen des letzten Märztages, als wieder einmal die Gefahren, mit welchen die nie klar erkannte und charakterisierte Seuche Kinder und Erwachsene bedrohen sollte, das Thema unsers Gespräches bildeten, klagte unser bald fünfjähriges jüngstes Töchterchen, ein von Lebenskraft strotzendes, bisher noch immer in Gesundheit prangendes, süßes Geschöpf, über Schmerzen im Halse beim Schlucken. Wir blickten ihr in

das Hälschen hinein und sahen mit Entsetzen jenen weißlichen Belag, der als das untrügliche Zeichen der Diphteritis geschildert worden war. Die Angst um das Leben des Kindes griff uns eiskalt ans Herz. Ich lief zur Potsdamerstraße 112, dem Hause meines Jugendfreundes, Dr. Moritz Löwinson, der mir seither alle jeweiligen unentbehrlichen kleinen ärztlichen Dienste in der Familie willig geleistet hatte. Ein wunderlicher Arzt! Bei aller seiner heilkünstlerischen Tüchtigkeit und seinem klugen praktischen Verstande erschwerte er seine Hilfeleistung sich selbst und den andern immer aufs äußerste durch sein unersättliches Sprechbedürfnis. Vom hundersten aufs tausendste kommend vertrödelte er damit, trotz des rapiden Tempos seiner Reden, buchstäblich Stunden, ohne zur Sache, zu der medizinischen Untersuchung, der Entscheidung, der Ratgebung über das zu beobachtende Verhalten des Patienten, oder zu dem als nothwendig erkannten chirurgischen Eingriff zu gelangen, wo dieser geboten war. Ströme von ärztlicher, philosophischer, sittlicher, politischer und ökonomischer Weisheit pflegten seinen Lippen zu entquellen. Draußen im Vorzimmer mochten die andern Patienten warten, bis ihnen die Geduld ausging. Aber gleichviel: er ist mir immer ein wahrer, jederzeit zu ärztlicher Hilfe bereiter, für das, was ich schrieb, noch dazu enthusiastisch eingenommener Freund gewesen. Wenn er gegen die Diphteritis in diesem Fall kein wirksames Mittel fand, so ging es ihm nicht anders wie damals seinen meisten Kollegen.

Ich will keine Krankheitsgeschichten erzählen, sondern nur kurz den Ausgang mitteilen. Nach manchen Tagen und Nächten der bangen Angst und Sorge am Abend des 6. April, hatte das arme Kind noch, wenn auch nur mit Mühe sprechend und schluckend, unfroh im Zimmer umhergespielt und auf unserm Schoß gesessen; — die Absperrung der Diphteritiskranken hatte damals noch niemand als notwendig erkannt und vorgeschrieben. — Kaum aber hatten wir es in sein Bett gebracht, so hustete es einmal auf; dann sank das holde Köpfchen mit den dichten dunkelbraunen Locken schwer und müde in das Kissen zurück und die schönen sonnigen braunen Augen schlossen sich für immer. Herbeigeholte Aerzte, — Löwinson war nicht zu Hause anzutreffen, — konnten nur den Tod konstatieren . . .

Kaum zwei Wochen zuvor als wir das erste Kapitel von Reuters „Stromtid" lasen, hatte uns besonders die Stelle, wo die kleine „Lowising" die tote Mutter streichelt, und zum Vater sagt: „Mutting friert!" durch die Macht der schlichtesten und wahrhaftigsten Darstellung so gepackt und erschüttert, daß wir während der nächsten Minuten kaum weiter lesen konnten. Nun lag die kleine Leiche in ihrem weißen Bettchen und am nächsten Morgen trat der sechsjährige Bruder, dessen junge Seele noch keine Vorstellung vom Tode hatte, an sie heran, die er nur schlafend glaubte, um ihr die Wangen zu streicheln. Aber mit ganz erschrecktem Gesicht zog er die Hand zurück,

wandte sich zu mir und sagte ängstlich: „Hede is ja so kalt“ . . . Ich kanns nicht schildern, wie das Wort des kleinen Buben auf uns wirkte. Jeder, dem ein geliebtes Wesen entrissen ist, das nun tot und kalt vor ihm daliegt, wird es mir nachfühlen. Seit dem aber empfand ich die Wahrheit und die ergreifende Kraft jener Reuterschen Szene noch viel tiefer und stärker als ehedem. — An meinen andern Kindern ging der Würgengel der uns das Jüngste entrissen hatte, glücklich vorüber. Sie wurden angesteckt, aber trotz derselben fragwürdigen ärztlichen Behandlung überstanden sie das Leiden in kurzer Zeit.

Bei der Lektüre des ersten Bandes von „Ut mine Stromtid“ waren mir die darin auftretenden Gestalten, Karl Hawermann, Bräsig, Frau Nüßler, Jung Jochen, die Frau Pastorin, Mining und Lining „die lütten Drumäppel“ und Lowising, Kammerrat v. Rambow, in der Vorstellung so lebendig geworden, daß ich dem Triebe nicht widerstehen konnte, zunächst nur zu meinem eignen Vergnügen, ohne jede Nebenabsicht, einzelne Szenen des Buches zu zeichnen, um so das, was mir so klar und leibhaftig vor dem innern Auge stand, nun auch in festen Gestalten auf dem Papier hinzustellen. Julian Schmidt sah diese kleinen Bleistiftzeichnungen und fand, daß sie ganz im Sinne Reuters koncipiert seien, sich mit dessen Schilderungen und Charakterbildern überraschend

genau deckten. Er möchte sie, wenn ich damit einverstanden sei, an Fritz Reuter, den ihm nahe Befreundeten, senden, um dessen Urteil zu hören und ihm vorschlagen, eine illustrierte Ausgabe von „Ut mine Stromtid" durch seinen Verleger veranstalten zu lassen, zu der ich die Zeichnungen entwerfen müsse. Er wisse, daß er dem Verfasser damit das größte Vergnügen machen, daß Reuter diese Idee mit Freuden acceptieren und sicher zur Ausführung bringen würde. Natürlich überließ ich Julian Schmidt zu diesem Zweck die Blätter sehr gerne. Mit begreiflicher Spannung wartete ich auf Reuters Rück-Aeußerung über meine Entwürfe.

Kaum zwei Wochen nach dem Tode unseres Kindes erfolgte in Schleswig der entscheidende Schlag: die Erstürmung der Düppeler Schanzen. Der Jubel, den die Nachricht in Berlin hervorrief, war grenzenlos. Der Regierung war in demselben Augenblick seitens der ungeheuren Mehrheit des Volkes alles verziehen. So eine siegreiche kriegerische That schafft sofort eine gänzlich veränderte Lage im Innern der Staaten. Darin sind die Nationen einander sämtlich gleich. In Deutschland, wie in Frankreich, in England wie in Rußland wird jede politische Opposition sicher und prompt erstickt durch einen großen glänzenden Waffenerfolg gegen einen äußeren Feind. Dem blendenden und berückenden Eindruck eines

solchen Sieges vermag keine Volksseele zu widerstehen. Die Geschichte bestätigt diese Thatsache auf unzähligen Blättern. — Wir sahen in Berlin wieder verwundete preußische Krieger und fremde Gefangene. Heldenhafte Thaten, von einzelnen einfachen Soldaten und Offizieren vollbracht, wurden berichtet, gingen von Mund zu Mund und steigerten noch die Wirkung der großen Siegesnachricht. Der Löwe hatte wieder einmal Blut geleckt. Das Preußen Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege, Blüchers und Yorks, Scharnhorsts, Bülows und Gneisenaus, war noch nicht gestorben, wie man in den letzten Jahren zuweilen glauben gekonnt hatte. Dies Bewußtsein und die Befriedigung darüber schien aus vielen tausend Augen zu leuchten und viele tausend Lippen sprachen es aus. Die Liberalen gerieten in eine schlimme Position. Die von ihnen so heftig befehdete Regierung, der sie nicht einen Mann und nicht einen Groschen zur Verfügung stellen wollten, hatte nun das gethan und durchgeführt, was sie immer verlangt und geträumt, von dessen Notwendigkeit sie immer so schön geredet hatten! Es lag dringende Gefahr vor, daß die Nation freudiger denen zujubeln würde, welche die That gethan, als den parlamentarischen Rednern, welche wohl davon gesprochen, aber die Mittel zur Ausführung verweigert hatten.

XVII.

In der Woche nach Pfingsten sendete mir Julian Schmidt mit wenigen Begleitworten einen Brief der eben bei ihm aus Eisenach für mich eingetroffen war. Da las ich folgendes: „Mein verehrtester Herr! Wie ich schon von früher her dem Dr. Julian Schmidt zum aufrichtigen Danke verpflichtet bin, so muß ich demselben jetzt wieder danken, daß er uns beide Menschenkinder zusammen gebracht hat. Obgleich die Bäume blühen, hat er Sie mir gewissermaßen zum Heilchrist in einer Julklappe geworfen. Wie ist es aber nur einmal möglich, daß ein Mensch den andern Menschen so verstehen kann? Daß ein Mensch dem andern Menschen einen Menschen, wie der Mensch Bräsig ist, so mit Haut und Haar aus der Seele heraus lesen kann, wie Sie es gethan haben? Ich habe früher selbst ein wenig gezeichnet und namentlich viel aus dem Gedächtnis; dies und vielleicht auch natürliche Anlage haben mir die Möglichkeit verschafft, mir Personen, die ich aufführe, in ihren speziellsten Eigentümlichkeiten leib=

haftig vorstellen zu können; und nun stimmt Ihr Bräsig mit meinem Bräsig, der seit zwei Jahren und länger hinter meinem Stuhle steht und auf Verlangen vortritt, bis aufs Haar zusammen. So ists auch mit Hawermann und mit den Kindern. Nur eine Figur hätte ich etwas anders gewünscht; das ist die kleine Pastorin, die möchte ich runder und frischer haben. Es giebt bei uns Frauen, namentlich solche, die keine Kinder gehabt haben und viel in freier Luft leben, die Fülle der Glieder und blühende Farben bis ins Alter hinein bewahren und eine solche habe ich mir bei meiner Frau Pastorin gedacht. Ich wollte, Sie könnten eine Tante meiner Frau, die Pastorin Conradi in Neubrandenburg sehen in ihrer Beweglichkeit und ihrem natürlichen gütigen Gesichtsausdruck! — Einen weiteren Dank für Ihre prächtige Zusendung auszusprechen halte ich für überflüssig u. s. w." Dann folgten noch Anweisungen, wie ich am besten in Reuters Heimat die Schauplätze der Handlung studieren könne; ein völlig ausgearbeiteter Wegweiser und Reiseführer durch jene Teile Mecklenburgs, in welchen die Szenen: „Ut mine Stromtid" spielen.

Ein solcher Brief von einem so verehrten Manne war ein beglückendes Geschenk des Himmels und die Freude war groß in unserm Hause, trotzdem noch immer der trübe Schatten unseres herben Verlustes darüber hingebreitet lag. „Ut mine Stromtid" zu illustrieren, — keine liebere Aufgabe hätte ich mir denken und wünschen

können. Zunächst aber beschäftigten mich noch andere Zeichnungen, Darstellungen von literargeschichtlichen Menschen und Vorgängen von der Gattung jener Kompositionen zum Leben Goethes. Auf das Blatt: „Goethe in Straßburg“ mußte natürlich ein in ähnlicher Form gehaltenes „Goethe in Wetzlar“ folgen, in dem ich meine Wetzlarischen Lokalstudien vom letzten Jahr verwerten konnte. Als ich den fertigen Holzstock nach Leipzig brachte, machte ich die persönliche Bekanntschaft R. Keils des glücklichen Gründers und Eigentümers der „Gartenlaube“, die damals auf der Höhe ihrer populären Erfolge angelangt war und die breite Masse des sogenannten gebildeten liberalen Mittelstandes, wie kein andres Tages- oder Wochenblatt vor ihr, erobert hatte. Der rotblondbärtige, breitschultrige Herr, der sich im zur Schau tragen des Typus und der Manieren eines sogenannten „echten deutschen Biedermannes“ gefiel und in der Erscheinung wie im Auftreten einem „Turner in Civil“ glich, sollte damals sehr bald nach unsrer ersten Begegnung die Erfahrung an seiner so hoch emporgebrachten Schöpfung, der „Gartenlaube“ machen, daß vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist. Er beging die große Unvorsichtigkeit, einem Roman aus der Gegenwart Aufnahme in die Blätter seiner, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten, Wochenschrift zu gewähren, in welchem der damals vielbeklagte Untergang des Aviso der preußischen Flotte „Amazone“, mit der auch mein Vetter

Lieutenant z. S. Pietsch, ertrank, als das, mit höllischer Tücke künstlich herbeigeführte Werk einer Verschwörung der, angeblich der Flotte feindlichen, konservativen Partei dargestellt war. Die gerechte Erbitterung über diese schmähliche nichtsnutzige Verleumdung, welche sich ja auch stillschweigend gegen die konservative Regierung Preußens richtete, führte letztere zum Entschluß, die „Gartenlaube" d. h. deren unvorsichtigen Verleger, mit einer empfindlichen Strafe zu treffen. Sie wurde innerhalb der preußischen Grenzen verboten. Es war bei der bisherigen ungeheuern Verbreitung des Wochenblattes ein harter Schlag für Keil. Seine dagegen und behufs der Aufhebung des Verbots in Berlin unternommenen Schritte blieben lange erfolglos. Verschiedene Versuche, ihr unter anderer Flagge, unter verändertem Titel, in Preußen Eingang zu verschaffen, waren zunächst auch nicht viel glücklicher. — Keil hat die Schärfe jener Strafe am verwundbarsten Punkt während der Dauer des Verbots schmerzlich genug zu empfinden gehabt.

Gegen mich bezeigte er sich in jeder Hinsicht liebenswürdig und verbindlich. Er beauftragte mich mit literaturgeschichtlichen Zeichnungen meines damaligen Lieblingsgenres, drückte offen seine Freude daran aus und bewies deren Aufrichtigkeit mir praktisch durch, für mich ungewohnt gute, Honorare und immer neue Aufträge. Deren Reihe eröffnete 1864 die Zeichnung zum „Diner zu Coblenz": der junge, Goethe auf seiner, von ihm so

köstlich geschilderten, „Geniereise“ bei Tisch „zwischen Lavater und Basedow“ — „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“ Später folgten noch „Bürger seinen Freunden vom Hainbund die Lenore vorlesend,“ „Wielands Besuch in Ehrenbreitenstein bei Sophie Laroche,“ „Immermann und die Gräfin von Ahlefeldt in Düsseldorf“ und manche andre.

Von Baden-Baden her erklang mir immer dring nder immer verlockender die Frage Turjenjews: Wann kommen Sie? und die Mahnung, es bald zu thun. Julian Schmidt beabsichtigte mit seiner Frau eine Sommerreise nach der Schweiz auszuführen. Unterwegs aber gedachte er in Siebeleben und Eisenach Halt zu machen, um dort Gustav Freytag, hier Fritz Reuter zu besuchen. Da ich selbst den dringenden Wunsch hatte, letzteren persönlich kennen zu lernen und mit ihm das Unternehmen der illustrierten Ausgabe von „Ut mine Stromtid“ zu besprechen, so hielt ich es für das Geratenste, mich Schmidts anzuschließen. Aber auch meine Frau sollte und mußte den Spender unsrer besten Freuden sehen und ihm danken. So begleitete auch sie mich bis Eisenach.

Nicht lange vor dem Antritt unserer Reise wurde ich eines Tages durch einen Besuch überrascht, welcher meinem ganzen Leben eine andre Wendung geben und dessen Folgen ich eine völlige Umgestaltung meiner Existenz und schließlich meinen wirklichen und vollständigen Ueber-

gang zum Schriftstellertum verdanken sollte. Der Mann, der mir diesen Besuch machte war eine in Berlin wohlbekannte allbeliebte Persönlichkeit, Dr. Hermann Kletke, der zweite Redakteur der Vossischen Zeitung, als liebenswürdiger Dichter und Jugendschriftsteller auch wohl in ganz Deutschland geschätzt. Ich war verschiedene Male mit ihm in persönliche Berührung dadurch gekommen, daß ich für den Springerschen Verlag einzelne seiner Bücher für die „reifere Jugend", — Indianergeschichten, historische Erzählungen, abenteuerliche Reisen u. dgl. m. — mit lithographischen Bildchen zu illustrieren übernommen hatte. Schon in seiner Erscheinung verriet der damals einundfünfzigjährige, hoch und schlank gewachsene Mann, daß er aus einer andern, bereits verklungenen, Zeit in die Gegenwart hinein ragte und in jener wurzelte. Das Haar fiel ihm in langen, schon etwas grau gemengten, Locken bis über den Rockkragen. Die gelblich blassen Wangen und das Kinn umwucherte ein eben so gemischter üppiger Vollbart. Er redete mit einer leichten Dialektfärbung, die seine Herkunft aus Schlesien sofort erkennen ließ, und mit zarter fast weiblich heller Stimme, deren Klang genau der Zartheit und Weichheit seines Empfindens und seines ganzen Naturells entsprach. Zum Redakteur einer großen streitbaren politischen Zeitung schienen ihm manche der unentbehrlichen Eigenschaften, die politische Leidenschaft, die Fehdelust, der Sinn für die praktischen Geschäfte, die durchgreifende Energie, welche

wo es sein muß, auch eine Rücksichtslosigkeit nicht scheut, die trotzige männliche Kraft zu fehlen. Aber er hat später von 1867, wo der plötzliche Tod des damaligen schneidigen Chefredakteurs, des Schopenhauerschen Philosophen Dr. Lindner, Kletke auf diesen Posten stellte, bis zu seinem Abtreten 1883 bewiesen, daß er trotz jener vermeintlichen Mängel sehr wohl befähigt war, auch solch einem verantwortungsvollen Amte vorzustehen. Jedenfalls brachte er eine große, gute und wichtige Eigenschaft dazu mit: die vollkommne Integrität des Charakters, den tiefen Haß gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung; und unerschütterlich feste Ueberzeugungen, die zum Teil auf seiner durchaus idealistischen Sinnesrichtung und Weltanschauung beruhten. Im Grunde der Seele war und blieb er Romantiker. Sein Lieblingswunsch wäre gewesen, still zurückgezogen vom aufregenden Treiben des Tages, vom politischen Lärm und von der aufreibenden Redaktionsthätigkeit, unbemerkt in einem traulichen Winkel mit seinen Büchern, seinen dichterischen Träumen nachhängend leben zu können.

Mir hatte er immer eine herzliche Sympathie bewiesen. Meinen Zeichnungen, wie meinen Kunstberichten und sonstigen Beiträgen für die Spenersche Zeitung spendete er lebhaften Beifall. Nun kam er mit einer Anfrage, einem Antrage zu mir: ob ich mich nicht entschließen könnte, die Spenersche Zeitung aufzugeben und die gesamte Kunstberichterstattung für die Vossische zu übernehmen. Sie entbehre schmerzlich einen Kunstreferenten und Aus-

20*

stellungskritiker, der etwas von der Kunst verstehe. Das empfänden Dr. Lindner und die Herren Eigentümer, Gerichtsrat Robert Lessing und die Brüder Dr. Louis und Dr. Eugen Müller eben so lebhaft, wie er selbst. Mit ob auch noch so gelehrten und hochgebildeten Männern, welche bisher diese Beiträge geliefert hätten, sei es nicht gethan. Die Zeitung bedürfe eines, gründlich mit der lebendigen Kunst, wie mit der der Vergangenheit vertrauten, Schriftstellers, der in diesen Dingen völlig zu Hause sei und — ich sei gerade der rechte Mann für sie.

Meine Freude über diesen Antrag und über diese schmeichelhafte Meinung von mir war nicht gering. An die Spenersche Zeitung band mich weder ein Kontrakt noch irgend eine Art von fest eingegangener Verpflichtung. Ich gab ihr Artikel, die sie zum Abdruck brachte, war aber nicht gehalten, sie zu liefern. So zögerte ich keinen Augenblick, einzuschlagen und mich bereit zu erklären.

Ich stellte mich dem Chefredakteur Dr. Lindner, einem mittelgroßen rötlich blondbärtigen Herren von scharfem Verstande, starkem Selbstgefühl und Eigenwillen, festen politischen und philosophischen Ueberzeugungen und Prinzipien und klarer, präziser, entschiedener, knapper Redeweise vor; ebenso den Herren Eigentümern, deren einen, Gerichtsrat Lessing, den Stiefbruder des berühmten Düsseldorfer Malers und Großneffen Gotthold Ephraims, ich bis dahin nur als eleganten und virtuosen Schlittschuh-

läufer von der Eisbahn und als eben so trefflichen Reiter von den Tiergartenalleen her kannte. Von allen diesen Herren wurde mir das freundlichste und verbindlichste Entgegenkommen. Ich verpflichtete mich, die, in diesem und immer in jedem zweiten Jahr mit gerader Zahl im Akademiegebäude stattfindende, „große akademische Kunstausstellung“ und alle sonstigen in Berlin zu tage tretenden bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiet der bildenden Künste für die Vossische Zeitung kritisch zu besprechen und im Uebrigen für deren Feuilleton zu schreiben, was mir dafür geeignet schiene. Ich wurde nicht kontraktlich (wie ichs bis heute noch nicht bin), nicht auf Kündigung und zunächst nicht gegen festes Jahresgehalt engagiert. Es war ein freies Uebereinkommen. Was ich der Zeitung liefern würde, sollte mir nach vereinbartem Satz honoriert werden. Mit dieser Form der Verpflichtung, die mir nirgends die Hände band und mir die Freiheit der Bewegung und vor allem die von jedem Redaktionsdienst ließ, war ich sehr einverstanden.

Das Redaktionslokal der Vossischen Zeitung war damals eins der traurigsten und dürftigsten, und entsprach wenig der Bedeutung des, die öffenliche Meinung der Berliner Bürgerschaft beherrschenden und lenkenden, Journals. An dem dunkeln Hofe des Grundstücks Breitestraße 8 im ersten Geschoß lag das düstre, schlecht beleuchtete kahle Stübchen, in welchem an einem hohen

Doppelpult zunächst dem Fenster, teils stehend, teils auf Drehschemeln sitzend, diesseits Dr. Lindner, jenseits Dr. Kletke arbeiteten. Daran stieß nach hinten hin ein ebenso ödes düstres Konferenzzimmer. Durch den Flur von jenem Redaktionsbureau getrennt, lag das Zimmer der Herren Eigentümer. Expedition, Setzerei und Druckerei mußten sich mit entsprechend bescheidenen Räumen im Erdgeschoß und im ersten Stock im gegenüber befindlichen südlichen Hofflügel begnügen. Diesen beschränkten Verhältnissen und Einrichtungen gemäß war das damalige Format des Blattes mit seinen kleinen Quartseiten und das, mit starker absichtlicher Uebertreibung viel verspottete und geschmähte, Material, das sogenannte „Löschpapier" der Vossischen Zeitung. Aber das alles hinderte nicht, daß die „Königlich Privilegierte Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" damals einen, von keiner andern erreichten, mächtigen Einfluß auf die Anschauung der Berliner von eben diesen „Sachen" ausübte. Als ständiger Mitarbeiter an ihr verpflichtet zu sein, war für einen politischen oder feuilletonistischen Journalisten ein Glück, das ich nach seinem ganzen hohen Wert schon in jenen Tagen schätzen zu können glaubte, aber in vollem Umfang doch erst im Lauf der folgenden Jahre und Jahrzehnte ermessen lernen sollte.

An einem schönen Julimorgen trat ich mit meiner Frau und dem Julian Schmidtschen Paar die Reise nach Thüringen an. Eine in fröhlicher Laune gemachte Eisenbahnfahrt brachte uns nachmittags nach Gotha. Ich entsinne mich noch, daß wir im Bahnhof Ludwig Walesrode, den damals viel genannten und viel gelesenen demokratischen, humoristischen Schriftsteller antrafen, der zuerst 1841 in Königsberg mit seinen „Randzeichnungen und -Glossen zu Texten aus unserer Zeit" aufgetreten war, in Berlin festen Fuß gefaßt hatte und nun unter den schützenden Fittigen Herzog Ernsts in einer Art von weise gewählter, freiwilliger Verbannung in Gotha lebte. Der früh ergraute, noch jugendlich frische Mann mit den schönen blauen Augen, dem vollen silbernen Haar und breiten Knebelbart lebte dort mit dem, im nahen Eisenach wohnenden, Fritz Reuter in kollegialisch freundschaftlichem Verkehr.

Wir hatten auf der Fahrt so viel von dessen „Ut mine Stromtid" gesprochen, und unsere Vermutungen über die weitere Entwicklung der Handlung des Romans in dem noch nicht veröffentlichten dritten Bande ausgetauscht, eine Entwicklung, die, nach dem Schlußkapitel des zweiten Bandes zu schließen, sich tragisch zuspitzen zu wollen schien. Nun waren uns aber die Hauptgestalten der Dichtung so menschlich nahe getreten, daß ihre Schicksale uns mit kaum geringerer Teilnahme erfüllten, als die von befreundet und wert gewordenen wirklichen Personen. Wie es mit Karl Hawermann, Lowising, Onkel Bräsig, den

Rüßlers und Rambows, werden, wie sich ihr Leben schließlich gestalten würde, beschäftigte unsre Phantasie und unsre Gemüter damals mehr, wie manche ernste reale Angelegenheiten und Gegenstände. So atmeten wir, — es klingt heute so kindlich und lächerlich — wie von einer beklemmenden Sorge befreit auf, als Walesrode, dem Reuter die Korrekturabzüge des dritten Bandes zur Einsicht überlassen hatte, uns im Gespräch auf dem Bahnhof lachend unsre Fragen nach jener weiteren Entwicklung des Romans dahin beantwortete, daß diese nichts weniger als tragisch sei, sondern alles ein gutes Ende nähme.

Während Schmidts nach Siebeleben fuhren, wanderten ich und meine Frau nach Friedrichsroda, übernachteten dort und gingen am nächsten Morgen, — einem echten Hochsommermorgen von herrlicher Schönheit — durch den duftenden Tannenwald nach Reinhardsbrunn und durch den Ungeheurgrund, im Schatten seiner Buchen- und Ahornbäume aufsteigend, zur Tanzbuche und zum Inselberge. Mit verdoppelter Freude sah ich alle die mir durch meine Wanderung vor drei Jahren so lieb gewordenen Stätten, Wald- und Bergwege wieder, nun ich den Eindruck, den sie damals auf mich gemacht hatten, auch aus den schönen braunen Augen meines geliebten Weibes leuchten sah, das neben mir im gleichen elastischen Schritt und Tritt und gleich unermüdlich dahinging und stieg. So wanderten wir über Ruhla und die „hohe

Sonne" zur Wartburg und stiegen, als der Tag sank, durch die kühlen Buchenhallen und Felsgründe zu Fritz Reuters Häuschen gegenüber dem Kirchhof von Eisenach hinab. Es war noch nicht die später von ihm erworbene (oder für ihn erbaute) stattliche Villa, sondern ein einfaches trauliches Landhaus mit einem Gärtchen. Schmidts fanden wir bereits eingetroffen und das Reutersche Ehepaar auf unsre Ankunft vorbereitet. Der Empfang, der uns dort wurde, war der allerherzlichste. Der Dichter war immer, bei all seiner Gabe der scharfen feinen Beobachtung eine kindliche, die Welt und die Menschen mit freudigen Blicken ansehende, leicht zum Enthusiasmus angeregte Natur. So brachte er mir, dem Fremden, von dem er noch so gut wie nichts wußte, und nichts als sechs kleine Zeichnungen kannte, eine so innig herzliche Wärme entgegen, als wäre ich ihm ein alter erprobter Freund. Seine Erscheinung brauche ich nicht erst zu schildern. Photographische, gemalte, gestochene, in Holz geschnittene Bildnisse, Porträtbüsten, Statuen und Statuetten, welche eine treue richtige Anschauung seines Aussehens geben, sind so massenhaft ausgeführt und verbreitet, daß zweifellos jeder meiner Leser genau damit vertraut ist. Ich hatte ihn mir nicht so groß von Wuchs vorgestellt, wie ich ihn fand, als er mir dort in seinem Hause entgegen trat. Seine leicht gebückte Haltung minderte freilich etwas die Länge seiner breitschultrigen Gestalt. Der mächtige Kopf mit dem etwas borstenartig

und „struwwelig“ wuchernden ursprünglich rötlich blonden nun bereits stark grau untermengten Haar und Vollbart war in seinen Gesichtsformen fast grotesk. Für die etwas aufgestülpte „staatsche rote Näs'“ und die dichten buschigen, „geelen Ogenbruen“, die er seinem Bräsig giebt, hatten ihm seine eigenen ersichtlich zum Modell gedient. Die blaugrauen Augen blitzten aus dem Schatten dieser „Vorhangfranzen“ mit scharfem, heiterm lebhaftem Glanz hervor; viel seltener als der Humor und der klare Verstand sprach aus ihnen die Weichheit des Gemütes, welche sich in seinen Dichtungen nicht minder als jene beiden offenbart. Das von ihm gesprochene Hochdeutsch, hatte starke mecklenburgische Dialektfärbung. Mit Vorliebe aber bediente er sich des unverfälschten Mecklenburgischen Platt ebenso in der Unterhaltung, wie er es in seinen Schriften that. Besonders dann kam alles in prächtiger Gegenständlichkeit heraus. Das Hochdeutsche wurde ihm nie zum eigentlich natürlichen Ausdrucksmittel. Seine Kunst des Menschenschilderns und Geschichten-, Erlebnis-, Beobachtungen-Erzählens war außerordentlich und nur der Turgenjews zu vergleichen. Wie in dessen Phantasie und Gedächtnis, war auch in Fritz Reuters eine ungeheure Fülle von treu festgehaltenen Anschauungen realer Zustände, Thatsachen, Vorgänge und Gestalten gleichsam aufgespeichert, aus welcher er jederzeit mit vollen Händen herausgreifen konnte, um solche Schätze im Gespräch vor seinen Zuhörern auszubreiten, immer gewiß, diesen

Fesselndes, Anregendes, bald herzlich Erheiterndes, bald Ergreifendes, Erschütterndes darzubieten. Diese Zuhörer hatten sich um das Fortspinnen des Gesprächs keine besondere Mühe zu geben und hüteten sich denn auch gerne, Reuter zu unterbrechen, dessen Fähigkeit und dessen Lust zum Erzählen selten ermatteten. Sein geliebter „Lebenskamerad", seine Frau, hatte sich aufs Vollkommenste mit ihm eingelebt, kannte seine Größe und Güte eben so wie seine Schwächen und Eigenheiten, somit auch jene traurige, ihm so verhängnisvoll gewordene, ganz genau und wußte ihn bewundernswert zu behandeln und wohlthuend auf ihn zu wirken in trüben wie in frohen Stunden, in kranken wie in gesunden Tagen. Durch körperliche Anmut oder besonders sichtbar zu Tage tretende äußere Vorzüge fiel die Erscheinung der Dame nicht auf. Ihre grauen Augen unter der breiten, freien, glatten, leuchtenden Stirne blickten klaren Verstand und Festigkeit des Willens wie sich beide Eigenschaften denn auch in ihrem ganzen Wesen, Thun und Sprechen kundgaben. Daß sie echte Wärme und Tiefe des Gemütes und Kraft der Liebe damit verband, hat sie ihrem Fritz während des ganzen Lebens redlich bewiesen.

Beide befreundeten sich zu meiner großen Befriedigung sehr bald auch mit meiner Frau, deren kernhafte, naive Ursprünglichkeit und Tüchtigkeit, auch abgesehen von der charaktervollen Schönheit der damals Dreiunddreißigjährigen, bei Reuter die verdiente volle Würdigung fand.

Wir mußten bei Reuters wohnen und verbrachten mit ihm, seiner Frau und in Gesellschaft des Schmidtschen Paares den Abend nach unsrer Ankunft, wie den folgenden Tag mit großem Behagen im Hause wie auf ausgedehnten Waldspaziergängen in den nahen Thälern und gegen die Wartburg hin. — Reuter wurde nicht müde, mir das, was er mir Anerkennendes und Schmeichelhaftes über jene Zeichnungen in seinem ersten Briefe geschrieben hatte, mit noch wärmeren Ausdrücken zu wiederholen. Er versicherte, daß sein Verleger, Hinstorff in Wismar, die illustrierte Ausgabe von „Ut mine Stromtid“ veranstalten müsse und werde. Sollte er dennoch bei diesem auf Abneigung dagegen stoßen, so würde er, der Autor, eine solche Ausgabe mit Zeichnungen von mir auf eigne Hand und Kosten veranstalten. In seiner herzlichen Art, in dem Bedürfnis, den Menschen die ihm lieb geworden waren, das auch gleich durch ein äußerliches Zeichen kund zu geben, bot er mir die Brüderschaft an, die dann auch noch vor unserm Scheiden von ihm mit mir und meiner Frau in seinem Lieblingsrheinwein getrunken wurde.

XVIII.

Meine Frau kehrte nach Berlin zu den Kindern zurück. Ich sagte ihr, Schmidts und Reuters Lebewohl, gab das Versprechen, auf meiner Rückkehr im September noch einmal bei letzteren vorzusprechen und fuhr nach Frankfurt und weiter nach Baden-Baden zu den, mich längst schon erwartenden Freunden, während Schmidts noch einige Tage dem Thüringer Walde zu widmen gedachten.

Mit wenn möglich noch erhöhter Lust, in der bestimmten Erwartung glücklicher Wochen und schwelgend im Anblick der herrlichen Landschaft welche sich, besonders südlich von Darmstadt ab, längs des Schienenweges an der Bergstraße und dann längs der Westabhänge des Schwarzwaldes vor mir entfaltete, fuhr ich dem mir nun schon wohlbekannten schönen Ziele entgegen. Aber was ich mir auch von den dort zu verlebenden Tagen versprochen gehabt hatte, es wurde noch weitaus durch das überboten, was ich diesmal dort fand, was mir bei und durch

Turgenjew im Zusammensein mit ihm und durch den täglichen intimen Verkehr mit Viardots bereitet und gewährt wurde. Er hatte mir von seiner freundlichen Wohnung in der Schillerstraße am Garten im Erdgeschoß seiner Mietswohnung im niedrigen Häuschen des Töpfermeisters Anstett zwei Zimmer zum Schlafen und Arbeiten abgetreten. Wir nahmen vormittags den Thee und das Frühstück in seinen Räumen, nachdem jeder von uns den Vormittag in voller Freiheit, ohne sich um den andern zu kümmern, wo und wie es ihm gefiel, verbracht hatte. Zum abendlichen Mittagmahl ging er täglich zur Villa Viardot. Oft nahm auch ich daran teil, aber oft auch hielten mich größere Fußwanderungen davon ab, oder ich speiste im Restaurant. Die späteren Abend- und ersten Nachtstunden wurden immer von uns beiden im Kreise der Familie Viardot verlebt. Von der Mitte des August ab freilich, wenn die Jagd aufgegangen war, duldete es Turgenjew und seinen Freund Louis Viardot nur selten im Hause. Fast an jedem Tage mit erträglichem Wetter hielt der Jagdwagen vor der Thür. Die Flinten, die Handtaschen, Viardots glatter brauner und Turgenjews langvliesziger, schwarzer, braunfüßiger Hühnerhund Pégase, — ein edles Tier, dem er eine völlig menschliche, ja dieser in manchen Punkten noch weit überlegene, Seele nachrühmte, — wurden darin untergebracht. Die Herren stiegen ein und fuhren zu ihrem gepachteten Jagdrevier jenseits von Oos in der Rheinebene, von wo sie dann nicht vor Abend, müde

gelaufen und mit erlegter Jagdbeute beladen, heimkehrten. Turgenjews Leidenschaft für die Jagd kam fast der für die Musik, d. h. für das Hören guter Musik, gleich. Desto geringer schien die für die künstlerische Thätigkeit bei ihm zu sein, für welche er doch vor allem berufen war, für das Schreiben, das schriftliche Fixieren und Ausarbeiten der dichterischen Gebilde, die ihm — meist völlig ungerufen — in der Phantasie aufgegangen waren. Seine Art der poetischen Produktion war sehr eigentümlich. Eine Szene, eine Gruppe, die er einmal in der Wirklichkeit gesehen hatte, tauchte plötzlich in seiner Seele auf. Um sie herum gruppierten und bewegten sich, wie aus einem lichten Nebel in immer größerer Deutlichkeit hervortretend bald zahlreiche andere Gestalten. Er meinte sie mit voller Genauigkeit zu erkennen bis in jedes Detail ihrer natürlichen Erscheinung, ihrer Tracht, ihrer Bewegungen, ihrer Art zu sprechen; den Klang ihrer Stimmen zu hören. Sie erzählten ihm ihre Geschichte. Sie begannen mit und gegeneinander zu wirken, ihrer eigensten Natur gemäß, „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten." Daraus entwickelte sich der Roman, die Novelle, in welchen dann freilich oft auch des Dichters eigne bestimmte polemische und satirische Absichten, Anschauungen und Meinungen von Zeiterscheinungen, Richtungen, geistigen Strömungen besonders seines eigenen, russischen Volkes hineinverwebt und zum Ausdruck gebracht wurden. So lange es sich nur um das innerliche Fabulieren und

Ausgestalten jener Gesichte handelte, gab er sich dieser dichterischen Arbeit nicht ungerne hin. Aber dann kam ein Tag, wo die in seinem Geist lebendig gewordenen Gestalten immer unabweislicher von ihm zu verlangen schienen, daß er sie in Worten zeichne, ihnen das volle Leben in der niedergeschriebenen Dichtung verleihe; — und damit begann erst seiner Seele Qual. Eine tragikomische Qual! Ich hörte ihn in seinen Zimmern stöhnen und ächzen, mit großen Schritten auf und abgehen. „Turgenjew, was haben Sie, was peinigt Sie? Sie machen mir Angst!" sagte ich ihm, als ich zum ersten Mal Zeuge dieser Szenen wurde. — „Ach, ich bin so elend" war die Antwort, „ich muß heute schreiben!" Er hatte schon während mancher Tage unter diesem „Muß" gelitten; um sich dem Zwange zu entziehen, mit sich allein Schach gespielt, war auf die Jagd gegangen. Aber er erlangte damit doch immer nur einen kurzen Aufschub. Schließlich zwang ihn die unentrinnbare Nötigung auf den Sessel vor seinen Schreibtisch nieder und hielt ihn gebannt in der Arbeit, bei der er dann hinter, vor jedem Besucher und Störer fest verschlossenen, Thüren tagelang ausharrte.

Beim gemeinsamen Frühstück und abends bei Viardots entfaltete sich der ganze Zauber seiner Persönlichkeit und seiner wunderbaren Erzählergabe immer besonders glänzend. Was uns sieben Jahre zuvor in den Winternächten am Stammtisch bei Scheible am Gensdarmenmarkt so oft an

ihm entzückt hatte, war seitdem nur noch ausgereifter und reicher geworden. Auch gewährte es natürlich noch einen ganz anderen erleseneren Genuß, den Freund, den Denker, den Dichter, den unvergleichlichen Beobachter an seinem eignen gastlichen Tisch, oder an dem des Viardotschen Hauses, oder im Schatten Badenscher Alleen neben ihm dahinschlendernd, sprechen, schildern, erzählen zu hören, als in einem fremden, unwirtlichen, tabaksqualmerfüllten Berliner Kneipzimmer.

Madame Viardot fand ich in der glücklichsten Verfassung. Was sie und ihr Gatte sich von der Uebersiedelung nach Baden-Baden versprochen hatten, schien vollständig erfüllt und eingetroffen zu sein. Das Dasein und das künstlerische Schaffen an dem lieblichen gesegneten Orte beglückte sie und die Ihren. Ihr Haus war eine Stätte unermüdlicher edler Thätigkeit und einer durch Geist und Kunst geadelten Geselligkeit. Alle durch Rang, Talent, Stellung, Namen und Ruhm hervorragenden Persönlichkeiten, die sich in Baden-Baden zu längerem oder kürzerem Aufenthalt zusammenfanden, schätzten es sich zur Ehre, im Hause Viardot, sei es zu den Sonntags veranstalteten, musikalischen Matinéen, sei es zu dem intimeren Umgangskreise der Familie Zutritt zu erlangen. Die Zahl der Gesangsschülerinnen hatte sich seit dem vorigen Jahr noch vermehrt. Während des ganzen Tages bis zur Dinerstunde, widmete sich die Meisterin mit ganz

kurzen Unterbrechungen und Pausen mit immer gleicher Unermüdlichkeit und Freude an der Sache ihrer Aufgabe als Lehrerin. Aber auch nach dieser späten Hauptmahlzeit des Tages schien sie kein Bedürfnis des eigentlichen Ausruhens zu kennen. Es war ihr unmöglich, unthätig zu sein. Im Geplauder mit den Familienmitgliedern, den Freunden und den Besuchern des Hauses, abends beim Thee, wobei sie nie eine Abspannung spüren ließ, immer durch die gleiche Frische und denselben Glanz des reichsten Geistes überraschte und fesselte, ruhten ihre Hände nicht. Sie schrieb die Noten der von ihr gesetzten Kompositionen ins Reine, sie zeichnete, oder sie regte zu interessanten Schreibespielen „Jeux d'esprit," an. Ein ganz originelles derartiges Spiel, das den im Salon abends vereinigten Kreis jedesmal vorzugsweise fesselte, war auf ein eigentümliches Talent Turgenjews begründet. Er besaß die Fähigkeit, aus der Phantasie menschliche Profil-Köpfe, besonders männliche, im einfachen Umriß ohne Stocken und Aendern aufs Papier hinzuzeichnen, welche von einer sehr merkwürdigen überzeugenden Lebensfähigkeit waren, eine große Folgerichtigkeit der Formenentwickelung und das scharfe Gepräge einer bestimmten Individualität, einer entschieden ausgesprochenen Persönlichkeit zeigten. Wenn sie auf dem Papier standen, waren sie für ihn Fremde geworden, die er nun mit dem Interesse, welches er allem Lebendigen und speziell jeder menschlichen Persönlichkeit entgegenbrachte, betrachtete und studierte, um sich über ihre Art, ihre

Besonderheit, ihre Charaktereigenschaften, Gewohnheiten, Beruf und Neigungen klar zu werden. Zu einem gleichen Studium wurde jeder an dem Spiel Teilnehmende aufgefordert und jeder hatte die Ergebnisse seiner Prüfung des betreffenden Menschen, dessen Bild ihm in Turgenjews Zeichnung vorlag, unterhalb des oben auf einem langen Papierstreifen entworfenen Kopfes niederzuschreiben und dann den darunter umgekniffenen Zettel dem Nachbar zu demselben Thun zu reichen. Der Erfinder und Zeichner dieser Menschenbilder selbst widmete jedem von ihnen eine sehr eingehende Charakteristik. Dasselbe geschah von seiten Frau Viardots. Jedes Schreibers Menschenkenntnis, Feinheit der Beobachtung, Kunst in Menschengesichtern zu lesen, und ebenso die, das darin Erkannte zum präzisen, geistvollen, treffenden Ausdruck in französischer oder deutscher Sprache zu bringen, konnten sich in diesen Ausdeutungen der vorgelegten Köpfe vollständig offenbaren. Das jedem gegebene Maß solcher schätzenswerten Eigenschaften erwies sich dabei freilich als sehr verschieden. Wenn jeder, ohne die Charakteristiken des Kopfes durch die anderen zu kennen, die seinige niedergeschrieben hatte, wurde der ganze lange Zettel Turgenjew zum Vorlesen übergeben. Mit Jubel wurden die überzeugendsten, geistvollsten, aber auch die dümmsten und falschesten Deutungen, welche letztere er immer mit ganz besonderem nichtswürdigem ironischem Behagen vortrug, von dem Kreise begrüßt. Daß die besten,

treffendsten, feinsten, in der Form vollendesten Schilderungen der gezeichneten Persönlichkeiten immer von ihrem Schöpfer selbst und von Frau Viardot herrührten, konnte niemanden Wunder nehmen. Bei der dümmsten und thörichtsten Deutung aber, die durch Abstimmung als solche anerkannt war, erklang der Ruf nach dem Namen des Autors immer stürmischer. Dieser mußte schließlich aus seinem Incognito heraustreten, seine Urheberschaft bekennen und, mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit und Geschick gute Miene zum bösen Spiel machend, die ihm zugesprochene grande medaille d'honneur pour la bêtise la plus complète dankend entgegennehmen.

Das Beste freilich, was während dieser Abende in der Villa Viardot den Freunden des Hauses geboten wurde, blieb dennoch immer die Musik, vor allem Frau Paulines, von ihr selbst auf dem Flügel begleiteter, Gesang. War auch ihrer Stimme die ehemalige Klangfrische nicht mehr geblieben, so bewahrte sie doch noch immer und noch lange ihre unvergleichliche Macht des Ausdrucks, des leidenschaftlichen, dramatischen, wie des der zartesten Stimmungen. Und unverloren war ihr ebenso jene höchste Kunst des Gesanges welche siegreich auch über das Schwinden der jugendlichen Schönheit, Weichheit und Fülle des Tons triumphiert. Wenn Frau Viardot sang, — und mochten auch die frischesten, süßesten Frauenstimmen kurz zuvor erklungen sein — so war es immer, als entfalte ein stolzer Adler sein Gefieder, schwänge sich

aufwärts zum lichten Aether und trüge uns, die ergriffenen Hörer, in seinem Fluge mit sich hinauf zu jenen Höhen, die seine Heimat sind. Es überrieselte uns jedes Mal von neuem mit einem eigentümlichen Schauer der Wonne, wenn die ersten Töne eines Schumannschen oder Schubertschen Liedes, einer altitalienischen oder Händelschen Arie, einer spanischen Canzone, eines Chopinschen Walzers, dem sie einen spanischen Text untergelegt hatte, ihren Lippen entquollen. Mindestens ebenso hinreißend wirkten auf mich, von ihr gesungen, ihre eigenen Liederkompositionen, deren erste Sammlung gerade damals eben in Druck erschienen war. Diese enthielt zwölf von Frau Viardot in Musik gesetzte lyrische Gedichte der besten russischen Poeten, die durch Fr. Bodenstedt und Turgenjew vorzüglich ins Deutsche übersetzt worden waren, Lieder von Puschkin, Lermontow, Faed und Turgenjew selbst; von letzterem meines Wissens das einzige Gedicht, das er je geschrieben hat: „die Meise". Mir wollten diese Kompositionen damals als dem Besten, Tiefsten, Stimmungsvollsten und Kunstreichsten ebenbürtig erscheinen, was ich an Meisterwerken solcher Gattung kannte. Was ihre weite Verbreitung einigermaßen hemmte, war die komplizierte Klavierbegleitung, die, — wenn auch nicht einer solchen Meisterin des Flügels, wie der Komponistin selbst, — so doch den meisten andern, nicht geringe Schwierigkeiten bereiten mußte. — Jenem ersten Heft von Kompositionen russischer Lieder ließ Frau Viardot im nächsten Jahr

noch ein zweites folgen; diesem wieder eine Sammlung von durch sie in Musik gesetzten Gedichten Mörickes, dessen Lyrik auch wie Th. Vischer, als die größte und echteste in der gesamten deutschen Poesie nach Goethe erschien. Mein Urteil über diese musikalischen Schöpfungen der Freundin ist kein fachmännisches und konnte auch nie ein gänzlich unbefangenes, streng objektives sein. Dafür stand ich viel zu sehr im Bann und unter der beherrschenden Macht ihrer großen Persönlichkeit und besonders auch unter der ihres Vortrages jener Lieder. Ich kann nur die wundersame Wirkung konstatieren, die sie immer wieder beim jedesmaligen Hören auf mich machten und heute noch auf meine alte Seele hervorbringen, so wie ich ihre, meiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägten, Weisen durch den innern Sinn erklingen lasse. Puschkins „Auf Grusiens Hügeln liegt die Nacht schon dicht," sein „O wenn es wahr ist, daß die Nacht," sein „Schlafend lieg' ich ohne Licht," Lermontows „O sing' mir, Schöne, sing' mir nicht Georgiens sehnsuchtvolle Lieder" Turgenjews „Wohl im Laub im Blättergolde", Faeds „Im Buch ein Blümchen seh ich liegen." oder sein „Schlaf nicht mehr, zwei junge Rosen mit dem Frühthau bring ich Dir" — sie werden in den Melodien, welche Pauline Viardot ihnen gegeben hat, bis zur letzten Stunde des Lebens in mir nachhallen und „wecken wie ein Traumgesicht mir altes Land und Leben wieder." Eines Abends sang mir Frau Viardot auf meine Bitte jenes eben zitierte Lied

Faeds, des „russischen Theodor Storm“: „Schlaf nicht mehr“ ꝛc. Als sie eben die prächtige jubelnde Schlußphrase hinausschmetterte: „Und die Blumenthränen kosen zärtlich mit dem Blumenduft“ öffnete sich die Thür; eine herrliche wahrhaft heroische Männerstimme nahm den Klang auf, schlang sich gleichsam um die der Sängerin und eine hohe, reckenhafte, blondbärtige, jugendliche Gestalt im staubigen Jagdanzuge die Flinte am Riemen über die Schulter gehängt, die mit Rebhühnern gefüllte Jagdtasche über der andern, trat ins Zimmer. Als der letzte Akkord der beiden verbundenen Stimmen nach wenigen Sekunden verhallt war, klang dem Gast ein lauter, lachender, dankender Gruß entgegen. Dieser sangesgewaltige Jäger war Albert Niemann, dessen Ruhm seit fünf Jahren die musikalische Welt erfüllte. Ihm, dem größten und genialsten aller deutschen Heldensänger, hatte die freigebige Natur nicht nur die Stimme, die musikalische Seele, das Temperament eines solchen, sondern auch dessen rechte Gestalt, Kopf, gesamte Erscheinung, physische Kraft und Gewalt verliehen. Was Th. Fontane vom Prinzen Louis Ferdinand singt, war wie auf Niemann geschrieben: „Sechs Fuß hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschaun; der Liebling der Genossen, der Abgott schöner Fraun.“ So hatte er 1860 auf der Bühne der großen Oper zu Paris als Tannhäuser gestanden und dem wütenden Sturm der stupiden, skandalsüchtigen fanatisierten, heulenden, johlenden Menge Trotz geboten die in das Haus gekommen war,

des deutschen Meisters Werk mit brutaler Gewalt niederzuschreien und zu vernichten. Niemann schien in jenen Jahren den Aufenthalt in Baden-Baden während der Sommerferien des Hannoverschen Hoftheaters, an dem er, der mit Beweisen der Wertschätzung überhäufte Lieblingskünstler König Georgs, eine beneidenswerte Stellung einnahm, jedem andern vorzuziehen. Im Viardotschen Kreise verkehrte er als gern gesehener und gern gehörter Gast. Wenn er die Jagdpassion mit dem Hausherrn und mit Turgenjew teilte, und nicht selten, wie an jenem Tage, in beider Gesellschaft befriedigte, so wurde er gleichzeitig von einer andern wohl noch stärkeren Leidenschaft beherrscht, welche gerade über jene beiden Jagdgenossen nicht die allergeringste Macht hatte: der des Hazard-Spiels. Es war durchaus nicht der Goldhunger, die Gewinnlust, die ihn während so mancher Stunden vieler Tage an den „grünen Teppich" des Rouge-et-Noire-Tisches (niemals an den des Roulette) gefesselt hielt, wo man oft Berge Goldes sich vor ihm aufhäufen und dann ebenso rasch wieder in nichts dahin schmelzen und zerrinnen sah. Die Freude an allem kühnen Wagen, an allen heißen stürmischen Erregungen, die in seiner Natur, seinem Temperament lag, und an der besonderen Art seiner künstlerischen Größe den stärksten Anteil hatte, war die eigentliche Hauptquelle seiner Spielleidenschaft, von welcher er während jeder in Baden-Baden verlebten Sommerwochen immer neue, vielbesprochene abenteuerliche

Proben gab. Das Gold als solches war ihm in Wahrheit nur Chimäre. Er warf es um so gleichmütiger mit vollen Händen weg, als ihm die Göttergabe seines Talents und die Begeisterung des Publikums für ihn die Möglichkeit gewährten, das Verlorene und Verstreute in jedem Augenblick wieder zu erwerben.

Von den andern musikalischen Sternen in dem Viardotschen Kreise, war der am Glanzvollsten strahlende Anton Rubinstein. Um seiner künstlerischen Genialität und überragenden Meisterschaft willen, wie als Mann von reichem originellem Geist, anspruchsloser, unaffektirter natürlicher Schlichtheit des Wesens, Größe, Adel und Güte des Charakters und unwiderstehlicher allgewinnender Liebenswürdigkeit wurde er gleich warm verehrt. Seine Wirkung, zumal auf weibliche Seelen und — Nerven, hatte etwas völlig Dämonisches. Auch wo ihm jeder Wunsch, jede Absicht dazu fern lag, bestrickte er sie, noch ehe seine mächtigen Löwenpranken die Tasten berührt hatten, durch sein bloßes Dasein, durch einen eignen Zauber, der von ihm ausging. Und so ist es ja auch wohl während der jener Zeit folgenden Jahrzehnte geblieben. Sein von üppiger dunkeler Lockenfülle umwalltes Haupt, dieser „göttliche Struwelkopf", wie eine seiner dortigen hocharistokratischen Verehrerinnen dasselbe bezeichnete, machte damals fast schon durch sein Aussehn allein diesen Zauber einigermaßen erklärlich. Aber zu welcher Stärke wuchs letzterer erst an, wenn nun gar die Saiten des

Flügels unter des Meisters Fingern erklangen! Seit Franz Liszts Jugendtagen waren solche Eindrücke nicht mehr durch Klavierspiel hervorgebracht worden; aber auch nie hatte man seitdem ein Spiel wie das Anton Rubinsteins gehört und — gesehen. Das Alles genossen wir in der Villa Viardot aus dem Vollen. Fast täglich kam Rubinstein zum Besuch hinaus und immer fand man ihn bereit zu spielen, wenn der Wunsch danach an ihn gerichtet wurde. Damals im Sommer 1864 war sein Herz noch frei, oder doch wenigstens noch nicht so ausschließlich von den Empfindungen für ein Einzelwesen erfüllt, wie im darauf folgenden Jahr, wo ihn die Liebe für die eine der beiden reizenden Töchter einer russischen Dame ergriffen hatte, welche das Quartier im ersten Stock des Anstettschen Hauses über Turgenjews Zimmer bewohnte; jenes Fräulein, das Rubinstein dann auch als Gattin heimführte.

Zu den ständigen Gästen der Villa Viardot gehörten ferner die goldblonde schlanke erste Gattin Niemanns, die berühmte seelenvolle Bühnenkünstlerin Maria Seebach, die bewunderte Klavierspielerin Klara Schumann, der Londoner Musikdirektor Benedikt, der ebenso von London herübergekommene Bruder Frau Paulinens der gefeierte geniale Gesanglehrer Manuel Garcia mit den vollen weißen Locken, den glühenden Augen und blitzenden weißen Zähnen; der treffliche junge Geiger Hermanns, ein Belgier, seine anmutige Schwester mit dem hübschen,

pikant geschnittenen Gesicht und dem Kopf voller krauser blonder Locken, eine ebenso eminente Harfenspielerin; der preußische Gesandte in Karlsruhe Baron v. Flemming, ein ausgezeichneter Cellist in seinen Mußestunden, Gemahl der einen Tochter Bettinas und Vater eines reizenden rotgoldhaarigen kleinen Mädchens der späteren Gattin des Herrn von Putlitz tragischen Andenkens, heute die des deutschen Generalkonsuls zu Kairo, Baron von Heyking; der elegante schlanke, blondbärtige österreichische Gesandte (oder Botschaftsrat) am Karlsruher Hof, Baron Zulauf, . . . Noch eine lange Reihe deutscher, russischer, französischer und englischer Namen müßte ich nennen, wenn das Register vollständig sein sollte. Aber nur einer Persönlichkeit will ich noch gedenken, der höchstgestellten und verehrtesten unter allen, welche Baden-Baden im Sommer bewohnten: der Königin Augusta von Preußen. Nicht nur bei manchen jener musikalischen Sonntag-Matinéen im Orgelsaal am Nordende des vorderen Gartens der Villa Viardot pflegte sie zu erscheinen. Sie nahm auch wohl von Zeit zu Zeit den Abendthee bei der von ihr jederzeit als Künstlerin und Dame gleich hochgeschätzten Herrin des Hauses, ein. Regelmäßig in jedem Hochsommer bezog sie das rötliche „Mesmersche Haus“ nahe hinter dem „Konversationshause“ und pflegte bis tief in den September hinein an dem ihr so teueren Ort zu verbleiben. König Wilhelm traf gewöhnlich in diesem Monat ebenfalls in Baden ein, um mit der Gemahlin

dort noch während zweier Wochen die Anmut des Aufenthalts in der Gesellschaft des großherzoglichen Schwiegersohns und der geliebten Tochter zu genießen, ehe sie sich zur Geburtstagfeier der Königin nach der Bodenseeinsel Mainau begaben. Die Königin hatte das Bedürfnis, und befolgte damit auch wohl eine ärztliche Vorschrift, möglichst viel zu Fuß zu gehen. Sie that das vor- und nachmittags, während einer zuweilen kaum glaublich großen Zahl von Stunden, so daß sie selbst die gehtüchtigsten und ausdauerndsten der sie dabei begleitenden Hofdamen ermüdete. Die mannigfachen, wohlgehaltenen schattigen Promenadenwege Baden-Badens, die in den verschiedensten Richtungen und immer durch gleich reizvolle landschaftliche Szenerieen in den Thälern und sanft ansteigend an den Bergen hinauf führen, boten der hohen Frau zu diesen lange und weit ausgedehnten Wanderungen die beste Gelegenheit. So begegnete man ihr häufig in den näheren und weitern Umgebungen der Stadt. Eine Hofdame zur Seite, in ausgesucht eleganter Sommertoilette und leicht vorgebeugter Haltung, ging die Königin damals noch ziemlich raschen Schrittes dahin, ehrfurchtsvoll begrüßt von jedem, der sie erkannte und jeden Gruß mit verbindlichem Neigen und einem freundlichen Blick der großen grauen, weit geöffneten Augen erwidernd.

An jedem Sonntag gegen 2 Uhr mittags konnte man während der ganzen Dauer der sommerlichen Saison eine lange Reihe von Wagen zum Tiergartenthal hinaus-

rollen und vor dem offenen Gitterthor des großen Vorgartens der Villa Viardot halten sehen, denen ein Schwarm von Damen und Herren der besten und erlesensten Gesellschaft entstieg, während andere, näher wohnende, zu Fuß hinaus gewandelt kamen. Durch die ganze Länge jenes vorderen Gartens von der Villa getrennt, erhob sich die große Musikhalle, ein eleganter Fachwerkbau in Basilikaform mit zierlicher Fassade. An einen höheren Mittelbau mit seitlichen ovalen Fenstern in dessen oberem Teil, legten sich die beiden Seitenschiffe mit schräg ansteigenden Dächern. Die beiden Langwände des Innern, in welchem das Sparrwerk des Dachstuhls offen lag, waren mit der daran aufgehängten Mehrzahl der im Besitz Viardots befindlichen Meisterwerke alter und neuerer Malerei geschmückt. Den nördlichsten Abschnitt des Raumes nahmen die große Orgel und die vor ihr aufgestellten beiden Conzert-Flügel ein. In einem Medaillon in der Mitte des Giebelbaues dieser Orgel war auf Goldgrund das zur heiligen Cäcilia idealisierte Profilbild Pauline Viardots von Ary Scheffer gemalt. Die Bälge brauchten nicht „getreten" zu werden, sondern wurden durch das beständig wiederholte Niederdrücken eines Hebels an der rechten Seitenwand des Instrumentes gefüllt; — eine Arbeit, in deren Ausführung, wenn Frau Viardot, die Meisterin auch dieser Kunst, die Orgel zur Begleitung einer altitalienischen oder Händelschen Arie

spielte, Turgenjew und ich, darin abwechselnd, eine besondere Genugthuung fanden. Den ganzen weiten Raum bis zur Thürwand nahmen Parallelreihen von Polstersesseln und leichten vergoldeten Rohrstühlchen ein. Je eine andre Reihe von solchen zog sich längs jeder der beiden Langwände hin. Die so gestaltete und ausgestattete weite Halle füllte sich Sonntags um 2 Uhr mit jener glänzenden Gesellschaft, in der kaum einer der in Baden-Baden anwesenden Träger eines berühmten Namens kaum eine der hier lebenden hervorragendsten männlichen und weiblichen Persönlichkeiten fehlte. Welch ein in seiner Art ganz einziges, reizendes Bild gewährte dieser Musiksaal in jenen Stunden der Matinée, wenn die Nachmittagsonne durch die elliptischen Fenster in den oberen Seitenwänden des hohen Mittelteils einstrahlend, die Gemälde an den Wänden, wie diese lebendige Gallerie von schönen, von charaktervollen, anziehenden und fesselnden Köpfen und diese in sommerliche Trachten, meist von hellen, heitern Farben, oft von ganz phantastischen Schnitten und Zusammenstellungen, gekleideten Frauen- und Mädchengestalten mit goldnen Lichtern überstreute, während andere wieder in das warme Helldunkel des übrigen Raumes eingetaucht blieben! Auf einem Sessel vor der östlichen Wand, unter einem Bilde von Velasquez, — einer Wiederholung der Köpfe zweier spanischer Bauern aus seinem berühmten Werk „die Trinker“ in der Gallerie des Prado, — nahm Königin Augusta

ihren Platz zwischen den Damen ihres nächsten Gefolges ein. In den Sommern von 1865, 67 und 68 sah man dort wiederholt an ihrer Seite den glorreichen, königlichen Gemahl in bürgerlicher Promenadentracht sich niederlassen, um, wie seine Gattin, den köstlichen Gaben des Gesanges und der auf der Orgel, am Flügel und vor den Notenpulten auf Geige, Cello, Harfe ausgeführten Instrumentalmusik zu lauschen, die hier in verschwenderischer Fülle von der Hausherrin, den ihr befreundeten Meistern, Rubinstein, Klara Schumann und Herrmanns an der Spitze, den bedeutendsten andern Virtuosen und den talentvollsten jungen Gesangschülerinnen dargeboten wurden. Welche Stunden des vollkommenen Glücks, sind mir dort in jedem jener Sommer durch diese Matinéen in der Viardotschen Musikhalle gewährt gewesen! Und sie bildeten doch nur einen kleinen Teil jener in Baden verlebten August- und Septembertage, deren Erinnerungsbilder noch immer wie in märchenhaften Sonnenschein gebadet vor meinen Augen stehen. Für alles bittere Leid und Elend der hinter mir liegenden harten Zeiten fühlte ich mich durch diese Gegenwart überreichlich entschädigt.

Wenn die Gesellschaft sich nach dem Schluß der Matinée mit enthusiastischen Danksagungen gegen die Veranstalter und Gastgeber verabschiedet hatte, gingen die intimeren Freunde und einige wenige eingeladene Gäste durch den Garten zwischen seinen Blumenbeeten und Bosketts zur Villa zurück, in deren Speisesaal mit den

getäfelten Wänden, vor dessen Fenstern das hereinhängende Weinlaub goldig grüne Vorhänge bildete, uns das heiterste geistgewürzte Mittagsmahl erwartete.

Der hohe Reiz des Lebens in diesem befreundeten Kreise absorbierte indeß mein Interesse nicht so vollständig, daß er mich blind und gleichgiltig für die immerhin sehr merkwürdigen Sittenbilder gemacht hätte, welche sich während derselben Monate an jedem Tage in dem und vor dem Konversationshause, in und vor dem daran grenzenden Weberschen Restaurant, auf der Promenade, während der Musik im Kiosk im Sonnenglanz wie im abendlichen Schein des Mondlichts, der Gaslampen und Laternen, in der Lichtenthaler Allee und oben vor der großartigen Ruine des alten Schlosses abspielten. Alle diese Plätze bildeten den glänzendsten und ergötzlichsten Jahrmarkt der menschlichen Eitelkeit. Zur sittlichen Entrüstung hat er den strengen und ernsten Seelen, wie den — Pharisäern, starken und gerechten Anlaß gegeben. Das im kaiserlichen Paris zu einer Höhe der Stellung und anerkannten Macht, wie nur zur Zeit des XV. Ludwig, gelangte Laster, schien seine eine Hauptresidenz hierher in das badensche Waldthal verlegt zu haben, und gefiel sich darin, hier mit wenn möglich noch größerer Unverschämtheit zu prunken, als im heimischen Bois, auf dem Turf von Longchamps und in den bevorzugten Café-Restaurants der Elysäischen Felder, der Boulevards des Italiens und Montmartre. Die damalige Königin

dieser ganzen Gesellschaft, die während dieser und noch der nächstfolgenden fünf Jahre so viele französische Journalistenfedern in Bewegung setzte, um von ihren Thaten, Toiletten und tollen Abenteuern dem neugierigen und entrüsteten Publikum zu erzählen und so viele Vermögen bethörter alter und junger Wüstlinge in das Danaidenfaß ihrer eignen Kassen lenkte, die große Courtisane Cora Pearl, hatte ihren Einzug in Baden-Baden mit einem ganzen Gefolge von Dienerschaft, einem Marstall von fünfzehn Reit- und Wagenpferden und einem halben Dutzend Equipagen, Daumonts und Paniers gehalten, eine der theuersten Villen bezogen und hielt bis nach den Iffezheimer Rennen Anfang September, umgeben von einer Schar französischer und russischer Sklaven und Anbeter, hier ihren glanzvollen lärmenden Hof. Ich habe nie verstehen können, wie sie einen so starken Reiz auszuüben vermochte. In ihrer Erscheinung, ihrem wulstig geformten, bemalten „Mopsgesicht“, lag er jedenfalls nicht. Vielleicht wirkte sie auf so viele Männer hauptsächlich durch dieselbe Eigenschaft, welche der königliche Freund der dänischen Gräfin Danner (der Rasmussen) dieser nachrühmte und als den Grund ihrer, andern ebenso unverständlichen, Macht über sein Herz angeführt haben soll: „Sie ist ja so herrlich gemein.“

Selbstverständlich führte ich in Baden-Baden kein nur genießendes, nichtsthuerisches Leben. Ich zeichnete fast

so fleißig wie daheim. Ich entwarf neue Illustrationen zu Fritz Reuters „Stromtid“ und Bilder zu Schillers und Goethes Leben für Hallbergers „Illustrierte Welt.“ Ich führte eine große Zeichnung für die Illustrierte Zeitung, das Treiben auf der Promenade vor dem Konversationshause zu Baden-Baden, mit den vom Alten Schloß und den Porphyrklippen gekrönten Waldbergen im Hintergrunde, aus. Während der Abende im Viardotschen Kreise zeichnete ich fast ununterbrochen nach den anwesenden Personen und sich zufällig bildenden Gruppen. Auf meinen Wanderungen durch die Wälder, durch die Thäler und Dörfer zu den Burgruinen auf den Höhen füllten sich die Skizzenbücher mit landschaftlichen und architektonischen Studien und Skizzen. Ich schrieb meine ersten Feuilletons für die Vossische Zeitung: „In Baden-Baden“, die, in der Sonntagbeilage abgedruckt, mich bei der Redaktion, den Eigentümern und dem Leser-Publikum des Blattes einführten und, wie ich mich nach meiner Rückkehr in Berlin überzeugen konnte, eine ungemein freundliche Aufnahme fanden.

Mit dem Bewußtsein, viel Herrliches genossen, aber meine Zeit darum nicht verloren, sondern ganz wohl verwertet zu haben, schied ich am sonnigen Morgen des letzten Augusttages von den Freunden, von Frau Austett, die mich mit den immer erstaunt blickenden braunen Augen in dem runden Gesicht ganz wehmütig anstarrte, und Baden-Baden. Es geschah wahrlich

nicht leichten Herzens; aber doch getröstet durch die wohlbegründetete bestimmte Hoffnung des Wiedersehens und der Erneuerung der nun hier verlebten glücklichen Zeit im nächsten, ja in jedem kommenden Sommer.

XIX.

Im Bahnhof zu Oos angekommen, blickte ich auf die angeschlagenen Fahrpläne; und das erste, was mir auffällt, ist die Angabe des Preises für Fahrten nach verschiedenen Orten in der Schweiz. Ich lese unter anderem: nach Zürich III. Kl. 5 Gulden. In diesem Augenblick durchzuckt mich der Gedanke: benutze die Gelegenheit, dir einmal eine reale Vorstellung von der Schweiz, von den Alpen zu verschaffen. Wer weiß, ob jene dir im Leben noch einmal so günstig, so bequem und — billig geboten wird! Zu langem Besinnen war keine Zeit. Kurz entschlossen löste ich meine Fahrkarte und dampfte, statt mit dem nächsten Zuge nach Norden, mit dem nach Süden, auf Basel zu.

Ich will hier nicht zu schildern versuchen, welche intensive Freude mir diese improvisierte Fahrt gewährte, die im Fluge eine solche Menge der schönsten, größten und lieblichsten Wirklichkeitsbilder an mir vorüberziehen ließ: Freiburg mit seinem Münster; den mit schäumender, blaugrünlicher Flut reißenden Laufs dahinströmenden

Oberrhein; Basel mit seinem Dom auf der von alten Bäumen beschatteten Uferhöhe; die Pracht der schweizerischen Landschaft mit den, in der Ferne über den Wolken auftauchenden, ungeheuern, weißleuchtenden Gipfeln und Graten; endlich Zürich am weiten blauen See und das in reicher Anmut prangende grüne Gelände, das ihn umhegt. Noch zeitig genug war ich eingetroffen um von einem vielbesuchten Aussichtspunkt über dem See her die Alpenkette im letzten Abglanz der hinabgesunkenen Sonne rosig erglühn zu sehn.

Den Herrn Stadtschreiber von Zürich, meinen theuern Gottfried Keller, suchte ich an diesem Abend vergebens auf. Man konnte mir nicht mit Bestimmtheit sagen, wo er während desselben hauste. Am nächsten Morgen aber hatte ich mehr Glück mit meinem alten Freunde W. Lübke, der damals als Professor am Züricher Polytechnikum wirkte. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer, dessen Fenster den Ausblick auf das ganze Hochgebirge im Süden gewährten. Er war freudig überrascht durch mein Erscheinen bei ihm. Als er mich nach meinem Tages- und Reiseprogramm fragte, war er nicht wenig erstaunt zu hören, daß ich in der nächsten Stunde schon wieder zurückzukehren beabsichtigte. Das dürfe nicht geschehen. Einmal bis hierher gelangt, müßte ich notwendig auch noch das grandioseste Meisterwerk der, die Landschaften der Erde komponierenden und ausgestaltenden, Natur, kennen lernen, die, er möchte sagen: heroische Symphonie

der Landschaft, der sich nichts anderes an grandioser Macht und Herrlichkeit vergleichen könne, den Vierwaldstättersee. In einem Tage und für wenige Francs ließe sich das machen. — Einer solchen Versuchung zu widerstehen, war mir unmöglich. Die bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Luzern mir noch bleibende Stunde wurde zu einer raschen Besichtiguug einiger interessanter Innenräume in Alt-Zürcherischen Patrizierhäusern benutzt, über deren Oefen, Glasgemälde und Holztäfelungen Lübke eben damals eine Studie zu schreiben unternommen hatte. Eins dieser Häuser zeigte noch gänzlich unverändert und ungeschädigt die ganze harmonische, prächtige, kunstreiche Einrichtung, die ihm in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gegeben sein mußte, als das Kunsthandwerk in der Schweiz noch auf der vollen Höhe wie im siebzehnten stand und die gute alte kunsttechnische Tradition noch durchaus lebendig war. Die ganze durchgeführte hohe Holzvertäfelung war in ihrer Architektur wie in ihrer Detail-Ausführung ein Meisterwerk ersten Ranges, das den Vergleich mit den besten und berühmtesten Boiserieen in Lübeck ausgehalten hätte. — Als wir uns trennten, sagte Lübke noch: „Ehe ichs vergesse, wissen sie denn schon, daß gestern in Genf Lassalle im Duell gefallen ist? Der Bräutigam der schönen Dönniges — Sie müssen den Rotkopf ja noch von Berlin her kennen, — die von Lassalle beleidigt worden sein soll, hat ihn gefordert und tötlich verwundet. Nach der gestern hier einge-

troffenen Depesche lebte er noch; aber es ist keine Hoffnung mehr für sein Aufkommen." — So hatte der Ruhelose nun doch so bald schon die Ruhe gefunden. Er, der da glaubte, mit der Kraft seines Geistes und Willens die alte Welt, oder doch die alte Gesellschaft aus den Angeln heben und eine neue nach seinen eignen Idealen konstruieren zu können, mußte kläglich, lange vor der Zeit, ins Grab sinken um eines Weibes, um thörichter, eifernder Liebe oder richtiger um erbärmlicher verletzter Eitelkeit willen!

Trotz meiner aufrichtigen Schätzung, ja Bewunderung so mancher außerordentlicher Eigenschaften des Agitators und trotz meines siebenjährigen intimen Verkehrs mit ihm, empfand ich keinen tieferen Schmerz über seinen Tod, dessen Abenteuerlichkeit ihn gerade zum folgerechten Abschluß dieses abenteuerlichen Lebens machte.

Jedenfalls hat mir die Nachricht damals die Stimmung nicht so ernstlich getrübt, daß ich etwa unfähig geworden wäre, all das Herrliche und Gewaltige, was sich während dieses Tages auf der Fahrt nach Luzern und auf der sich unmittelbar daran schließenden auf dem Deck des Dampfers über den Vierwaldstätter See meinen froh erstaunten Augen zeigte, von Grund aus, mit freier Seele zu genießen Das Boot hatte eine Schweizer Schützengesellschaft aufgenommen, die zu irgend einem Bundesfest in einer Uferstadt des Sees fuhr. Die stattlichen Männer in ihren Schützenjoppen lagerten und saßen, ungesucht malerisch gruppiert, auf und zwischen

den Ballen, Kisten und Fässern auf dem Vorderteil des Fahrzeugs den Bannerträger umgebend. Der hielt dies Bundeszeichen hoch aufgerichtet neben sich zwischen den Ballen eingepflanzt, dessen seidnes gesticktes im heißen Sonnenschein schimmerndes Tuch im frischen Winde flatterte, während der vollstimmige Chorgesang der Genossen über die grünliche, glitzernde, am Bug und den Rädern weiß aufschäumende Flut des Sees zu den ungeheuern in violetten und blauen Duft getauchten, schnee- und eisgekrönten Bergwänden des Ufers hin klang. Wie deren Felsenriesen hoch über dem üppig grünen Gelände zu ihren Füßen und über den dunkeln Wäldern an ihren unteren Hängen auf den kristallnen Spiegel herab blickten, bei jeder neuen Wendung des Weges sich in immer neuen überraschenden und immer gleich herrlich erscheinenden Gruppierungen und Ueberschneidungen zeigten — das Alles dünkte mir so zauberhaft schön, das Glück, es zu sehen, einen solchen Tag zu erleben, so groß und wunderbar! — Bis Flüelen am Ende des Sees und der Fahrt schien sich die wilde Erhabenheit dieser Landschaft immer noch zu steigern. — Und von hier aus, — sagte ich mir, — führt die Straße immer aufwärts zur Felsenschlucht der tosenden Reuß, zur Teufelsbrücke, zum Gotthardpaß und hinüber nach Italien . . . Wer hier das Boot verlassen und weiter wandern könnte, zum gelobten Lande der Kunst und Schönheit hinabsteigen, um dessen geweihte Stätten so oft deine sehnsuchtsvollen

Träume schweiften . . . Aber thörichte Gedanken und Wünsche. „Weg du Traum, so gold du bist!“ Ich hatte ja auch so schon genug des Guten empfangen und — die Realisierung jener Wünsche verbot sich von selbst. Ich blieb auf dem Dampfer, kehrte auf ihm während des Nachmittags den gleichen Weg, den ich morgens gekommen war, nach Luzern zurück, fuhr mit dem nächsten Zuge. — es klappte alles genau so, wie es mir Lübke gesagt und vorgezeichnet hatte, — nach Zürich zurück und in derselben Nacht und während des folgenden Tages weiter und immer weiter, bis ich an dessen Abend glücklich in Eisenach bei Fritz Reuter eintraf.

Seine Freude über die Erfüllung meines Versprechens war groß und herzlich. Er konnte mir die gute Botschaft geben, daß sein Verleger, Hinstorff, in Bezug auf die von mir zu illustrierende Ausgabe von „Ut mine Stromtid“ auf seinen, Reuters, Wunsch eingegangen sei und mich mit der Ausführung von sechszig und einigen Zeichnungen auf Holz dafür betraue. — Das Wiedersehen regte ihn eigentümlich auf. Er war nicht davon abzuhalten, es in aller Form zu feiern durch reichlichen Genuß der in erschreckender Masse aufgetragenen Würste und Räucherwaaren, die ihm die mecklenburgische Heimat gespendet hatte und durch noch reichlicheres Weintrinken.

Wir waren sehr heiter zusammen. Seine Erzählergabe entfaltete sich im vollsten Glanz. Seine Herzlichkeit

war seltsam überströmend. Seine Frau blickte, wie mir nicht entgehen konnte, von Zeit zu Zeit mit besorgtem Ausdruck zu ihm herüber. Sie kannte diese Zustände hoher Erregtheit bei ihrem Fritz und deren nächste Folgen nur zu gut aus langer trauriger Erfahrung. Daß ihre Besorgnis nicht grundlos gewesen war, zeigte sich am nächsten Morgen. Frau Reuter begrüßte mich, als ich zum Frühstück kam, mit trübem Gesicht. Das bekannte „alte Uebel", das ihren Mann von Zeit zu Zeit überfiele, wäre wieder einmal zum besonders heftigen Ausbruch gekommen. In solchen Fällen läge er einige Tage lang da, gequält von unersättlichem Durst, den auch immerwährendes Trinken nicht löschen zu können schiene. Ein etwaiger Versuch, ihm den dazu begehrten weißen Wein zu versagen, brächte ihn völlig zur Raserei. Man müsse ihm notgedrungen willfahren und geben, so viel er verlange. Zuletzt trete dann heftiges Würgen ein und nach drei Tagen stehe er wieder befreit von allem Uebel auf, und sei so klaren Geistes und so frischer schaffensfroher Stimmung, daß er nie besser zur Arbeit aufgelegt wäre und diese ihm nie besser gelänge, als in der Zeit nach solchen Attacken.

Ich durfte den Leidenden nicht mehr sehen, mich nicht von ihm verabschieden. Als Erinnerung an diesen zweiten Besuch in seinem Hause nahm ich den dritten Band von „Ut mine Stromtid" und ein Bleistiftportrait von Frau Reuter mit, das ich mir noch rasch ins Skizzenbuch nach

ihrem Kopf zeichnete und noch bewahre. Dann sagte ich ihr mit Bedauern Ade und wanderte zu Fuß wieder den alten vertrauten Weg durchs Werrathal auf Heiligenstadt zu. —

Aber auch ich sollte die Freuden des gestrigen abendlichen Wiedersehensfestes nicht umsonst genossen haben. Ich erreichte den Hof des landrätlichen Hauses nach ziemlich leidvoller Wanderung erst nächsten Tags mit Mühe und Not und brachte meinem theuren Alexander v. Wussow diesmal einen Gast ins Haus, dem erbärmlich zu Mute war und der sofort zu Bett gebracht werden, mehrere Tage liegen und medicinieren mußte. Das war um so peinlicher und ärgerlicher, als ich im Hause gerade sehr anmuthigen, sehr lustigen, jugendlichen weiblichen Besuch eingekehrt fand. Ich verwünschte mein Geschick und die gesamte Mettwurst- und Spickgansproduktion der Mecklenburgischen und Vorpommerschen Rittergüter. Aber was halfs mir! Das Leiden und die lächerliche Situation mußten ertragen werden.

Theodor Storm war diesmal in Heiligenstadt nicht mehr anwesend. Nach der Erstürmung Alsens durch die preußischen Truppen im Juni war der Boden der Elbherzogtümer von der Dänischen Herrschaft für immer gereinigt. Storm war nach Husum zu den Eltern geeilt. Bald sah er dort den, für sich und die Seinen so lange gehegten, heißesten Wunsch erfüllt und sich wieder zum öffentlichen Dienst in der alten Heimat, zum Landvogt

in der „grauen Stadt am Meer“ berufen. Aber auch die Tage der Wussowschen Landratschaft in Heiligenstadt waren gezählt. Er wurde in gleicher Eigenschaft nach Arnsberg an der Ruhr versetzt. Ich habe damals das Städtchen an der Leine und am Fuße des Ybergs, an das sich die Erinnerungen so vieler, mit den nächsten, theuersten Freunden verlebter, glücklicher Sommertage knüpften, zum letzten Mal betreten. Ich wußte es, daß ich Heiligenstadt und alle die lieben Stätten in seiner näheren und weiteren Umgebung nicht wiedersehen würde; und dies Bewußtsein, im Verein mit dem hartnäckigen, abscheulichen Magenkatarrh, versetzte mich in eine Stimmung, in welcher mir der Ort und die Menschen nur wie durch einen trüben aschfarbenen Nebel gesehen erschienen.

Endlich wieder nach so langem Wandern und so langen Aufenthalten in andern, wenn auch noch so befreundeten, Häusern zum eigenen Herde in der Bendlerstraße zurückgekehrt, genoß ich mit um so innigerer Freude das Glück, das mir dieser, das mir mein geliebtes Weib und die mir gebliebenen Fünfe gewährten. —

Diese Freude in der eigenen Familie wurde eben damals noch durch einen besonderen Umstand gesteigert, der, — ich weiß es wohl und habe es an mir selbst erfahren, — gelegentlich auch wohl die Quelle bitterer Pein werden kann. In derselben Wohnung, wenn auch in besondern Zimmern, mit der Familie meines Freundes Gustav Gräf, lebte eine Schwester seiner Gattin und des

Pariser Augenarztes, Fräulein Luise Liebreich, eine Dame von reicher und mannigfacher geistiger Begabung, besonders dichterischer und musikalischer, und von hoher Schönheit der Erscheinung, des bräunlich blassen zarten Gesichts mit den tiefen, ernsten sammetweichen dunkeln Augen unter den Bogen der edeln Stirn, welche von glattanliegendem, schwarzem Haar eingefaßt wurde. Aber seit der Jugend schon war die Dame von einem rätselhaften, quälenden, unheilbaren Leiden heimgesucht, dessen eigentliche Natur und Art nie völlig aufgeklärt werden konnte. Es zwang sie durch bohrende, unerträgliche Schmerzen, immer von Zeit zu Zeit aufrecht stehend und mit Brust und Armen auf einen bogenförmigen, horizontalen, gepolsterten Bord gestützt, der auf einem hohen Gestell ruhte, und in diesen hineingelehnt, zu verharren. Die Dame hatte sich eine heroische Ertragungskraft erworben und sich zu einer Ergebung und Resignation, einer Ruhe, Klarheit und stillen Heiterkeit der Seele durchgerungen, welche jeden mit Bewunderung und Rührung erfüllen mußte. Sie war so lebhaft, geistreich und voll feinen schalkhaften Humors im Gespräch, daß man fast vergaß, sich einer so schwer Leidenden gegenüber zu befinden. Sie spielte meisterhaft das Klavier und besaß ein ungewöhnliches Talent für das Unterrichten nicht nur in dieser Kunst. Ihr gütiges Wohlwollen für mich bewog sie einmal in jenem Jahr zu der Frage, ob ich nicht meine Mädchen das Klavierspiel lernen lassen

möchte? Ein Haus ganz ohne Musik sei doch so traurig. Sie würde sich ein Vergnügen daraus machen, die Kinder ohne Honorar zu unterrichten. Ein Instrument könne ich ja vorläufig billig zur Miete nehmen.

Das freundliche Anerbieten wurde mit so unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit gemacht, daß alle meine Bedenken, und alle Gründe, welche gegen die Annahme sprachen, schließlich nicht dagegen aufzukommen vermochten, und ich einwilligen mußte. Ein bescheidener tafelförmiger Klimperkasten, der für die Kinder zu ihren häuslichen Uebungen in der ersten Zeit genügen konnte, wurde gemietet und so öffnete sich zum ersten Mal der, zunächst noch recht schmale, Zugang und Weg, auf welchem die Musik, wenn auch anfangs in recht fragwürdiger, mehr die Ohren peinigender, als erquickender Gestalt ihren Einzug in mein Haus hielt. Ich ertrug die unvermeidlichen Uebel standhaft nach dem hohen Beispiel der gütigen freiwilligen Lehrerin meiner Kinder, in der Hoffnung künftiger Freuden, die mir und ihnen daraus erwachsen würden; und diese Hoffnung ist nicht unerfüllt geblieben.

Noch einmal verließ ich im Herbst jenes Jahres die Meinigen für ein paar Wochen. Die Studienreise nach Mecklenburg und Vorpommern hinein mußte ausgeführt werden, wenn meine Illustrationen, zu „Ut mine Strom=

tid" die unentbehrliche echte Lokalfarbe erhalten sollten. Bis Prenzlau fuhr ich auf der Eisenbahn; von dort mit der Post nach Neu-Brandenburg, eine Fahrt, welche durch eine gründliche Gepäckrevision in Woldenberg, dem Grenzort des damals noch nicht zum Zollverein gehörigen, Mecklenburg unterbrochen wurde. In Neu-Brandenburg, dem Schauplatz so mancher Erzählung Reuters, stieg ich in dem durch ihn berühmt und unsterblich gemachten Hotel zum „goldnen Knopf" ab. In dessen Speisesaal fand ich des Vormittags und Abends die erwünschte Gelegenheit, echt mecklenburgische Männer beim Rotspohn zu beobachten, mir reichlich geboten. Es war in der zweiten Hälfte des Oktober. Die Uferwälder und Anlagen am schönen Tollensee und den prachtvollen Eichenalleen auf den das Städtchen — die alte Residenz „Durchläuchtings" — umgebenden Wällen waren nur noch mit goldnem und braunem Laube geschmückt. Aber auch in dieser Herbststimmung bewahrte die ganze Landschaft hier noch viel von ihrem großen und eigenartigen Reiz. Dazu atmete alles in der kleinen stillen, fernab vom Strom der großen Welt gelegenen Stadt, ihr Marktplatz mit dem Schloß Durchläuchtings, ihre Straßen, ihre Kneipen, in denen man abends noch im Schein der Stearin- und auch wohl der Talgkerzen beim Rotspohn, beim Grogk und am Kartentisch saß, ebenso wie jene Umgebungen des Ortes, ein eigentümliches Behagen, das mir den Aufenthalt sehr angenehm machte. Ueberall glaubte man echt Reuterschen

Gestalten, den lebendigen Originalen der von ihm in seinen Dichtungen gezeichneten, zu begegnen. Einzelne von ihnen, die er unmittelbar und treu mit allen persönlichen Eigenheiten der Erscheinung, der Sprache, der Manieren nach der Natur porträtiert hatte, lebten in Wirklichkeit noch in Neu-Brandenburg. So der „Zimmerling Schulz", diese in einigen Kapiteln der „Stromtid" auftretende köstliche Figur. Der wohlbeleibte breitschultrige Herr mit den zurückgestrichenen vom eingesteckten Kamm gehaltenen, über den hohen weiten Rockkragen wallenden langen grauen Haaren, der allabendlich beim Grogk in seiner Lieblingswirtschaft seine Partie Boston spielte, wurde mir gezeigt und ich versäumte nicht, mir sein Bildnis ins Skizzenbuch zu zeichnen, das ich dann in zweien von meinen Illustrationen sehr zu deren Vorteil verwenden konnte. Ich suchte Reuters lieben Freund, den Apotheker Siemerling am Markt, auf, bei dem ich herzliche Aufnahme fand und der mich wieder mit andern „Honoratschonen" und merkwürdigen Käuzen „Nigen-Bramborgs" bekannt machte. Ein sehr begabter junger Architekt, Bauführer Steche, wurde mir vorgestellt, der mir ein eifriger kenntnisreicher Führer zu den architektonischen Denkmalen der Stadt, alten Meisterwerken des niederdeutschen, mittelalterlichen Backsteinbaues, den hochgiebligen Thoren und Kirchen, wurde. Die dort verlebten Tage wurden von mir nach allen Seiten hin, gründlich ausgenutzt. — Von Neu-Brandenburg wanderte ich auf, zum

Teil durch den Oktoberregen in wahrhaft unglaubliche Zustände versetzten, Landstraßen, auf denen dem Fußgänger ein gutes Stück vom Boden des Großherzogtums an den Sohlen kleben blieb, zum großen Landgut des liebsten, an Reuter verdientesten, Freundes des Dichters, Oberamtmann Peters, nach Sieden-Bollentin bei Treptow an der Tollense. Ich fand ihn und die Seinen, durch deren werkthätige Liebe und Freundschaft jener in den schwersten Zeiten seiner zweiten Lebenshälfte (nach der Festungszeit) aufrecht erhalten worden war, genau so wie Reuter sie mir geschildert gehabt hatte und, wurde von ihnen empfangen wie ein alter Freund des Hauses. Hier sah ich die ersten Schauplätze jener Szenen des Bauern- und Gutsbesitzerlebens in der „Stromtid", und unter den Bewohnern, den Dorfleuten und dem Hofgesinde, meinte ich lauter Gestalten aus diesen großen bewunderns-werten, treuen und poetischen Gemälden niederdeutschen Land- und Kleinstadtlebens leibhaftig mir gegenüber treten zu sehen. Ich zeichnete denn auch mit leidenschaftlichem Interesse alles, was sich mir hier zeigte: Acker- und Dorf-landschaft, Gutshofgebäude, Mägde, Ackerknechte, Schäfer, Inspektoren, Volontairs, Hüt- und Hofjungen, Dorf-dirnen, Gutsbesitzer, biedre Hausfrauen, schmucke Töchter und sammelte ein reiches, unschätzbares Material für meine Illustrationen ein, das mir bei deren Ausführung vor-trefflich zu statten kommen sollte. Im Petersschen Hause

und auf manchen Besuchsfahrten zu benachbarten Gutsbesitzern zu schweren Tafelsitzungen und heitern Familienfesten lernte ich das Leben auf diesen mecklenburgischen und vorpommerschen Gütern von seinen glücklichsten Seiten und eine große Zahl tüchtiger, durch ihre scharf ausgeprägte Eigenart fesselnder und interessierender, Menschen kennen und gewann Einblicke in Verhältnisse, soziale und wirtschaftliche Zustände, von denen ich vordem noch kaum eine Ahnung oder doch nur eine ganz unbestimmte schwankende Vorstellung gehabt hatte. Von der heute unablässig in die Welt hinausgeschrieenen „Not der Landwirtschaft" waren die Besitzer jener gesegneten Güter damals anscheinend noch gänzlich unberührt geblieben. Die Art ihres Lebens, ihr Aussehen und ihre gute Laune ließen wenigstens nichts von einer derartigen Notlage spüren.

XX.

Mit reicher Ausbeute war ich von dieser spätherbstlichen mecklenburgischen Studienreise heimgekehrt. Mit frischer Kraft, und meinen Gegenstand noch ganz anders als vordem beherrschend, konnte ich an die mir so liebe Arbeit, die Illustrierung der „Stromtid“ gehen. Es war ein glücklicher Winter für uns; ein politisch, eigentümlich bewegter für Berlin und das Vaterland. Durch die endliche Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage, wenn man auch allgemein fühlte, daß mit der bisher gelungenen noch kein Definitivum geschaffen sei und die bestimmte Ahnung kommender schicksalschwerer Ereignisse und Entscheidungen gleichsam in der Luft lag, war ein neuer Schwung in unser staatliches nationales Dasein gekommen. Sieggekrönte preußische Truppen hatten wieder ihren Einzug durchs Brandenburger Thor in die Hauptstadt gehalten. Wohl war zwischen Regierung und Volksvertretung noch kein Frieden gemacht; die Konfliktsperiode hatte ihren Abschluß noch nicht erreicht. Das

23*

Budget wurde vom Abgeordnetenhause noch immer abgelehnt. Die liberale Partei begeisterte sich für die Einsetzung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg in seine „Rechte". Aber es gewann ganz den Anschein, als sollten ihm diese, wie ehemals durch die dänische, nun durch die preußische Regierung vorenthalten werden und als hätte letztere die Absicht, sich mit der verbündeten österreichischen dauernd in die Beute, in die meerumschlungenen Herzogtümer zu teilen. Eine Vorstellung, welche den, in politischen Angelegenheiten meist so deplacierten, deutschen idealistischen „Gerechtigkeitssinn" stark erregte und die „Gesinnungstüchtigen" schon im voraus zu energischen Protesten und mißbilligenden Resolutionen bewog. Doch wie in Bezug auf die künftige Verfassung und Regierung der Herzogtümer auch die Meinungen auseinander gehen mochten, man spürte den frischen geschichtlichen Luftzug und das Ende der alten Stagnation. Die „Sackgasse" war aufgethan, in die sich die Politik Preußens verrannt gehabt hatte. Der erste große Schritt auf den kühn und entschlossen eingeschlagenen neuen Bahnen einer Politik der That war, wie es der Minister Graf Eulenburg nicht unzutreffend bezeichnete, „mit Eleganz" ausgeführt. Wer hätte der Regierung, die ihn gethan, und ihrem Werkzeug der reorganisierten Armee, das sich so trefflich bewährt hatte, das Zutrauen versagen wollen, daß ihnen auch noch mehr und Größeres durchzuführen und zu erreichen gelingen werde? —

Diese Stimmung konnte nicht ohne bemerkbaren Einfluß auch auf das künstlerische Leben in Berlin bleiben. Am Unmittelbarsten und Nachdrücklichsten empfanden die Maler und Zeichner geschichtlicher, militärischer und patriotischer Gegenstände die glückliche Veränderung der Lage des Vaterlandes. Georg Bleibtreu hatte von Oesterreich her Aufträge zu zwei Bildern der Kriegsthaten des k. k. Heeres im schleswigschen Winterfeldzuge erhalten und war nach der Ausführung dieser Gemälde vom preußischen Ministerium mit der eines größeren Bildes, des Angriffs auf die Insel Alsen, betraut worden. Er hatte sich auf die Schauplätze des beendeten Krieges begeben, dort seine Studien gemacht und kehrte mit gefüllten Skizzenbüchern und die Seele voll Begeisterung für das von ihm besuchte Land und für die ihm gestellte Aufgabe nach Berlin zurück. Ludwig Burger hatte eine enorme Zahl trefflicher Aquarell- und Bleistiftstudien aus dem Feldzuge mitgebracht, die er dann besonders in zahlreichen Illustrationen volkstümlicher Werke über den Krieg wirksam verwendete.

Aber auch für solche Berliner Künstler, welche ihren Stift und Pinsel nicht der Schilderung und Verherrlichung kriegerischer Thaten widmeten, begannen sich damals die Verhältnisse immer günstiger zu gestalten. Jene Kunstliebhaberei, welche sich nicht nur in der platonischen Freude an den Kunstwerken, sondern im Kaufen und Bestellen offenbart, schien sich hier in zunehmendem

Maß zu bethätigen. Die reicheren Geschäftsleute, zumal die Banquiers und Groß-Industriellen, fanden mehr und mehr Geschmack am Bilderkaufen, am Anlegen von Sammlungen und kleinen Galerien, wie an der künstlerischen Ausschmückung ihrer Wohnungen. Unter den Linden hatte sich ein Kunstgeschäft, eine Gemäldehandlung, schon seit einigen Jahren aufgethan, die nun rasch zu einer immer wachsenden Bedeutung im künstlerischen Leben unsrer Stadt gelangte: die der beiden Brüder Lepke. Der ältere hagere Bruder hatte mehr vom Geschäftsmann, der jüngere vollere, schönere mehr vom genußfreudigen Lebemann in seiner Erscheinung und seinem Wesen. Söhne eines Kunsthändlers, waren beide mit einem natürlichen Instinct für das Gute und Echte in der Malerei begabt, den sie durch stete Beschäftigung mit deren Erzeugnissen, durch häufigen Aufenthalt in Paris, vieles Sehen, Beobachten, Vergleichen und den Verkehr mit den Künstlern zu einer ungewöhnlichen Feinheit der Empfindung und des Verständnisses entwickelt hatten. Sie eröffneten kein eigentliches Ausstellungslokal; aber man konnte immer sicher sein, in ihren Geschäftsräumen im Erdgeschoß des von ihnen bewohnten Hauses Unter den Linden (damals Nr. 13, später, bis zu ihrem Tode Nr. 4a) eine reiche Auswahl von Werken moderner, französischer, belgischer und deutscher Meister, und zwar der namhaftesten, mit Recht geschätztesten, beisammen zu finden, zu deren Besichtigung zwar das große Publikum

nicht eingeladen wurde, den Kunstfreunden und Gemäldeliebhabern der Zutritt aber jederzeit offen stand. Die Brüder hatten eine besonders glückliche Art, mit den von ihnen geschätzten Künstlern und mit ihren Kunden zu verkehren. Von den schäbigen Manieren jener Händler, die sich überall nicht den kleinsten Vorteil entgehen lassen mögen, waren sie bei ihren Verhandlungen mit ersteren, wie mit den Käufern durchaus frei. Wenn ihnen ein Bild, das sie auf der Staffelei eines ihrer Lieblinge oder eines von ihnen entdeckten und bevorzugten neuen Talentes sahen, gefiel, so zahlten sie, ohne zu markten und zu feilschen, den verlangten Preis baar auf den Tisch und nahmen das erworbene Werk wo möglich gleich mit nach Hause. Sie konnten sich das um so eher gestatten, als sie gewöhnlich schon den sichern Käufer wußten, bei dem sie das betreffende Stück mit dem gebührenden Preisaufschlage bald genug anbringen würden. Völlig gleichgültig verhielten sie sich gegen die technisch ungeschickten Maler, die phantasievollen Componierer, die anspruchsvollen „Historienmaler“, die Darsteller der „großen Gegenstände“, auf umfangreichen Leinwandflächen. Ihre Berliner Lieblinge waren Adolf Menzel, Ludwig Knaus, Gustav Richter, Fritz Kraus, Eduard Hildebrandt, Henneberg, Amberg, Karl Becker, Gentz, Brendel, der alte Meyerheim und seine beiden Söhne, Fritz Werner, der damals von der Kupferstecherei zur Malerei übergegangen war und die Kunstfreunde durch Kabinetstücke von außer-

ordentlicher, auch malerisch-technischer Vollendung überraschte und Riesstahl.

Kunsthändler von solchem Schlage mußten sich selbstverständlich sehr bald auch die aufrichtige Wertschätzung ihrer Personen seitens der so von ihnen behandelten Maler erwerben. So fehlten die Brüder Lepke denn auch kaum jemals in den abendlichen kleinen und größeren Gesellschaften und musikalischen Soiréen jener Maler, welche hier ein Haus machten. Die bei diesen und den Sammlern genossene Gastfreundschaft aber erwiderten die Beiden durch jeweilige glänzende Diners und Soupers in ihrer Wohnung, deren Wände mit vorzüglichen Bildern alter und neuer Meister bedeckt waren und deren Zimmer die kostbarsten und beneidenswertesten Rokokomöbel enthielten. Unter jenen Künstlern, in deren Wohnungen eine solche Geselligkeit gepflegt wurde, that sich damals, schon vor seiner späteren Verheiratung, neben Gentz und E. Magnus besonders Karl Becker hervor. Seine Garçonwohnung im Schadowschen Hause in der Schadowstraße war bereits zu einer Zeit, als noch niemand in Berlin ein Bedürfniß und ein Verlangen nach solchen Dingen und ein Verständnis dafür besaß, mit vollendetem künstlerischem Geschmack, Stilgefühl und Farbensinn eingerichtet, und durchweg mit erlesenen Arbeiten des alten deutschen, niederländischen, italienischen und französischen Kunsthandwerkes des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Vorhängen, Möbeln, Decken, Geräten, Gefäßen, Vertäfe-

lungen, Schnitzwerken, farbigen Majolikaöfen, Gemälden und prachtvollen orientalischen Teppichen ausgestattet. Der Bewohner dieses so ganz nach seinem eigensten Sinn gestalteten Heim, Karl Becker, damals ein Liebling des Publikums, der Kunsthändler und Sammler, dessen glänzende Virtuosität als Geigenspieler seiner malerischen mindestens gleich kam, veranstaltete besonders musikalische Herrenabende, an welchem er seine Gäste durch die mit befreundeten Musikern von Fach und trefflichen Dilettanten ausgeführten, edelsten Meisterwerke der deutschen Kammermusik erbaute und ebenso durch die unvergleichliche Liebenswürdigkeit seines feurigen, ritterlichen, enthusiastischen Naturells bezauberte.

Eine glänzende künstlerische Persönlichkeit im Kreise der hervorragendsten Maler lenkte gerade zu jener Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Maß auf sich, ihre Schöpfungen und ihre Lebensführung: Eduard Hildebrandt, der weltreisende Landschaftsmaler. Bereits während der vierziger und fünfziger Jahre hatte er große Reisen nach und durch Amerika, Aegypten, Syrien und Palästina ausgeführt, deren künstlerische Frucht eine unabsehbare Reihe von, mit eminenter Meisterschaft und hoher Genialität, frisch vor der Natur gemalten Aquarellen und zahlreiche Oelgemälde von großen glanzvollen Farbenwirkungen gewesen waren. Aber ein unersättliches Verlangen, möglichst alle Herrlichkeit des Erdballs mit eignen Augen zu sehen und in Bildern zu schildern,

ließ ihm nicht Ruhe, bis er die, damals noch höchst verwegen erscheinende und beschwerliche, Reise rund um denselben angetreten hatte. Zwei Jahre währte sie. Nun war er aus allen Fährlichkeiten glücklich herausgerettet, wieder heimgekehrt, seine Mappen mit vielen hunderten von Aquarellgemälden, Studien und Skizzen gefüllt, in denen er alles Wunderbarste, Merkwürdigste, Eigenartigste, Malerischste gespiegelt hatte, was sich ihm auf den Meeren und Strömen, in den Bergen und Ebenen, in den Städten und Wüsten dieser Erde gezeigt hatte. Natürlich war er der „Löwe des Tages“ unter den Berliner Malern geworden. Die Künstlerschaft veranstaltete ihm zur Feier seiner Heimkehr ein sehr originelles heiteres Fest. Die Berliner drängten sich in den Sälen der Caroschen Wohnung im Eckhause der Linden und des Pariser Platzes, wo eine Ausstellung der Gesamtheit mehrerer hundert, von Hildebrandt auf seiner Weltreise gemalter, Aquarellen veranstaltet worden war. Des Malers Name war in aller Munde Wenn seine künstlerischen Schöpfungen als solche schon bewundert wurden, so mußte diese Bewunderung noch weit über das bisherige Maß hinaus gesteigert werden durch die Erwägung der Umstände, unter welchen diese erstaunliche Arbeitsleistung vollbracht worden war.

Hildebrandts Persönlichkeit zeigte eine sehr eigentümliche Mischung. In meiner Vaterstadt Danzig 1817 geboren, aus den bescheidensten Verhältnissen hervorge-

gangen, hatte er als Knabe die ganze harte Lehrzeit eines Stubenmaler-Burschen durchzumachen gehabt, sich aber bald schon, allein durch die Kraft seines Talentes und Wollens, seinen Weg durchs Leben und zu den höheren Zielen der Kunst gebahnt. Die auf seinen weiten Reisen im vielbewegten Dasein, im Verkehr mit bedeutenden Menschen und in allen, auch den höchsten, Gesellschaftskreisen erworbene, Erfahrung und Erziehung, die bald gewonnene Sicherheit im Bewußtsein des Könnens, sein natürlicher scharfer Verstand und Witz, seine praktische Weltklugheit, seine Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis ersetzten ihm alle Mängel seiner Jugendbildung. Der Hang zur Eleganz, der sich schon in der Tracht und ganzen Haltung seiner untermittelgroßen zierlich geformten, von dem hübschen fein geschnittenen blondhaarigen Kopf gekrönten Gestalt, in seiner Wohnungseinrichtung, wie in seiner gesamten Lebensweise bekundete, trat mit hinzu, um diesen Schliff seiner Persönlichkeit zu vollenden. Aber im Kreise seiner Freunde und vertrauteren Bekannten brach das alte Naturburschentum bei ihm immer wieder durch. Der vielerfahrene und gereifte Mann konnte harmlos und naiv wie ein Junge sein und im Produzieren von guten und schlechten „Kalauern" fand er seine innigste Befriedigung. Von dieser seiner Geistesart giebt sein damals bei Otto Janke erschienenes, originelles und ergötzliches Buch, bei dessen Redaktion und Durchführung Ernst Kossak sein Mit-

arbeiter gewesen war, „E. Hildebrandts Reise um die Erde" eine Fülle der amüsantesten und liebenswürdigsten Proben. Aber noch rückhaltloser und eindrucksvoller offenbarte sich Hildebrandts eigenstes Wesen und die besondere Art seines Humors in den abendlichen und nächtlichen Sitzungen während der Herbste und Winter 1865, 66 und 67 am sogenannten „heiligen Tisch" in der Bierstube von Schubert (jetzt Lantzsch) in der Charlottenstraße, der Rückseite des Schauspielhauses gegenüber, den ein Kreis geistreicher Genossen und wunderlicher Originale zu umgeben pflegte. E. Hildebrandt, Gustav Richter der gefeierte Maler, sein Bruder der Architekt, der sogenannte „dicke Richter", Wilhelm Scholz der Zeichner des Kladderadatsch und genialste aller Berliner Humoristen, Fritz Kraus, Wilhelm Amberg die Maler; Truhn der Musiker, Konewka; der lange Photograph Wiegand, der Bankier Kersack, Ludwig Löffler der fruchtbare Illustrationszeichner, Theodor Weber der Marinemaler bildeten den Stamm dieser Schubertschen Tafelrunde. In Bezug auf den, während ihrer Sitzungen entfesselten, Geist, Witz und phantastischen Humor, konnte sie sich sehr wohl selbst jener vergleichen, welche sich während der sechziger und siebziger Jahre mittags von 1—3 Uhr um Theodor Döring und den noch berühmter gewordenen „heiligen Tisch" in der, Schubert nahe benachbarten, Weinstube von Lutter und Wegener an der Ecke der Französischen Straße gruppierte.

Die hervorragendste Persönlichkeit in jener sich bei Schubert vereinigenden Gesellschaft, wie, — neben Menzel und Magnus — in der gesamten Künstlerschaft Berlins war zweifellos Gustav Richter. Er stand damals in der vollen Reife und noch vollen Frische seiner geistigen künstlerischen und körperlichen Kraft, Gesundheit und Schönheit. Durch die ihm eingeborene, nichts weniger als künstlich gemachte und angenommene, stolze, kühle, heitre Vornehmheit seines Wesens imponierte er zugleich und hielt die Menschen, an denen ihm nichts gelegen war, von sich fern. Aber sie wich denen gegenüber, die ihm sympathisch und vertrauter waren, einer natürlichen männlichen Herzlichkeit, die von jedem Anfluge von Sentimentalität unbedingt frei, unwiderstehlich wirkte. Wo er wollte, gewann er sich die Seelen der Männer im Fluge, während schon seine Erscheinung, sein Blick, sein ganzes Auftreten genügte, um ihm die der Frauen, auch ohne Absicht, zu erobern. Auch während der späteren Jahre bis zu seinem 1884 erfolgten Hinscheiden, von schmerzhaften Leiden — der Gicht in ihren schlimmsten Formen, — gemartert, verlor Richter so wenig wie an künstlerischer Schaffenskraft und Meisterschaft auch an dieser seiner Macht über die Menschenseelen. Er gehörte zu den Sonntagskindern, zu den „Lieblingen Fortunas", die ihm alle guten und vollkommenen Gaben mit in die Wiege gelegt zu haben schien, und ihm diesen Schatz während seines Lebens noch immer wieder durch neue

reiche Geschenke vermehrte. Als ihm gar im Jahr 1866 das beste und herrlichste von allen, seine junge Frau Cornelie, die dritte Tochter Meyerbeers, und mit ihr und durch sie Eheglück von wahrhaft idealer Vollkommenheit, beschert wurde, entfaltete sich seine sonnenhafte Natur immer reicher in ihrer ganzen Fülle und Schönheit.

Damals beschäftigte Gustav Richter, neben der Ausführung der ihm unausgesetzt zuströmenden Aufträge zu Bildnissen von Männern und Frauen der höchsten und vornehmsten wie der reichsten Gesellschaft, die Arbeit an dem großen Bilde, das ihm von König Maximilian II. von Baiern für das, von diesem gegründete, Maximilianeum zu München bestellt worden war: „der Bau der Pyramiden". Gründliche Lokalstudien dafür hatte er während eines längeren Aufenthaltes in Aegypten gemacht. Bis zum Abschluß dieses großen Werkes sind seit jener Zeit freilich noch manche Jahre vergangen, da G. Richter immer wieder durch die von ihm verlangten Portraits davon abgezogen wurde. Aber in der Künstlerschaft bildete dies Pyramidenbaugemälde dennoch schon damals einen Lieblingsgegenstand der Gespräche. Es hatte sich bereits eine Art Sagenkreis darum gewoben, und man versprach sich wunderbare Dinge von dem langsam der Vollendung entgegen reifenden Bilde.

Aehnlich erging es mit Adolf Menzels großem Gemälde der Krönung König Wilhelm I. in der Schloßkapelle zu Königsberg. Schon das Lokal, wo, und die

Art wie er es ausführte, war so abweichend von allem Gewohnten. Auf königlichen Befehl war dem Meister dafür der große sogenannte „Garde-du-Corpssaal“ im ersten Stockwerk des königlichen Schlosses am Lustgarten als Werkstatt überwiesen worden. In dem weiten, hohen, durch das riesige Balkonfenster in der Nordwand erhellten, Raum, dessen Wände mit daran aufgehängten und davor aufgestellten spätmittelalterlichen Plattenrüstungen dekoriert sind, war die umfangreiche Leinwand aufgerichtet, auf welche Menzel, bald auf dem Boden, bald auf einem für ihn konstruierten Gerüst stehend, sein Bild stückweise, gleichsam musivisch, malte. In dieser Arbeit aber wurde er immer wieder unterbrochen durch die Portraitsitzungen, zu denen die bei dem feierlichen Akt gegenwärtig gewesenen Herren und Damen, das Königspaar, die Prinzen und Prinzessinen, alle die Würdenträger des Hofes, des Staates, des Heeres, der Geistlichkeit, die Vertreter der Stände, des Herren- und Abgeordnetenhauses, der Städte rc. nach einander bei ihm erschienen. Natürlich hatte er seine Not damit, diese zum Teil fern von Berlin wohnenden teils schwer abkömmlichen, teils zu bequemen und verwöhnten Persönlichkeiten zur Bewilligung solcher Sitzungen in jenem seltsamen Ateliersaal und gar erst zum Einhalten ihrer Zusage, zu bestimmen. Aber wenn er sie erst einmal dazu vermocht hatte, so fixierte er ihre Erscheinung in der ihnen auf dem Bilde angewiesenen Stellung in Aquarellbildnissen, die in der Lebendigkeit, der Kraft und

Schärfe der Charakteristik, der, nicht selten freilich fast grausamen, Wahrhaftigkeit der Formengebung, des Ausdrucks und des Tons der Gesichter und in der Meisterschaft der Malerei von den Portraitköpfen keines der größten Menschendarsteller aller Zeiten und Nationen übertroffen, von nur sehr wenigen erreicht werden. Diese durch ihre künstlerische wie durch ihre geschichtliche Bedeutung gleich einzige Bildnis- und Studiensammlung befindet sich bekanntlich gegenwärtig im Besitz der königlichen Nationalgalerie. — Die so nach der Natur gemalten, gründlich studierten Köpfe, die Menzel noch außer und neben der aquarellierten Hauptansicht, von den verschiedensten Seiten daneben in Bleistift zeichnete, benutzte er dann als Vorlagen für die, welche er in der, ihnen perspektivisch gebührenden, Größe auf den ihnen bestimmten Stellen des großen Bildes in Oelfarben ausführte. Gleichzeitig nahm er die Gelegenheit wahr, welche sich ihm in diesem Saal bot, die alten stählernen Rüstungen und Waffenstücke an den Wänden eingehend zu studieren und sie in einer Anzahl meisterlicher und geistreicher Gouachen aufs genauste nachzubilden; Rüstkammerstudien, welche er später wieder in manchen phantasievoll erfundenen Bildern mittelalterlicher Szenen mit geharnischten Männern, Rittern und Reisigen bewundernswürdig verwertet hat.

Die Künstlerinnen waren in Berlin zu jener Zeit noch ziemlich spärlich gesät, während ihre Schar gegenwärtig aufs Bedenklichste angewachsen ist und noch fort

und fort lawinenartig zu immer größerer Massenhaftigkeit anschwillt. Fräulein Volkmar, die besonders durch zwei gefällige Genrebilder „das letzte Kleinod“ und „Goethe als Knabe seinen Freunden Märchen erzählend,“ sich ehrende Anerkennung erworben hatte, Fräulein Biel, die begabte Landschafts- und Marinemalerin, Fräulein Eichler eine geschickte Bildnismalerin, ihre Kolleginnen Clara Oenicke, und Heincke, — das waren so ziemlich die einzigen malenden Damen in Berlin, die sich mit Bildern an unseren Kunstausstellungen beteiligten. Aber noch einer von den hiesigen Künstlerinnen jener Tage werde ich bis ans Ende meines Lebens ein dankbares, pietät- und liebevolles Gedenken widmen: Frau Hermine Stilke, der sinnigen phantasievollen Ornament- und Blumenmalerin. Sie war mit ihrem Gatten, dem bekannten romantischen Geschichtsmaler der Altdüsseldorfer Schule, und ihren beiden jungen Söhnen Georg und Hermann damals schon seit mehreren Jahren von der rheinischen Kunststadt nach Berlin übersiedelt. Als ich sie kennen lernte, hatte sie der Tod ihres Mannes bereits verwittwet. In ihrer hohen Gestalt, ihrem geistvollen Gesicht mit den dunkeln ausdrucksvollen Augen waren die Spuren jener Schönheit, in welcher ein, einst von W. Sohn in Düsseldorf unter Mitwirkung Lessings ausgeführtes, Portrait die junge Frau Professorin zeigte, noch unverwischt erhalten. Sie malte mit unermüdlichem Fleiß in Aquarell

poetische Albumblätter, auf denen man mittelalterliche, streng stilisierte Ornamente mit treu nach der Natur ausgeführten Blumen, Blättern, Ranken, Früchten und auch wohl Landschaften geschickt und sinnig in Verbindung gebracht und diese Kompositionen durch Dichterverse und Bibelsprüche in gotischen Lettern, mit reichen Initialen in Farben und Gold, in ihrer symbolischen Bedeutung erläutert sah. Die Künstlerin wußte immer neue zusammenfassende Titel für Cyklen von solchen Albumblättern zu finden, die dann durch Farbendruck vervielfältigt, in Heften mit reichgeschmückten Deckeln im Kunsthandel erschienen und meist einen sehr glücklichen Erfolg als Weihnachtsgaben hatten. Auch als Lehrerin ihrer eigenen Kunst, der Ornament- und Blumenmalerei, war Frau Stilke hochgeschätzt und von jungen „Damen gebildeter Stände“ sehr gesucht. So übte sie auf deren Geschmack und Kunstfleiß einen wohlthätigen Einfluß, wenn freilich auch einige von ihnen durch Arbeiten und Publikationen verwandter Gattung manches Unheil angerichtet haben. Die Meisterin wurde mir und meiner Frau bald nahe befreundet. In ihrer Wohnung, deren Wände gänzlich mit Gemälden und Kartons ihres verstorbenen Gatten bedeckt waren, haben wir viele frohe Stunden verlebt. Der älteste Sohn Georg, der den Beruf des Buch- und Kunsthändlers erwählte, ein junger Mann von lebhaftem Geist und Temperament, schwunghafter Phantasie, mannigfachen, glücklichen Talenten, warmem,

leicht enthusiasmiertem Gemüt, dem zugleich doch ein klarer, skeptischer, praktischer Verstand das Gleichgewicht hielt, — eine durch klugen Geschäftssinn wohltemperierte Künstlernatur, — gewann unser ganzes Herz. Und während dieser dreißig Jahre bis diesen Tag, auch nachdem er sich 1869 mit einer reizenden, jungen, blonden, heitern und lebensfrischen Nordamerikanerin vermählt hatte, ist er uns derselbe treue, werte Freund geblieben, dessen Gesinnungen für uns, ebenso wie die unsern für ihn sich nie gewandelt haben. — Sein jüngerer Bruder widmete sich der militärischen Laufbahn und starb den Heldentod im deutsch-französischen Kriege.

An einem Wintertage 1864/65 empfingen wir den Besuch einer jüngeren Dame von kleinem Wuchs, deren charakteristisch geschnittenes Gesicht, deren graublaue, klare heiter blitzende Augen ebenso wie ihre ganze Art zu sprechen, ihren lebhaften und originellen Geist verrieten. Sie war die Tochter eines königlichen Domänenpächters im Oderbruch bei Küstrin, und hatte sich vor kurzem mit dem jüngeren Bruder Adolf Menzels vermählt, der dort oder auf einem Nachbargut als Verwalter fungierte. Er gab nach seiner Verheiratung diese Stellung auf, war nach Berlin gezogen, und, in der Absicht hier eine seinem und seiner jungen Gattin Geschmack zusagende, geschäftliche Thätigkeit zu ergreifen, kaufte er das photo-

24*

graphische und Kunstverlaggeschäft meines teuren Freundes und Gönners Gustav Schauer mitsamt dessen Hause in der Friedrichstraße. Auch die verschiedenen, seither von mir für diesen Verlag geschriebenen kunsthistorischen Albumtexte, Malerbiographieen, Bilderkommentare, Galeriegeschichten x. waren, ebenso wie die andern derartigen Werke des Schauerschen Verlages von Waagen (Rubensalbum), Friedrich Eggers (Rembrandtalbum), H. v. Blomberg (Correggio- und Niederländische Genremaleralbum), Woltmann (Holbeinalbum), Adolf Stahr (Rafaelalbum), in den Besitz des neuen Inhabers der Firma übergegangen. In unserer liebenswürdigen Besucherin, welche ein, mich sehr angenehm überraschendes, Wohlgefallen an meinen von ihr gelesenen Feuilletons in der Vossischen Zeitung an den Tag legte, hatte ich mithin so etwas wie meine „Brotherrin", meine Verlegerin zu sehen. Wir lernten ihren kühnen, freien und feinen Geist und ihr tiefes Gemüt, ihre Güte und Hochherzigkeit im Lauf der nächsten Zeit und ebenso den Charakter ihres Mannes zur Genüge kennen und schätzen, um die uns entgegengebrachte Freundschaft nach ihrem ganzen Wert zu würdigen. Die Kraft dieses so warm und stark empfindenden Frauenherzens, das uns so berufen zum Glück erschien, wurde leider schon nach wenigen Monaten der Dauer der jungen Ehe auf eine harte Probe gestellt. Der jüngere Menzel, der, im Gegensatz zu der festen, zäh ausdauernden Natur seines großen Bruders, immer von zarter Gesundheit

gewesen war, erkrankte im Frühling 1865 und starb in der Rosenzeit. Die furchtbare Gemütserschütterung brachte die junge Witwe dem Tode nahe. Es währte lange, bis sie den Mut und die Lust wieder gewann, weiter zu leben. Sehr allmählich nur kehrte die Teilnahme an den Dingen in ihre schmerzzerrissene Seele zurück. Sie begann an den Aufgaben und Unternehmungen des ihr hinterlassenen Geschäftes Interesse zu gewinnen, in der fortschreitenden Vervollkommnung der Leistungen des photographischen Ateliers, das sich ausschließlich auf die Reproduktion von Kunstwerken beschränkt, ihren Ehrgeiz zu suchen. In treuer Freundschaft stand Adolf Menzel ihr dabei zur Seite. Aus dem Institut seiner verwitweten Schwägerin gingen die befriedigendsten Photographien seiner Oel- und Gouachegemälde hervor. Durch ihre Vortrefflichkeit errangen sie überall den verdienten ehrenvollen Erfolg; den schönsten auf der Pariser Weltausstellung von 1867, wo der vollendet ausgeführten photographischen Nachbildung von Adolf Menzels „Tafelrunde Friedrichs d. Gr.", einem Blatt von damals noch ganz ungewöhnlichem Maßstab, die große Medaille zuerkannt wurde. Ich bin für die Firma während der sechsziger Jahre noch mehrfach literarisch thätig gewesen. So schrieb ich unter anderm den Text eines durch sie herausgegebenen „Kasseler-Galerie-Albums" und eines reich ausgestatteten „Menzel-Albums", für welches der Meister selbst das geistvoll erfundene Titelblatt zeichnete. Das schmale,

ehemals Schauersche Haus in der Friedrichstraße ist somit für mich noch so lange, als die Freundin es bewohnte und Inhaberin der Firma blieb, ebenso wie damals, als es G. Schauer selbst beherbergte, der Schauplatz vieler guter, ernster und froher Erlebnisse, der Ausgangspunkt vieles Bedeutsamen und Folgenreichen, was mir in jenen Jahren widerfuhr, gewesen.

XXI.

An einem letzten Januartage des Jahres 1865 fand der gewohnte Subskriptionsball im Opernhause statt. Zum ersten Mal hatte ich in der Vossischen Zeitung über einen solchen zu berichten. Das that ich mit vielem Vergnügen an dem Gegenstande und an der Aufgabe. Den heitern Glanz des Festes, den Anblick dieser geschmückten dicht gedrängten Menge, welche damals noch so ziemlich den Extrakt der vornehmen, der offiziellen der sogenannten „besten" bürgerlichen und der künstlerischen Gesellschaft Berlins darstellte, dieses vielfarbigen wogenden Menschenmeeres, in dem riesigen, taghell erleuchteten, seltsamen Saal, in welchem alle Schatten aufgehoben scheinen; der lebendigen Garnitur der Logen; des, in jener Zeit noch höchst eindrucksvollen, zweimaligen Rundgangs des ehrwürdigen Königspaares, der Mitglieder des königlichen Hauses und des, an Erscheinungen von fesselnder Schönheit und Anmut nichts weniger als armen, Hofes genoß ich mit aufrichtiger Freude. Nicht ge-

ringeren Genuß gewährte mir die Beobachtung der einzelnen, durch charakteristische Eigenschaften hervortretenden weiblichen und männlichen Persönlichkeiten. Durch meine künstlerische Thätigkeit und Gewohnheit war meine Sehfähigkeit, meine Auffassungs- und Beobachtungsgabe und mein Gedächtnis für das Aussehen der Menschen und Dinge geschärft. Auch für die Details der Tracht. So mußte mir manches auffallen und sich mir einprägen, was anderen nicht in einer solchen Schule erzogenen Augen entging. Als ich das, was ich gesehen hatte, in den warmen Farben, in denen es mir erschienen war, in dem viel und mit Andacht gelesenen Blatt schilderte, wobei ich auch mit dem harmlosen Spott über das dort beobachtete Lächerliche und Hochkomische nicht zurückhielt, wurde ich durch einen Erfolg dieses Ballberichtes überrascht, den ich nicht annähernd erwartet hatte. War doch ehedem schon derselbe ergötzliche und ausgiebige Gegenstand in Berliner Zeitungen wiederholt durch Schriftsteller von ganz anderem, feinerem und glänzenderem Geist, als der, dessen ich mich rühmen kann — ich nenne nur Oldenberg, Kossack, Dohm, Lothar Bucher, — bearbeitet worden. Aber es schien, als ob eine gewisse sinnliche Anschaulichkeit meiner Schilderungen des ganzen Festes und seiner verschiedenen Szenen ebenso wie einzelner anwesender Persönlichkeiten meinem Bericht in den Augen seiner Leser und Leserinnen einen besonderen Reiz und Wert verliehen hätte. Ihre Gunst ist, was mich am

meisten Wunder nimmt, den unvermeidlichen Subskriptionsball-Berichten aus meiner Feder während der folgenden dreißig Jahre ziemlich unverändert bewahrt geblieben; auch dann noch, als ich sie längst schon nur mit sehr vermindertem Vergnügen daran, mit „halbem Herzen“ schrieb. Die schmeichelhaften Dinge, welche ich während der langen Zeit immer wieder, besonders von weiblichen Lippen, gerade über diesen so nebensächlichen unwichtigen Teil meiner schriftstellerischen Thätigkeit anzuhören bekam, haben mich stets in gelinde Verzweiflung versetzt. Zumal das obligate Aussprechen des Erstaunens, daß ich die Damentoiletten so richtig zu sehen, so genau und glänzend zu schildern wüßte, und die mir nie ersparte Anerkennung dieser armseligen, von mir nur mit Selbstironie geübten, Kunst als eines besonders rühmlichen und merkwürdigen eigentümlichen Vorzugs, hat mich oft in innere Wut versetzt. Wenn ich schon das mit süßem Lächeln gesprochene Wort: „Ihre Toilettenschilderungen!“ höre, empfinde ich fast physische Uebelkeit und der innige Wunsch steigt in mir auf die gütige Sprecherin ersticken zu können, um ihr die dann sicher noch folgenden Sätze abzuschneiden.

Seitdem und dadurch, daß diese meine Subskriptionsball- und andere Festberichte in der Vossischen Zeitung zu einer gewissen unverdienten Wertschätzung und Beliebtheit bei dem Berliner Publikum gelangten, habe ich überreiche Gelegenheit erhalten, Beobachtungen und

Studien über die menschliche Schwäche der Eitelkeit zu machen, die mir oft noch ergötzlicher gewesen sind, als das ganze betreffende Fest an sich. Ich habe eben diese Schwäche als eine der stärksten Triebfedern der Handlungen und des Verhaltens, ja häufig genug selbst als die Wurzel der Gesinnungen, der Zu- und Abneigung, der Verehrung wie des Hasses erkennen gelernt. Doch von den in dieser Richtung gesammelten Erfahrungen mag ich hier keine ausplaudern. Die Erinnerungen an das auf diesem Gebiet von mir Erlebte sollen mit mir ins Grab sinken.

Während desselben Winters erfreute uns Theodor Storm durch einen mehrtägigen Besuch von Husum her, zu dem er durch die Notwendigkeit der Ordnung seiner amtlichen Verhältnisse in seiner neuen Stellung, und die Pflicht sich dem Justizminister persönlich vorzustellen, veranlaßt wurde. Er hatte wieder mit der nach Husum übersiedelten ganzen Familie feste Wurzeln im geliebten Heimatboden geschlagen. Aber das Glück, das er darüber und über die Befreiung der Herzogtümer von den letzten Resten der dänischen Herrschaft empfand, war nicht völlig ungetrübt. Er sah, wie sich das preußische Wesen, das ihm persönlich so wenig sympathisch war und zu dem das der eingeborenen schleswig-holsteinischen Bevölkerung in so entschiedenem Gegensatz stand, auf allen Gebieten

des dortigen staatlichen Lebens, in der Organisation der Verwaltung, der Justiz und Polizei, bereits sehr fühlbar zu Geltung brachte; wie die alten bequemen Formen und Gewohnheiten des dortigen öffentlichen Lebens immer mehr in ins Gedränge kamen und — „Wehmut schlich ihm ins Herz hinein." — Mein Freund erhielt einige Monate später noch einen ganz andern stärkeren persönlichen Grund zum tiefsten herbsten Schmerz und Leid. Im Mai empfingen wir einen Brief von ihm, der uns im Innersten erschütterte. Er enthielt die Nachricht vom eben erfolgten Tode Frau Constanzes. Sie war bei einer abermaligen Niederkunft das Opfer des zur Zeit in Husum stark grassierenden Kindbettfiebers geworden. Storms Glück schien für immer dahin; er selbst im Kern seines Lebens getroffen. Aber ihm hatte „ein Gott gegeben, zu sagen, was er duldet." Schon in seinen ersten Briefen, in denen er die Krankheit, das Sterben, das Begräbnis der geliebten Frau, die auch mir und der Meinen so teuer geworden war, und seine eignen Seelenzustände schilderte, empfingen wir den Beweis dafür. Und wie erst in jenen mit süßtrauriger Gewalt ergreifenden Versen, jenen der Verlorenen gewidmeten Totenklagen, die er mir, wie er sie eben niedergeschrieben hatte, kurze Zeit nach Constanzens Hinscheiden sendete; wie jenes: „In der Gruft bei den andern Särgen steht nun ein neuer Sarg, in dem vor meiner Liebe sich das süßeste Antlitz barg" und anderen,

die später in die Sammlung seiner lyrischen Gedichte aufgenommen worden sind.

Ich sollte noch einmal während dieses Jahres den, von einem so schweren anscheinend unverwindbaren Schlage getroffenen und niedergebeugten Freund, persönlich wiedersehen, seine mündlichen Herzensergießungen und seine Schilderungen jener düstern Tage vernehmen. Ich war Ende Juli von Berlin mit meiner Frau zu einer Wanderung durch den Harz aufgebrochen, die wir, von Thale aus beginnend, bei schönem sonnenheißem Wetter mit ähnlichem Genuß, wie im vergangenen Sommer die durch den Thüringer Wald, aber ohne Ueberhetzung, in mehreren Tagen ausführten. In Harzburg, dem Schlußpunkt unsers Weges trennten wir uns von einander. Mein unermüdlicher guter schöner Kamerad kehrte nach Berlin zu den Kindern zurück. Ich zog wieder die gewohnte Straße nach Baden-Baden, wo Turgenjew mich längst schon erwartete. Ich fand bei ihm, wie in der Villa Viardot alles, wie ich es vor elf Monaten verlassen hatte und hier wie dort, wie in den Wäldern, auf den Bergpfaden, auf der Promenade, im Theater, im Conzert- und im Viardotschen Orgelsaal dieselbe Fülle der besten künstlerischen, geselligen und menschlichen Freuden, wie im letzten Sommer. Ja, sie wurde noch wesentlich vermehrt durch den gleichzeitigen Besuch und längeren Aufenthalt Désirée Artôts bei ihrer Meisterin. Kaum eine Woche nach meiner Ankunft traf ein Brief

von Theodor Storm an mich ein, der, trotzdem er noch immer tiefe Schwermut atmete, doch zugleich eine mir sehr erfreuliche Mitteilung enthielt: er, Storm, fühle das Bedürfnis, dem Hause und der Heimatstadt, in welcher ihn alles in jedem Augenblicke an das dort erlebte Furchtbare und an seinen unerträglichen Verlust mahne, für eine Zeitlang zu entfliehen und in gänzlich andrer Umgebung, wenn möglich Vergessen, oder doch eine Betäubung seines Schmerzes, zu suchen. Er glaube, der geeignetste Ort dafür würde Baden-Baden sein, wo er gewiß sei, mich zu finden. Wenn ich ihm nicht widerriete, würde er in der nächsten Woche seine Absicht ausführen und dort eintreffen. Kaum hatte Turgenjew davon durch mich erfahren, so sagte er: „Wenn Storm nach Baden-Baden kommt, wird er natürlich bei mir wohnen", und er richtete sofort die schriftliche Einladung an ihn. Ein Zimmer und Bett in der Anstettschen Wohnung wurde für ihn hergerichtet und nicht lange, so traf unser lieber Gast bei uns ein.

Er hätte für seinen Zweck keine bessere Wahl treffen können. Das ihm so völlig Neue, von allem Gewohnten Abweichende, Glanzvolle, Heitre, Farben- und Gestaltenreiche des dortigen Lebens; die Größe und Schönheit der Waldgebirgslandschaft; der intime tägliche Verkehr mit Turgenjew, den er neidlos als Dichter bewunderte und mit jedem Tage nun auch als Mensch inniger schätzen und verehren lernte, wie mit mir, dem alten Freunde,

dem er längst vertrauten Einblick in jede verborgene Falte seiner Seele gewährt hatte, und nicht zum wenigsten die mit uns im Viardotschen Hause verlebten Tages- und Abendstunden, — alles das gemeinsam war vortrefflich geeignet, den Freund aus seinem Trübsinn herauszureißen und sein Gemüt wieder allmählig freudigeren Stimmungen zu erschließen. Auf langen Wanderungen mit mir allein durch die Wälder zu den Bergen und alten Burgen hinauf konnte er seine Seele erleichtern und alles, was sie belastete und quälte, gegen mich ausschütten. Und zugleich fand er in den Unterhaltungen mit Turgenjew, bei dem er dem feinstem Verständnis seines dichterischen Schaffens wie seines menschlichen Empfindens und Denkens begegnete, in der geistigen Luft, die im Viardotschen Kreise wehte, im Genuß des Mannigfachsten, Besten und Vollkommensten, was uns dort an Werken und Leistungen der Musik geboten wurde, eine Erfrischung, eine Neubelebung, die ihm schwerlich an einem andern Ort und unter andern Verhältnissen in solchem Maß geworden wäre.

Durch die Mitwirkung der Artôt und einer neuen jungen österreichischen Schülerin von gewinnender Erscheinung, außerordentlich schöner klangvoller Sopranstimme und glücklicher Begabung, Fräulein Aglaia Orgeny, gewannen in diesem Sommer sowohl die abendlichen Zirkel in der Villa als die sonntäglichen Matinéen in der Orgelhalle noch wesentlich an Glanz und Reiz. Im Kreise

der Gäste bei letzteren erschien im August König Wilhelm mit seiner Gemahlin und mit einem ungewöhnlich reichen Gefolge von diplomatischen Beamten und hohen Militärs. Er kam damals nach der Vollziehung einer wichtigen Haupt- und Staatsaktion, der „Konvention von Gastein“, die er an diesem seinem sommerlichen Lieblingsbadeort in persönlicher Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef abgeschlossen hatte. Dieser Vertrag regelte bekanntlich das Verhältnis der preußischen und der österreichischen Regierung zu den Elbherzogthümern und unter einander durch die Errichtung des „Kondominats“ der beiden Mächte über die „ungedeelten“. Aber niemand konnte sich darüber täuschen, daß diese Einrichtung nur die Quelle neuer und tiefer Zerwürfnisse zwischen Preußen und Oesterreich werden müsse Sicher machte sich am wenigsten Herr von Bismarck, der seinen König von Gastein auch nach Baden-Baden begleitet hatte, Illusionen darüber. Aber auch eben so sicher verursachte gerade ihm diese Wahrscheinlichkeit oder diese Gewißheit nur sehr geringe Schmerzen. Mit voller Klarheit mußte er schon damals die geschichtliche Notwendigkeit, die Unvermeidlichkeit des Bruchs zwischen den beiden, um die Hegemonie von Deutschland streitenden, Großmächten und einer endlichen gründlichen Auseinandersetzung zwischen ihnen erkannt haben. So konnte ihm jener Vertrag, welcher den, nur durch die Waffen zu lösenden, Konflikt in seinem Schoß barg, nur willkommen sein und der Abschluß der, angeblich Frieden

und Versöhnung verbürgenden, Konvention gewährte dem kühnen klugen Staatsmann zweifellos eine aufrichtige innere Genugthuung. Man meinte diese in den Zügen seines Gesichts zu lesen, wenn er, das Haupt mit dem breitkrämpigen Schlapphut bedeckt, in einen langen bequem hängenden Ueberrock gekleidet, über die Promenade wandelte, auch wohl gelegentlich in die Spielsäle eintrat, und durch sein Lorgnon während einiger Minuten die sich um die grünen Tische drängenden Gruppen beobachtete. Mit dem Ausdruck einer, aus Bewunderung, Respekt und Haß seltsam gemischten, Scheu richteten sich die Blicke der meisten, die ihm begegneten, auf die hohe mächtige Gestalt und das eherne Antlitz mit den blitzenden vorliegenden grauen Augen. Es war, als ob jeden bei seinem Anblick eine Ahnung der kommenden Dinge überschliche, welche dieser Mann über Europa heraufführen und der Welt zu schauen geben würde. — Zu den musikalischen Matinéen in der Villa Viardot hat Herr von Bismarck den König nie begleitet. In der sich dort versammelnden internationalen Gesellschaft zwei bis drei Tagesstunden auszuharren, um Gesangsvorträgen junger Damen und dem Klavier- und Geigenspiel glänzender Virtuosen zuzuhören, konnte ebensowenig nach seinem Geschmack sein, wie es ihm seine, von den ernstesten Arbeiten in Anspruch genommene, Zeit gestattet hätte. —

Um die Mitte dieses August machte ich von Baden-Baden aus einen mir unvergeßlich gebliebenen Ausflug über den Rhein, hinüber „auf jene linke Seite, wo deutsche

Treu vergeht," nach Straßburg und dessen, mir durch die Erinnerungen an Goethes dortige Studienzeit geweihte, Umgegend. Ich wohnte in der Hauptstadt des Elsaß der Feier des Napoleonstages bei, die damals noch mit außerordentlichem Glanz in Szene gesetzt wurde. Schien das zweite napoleonische Kaiserreich doch so fest wie je gegründet zu sein. Selbst die abenteuerliche mexikanische Expedition war nach französischer Meinung von vollständigem Erfolge gekrönt. Das Unglaubliche war Napoleon gelungen. Er hatte den österreichischen Erzherzog Maximilian zu bestimmen vermocht, aus Frankreichs Händen eine mexikanische Kaiserkrone als Geschenk zu empfangen und das tolle Wagnis zu unternehmen, mit französischer Hülfe dies phantastische, neue, in der Luft schwebende Kaisertum zu einem wirklichen zu machen. Schon im Sommer des vorangegangenen Jahres hatte Maximilian seinen Einzug in die Mexikanische Hauptstadt gehalten. Die Kämpfe mit der nationalen und republikanischen Partei währten seitdem unentschieden fort. Aber seit Mitte April des Jahres 1865 war der Sieg und die wirkliche dauernde Aufrichtung der maximilianischen Kaiserherrschaft für schärfer blickende Beobachter der Zeitgeschichte noch zweifelhafter als vordem geworden. War doch der Sezessionskrieg in den nordamerikanischen Freistaaten in jenem Monat durch die Waffenstreckung der letzten Heere der Südstaaten unter Lee und Johnstone

beendet. Die Union war gerettet. Das gewaltige Reich der vereinigten Staaten war nicht, wie es seine Feinde und Neider und mit ihnen Napoleon, gehofft und erwartet hatten, in Trümmer zerfallen, sondern stand nach dem furchtbaren Ringen fester zusammengeschweißt, kraftbewußter und kriegstüchtiger als zuvor da. Wenn Präsident Lincoln das Glück dieses glorreichen schwer errungenen Erfolges auch nur wenige Tage genießen sollte und bereits am fünften nach Lees Kapitulation von der Kugel seines Mörders Booth gefallen war, so konnte das nichts mehr am vollständigen Triumph seiner Sache ändern, wie schmerzlich es auch die Freude darüber trübte. Daß die große Republik ein französisch-mexikanisches Kaiserreich an ihren Grenzen nicht mit freundlichen Augen ansehen, sondern nach besten Kräften dahin wirken würde, ihm das Dasein so schwer als irgend möglich zu machen, war mit ziemlicher Bestimmtheit voraus zu sehen. Aber selbstverständlich hatten solche Erwägungen und Besorgnisse in die ungeheure Mehrheit der gut-kaiserlich gesinnten französischen Seelen damals noch lange nicht ihren Einzug gehalten. In Straßburg ging an jenem 15. August die patriotische Begeisterung noch in hohen Wogen. Das Kaiserreich war, — wenn auch nicht mehr „der Frieden", — so doch der Ruhm, die Größe, die Wohlfahrt Frankreichs. Das klang vernehmlich aus den offiziellen Festreden, wie aus dem Volksjubel während der öffentlichen Schaustellungen, der Parade, dem sehr ergötzlichen

Schifferstechen auf der, Straßburg durchströmenden, Ill, dem Feuerwerk und der abendlichen wundervollen inneren Beleuchtung des Münsterthurms mit bengalischen Flammen. — Ich kann nicht behaupten, daß ich damals weitsichtig genug gewesen wäre, von dem nahen Ende dieser Napoleonischen Herrlichkeit überzeugt zu sein.

Am Tage nach jenem Fest trat ich meine Wanderung über Bischweiler nach Sesenheim an.

Das Dorf mit seinen, von Gärten umgebenen, malerischen weinberankten schmucken alten Fachwerkhäusern, deren Giebelstockwerk weit über die unteren hinaustritt, und seine Kirche mag, als der junge Straßburger Studiosus Goethe und sein Freund Weylandt dem Herrn Pfarrer Brion ihren ersten Besuch machten, nicht viel anders ausgesehen haben, wie ich es damals fand. Ich schritt direkt auf das Pfarrhaus los, welches schon seit Jahrzehnten an Stelle des ganz verfallenen, einst von der Familie Brion bewohnt gewesenen alten, erbaut worden war, und meldete mich beim Pfarrer Lucius in meiner Eigenschaft als frommer Goethepilger. An die Besuche dieser Menschengattung war der freundliche Herr schon gewöhnt, wie er mir lächelnd mitteilte. Er nahm mich gastlich auf. Ich mußte die Nacht unter seinem Dach verbringen, nachdem ich, teils unter seiner, teils unter seiner beiden Söhne — lebhafter, geweckter Knaben, — Führung, die verschiedenen Stätten im Dorf und im Pfarrhof besucht hatte, mit welchen noch Erinnerungen an Goethe verknüpft sind.

25*

Die nächste Umgebung des Dorfes war selbstverständlich in den letzten vierundneunzig Jahren vielfach verändert; jede Spur des Hügels und des Wäldchens mit „Friederikens Ruhe“ verschwunden. Von dem alten Pfarrhause gab mir nur ein danach in Wasserfarben ausgeführtes Bildchen im Zimmer des Herrn Pfarrers eine Anschauung. Dagegen glaubte mir mein geistlicher Gastfreund ein altes strohgedecktes windschiefes Scheunengebäude, in welchem sich die Wagenremise befand, als das noch erhaltene echte bezeichnen zu können, welches dort schon zu Brions Zeit gestanden und mithin die Familienkutsche beherbergt hätte, an welcher der geniale Straßburger Gast seine Kunstgeschicklichkeit als Maler und Lackierer erprobte. Auch der alte prächtige Hollunderstrauch, der im Pfarrgarten nahe hinter dem knarrenden Zaunthürchen eine schattige Laube über einem recht für ein liebendes Paar geschaffenen Bänkchen bildete, sollte urkundlich nachweisbar noch derselbe sein, unter dessen Blätterzweigen Goethe mit Friederike gesessen hätte; nur wäre er bei dem Neubau des Pfarrhauses von seinem ursprünglichen Platz an jenen dort verpflanzt worden. — Die Kirche sei durch einen Brand mehrfach beschädigt und infolge davon stellenweise erneuert. Ich zeichnete alle diese angeblich echten Zeugen jener alten Tage mir treulichst ins Skizzenbuch; aber auch das gegenwärtige Pfarrhaus und manche Häusergruppe aus den Dorfstraßen. Ich verlebte in diesem einen interessanten und echt gemütlichen Abend, während dessen ich durch die

Erzählungen und Schilderungen meines Gastfreundes manche neue Einblicke in die Bedrängnisse gewann, welchen das noch keineswegs überwundene und ausgerottete Deutschtum und der Protestantismus im Elsaß auch unter dem Kaisertum ausgesetzt waren, und schied mit einem angenehmen Gefühl der Befriedigung über den Verlauf und die Ergebnisse meiner Pilgerfahrt von dem geweihten Ort. Bei dem kleinen Fort St. Louis, mit dessen Besatzungsoffizieren Lenz einst eine für ihn etwas unheilvoll gewordene Freundschaft hielt, ließ ich mich vom französischen „Fergen" im kleinen Nachen über den, von heftigem Winde aufgeregten, stark wogenden Rhein setzen, wanderte zur nächsten Bahnstation und gelangte so glücklich wieder nach Baden-Baden zurück.

Die Heimreise nach Berlin trat ich diesmal erst im September an. Ich machte sie in der angenehmsten Gesellschaft. Jene begabteste Schülerin Frau Viardots, Aglaja Orgeny, war, dank der Fürsprache der Meisterin bei Königin Augusta und dem Eindruck, welchen der Gesang und die ganze Persönlichkeit der wohlerzogenen, anmutigen jungen Dame, der Tochter eines österreichischen Obersten, auf die hohe Frau gemacht hatte, zu einem Gastspiel auf Engagement an der Königlichen Oper zu Berlin eingeladen. Meinem Schutz wurde sie auf der Reise dorthin und während der ersten Zeit ihres Aufenthalts allein in der fremden Stadt anvertraut, und gerne übernahm ich dies Protektor- und Kavaliersamt, um

deretwillen, durch die, wie um deretwillen, über welche es mir übertragen worden war. Meine liebenswürdige Pflegetochter bereitete mir eine nicht geringe Genugthuung, durch den schönen Erfolg ihres Gastspiels gleich in ihrer ersten Rolle als Agathe im Freischütz. Sie errang die Gunst des Berliner Publikums im Fluge, wurde sofort fest für das Opernhaus verpflichtet und war während dieser ganzen winterlichen Spielzeit (1865—66) einer der beiden „Sterne" desselben. Die Bahnen des ersten und glanzvollsten, Pauline Lucca, konnten durch diesen in keiner Weise gekreuzt und gestört worden.

Diesem gepriesenen und über alle Sängerinnen der Welt geschätzten Liebling der Berliner war im Spätherbst jenes Jahres ein neuer großer Triumph vorbehalten. Nach langen Verhandlungen, die sich noch über ein Jahr nach dem Tode des Maëstro (im Mai 1864) hinzogen, war Meyerbeers nachgelassene große heroische Oper „die Afrikanerin" der Königlichen Bühne zur Aufführung überlassen worden. Am November sollte das bereits fast mythisch gewordene Werk, das, von seinem Schöpfer so lange jedem Blick und jedem Ohr entzogen, in seinem Pult verborgen gehalten war, zum ersten Mal auf der Bühne des Berliner Opernhauses ans Licht treten, gesehen und gehört werden. Pauline Lucca hatte die Titelrolle, die wilde afrikanische Königin Selica übernommen. Je geringere Kenntnis von der Oper ins Publikum gedrungen war, desto freier hatte diese „mythen=

bildende Phantasie“ geschaltet und das Gerücht, welches der Aufführung lange voraufging, erzählte Wunderdinge von dem Inhalt und von den Bühnenvorgängen, welche dieser erforderlich mache. Wie die elektrische Sonne in Meyerbeers „Prophet“ die Berliner schon Monate vor der ersten Vorstellung dieser Oper im Mai 1850 beschäftigt und aufgeregt hatte, so geschah es nun durch die Sage von dem auf der Bühne untergehenden Schiff, von den braunen Tricots der Tänzerinnen und Tänzer, der Lucca und der afrikanischen Hälfte des Chorpersonals, wie vom Manzanillabaum, unter dem sich die Heldin im letzten Akt „zu Tode riecht.“ — Für mich wurde die Aufführung der Afrikanerin zur Ursache eines ganz unerwartet gewesenen Glücks. Frau Viardot schrieb mir, daß sie von der Witwe Meyerbeers eingeladen sei, der ersten Vorstellung beizuwohnen, und während ihres Berliner Aufenthaltes bei der Dame zu wohnen. Die Freude war groß, welche diese Nachricht mir erweckte. Frau Meyerbeer, eine ältere Dame von zarter Gesundheit und Gestalt, in deren fein geschnittenen Gesichtszügen die ganze Feinheit ihres Geistes ausgeprägt war, bewohnte die großen Räume im Hauptgeschoß des Hauses am Pariser Platz Nr. 6 neben dem Hotel der französischen Botschaft mit ihren beiden jungen Töchtern Cäcilie und Cornelie. Die dritte ältere war mit dem vielgenannten Rittmeister im 2. Garde-Dragonerregiment Baron v. Korff, den ich bereits im Hause Lassalles und in den Sitzungen des „wissenschaft-

lichen Kunstvereins" kennen gelernt hatte, vermählt. In jenem Herbst nach dem Ablauf der Trauerzeit, begann die Witwe des gefeierten Meisters ihr Haus wieder der Gesellschaft zu öffnen. Sie empfing die Freunde der Familie und die bei ihr Eingeführten an jedem Sonntag Abend. Durch Frau Viardot, die zu Anfang November dort eintraf, ihre Wohnung im östlichen Flügel der Meyerbeerschen bezog und mich sofort nach ihrer Ankunft aufsuchte, wurde ich ihrer Gastfreundin vorgestellt. Was mich dieser bald schon näher brachte, war die Erkenntnis, daß Frau Meyerbeer, wie ich, in Goethe, den Inbegriff aller höchsten Weisheit, Kunst und Schönheit sah; daß seine Dichtungen auch für sie den unerschöpflichen Quell reiner Begeisterung, Erhebung und Erquickung bildeten. Sie hatte als Kind Goethe noch in Weimar persönlich gesehen. Zu ihren intimsten Freundinnen gehörte das alte Fräulein Malwine Frommann, die, im Seiten- (Apotheken-) Flügel des Schlosses wohnende, Vorleserin der Königin, die als kleines Mädchen von dem „Olympier" auf seinen Knieen gewiegt worden, und Minna Herzliebs Freundin gewesen war.

In dem Meyerbeerschen Hause that sich mir wieder eine ganz neue Welt auf, und ich trat in Gesellschaftskreise ein, die mir bis dahin meist noch gänzlich unbekannt und verschlossen gewesen waren. So lange Frau Viardort hier verweilte und an dieser Gesellschaft teilnahm, bildete sie, wie überall, wo sie auch erscheinen

mochte, durch die Macht und den Glanz ihrer Persönlichkeit den Mittelpunkt, der alle Elemente unwiderstehlich anzog und fesselte, auch ohne daß und ehe sie sich an den Flügel setzte und ihren Gesang erklingen ließ. Und es war ein glänzender Kreis von Männern und Frauen der während der Sonntagabende jene Säle füllte: Hohe Militairs und Beamte, Diplomaten, berühmte Gelehrte, Aerzte, Schriftsteller, Musiker, Maler und Bildhauer, solche Vertreter der großen Finanz, welche ihren Stolz mehr im Besitz der verfeinerten reichen Bildung, als in dem der beſtgefüllten Kassenschränke zu finden schienen. Eine Schar von reizenden, von geistvollen und interessanten, jüngeren und reiferen Frauen und Fräulein, zwischen denen auch einzelne, mehr humoristisch wirkende, wunderliche weibliche Originale nicht fehlten, war jenen Männern im Salon der Frau Meyerbeer gesellt. Aber vor allen anderen leuchteten daraus die beiden Töchter hervor. Nie verblaßte mir in diesen neun und zwanzig Jahren der Eindruck, den mir die Erscheinung der Jüngsten, Cornelie, machte, als ich sie während meines ersten abendlichen Besuchs bei Frau Viardot (in ihrer dortigen Wohnung) in das Zimmer der, von der jungen Dame schwärmerisch verehrten, Freundin treten sah: die ziemlich kleine, aber vollendet geformte, jugendliche Mädchengestalt im schwarzen einfachen Kleide (sie mochte die Zeichen der Trauer um den geliebten Vater noch immer nicht ablegen), das liebliche Gesicht mit den klaren bräunlichen weich beschatteten,

sanften leuchtenden großen Augen unter den fein gezeichneten schwarzen Brauen, mit dem lächelnden Munde, den prachtvollen Zähnen; die weiße Stirn vom glänzend schwarzen, gescheitelten Haar eingefaßt, das in zwei starken Zöpfen zusammen genommen, über Nacken und Rücken bis zum Gürtel hinabreichte. Als ich am Abend Frau Viardot verließ, war ich mir bewußt, eine der erlesensten Mädchennaturen unter allen kennen gelernt zu haben, welchen ich auf meinen bisherigen Lebenswegen begegnet war. Die wenig ältere Schwester des schönen Fräuleins, Cäcilie, war von höherem und fast überschlankem Wuchs. Aus ihrem Gesicht strahlten ein Paar große braune Augen mit wahrhaft sonnigem Glanz. Beide Schwestern waren recht eigentlich die Seele der Gesellschaft im mütterlichen Hause, welche durch sie nicht nur ihren anmutigsten Schmuck empfing, sondern auch einen Hauch von Jugend, Heiterkeit und Frische, der die Feierlichkeit und Steifheit nicht aufkommen ließ und dessen wohlthuende erquickende Wirkung auch die würdigen und vornehmen älteren Damen und Herren des Kreises an sich verspürten. — Neben Frau Meyerbeer und den beiden Töchtern erschien mir als die hervorragendste eigenartigste weibliche Persönlichkeit des Kreises, abgesehen von Frau Viardot, die Gattin des Brudersohnes des verstorbenen Maëstro, Frau Alexandrine Beer. Aus Warschau gebürtig, in ihrer ganzen Bildung kosmopolitisch oder doch mehr französisch als deutsch, seit fünf

Jahren verheiratet und in Berlin lebend, blendete, frappierte und fesselte sie unwiderstehlich durch die Originalität und Lebhaftigkeit ihres Geistes, der unverkennbar auch aus ihren klugen grauen Augen blitzte, durch die Kühnheit, Freiheit und Schärfe ihres Denkens und ihrer Aussprüche. — Eine andere zur Familie gehörige liebenswürdige Zierde des Kreises war Frau Meyerbeers Nichte, die junge Gattin des begabten und beliebten Malers gefälliger, gewissenhaft durchgeführter Bilder von Genrescenen aus der Rokokozeit, Reimer, eine Dame von zierlicher Gestalt, strenger edler Schönheit des Kopfes mit „südlich blassen Wangen" und dunkeln Augen von ernstem, sinnigem, nachdenklichem Ausdruck, der genau ihrem ganzen Naturell und Wesen entsprach. Unter den Männern war eine der markantesten Persönlichkeiten der berühmte Arzt Geh. Rath Schönlein, eine würdevoll stattliche Figur, deren Erscheinung durch einen in dem hohen, weiten, weißen Halstuch verborgenen Kropf oder Halsgeschwulst von enormem Umfang, welcher zugleich seiner Sprache einen seltsamen, schnaufenden, röchelnden, beängstigenden Klang gab, eigentümlich verunstaltet wurde. Von desto gewinnenderem Aussehen und Wesen war der große Chirurg Prof. Langenbeck, ebenfalls einer der nächsten Freunde und ständigen Gäste des Hauses: eine unter mittelgroße, fein gebaute, elastisch bewegte Gestalt, mit schmalem, nervösem, von leicht ergrauten Favoris eingefaßtem, Antlitz von blaßbräunlicher Farbe, mit großen, dunkeln, tiefen Augen, das Haupt mit vollem, lockigem,

grauem Haar bedeckt. Ich nenne ferner den brillanten Kavalier Oberst v. Witzleben, der in einem der ersten Gefechte des österreichischen Kriegs fallen sollte; den vielgewandten, allbeliebten, zum gesellschaftlichen Inventar aller vornehmeren und wohlsituierten gastlichen Häuser des damaligen Berlin gehörigen, alles hörenden, von allem unterrichteten, von allem plaudernden, aalglatten Legationsrat Meyer; den sympathischen geist- und temperamentvollen, hochgebildeten Attaché oder Rat der türkischen Gesandtschaft Karatheodori, geborner Grieche, Sohn eines türkischen Würdenträgers, der als Statthalter, wie einst Polykrates, „auf das beherrschte Samos“ hinblicken konnte; den gelehrten Musiker, glänzenden Klavierspieler, Schriftsteller und Kritiker H. Ehrlich. In Bezug auf Reichtum an Geist und Witz aber kam in diesem Kreise, ja vielleicht im ganzen damaligen Berlin, keiner Ernst Dohm gleich, der sehr bald schon einer der Intimsten des Hauses wurde. Dieser Witz war zwar meist nichts weniger als harmlos. Aber ob Dohm damit auch ärgerte und zuweilen empfindlich verletzte, er hielt jeden im Bann seines unvergleichlichen sarkastischen Humors.

Die erste Aufführung der „Afrikanerin“, welcher Frau Viardot mit der Familie des Komponisten in deren Loge und auch ich in deren Nähe beiwohnte, hatte einen außerordentlichen Erfolg, den sie kaum weniger als der Musik, dem ergreifenden und hinreißenden dramatischen Gesange und Spiel der Lucca und dem des gottbegnadeten,

seit wenigen Jahren für unser Opernhaus gewonnenen, Betz als Nelusko dankte. Beiden gelang es, uns sogar den Unsinn des Textes und der Handlung vergessen zu machen. Dieser stellte unsre Ernsthaftigkeit allerdings schon im ersten Akt auf eine fast zu harte Probe. Als Selica dem Vasco auf der modernen Wandkarte den Seeweg nach Ostindien, um dessen Auffindung er sich vergebens seinen armen Kopf zerbrochen hatte, einfach ums Kap der guten Hoffnung herum weist, und der so Belehrte mit freudigem Erstaunen erkennt, wie leicht die Sache ist und wie blind er war, da hielt es wirklich schwer, den lauten Ausbruch der Heiterkeit niederzukämpfen und zu ersticken. Der Schiffsuntergang vollzog sich so gut, wie man es damals nur durch Theatermaschinerieen bewerkstelligt verlangen konnte. Die Todesszene unter dem Manzanillabaum gelang und wirkte musikalisch und dramatisch so, wie es sich Meyerbeer selbst nicht besser gewünscht haben könnte.

Während des etwa fünfwöchentlichen hiesigen Aufenthalts Frau Viardots bot mir die Freundin etwas an, um das ich sie zu bitten kaum gewagt hätte: sie wolle bei mir singen, was ich irgend verlange und ich möge dazu meine Freunde und Bekannten einladen. Das Erbieten nahm ich zwar mit frohem Dank an. Aber es war für meine Frau und mich zugleich doch auch eine

Quelle nicht geringer Verlegenheit. In meinen Turmzimmern eine große musikalische Soirée! Es erschien mir gar zu seltsam. Doch wir besaßen in diesen Dingen damals eine himmlische Unbefangenheit und einen mir heute kaum begreiflichen Wagemut. So lud ich denn kühnlich ein, wem ich von den Menschen, die ich kannte, den Genuß Pauline Viardot singen zu hören, gönnen mochte: Menzel, seine Schwester und seinen Schwager, Drake, Meyerheims, Magnus, Burgers, Dohms, Reinhold Begas, der von Rom wiedergekehrt war und die Wohnung im Erdgeschoß des mütterlichen Gartenhauses auf dem Karlsbade mit seiner jungen Frau bezogen hatte, Julian Schmidts, Gräfs, Grüns, die Schwestern Meyerbeer, Aglaja Orgeny, Heydens, Gentzens, Konewka und manche andre noch. Da unser eignes Klavier für einen solchen Zweck ziemlich unverwendbar gewesen wäre, überließ mir eine, auf demselben Flur mit uns ein Zimmer und eine Kammer bewohnende, ehemalige Sängerin und Gesanglehrerin ihr einigermaßen erträglicheres Instrument. Keiner von den Eingeladenen blieb aus. Und wie wenig meine beiden Zimmer auch für die würdige Aufnahme einer solchen Gesellschaft eingerichtet und geeignet sein mochten, — keiner hat es bereut, gekommen zu sein. Als sich Frau Viardot ans Klavier gesetzt hatte und ihre Stimme sich durch die Räume schwang, war es allen, als dehnten sich diese ins Unbegrenzte und ihre engen Wände schwänden. Für jeden Hörer schien nichts mehr zu existieren, als die

wunderbare Frau, die durch die Zauberkraft ihres Genies alle Seelen gebannt hielt und mit sich fortriß. Alles, was ich sie am liebsten singen hörte, gab sie nun auch meinen Freunden zu genießen. Nach jedem Vortrag, wenn sich der Sturm des enthusiastischen Beifalls gelegt hatte, fragte sie vom Klavier her lachend: „Pietsch, was soll ich singen?“ und das Lied, die Arie, die ich nannte, stimmte sie an. Ein solches Solokonzert einer solchen Künstlerin war den Gästen eines Privathauses schwerlich je geboten wurden. Es konnte sie füglich für die wahrscheinliche Unzulänglichkeit des folgenden Buffet-Soupers entschädigen. Mich freilich erfüllte letzteres mit aufrichtiger Bewunderung für das Talent und die praktische Umsicht meiner Frau. Wie sie eine so ungewohnte Aufgabe mit so geringen Mitteln so verhältnismäßig befriedigend zu lösen vermocht hatte, erschien mir ziemlich rätselhaft.

Frau Viardot verließ Berlin Anfangs Dezember. Die sonntägigen Empfangsabende im Meyerbeerschen Hause aber wurden bis Ende April fortgesetzt und gewannen mit jedem Monat noch an Glanz und Interesse. Desirée Artôt, die wieder zu einem längeren Gastspiel an der königlichen Oper eintraf, verschönte manche von ihnen durch ihren Gesang und mir durch ihr Hiersein die ganze Zeit ihres Berliner Aufenthalts. Gustav Richter, der schon zu Lebzeiten des verstorbenen Meisters ein gerngesehener Gast und Freund des Hauses gewesen war,

erschien nach längerer Abwesenheit wieder an einem Sonntag; und nach einigen Wochen konnte für keinen, der nicht gerade mit Blindheit geschlagen war, ein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der gefeierte Künstler hier zu seinen immer häufigeren Besuchen der Familie noch durch einen andern ernsteren Beweggrund veranlaßt werde, als nur durch das Wohlgefallen an der heitern edeln Geselligkeit des gastlichen Hauses. Das Glück blieb seinem erklärten Günstling auch hier getreu. Die tiefe, starke, innige, leidenschaftliche Liebe, welche das jugendfrische Herz des dreiundvierzigjährigen Mannes für die jüngste Tochter Meyerbeers erfüllte, wurde in vollem Maß erwidert. Und an einem der letzten Maitage des Jahres 1866 konnten Gustav Richter und Fräulein Cornelie sich den Freunden als verlobtes Brautpaar vorstellen. Nie ist ein glücklicherer Bund geschlossen worden. Jeder Tag der folgenden achtzehn Jahre bis zu Richters Tode hat neue Beweise dafür gegeben.

In demselben Winter that sich mir noch ein anderes geselliges Berliner Haus auf, das im Stil seines privaten und gesellschaftlichen Lebens von dem Meyerbeerschen grundverschieden, das Eine mit diesem gemeinsam hatte, daß eine verwitwete Dame, die hinterbliebene Gattin eines einst vielgenannten Mannes, und zwei junge Töchter

die ganze Familie bildeten. Diese Dame war Frau Luise Mundt-Mühlbach, die Schwester meines alten Freundes Müller-Strübing, die Witwe des jungdeutschen Schriftstellers Theodor Mundt. Sie hatte, — durch einige Feuilletons von mir, die ihr gefielen, für mich eingenommen, — durch ein Schreiben an mich die Bekanntschaft mit mir angeknüpft. Ihre geschichtlichen Romane, welche die fruchtbare Schriftstellerin aus „dem Aermel schüttelte" und ihrem stenographierenden Sekretär ohne Stocken in atemloser Hast herunterdiktierte, hatten damals ein ungeheures Publikum und wurden von Leserinnen aller Stände mit Begierde verschlungen. Ich hatte wohl einmal in einen hineingeblickt; aber bald genug die Unmöglichkeit erkannt, ihn weiter zu lesen. Die Dame bewies für eine so erfolgreiche Schriftstellerin darin eine seltene Geistesfreiheit, daß sie ihren Gästen und Freunden niemals die Gewissensfrage stellte, ob sie ihre Romane gelesen hätten. Sie war in ihrer äußeren Erscheinung durch die enorme körperliche Entwicklung in die Breite und Fülle, die sich auch auf ihre Gesichtsformen erstreckte, jedes körperlichen weiblichen Reizes bar. Aber sie war eine volle und gütige Natur, die gerne lebte und leben ließ, gerne und mit einer grenzenlosen Unbefangenheit nahm und empfing, — der Khediv Ismael von Aegypten hat es fünf Jahre später an seiner Kasse gründlich erfahren! — aber auch ebenso freudig und freigebig spendete und

sich dienstbereit für andre erwies. Sie machte ein ziemlich glänzendes Haus und der Gedanke an die Kosten verursachte ihr nur geringe Sorgen. Von Zeit zu Zeit traf ich ausschließlich hochvornehme Gesellschaft bei ihr: den Prinzen Georg, einen oder den andern Prinzen eines deutschen Kleinstaates, ein paar Gesandte und Attachés exotischer Mächte, geistvolle Offiziere, wie Baron von Korff, — ohne ihre Frauen. Ein andres Mal war ihr Salon der Rendezvousplatz für schöne Bühnenkünstlerinnen, wie die reizende Sarolta, die nicht besser waren als ihr Ruf, Schwestern und Brüder in Apollo und manche, vom geheimnisvollen Nimbus des Abenteuerlichen umstrahlte, männliche und weibliche Persönlichkeiten deutscher und fremder Nationalität. Die Ausstattung der Räume ihrer Wohnung in der Charlottenstraße war diesem seltsam und bunt gemischten Charakter ihrer Geselligkeit gemäß: phantastisch, exotisch, prächtig und überladen, teils banal und geschmacklos, das Gute, Echte und Kostbare dem „Schlechten und Billigen" innig gesellt. Die beiden jungen Töchter waren sehr hübsch, vielfach begabt und produzierten ihre verschiedenen Talente vor den Gästen mit bestem Effekt. Frau Mühlbach machte sich um mich besonders dadurch verdient, daß sie die Herausgabe meines ersten Buches veranlaßte und vermittelte. Sie bestand darauf, ich müsse eine Sammlung meiner ausgewählten Feuilletons in Buchform veröffentlichen. Ja, sie sorgte auch zugleich für den nötigen Verleger. Es war Costenoble in Jena. Ich

sträubte mich lange; raffte dann aber diejenigen unter meinen für die Vossische, die Spenersche, die Berliner Allgemeine Zeitung und die Grenzboten bisher geschriebenen Aufsätze, welche ich für die besten hielt, zusammen, die denn auch, zwei Bände füllend, in jenem Verlage unter dem Titel „Aus Welt und Kunst“ im Herbst 1866 erschienen sind. Das Honorar war bescheiden genug. Aber ich bin überzeugt, daß der Verleger mit diesem Werk nicht viel Seide gesponnen haben wird, — ebenso wie jeder spätere, der ein Buch von mir herauszugeben unternahm.

XXII.

Die Zusammenstellung und Bearbeitung der ausgewählten Aufsätze und ihre Ergänzung durch ein paar neu für das Buch zu schreibende nahm doch mehr Zeit in Anspruch als ich geglaubt hatte. Dabei verlangten gleichzeitig zahlreiche künstlerische Aufgaben meine volle Hingebung an ihre Ausführung. Der Besitzer der Groteschen Verlagsbuchhandlung in Hamm, Herr Müller, ein blondbärtiger, ernster, ruhiger, gemessener Herr von darum nicht weniger verbindlichem Bezeigen, der große Unternehmungen auf dem Illustrationsgebiet, illustrierte Klassikerausgaben, illustrierte Novellen 2c. plante, hatte mich mit zahlreichen Holzschnittzeichnungen zu zwei Novellen von Fanny Lewald aus dem modernen Leben und mit Illustrationen zu Goethes Gedichten, beauftragt, Arbeiten, deren Ausführung mir außerordentliches Vergnügen bereitete. Julius Rodenberg hatte die Redaktion des „Bazar" übernommen und verlangte größere literatur- und kunstgeschichtliche Kompositionen von mir auf Holz-

gezeichnet: eine Vorlesung Ludwig Tiecks in seinem Salon; eine Sonntagsmatinée in der Orgelhalle Viardots zu Baden-Baden, Beethoven spielt bei dem Prinzen Louis Ferdinand u. a. m. Für die Leipziger Illustrierte hatte ich eine Zeichnung des Treibens vor Drakes Königsdenkmal im Tiergarten an einem Frühlingsnachmittag unternommen. Frau Meyerbeer, der ich nicht selten stundenlang aus Goethe vorlas, und die mit mir „Hermann und Dorothea" fast über alles andere von ihm Geschaffene liebte, hatte mir einen geheimen Herzenswunsch erfüllt, indem sie mich mit der Ausführung einer Reihe von größeren Zeichnungen zu diesem herrlichsten Meisterwerk der idyllischen Dichtung beauftragte. Und zu alledem hatte ich, um endlich einmal selbst zu erproben, ob meine Pariser Malstudien mich wirklich für Ausführung eines Oelbildes befähigt hätten, ein solches entworfen und begonnen: ein junges Mädchen, das an einem Rokokoschreibeschrank bei seinen Vorbereitungsstudien zum Examen sitzt, aber durch den Frühling draußen, der durch die offenen Fenster herein weht und duftet, und ihr junges Herz mit süßem Sehnen und Verlangen schwellt, allmächlig von ihrer Arbeit abgelenkt wird. Zu Gewissensbissen über Vergeudung meiner Zeit und wegen etwaiger Arbeitsscheu gab ich mir damals wirklich keinen Grund.

Aber welche Arbeiten uns auch beschäftigen, in welchem geselligen Wirbel wir auch dahintreiben mochten, wir hätten blind und taub gegen die deutlichsten Zeichen sein müssen, wenn wir nicht gewahr geworden wären, daß sich die „schwarzen Punkte“ am politischen Horizont Preußens und Deutschlands zu einem höher und höher heraufziehenden unheildrohenden Gewittergewölk ausbreiteten. Eine Täuschung darüber war auf die Länge unmöglich. In Bleibtreus, in Julian Schmidts Hause war man sich darüber klarer, und in ihnen auch sah man den kommenden Dingen, die sich immer unverkennbarer ankündigten, ruhiger und zuversichtlicher entgegen, als anderswo. Während so viele hochgebildete deutsche Männer weichmütig und schwachherzig klagten, Bismarck anschuldigten, daß er zum Kriege triebe, den König, daß er seiner Verheißung, Preußens Aufgabe werde es sein, „moralische Eroberungen in Deutschland“ zu machen, untreu zu werden drohe, begrüßte man dort die zunehmende Gewißheit der unvermeidlichen blutigen Auseinandersetzung Preußens mit Oesterreich und seinen Verbündeten mit ernster Freudigkeit. Es war uns Glaubenssatz geworden: das Vaterland kann „nicht untergehen, doch sein fröhlich Auferstehen kostet eine Höllenfahrt.“ —

Immer bestimmter traten die Gerüchte von den Vorbereitungen zum „deutschen Bruderkriege“ auf und erfüllten nicht nur jene weichgeschaffenen Seelen, sondern auch manches feste, tapfere, ehrlich patriotische Herz mit Schauder.

Man erfuhr, daß der Bund mit Italien geschlossen sei, dem als Siegespreis Venetien winkte. Die ganze Preßmeute Oesterreichs, Baierns, Sachsens, Würtembergs war gegen Preußen losgelassen und immer stärker und stärker schwoll ihr Wutgeheul in den Zeitungen und Volksversammlungen an. Wie wohl that es mir zu sehen, wie Dr. Lindner, unser Chefredakteur, in der Vossischen Zeitung, unbeirrt durch seine demokratischen Ueberzeugungen, das Banner Preußens hoch erhoben hatte und allen Gesinnungsgenossen zum Herzen redete, sich darum zu scharen. Bang und unheilahnend, ohne den rechten Glauben an die Kraft des eigenen Staates, war damals noch die in Berlin vorherrschende Stimmung, während man sich in Wien schon lange in Siegesträumen wiegte. Der Krieg Deutscher gegen Deutsche war an sich schon ein grauenvoller Gedanke. Und dazu noch das Mißtrauen, jene Sorge des Unterliegens und der völligen Zerreißung des Vaterlandes! Dann kam der siebente Tag des Mai, wo der wild erregte, verblendete fanatische Haß gegen den kühnen Leiter der preußischen Politik in dem verwegenen Attentat des jungen Cohen-Blind auf Bismarck seinen verbrecherischen Ausdruck fand. Der Nachricht des Geschehenen, welche nachmittags Berlin durchflog und die Seelen teils mit Schrecken, Entsetzen, Abscheu und hoher Freude über das Mißlingen, teils mit Bedauern über das letztere erfüllte, folgte bald die vom desto glücklicher gelungenen Selbstmorde des Thäters. Wie von Fieberglut

waren die Gemüter ergriffen und die erhitzte Volks-
phantasie erzeugte schreckensvolle ungeheuerliche Wahn-
gebilde. —

Endlich war auch die letzte trügerische Hoffnung auf
eine friedliche Beilegung des großen Zweikampfs der
beiden kriegsbereiten Rivalen geschwunden. Die Idee des
europäischen Kongresses zerrann in Nichts. Es kam der
verhängnisvolle 14. Juni, an welchem Oesterreich den
Antrag auf Mobilisierung der Bundeskontingente gegen
Preußen beim Frankfurter Bundestage einbrachte und seine
Annahme durchsetzte. Die einzig richtige Antwort Preußens
darauf ließ nicht auf sich warten. Wie „des sicheren Blitzes
Wetterschlag" folgte der Einmarsch unserer Truppen in
Kurhessen und in Holstein. Auf der damaligen Berliner
Verbindungsbahn, welche dicht an den Thoren vorüber
und hinter der Stadtmauer von Bahnhof zu Bahn-
hof führte, rollten unausgesetzt die endlosen Züge offener
und geschlossener Personen- und Lastwagen, gefüllt mit
Mannschaften, mit Pferden, Geschützen und allem Kriegs-
material, die von Norden und Osten herangezogenen
Truppenmassen zu den andern Bahnhöfen befördernd. Mit
klingendem Spiel rückten die Garderegimenter aus. Der
König, der Kronprinz, die Prinzen Karl, Albrecht und
Friedrich Karl verließen, wie sie, Berlin und begaben sich
zur Armee. General Benedeks freche Proklamation an
die Bevölkerung Schlesiens erregte mehr lustiges Hohn-
gelächter als Empörung in Berlin: „Luise schließ die

Löffel weg, es kommt der Marschall Benedek!" klang es spöttisch aus dem Kladderadatsch. Die tapfere patriotische Haltung der Breslauer angesichts der nahen dringenden Gefahr der feindlichen Invasion, ihre Adresse an den König, blieb nicht ohne mächtige Wirkung auch auf die Stimmung der Berliner. Ehe man sich noch recht bewußt geworden war, daß wir uns im vollen Kriegszustande befanden, liefen bereits Nachrichten von kühnen, gelungenen Handstreichen und siegreichen Gefechten ein; die Beweise jener, von den noch immer sieges- und selbstbewußten Wienern hochmütig und verblendet verspotteten, „affenartigen Geschwindigkeit" der preußischen Heere, die überall ihre Gegner überholten. Das Königreich Sachsen, dessen Heer zu dem Oesterreichischen gestoßen war, wurde von preußischen Truppen besetzt. Der Hofbuchhändler und Landwehrmajor Alexander Duncker wurde — als Ablatus dem in der Buchhändlerstadt Leipzig kommandierenden General beigegeben! Der Druck der Sorge um den Ausgang, der so lange die Gemüter belastet hatte, begann zu weichen. Der Erfolg übte seine alte, noch immer erprobte Macht. Noch einmal freilich kamen zwei Tage des Entsetzens und der tiefen Niedergeschlagenheit. Am 26. Juni traf die Unglücksnachricht von der Niederlage unserer italienischen Verbündeten bei Custozza und am Abend des folgenden Tages die unseres eigenen Mißerfolges im Kampf gegen das Hannoversche Heer bei Langensalza ein. Diesen ganzen Tag hatte eine

erdrückende Schwüle, eine wahre Treibhaustemperatur geherrscht. Wir hatten in Gesellschaft einiger Freunde einen Ausflug zum Forsthause im Walde nahe am Tegler See dreiviertel Stunden hinter dem Humboldtschen Park gemacht. Wir meinten es in der Luft zu spüren, daß heute auf dem weit ausgedehnten Kriegsschauplatz etwas besonders Furchtbares geschähe. Auch die Nachrichten vom Heldentode manches Bekannten in den ersten böhmischen Grenzgefechten hatten uns trübe gestimmt. Der Reiz des uns so lieben Ortes und des heißen blauen Sommertages am Wasser und im Waldesschatten verlor diesmal viel von seiner sonst gewohnten Macht über uns. Als wir abends zur Stadt zurückkamen, fanden wir die Schulgarten- und die Potsdamerstraße von Menschenmassen durchwogt und Gerüchte der abenteuerlichsten Art von ungeheuern Verlusten, von unverantwortlichen Versäumnissen, durch welche das Unheil verschuldet sei, schwirrten von Gruppe zu Gruppe. Am folgenden Tage wurden die authentischen und detaillierteren Berichte bekannt. Auch die Wahrheit ohne Uebertreibung war schon schlimm genug. Die noch immer zunehmende feuchte Schwüle bei düsterm schwer bewölktem Himmel machte die Stimmung noch dumpfer und unheimlicher. Aber nicht lange und sie wich dem unbändigen Freudenjubel, wie jener Wolkenschleier der hellstrahlenden Sonne des 29. Juni. Aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser wallten preußische Fahnen und Banner herab.

Dichte Scharen enthusiastisch aufgeregter Menschen durchzogen die Straßen. Depeschen vom böhmischen Kriegsschauplatz hatten die preußischen Siege in den Kämpfen bei Nachod und Münchengrätz verkündet. (Wie beneidete ich Bleibtreu und L. Burger, die wieder mit dabei waren!) Immer riesiger schwoll der Menschenstrom an, der sich die Friedrichstraße hinauf den Linden zu wälzte und diese Straße bald in ihrer vollen Breite überschwemmte. Da erklang der Ruf: zu Bismarck! aus der Menge. Von tausend Stimmen wurde er wiederholt und alles mit fortreißend, flutete diese ganze lebendig bewegte Masse dem Brandenburger Thor entgegen und in die Wilhelmstraße hinein bis zu Bismarcks damaligem Ministerhotel Nr. 76. Da machte sie Halt, und die Hochs auf ihn, das begeisterte Jubelgeschrei brausten zu seinen Fenstern empor, bis er in dem einen geöffneten des ersten Geschosses erschien und zu der, von einem patriotischen Freudenrausch ergriffenen, Menge sprach, — Worte, welche das Tosen der immer erneuten Rufe verschlang. Der „Bestgehaßte" war mit einem Schlage der am glühendsten Verehrte und Bewunderte geworden.

Von da ab brachte jeder Tag neue willkommene Nachrichten; jeder Zug der Verbindungsbahn von Süden, Osten und Westen her Wagen auf Wagen mit sächsischen und österreichischen Kriegsgefangenen; unter den letzteren zumal eine überreiche Fülle prachtvoller, höchst malerischer Charakterfiguren, Italiener, Kroaten, Ungarn in ihren, alle

Spuren des Krieges, der Märsche, der Biwaks, der Schlachten tragenden, verstaubten, zerfetzten, blutbesudelten, vielfarbigen Uniformen. Während aller Stunden der Tage und der Abende sammelte sich die Menge auf den Bahnhöfen, wie an den Thoren, um die Ankunft dieser Transporte und die Bilder des Vorüberrollens der Verbindungsbahnzüge mit den tausenden und abertausenden dieser Gefangenen zwischen ihren preußischen Bewachungsmannschaften in den offenen Lowries und Lastwagen zu genießen, ein Anblick der jedes Herz mit freudigem patriotischem Stolz erfüllte. Andre Züge freilich trugen eine für uns desto traurigere Last: die Verwundeten, die mit ihrem Blut diese Siege erkauft hatten und von den Schlachtfeldern zu den Berliner Lazaretten transportiert wurden.

Und bald auch erschien der große Tag, der für Preußen die letzte glorreichste Entscheidung brachte, von dem eine neue Epoche deutscher Geschichte ausging, der 3. Juli, der Tag von Königgrätz und der 4., an welchem die Depesche des Königs, an seine Gemahlin mit der ungeheuren Siegesbotschaft eintraf und veröffentlicht wurde; der Tag, dessen heiße Sonne in den Straßen Berlins Szenen eines Volksjubels, einer jauchzenden Freudetrunkenheit bestrahlte, wie sie hier nie zuvor, auch nicht nach den großen erlösenden Siegen der Befreiungskriege, gesehen und erhört worden sind. Diesmal aber war kein Bismarck da, dem die Bevölkerung ihre Huldigungen darbringen konnte. Der

war nun an seines Königs Seite, hatte neben ihm in der Granatenregion auf der Wahlstatt von Königgrätz gehalten und nahm, als der Feind nach „siebentägigem Kriege" danieder- und der Weg zu dessen schöner Hauptstadt offen lag, zu Nikolsburg das Werk der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen in seine starken und geschickten Hände. —

Der Kampf gegen die süd- und westdeutschen Verbündeten des besiegten Oesterreich aber wurde mit ebenso glänzendem Erfolge unter Manteuffels und Vogel von Falkensteins Führung noch fast während eines ganzen Monats fortgesetzt, bis auch ihm der Abschluß des Waffenstillstandes am 1.—3. August ein Ziel setzte.

Die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse hatten auf alle Verhältnisse und Zustände des bürgerlichen Lebens in Deutschland mannigfache tiefgreifende Wirkungen ausgeübt. Zu den von Vielen schmerzlich empfundenen, wenn auch nicht eben tragischen, zählte die durch den österreichischen Krieg und durch den Mainfeldzug herbeigeführte Verhinderung aller gewohnten Ferienreisen der Norddeutschen nach dem deutschen Süden und Westen, ihres Aufenthalts in den böhmischen und rheinischen Bädern und Sommerfrischen, wie die Bedrängnis, in welche die schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten dort Eingetroffenen durch die Kämpfe um solche Orte, oder gar deren Beschießung und Erstürmung, geraten waren. Die in Kissingen und die in Wiesbaden Anwesenden wußten etwas davon zu er-

zählen! Aber nun waren die Waffenstillstände geschlossen, die zerstörten Eisenbahnen und Wege wieder hergestellt, und noch war der Sommer nicht ganz vergangen. Wer in Norddeutschland es vermochte, beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. Der furchtbare Ausbruch der Cholera unter den Truppen in Böhmen zwar hielt selbst die treusten Stammgäste von Teplitz, Karls-, Marien- und Franzensbad von diesen Orten fern. Aber nach Wiesbaden, Homburg, Kissingen, Baden-Baden, Wildbad hin bewegten sich desto stärkere Pilgerzüge. Auch Gustav Richter befand sich unter denen, die nach dem anmutigen Taunusbade aufbrachen, nun nichts mehr den Weg dorthin verlegte. Aber das Heil, welches er dort zu suchen kam, erwartete er nicht von der berühmten Heilquelle; sondern von der ihn dort bei der Mutter liebend erharrenden jungen Braut. An Goethes Geburtstag wurde in Wiesbaden der Ehebund des schönen glücklichen Menschenpaares eingesegnet.

Mich zog es wieder mit der alten, ja noch verstärkten, Magnetsgewalt nach Baden-Baden. Aber zuvor hatte ich noch eine Pflicht, und zwar eine sehr interessante und angenehme, in Kassel zu erledigen. Bald nach der Besetzung Kurhessens durch unsre Truppen und der Uebernahme der Regierung des Landes durch Preußen hatte sich die Eigentümerin des Schauerschen Photographischen Instituts, meine werte Freundin Frau Elise Menzel, die Ermächtigung erwirkt, die Meisterwerke alter Malerei in

der an solchen so reichen Kurfüstlichen Galerie photographisch aufnehmen und diese Nachbildungen in ihrem Kunstverlage erscheinen zu lassen. Diese Gemälde-Sammlung war von altersher hochberühmt, aber wenig bekannt. Dem letzten, nun glücklich beseitigten, Kurfürsten hatte es in seiner boshaften, tückischen Eigenart eine besondere Freude gemacht, die Besichtigung, den Genuß und das Studium dieser herrlichen Kunstschätze, wenn nicht ganz zu verhindern, so doch dem Publikum möglichst zu erschweren. Der Zutritt zu den sehr wenig geeigneten Räumen im Kasseler Schloß, in welchen die Galerie aufbewahrt wurde, war zu Zeiten gar nicht, zu Zeiten nur gegen einen teuren Preis gestattet. Die gewöhnlich fest geschlossenen Holzläden mußten jedesmal erst geöffnet werden und ein kurfürstlicher Diener hetzte die Besucher durch die Säle. Nun kam mit der preußischen Okkupation Luft und Licht auch in diese dumpfen Hallen und Gemächer. Adolf Menzel, der hier bei dem Vertreter der Regierung, Geh. Rat Möller, das Interesse seiner Schwägerin vertrat, hatte ganze Vollmacht erhalten, die ihm geeignet erscheinenden Gemälde photographieren und zu diesem Zweck nach Belieben sogar von den Wänden nehmen und in den Schloßhof bringen zu lassen. Dort unter den günstigsten Bedingungen, bei hellem Tageslicht, wurden sie durch Herrn Quidde, den besten, erfahrensten und geschicktesten Photographen des Schauerschen Instituts, aufgenommen. Aus den bestgelungenen Kopieen sollte ein

„Album der Kasseler-Galerie“ gebildet werden und man beauftragte mich, den Text dazu, die Geschichte und Charakteristik der Sammlung und das, was von den Originalen der Nachbildungen zu sagen wäre, zu schreiben. Dazu mußte ich notwendig erstere an Ort und Stelle sehen und mich mit ihnen vertraut machen. Adolf Menzel erwartete mich zu dem Zweck in Kassel. — Aber erst auf einem Umwege, dem ich einige der liebsten, goldigsten Erinnerungen aus jenen Tagen danke, gelangte ich dorthin. Ich wiederholte die im vorigen Sommer mit meiner Frau gemachte Harzwanderung, an die wir während der ganzen Zeit mit inniger Lust zurückgedacht hatten, noch einmal mit ihr; diesmal aber auch in Begleitung unsrer beiden Jüngsten, des fast elfjährigen braunen Mädchens und des neunjährigen Buben. Sie marschierten und erstiegen die Berge auf ihren kleinen Füßchen tapfer und unermüdlich neben ihren großen elterlichen Genossen; und die helle Freude ihrer Kinderherzen bei allem, was sie mit erstaunten Augen sahen, was sie erlebten, was ihnen begegnete, erhöhte für uns noch den Genuß dieser sonnigen glücklichen Wandertage. — Nur zu rasch waren sie vorüber. Die Kinder kehrten mit der Mutter nach Berlin zurück. Ich fuhr nach Kassel, wo ich die Photographen und Adolf Menzel in voller Thätigkeit fand. Manche Aufnahmen besonders Rubensscher und van Dyckscher Gemälde waren bereits vortrefflich gelungen. Größere, damals fast unbesiegliche, Schwierigkeiten setzten die meisten Rembrandtschen der photo-

graphischen Nachbildung entgegen. Der Reichtum der Galerie an Werken ersten Ranges zumal von diesen dreien war, trotzdem sie unter König Jerôme so vieler schönsten Perlen beraubt worden ist, noch immer überraschend groß. Und wir konnten nach Herzenslust in ihrer Betrachtung schwelgen, die einzelnen Bilder, nachdem sie herabgenommen waren, in das passendste Licht rücken und aufs Genauste in allen Teilen studieren, wie es vordem vielleicht noch nie einem andern vergönnt gewesen war. Verdoppelten Wert aber empfing diese Vergünstigung und doppelt fruchtbar wurde diese intime Beschäftigung mit allen hier vorhandenen Hauptbildern für mich noch dadurch, daß ich mich ihr in der Gesellschaft eines Meisters wie Menzel widmen konnte. So genoß ich in jedem Augenblick den unschätzbaren Vorzug, seine, auf das tiefe und feine Verständnis des, jenen Großen nicht unebenbürtigen, Künstlers begründete, Meinung von den einzelnen Werken zu hören und durch das Gespräch mit ihm darüber, durch seine Darlegungen und immer den Kern der Sache treffenden Hinweise meine eigene Auffassung und mein Urteil zu läutern und zu klären. Als ich genügendes Anschauungsmaterial gesammelt und genügende Kenntnis von der Geschichte der Galerie erworben hatte, um den mir bestellten Albumtext schreiben zu können, verabschiedete ich mich von Menzel und zog wieder die gewohnte Straße nach Baden-Baden.

Die Spuren des „deutschen Bruderkriegs“ waren zumal am Mittelrhein und Main noch unverwischt. In Frankfurt „klirrte“ sehr vernehmlich „die Kette des Eroberers.“ Ich unterbrach meine Fahrt, um in Wiesbaden Frau Meyerbeer, die im „Hotel zur Rose“ wohnte, einen Besuch zu machen und mir von Gustav Richters Hochzeit erzählen zu lassen, die hier wenige Tage zuvor stattgefunden hatte. Ich erfuhr zugleich, daß das vermählte Paar zunächst nach Baden-Baden gereist sei und mir somit die Freude bevorstände, es dort zu treffen.

Aber nicht nur Richters, auch mehrere andere gemeinsame Berliner Freunde und Bekannte fand ich diesmal dort anwesend: E. Magnus, Wilhelm Scholz, die Schwester Frau Cornelias Fräulein Cäcilie Meyerbeer, Verlagsbuchhändler A. Hofmann den witzigen Herausgeber des Kladderadatsch, Kommerzienrat Friedeberg den Hofjuwelier mit seiner Gattin Frau Bernhardine, der Schwester Bernhard Oppenheims, des bekannten Politikers und hervorragenden Publizisten, Paul Meyerheim und, mit ihrer Mutter, die anmutige, geistreiche und grundgescheidte junge Berlinerin, mit der er sich kurz zuvor verlobt hatte, Fräulein Klara Lehfeldt. Im Viardotschen Hause aber begegnete ich zur frohesten Ueberraschung dem, seit 1849 von mir nicht gesehenen, alten gemeinsamen Freunde, durch den ich vor zwanzig Jahren mit Turgenjew bekannt geworden war, Hermann Müller-Strübing. Eine Reise von London, seinem damaligen ständigen Aufenthaltsort, nach

Italien, hatte er unterbrochen, um einige Tage in Baden-Baden zu bleiben. Manuel Garcia war gleichfalls von London wieder eingetroffen. Eine Nichte von Frau Viardot Madame Crèpet-Garcia — eine junge Spanierin von delikater feiner Schönheit des Kopfes und der schlanken eleganten Gestalt und von ungewöhnlicher, gesanglicher Begabung, — hausten als Gäste in der Villa.

Das ganze Leben in Baden-Baden während dieser Septembertage schien an heiterem Schwung und Glanz noch gewonnen zu haben. Die Kriegswochen mit ihrem furchtbaren blutigen Ernst lagen hinter uns. Nach dieser Zeit der bangen Sorge, des heißen Ringens, der ausschließlichen Herrschaft der politischen und kriegerischen Leidenschaften und Interessen, des Schmerzes, der Trauer, des Verzichts auf heitern Lebensgenuß, brach der Durst nach ihm nur um so stärker hervor. Man verlangte begierig seine Befriedigung und „von der Erde jede höchste Lust“ Auf uns Preußen fiel ein Abglanz der neuen Glorie unsers Königs, unsers Bismarck, unsrer Feldherren und Heere. Die Franzosen in Baden-Baden zeigten uns gegenüber ein merklich verändertes Wesen. Sie konnten sich dem überraschenden und imponierenden Eindruck der gewaltigen Preußischen Siege nicht entziehen. Aber die Anerkennung kam ihnen schwer genug an; und darüber, daß sie den Tag der „Revanche für Sadowa“ ersehnten, konnten wir nicht in Zweifel bleiben.

Der königliche Sieger selbst war diesmal nicht nach

27*

Baden-Baden gekommen. Wohl aber hatte Königin Augusta nach geschlossenem Frieden hier wieder ihren gewohnten Aufenthalt genommen. Sie besuchte wiederholt die Villa Viardot. Ich erinnere mich mit besonderem Vergnügen noch einer, für diesen hohen verehrten Gast dort im Salon, nicht in der Orgelhalle, veranstalteten, intimen musikalischen Matinée, der auch ich beiwohnte, in der Gardoni, der in jener Saison in Baden anwesende gefeierte italienische Tenor, der Sänger Wallenreiter, Frau Viardot selbst, ihre Schülerin, die schöne Böhmin Ferlesi, und Graf Flemming, der den Gesang der ersteren auf dem Cello begleitete, mitwirkten; und der innigen Befriedigung, ja des Entzückens der erlauchten Zuhörerin, welchem diese gegen die Genannten den wärmsten und schmeichelhaftesten Ausdruck gab.

Mein Aufenthalt in Baden-Baden konnte, da er so spät erst begonnen hatte, nur ein sehr viel kürzerer als in den beiden vorangegangenen Sommern sein. Aber es drängte sich für mich in den zwei Wochen seiner Dauer so viel an beglückenden Erlebnissen und Eindrücken zusammen, daß ihre Fülle genügt hätte, auf ein ganzes Jahr verteilt, dies noch als ein daran besonders reiches erscheinen zu lassen. Jeder neue Abend in der Villa, in der dort vereinigten Gesellschaft brachte, — Dank vor allem der Kunst, dem Geist, dem Naturell der Herrin des Hauses, von der es wie ein elektrisches Fluidum auf ihre ganze Umgebung ausstrahlte, und Dank Turgenjew,

— neue Freuden; und durch jeden folgenden meinte man den vorangegangenen noch übertroffen zu sehen. Und dazu kamen noch die kaum minder köstlichen Stunden des vertrauten Zusammenlebens mit Gustav Richter und Frau Cornelie, bald auf dem Balkon ihrer Wohnung, bald auf der Promenade; in der Oper, auf den gemeinsamen Fahrten durch die herrliche Waldlandschaft und auf denen zu dem lustigen abenteuerlichen Schauspiel der Iffezheimer Rennen. Ziemlich gleichzeitig sagten wir einander und Baden-Baden Lebewohl. Die beiden traten ihre lange Hochzeitsreise nach Italien an. Ich fuhr nach Berlin zurück; eine Fahrt unter erschwerenden Umständen, welche die, ob auch malerisch sehr interessanten massenhaften heimkehrenden Truppenzüge verursachten. Durch einen kurzen zweiten Aufenthalt in Kassel und einen kürzeren in Braunschweig, um auch die dortige Gallerie kennen zu lernen, wurde sie noch außerdem unterbrochen. Von Turgenjew hatte ich mich, mit dem festen Versprechen der Wiederkehr und längeren Bleibens im nächsten Sommer getrennt. Auf seinem Grundstück, dessen neu angelegter Garten unmittelbar an den Viardots grenzte, war das im vorigen Jahr projektierte Schlößchen im Stil Louis XIII., das ihm ein Pariser Architekt baute, bereits bis zum First des hohen Daches aufgeführt und der Freund konnte mir schon die Fenster weisen, hinter denen „la chambre de Pietsch“ läge, die ich künftig bewohnen sollte.

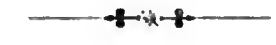
Meinen Text zum „Album der Kasseler Gallerie“

hatte ich zum größten Teil in Baden-Baden vollendet, für die Vossische Zeitung eine Reihe von Feuilletons: „Streifzüge durch annektiertes Land“ geschrieben. In Berlin am 19. September eingetroffen, erwartete mich zunächst eine andre schöne und fesselnde Aufgabe: die Berichterstattung über das grandiose, prachtvolle, erhebende und hinreißende Schauspiel des Siegereinzugs unsrer Truppen durch das Brandenburger Thor am 20. September und die am 21. folgende feierliche Enthüllung des Reiterstandbildes König Friedrich Wilhelms III. auf vorläufig noch schmucklosem Granitsockel, dessen große Postamentstatuen von Albert Wolff erst einige Jahre später zur Vollendung gelangten. Die kunstschöne, sinnreiche und bedeutsame Dekoration des Pariser Platzes und der ganzen Siegesstraße war des Anlasses würdig. Strack, der das Ganze entworfen und angeordnet hatte, war hier einmal aus sich selbst, d. h. aus dem ihm eigentümlichen, dünnen, überfeinen, gräcisierenden Stil herausgegangen. Alles trug in einem, an dieses Meisters architektonischen und dekorativen Schöpfungen sehr ungewohnten, Maße das Gepräge der Größe und monumentalen Wucht. Auf eine Schilderung des Verlaufs und der einzelnen Momente jenes Einzugs, — des Einreitens König Wilhelms, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl der ruhmgekrönten fürstlichen Feldherren, Bismarcks, Moltkes und Roons an der Spitze der Truppen; der Begrüßung des Königs durch die Ehrenjungfrauen der Stadt, deren

Sprecherin Frl. Bläser ihn mit der von Scherenberg gedichteten achtzeiligen Strophe anredete; des Sturms der Begeisterung, welchen das Erscheinen der Sieger bei den, seitlich der ganzen Triumphstraße sich scharenden, alle Fenster, Balkons, Dächer besetzt haltenden, Zehntausenden entfesselte, — verzichte ich hier. Ebenso auf einen Bericht über die Feierlichkeit des folgenden Tages und über das Festmahl in dem, erst zur einen Hälfte vollendeten, neuen Rathause, jenes Bankett, für welches A. Menzel die bewundernswerte Tischkarte und die Umrahmung der „Speisefolge" mit der Feder gezeichnet hatte. Ich habe alles das in jenen Tagen ausführlichst unter dem frischen übermächtigen Eindruck in der Vossischen Zeitung dargestellt.

Wir sahen durch das Genie, die Kraft und das Glück der Führer unseres Volkes, durch dessen opferfreudige Hingebung und durch die Tüchtigkeit unsers wohlgeschulten, wohlbewaffneten mit überlegener Klugheit geführten Heeres Gewaltiges vollbracht, nie möglich Geglaubtes erreicht und verwirklicht. Freilich war das nächste Resultat des Krieges ein zweigespaltenes Deutschland. Die „Mainlinie" schien das große Vaterland, dessen Einheit der Traum und das Sehnen unsrer Jugend und unsrer Mannesjahre gewesen war, für immer in zwei feindliche Hälften zerrissen zu haben. Doch wir glaubten nicht an die Ewigkeit, ja an keine lange Dauer dieser Trennung. Und in der Ahnung der kommenden Dinge schloß ich meine Schilderung der Einzugtage in der Vossischen Zeitung mit den Worten:

„Unsre Kinder werden diese Tage ihr Leben lang nicht vergessen und werden ihrer Nachkommenschaft noch begeistert davon erzählen. Oder sollen wir fürchten, ja vielleicht gar wünschen, daß in nicht ferner Zukunft ein neues Siegerfest das jetzt gefeierte in den Schatten stelle, neue ruhmvolle Namen von Helden, Schlachten und Siegen auf diese Schilde schreibe und den klaffenden Spalt des deutschen Landes so vollständig und glorreich schließe, wie dieses den deutschen Krieg von 1866?!" — Ja, wir wünschten es von ganzem Herzen, wir hofften, wir glaubten es. Und dieser Glaube hat uns nicht betrogen!



Namenregister.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 275: Anstett für Anschütz.


COLUMBIA UNIVERSITY
0035531860

